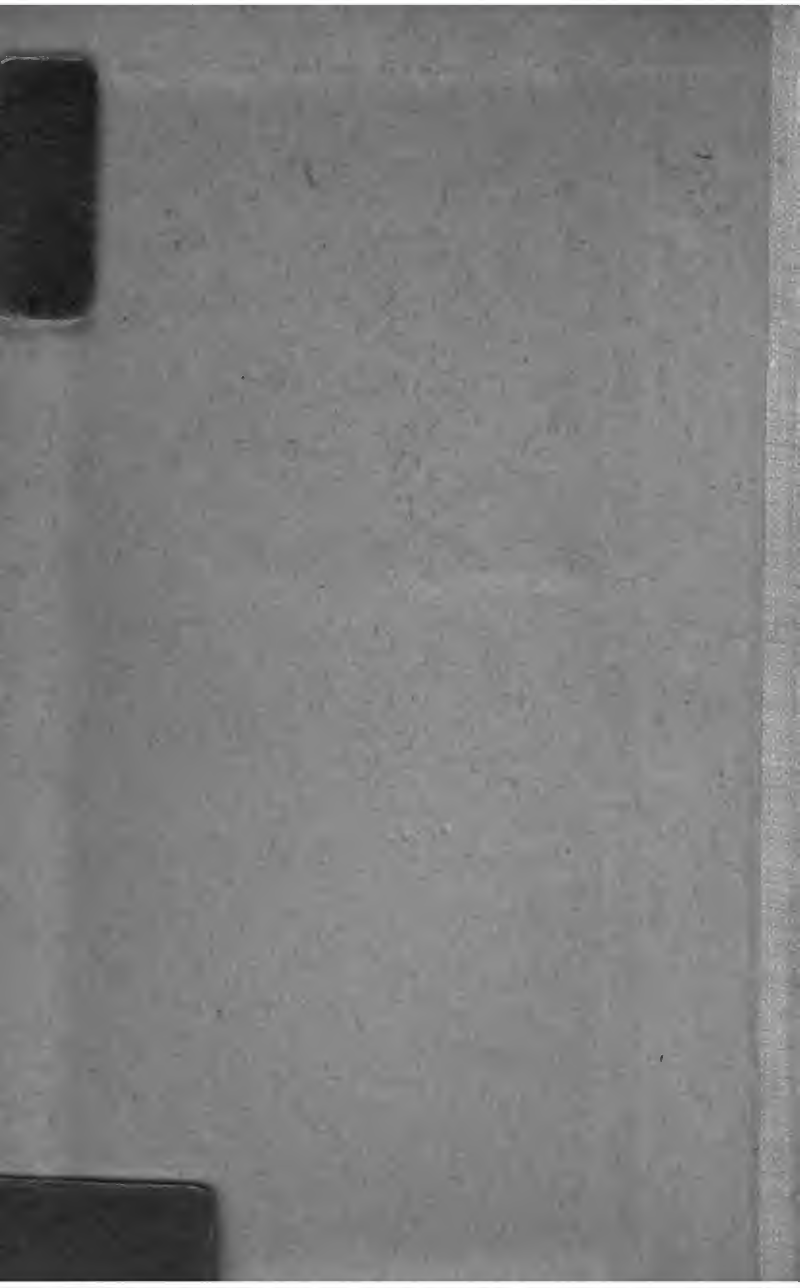
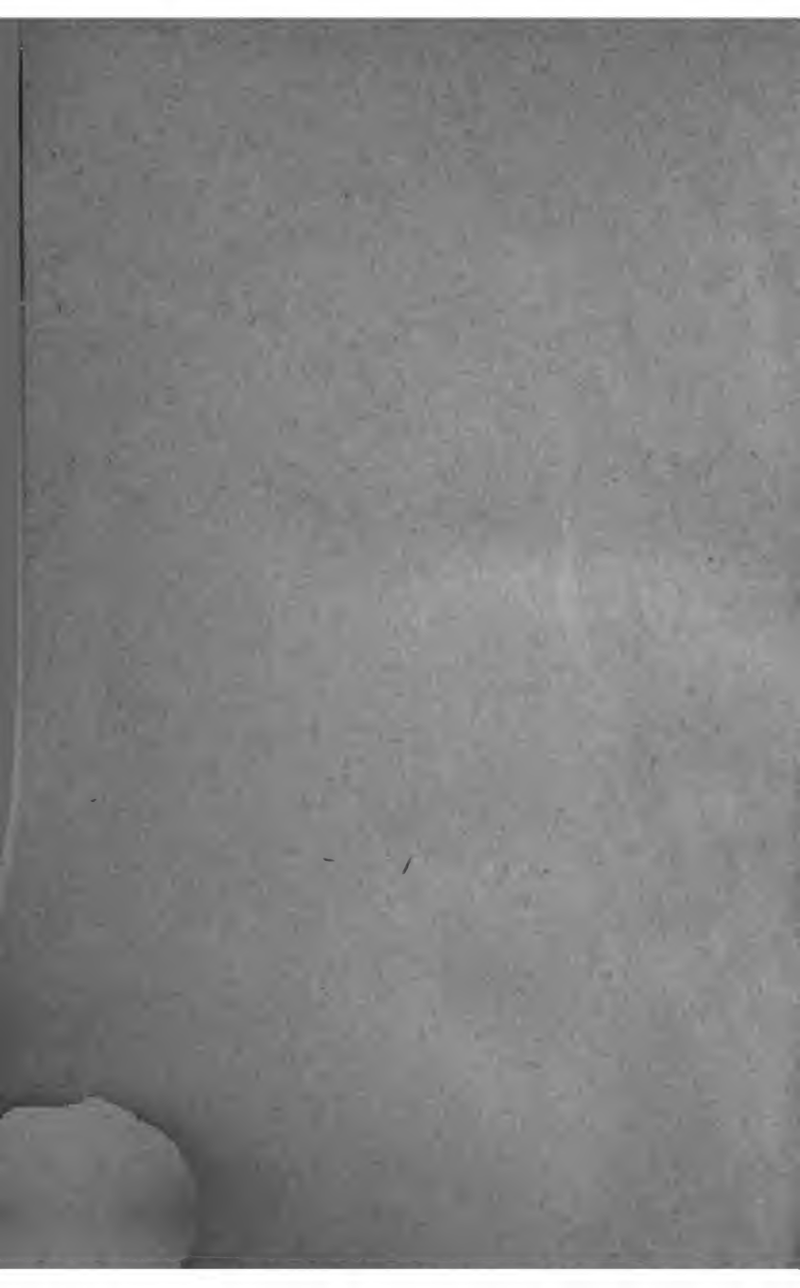






Geographische

Wanderungen

von

Karl Andree.

Erster Band.

Dresden,
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1859.

1. Geography
2. Ethnology
3. U.S. — Description and travel,
1850–1860

Inhalt.

Vorwort.

In den nachfolgenden Geographischen Wanderungen wird eine Reihe von Gegenständen erörtert, welche sich auf die Eigenthümlichkeiten verschiedener Länder und auf das Leben von Völkern beziehen, deren Kennzeichnung versucht wird. Diese Aufsätze erschienen während der letztverflossenen sechs Jahre zum Theil ohne Namen, zum Theil pseudonym, in der Augsburger Allgemeinen und der Kölnischen Zeitung, in der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung, im Westlande, in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde, im Ausland und in den Hausblättern.

Der Leser wird finden, daß überall eine geographische oder ethnologische Unterlage festgehalten wird, und daß ich solche Stoffe behandelt habe, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und sich auf die Geographie der Cultur und des Verkehrs beziehen. Die Wissenschaft darf gerade in unseren Tagen die Aufgabe nicht zurückweisen, sich und ihre Ergebnisse dem praktischen Leben näher zu rücken; sie hat dahin zu trachten, daß ihr auch

außerhalb unserer gelehrten Kreise immer mehr Freunde gewonnen werden. Sie soll anregen, ihre Ergebnisse in ernster aber faßlicher Weise möglichst Vielen zu vermitteln und zugängig zu machen suchen. Zu diesem Behufe muß der Schriftsteller die gelehrten Kategorien und die Ausdrucksweise der Schule bei Seite lassen und frisch in's volle Leben hineingreifen. Der Fachgelehrte darf es nicht verschmähen, auch als Publicist aufzutreten. Wer Völkercharakteristiken giebt, muß zugleich in das politische Gebiet hinübergreifen. Denn vorzugsweise auch im Staatswesen tritt die eigenthümliche und oft sehr scharf begrenzte Naturanlage und Begabung eines Volkes hervor. Die Gegensätze, welche wir bei verschiedenen Stammgruppen und Völkern finden, liegen manchmal theilweise in geographischen Bedingungen und Verhältnissen, zumeist aber im Blute selbst. Eine Staatswissenschaft, die ersprießlich wirken will, hat das anthropologisch-ethnische Element in den Völkern künftig sorgfältiger zu beachten, als seither im Allgemeinen geschehen ist; sie muß eine sichere Grundlage auf dem Boden der Völkerkunde suchen, und zu individualisiren verstehen.

Das Urtheil über Frankreich und die Franzosen wird man nicht zu hart finden. An einem andern Orte ist von mir erörtert worden, wie unheilvolle Wirkungen das germanische Europa dadurch erfuhr, daß unsere Staaten auf dem Festlande besonders seit den Tagen Ludwigs des Vierzehnten so viel Romanisches annahmen, und wie durch mechanische, aufgezwungene Formeln, welche unserm

Wesen durchaus fremdartig sind und bleiben, unser germanisches Staatswesen schwer beeinträchtigt wurde. Die Willkürherrschaft, die bei uns im vorigen Jahrhundert nach französischem Vorbild erstrebt wurde, und ein sogenannter omnipotenter Polizei- und Acten-Staat, sind durch und durch undeutsch und unserm ganzen Genius widerstrebend. Jener nach Deutschland herübergepflanzte Absolutismus, der bei uns noch überdies einen kleinlichen Zuschnitt gewann, nivellirte von oben herab und hemmte den freien Kreislauf des Blutes in den Adern der Nation. Aber der germanische Geist hat sich fort und fort gegen das Fremdartige und Aufgezwungene zur Wehr gesetzt, und unablässig gearbeitet, dasselbe wieder auszustoßen.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß die germanischen Länder um so stärker in die revolutionären Wirren hineingezogen worden sind, je mehr in ihnen romanische Staatseinflüsse, Formeln und Schematismen zur Geltung gekommen waren, je mehr man sich von den freien germanischen Grundlagen entfernt hatte, um nach Pariser Schablone einen Polizei- und Beamtenstaat durchzuführen, der keine Bürger, sondern nur „Administrirte" kennt. Scharfblickende Staatsmänner in Deutschland begreifen sehr wohl, worin das Uebel liegt, und suchen deshalb eine heilsame Umkehr, einen Ausweg aus dem Labyrinth des mechanischen Wesens, um wieder eine gesunde Basis zu gewinnen. Eine solche aber liegt allein in der Selbstverwaltung. Je mehr wir unserm Staat deutsche Grundlagen wieder geben, je mehr französischen Mechanismus wir aus demselben

hinauswerfen, um so befriedigender werden unsere öffentlichen Verhältnisse sich gestalten, und wir werden in's Gleichgewicht kommen. Denn es liegt tief im innern Wesen des germanischen Menschen, daß er sich bemüht, eine Ausgleichung im Staatswesen zu finden und den Extremen die Spitze abzubrechen; bei ihm gedeihen Volk und Staat um so besser, je weiter sie sich von den letzteren entfernt halten. Allen germanischen Völkern erscheint der Staatsverband als eine sittliche Nothwendigkeit; sie bedürfen desselben für Familie, Gesellschaft, Cultur und Geistesleben überhaupt; wir sind ethnisch, und überall, wo von oben herab nicht allzuarg in französischer Weise nivellirt worden ist, auch volksthümlich mit ihm verwachsen. Deshalb, und bei unserm Hang zum Festen und Gediegenen, lassen wir es nie dahin kommen, daß Alles aus Rand, Band und Fugen geht. Wir wollen einen Organismus, welcher der Individualität einen freien, weiten Spielraum erlaubt, nicht aber einen platten Mechanismus, der erstarrend wirkt und die Staatsangehörigen allesammt unmündig macht.

Bei den romanischen Völkern ist dem Staat die ethische Unterlage und der eigentliche innere Zusammenhang abhanden gekommen. Nachdem sie überall der Willkürherrschaft und dem Nivelliren von oben preisgegeben waren, schwanken sie nun seit siebenzig Jahren zwischen Absolutismus und Revolution, und alle sittlichen Verbände sind bei ihnen gelockert; die Gesellschaft wird nur durch Zwang von oben zusammengehalten; es gilt nur die Autorität, die Gewalt, das Gebieten. Diese Staaten liegen auf einem Vulkan,

und auf diesem sind die Menschen geistig und sittlich unsicher geworden. In Frankreich namentlich erscheinen sie völlig auf das Aeußere gerichtet; man sucht sie hinzuhalten, indem man der Nation Herrschaft, Glanz und Ruhm in Aussicht stellt.

Die Franzosen sagen von sich selbst, es sei ihr Privilegium, den anderen Völkern gleichsam als Leithammel zu dienen, und sie hätten dabei die Aufgabe, von Zeit zu Zeit die Fundamentalgesetze des europäischen Lebens über den Haufen zu werfen. Allerdings hat unser Geschichtschreiber Ranke nachgewiesen, daß sie Einrichtungen, Gestaltungen und Grundsätze im Staatsleben, welche erst durch sie bei anderen Völkern zur Geltung gekommen waren, selbst wieder umstürzten. Kein anderes Volk hatte den Feudalismus so glänzend ausgebildet, das Mönchswesen so weitgreifend gestaltet und an den Kreuzzügen einen lebhaftern Antheil genommen. Aber das Frankreich des Hugo Capet führte den ersten Schlag gegen das Feudalwesen, welches von einem Könige und einem Kardinal zerschmettert wurde. Das Frankreich des heiligen Bernhard warf zuerst die politische Macht der Mönchsorden über den Haufen und demüthigte Päpste. Das Frankreich Gottfrieds von Bouillon und des heiligen Ludwig war die erste christliche Macht, welche mit den Türken in ein Bündniß trat. Frankreich, ehemals Muster einer mittelalterlichen Feudalmonarchie, wird im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert mehr und mehr eine uneingeschränkte Monarchie, vor welcher Bürger, Geistlichkeit und Adel im Staube liegen, und

wandelt sich in einen Beamten-, Gensd'armen- und Polizeistaat um. Aber diese Gensd'armenmonarchie wird radikal durch eine demokratische Umwälzung beseitigt, die alles Bestehende hinwegfegt, und der dann ein monarchischer Militärstaat auf völlig nivellirtem Boden folgt. Dieses Soldatenregiment muß einer scheinbar constitutionellen, im Wesentlichen aber bureaukratischen Regierung Platz machen, nach welcher eine zweite sogenannte Republik ein ephemeres Dasein führt, um wieder einem zweiten Kaiserthume zu weichen, dessen Inhaber ganz unumschränkt gebietet. Alles war in Frankreich, dem Lande der „welthistorischen Gastrollen", nur Durchgang, und die übrigen romanischen Staaten, in der alten wie in der neuen Welt, haben eben so wenig eine dauerhafte und zuverlässige Grundlage gewonnen. Mit vollem Rechte konnte ein unbefangener Franzose hervorheben, daß die Völker lateinischen Schlages sich nicht daran genügen lassen, die staatliche Freiheit und bürgerliche Gleichstellung erobert zu haben; „die Sucht nach Neuerungen ist bei ihnen endemisch geworden, und reißt sie fortwährend zu neuen Experimenten hin, die jenseits des gesunden Menschenverstandes liegen, und dann wissen sie nicht Halt und nicht Stillstand zu finden. Dagegen sind die germanischen, insbesondere die angelsächsischen Völker, dieser gefährlichen Bewegung entgangen."

In dem Aufsatze über den Kanal von Suez habe ich die übertriebenen Erörterungen, welche man von den Folgen einer solchen Wasserstraße rege macht, auf das gebührende Maaß zurückzubringen gesucht, und die Bedeutung

dieser interoceanischen Fahrbahn ohne Vorurtheil gewürdigt. Das Actienkapital soll, wie ich so eben lese, etwa acht Millionen Pfund Sterling, also mehr als fünfzig Millionen Thaler, oder mehr als zweihundert Millionen Francs betragen. Den Bau selbst hat man auf siebenthalb Millionen Pfund Sterling veranschlagt und die jährlichen Unterhaltungskosten auf dreiundsechszigtausend Pfund Sterling. Wenn, sagt man, täglich nur zwei große Seeschiffe von je zweitausendfünfhundert Tonnen Gehalt den Kanal benutzen, so würde dieser dadurch eine Jahreseinnahme von achtmalhunderttausend Pfund Sterling in Aussicht haben. Das mag immerhin der Fall sein; aber um eine solche Summe würden dann auch den Verbrauchern die Waaren, im Gegensatz zur atlantischen Route, vertheuert werden, und man sieht also nicht ab, wo hier ein Gewinn für den Handel liegt.

In Betreff der Casas Grandes, der Trümmer von Quivira ꝛc. beharre ich auf der Theil II. S. 32 ff. entwickelten Ansicht, auch nachdem ich das Vorwort Alexander von Humboldts zu Balduin Möllhausens Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, Berlin 1858, gelesen habe. Ich glaube nicht, daß zwischen den Azteken und den Erbauern der Casas Grandes irgend ein Culturzusammenhang stattgefunden habe, und suche die angeblichen Stationen der Azteken nicht im Norden des Rio Gila. Die Trümmer, welche die Reisenden dort antreffen, rühren ganz bestimmt von den Vorfahren der heutigen Pueblos-Indianer her, und die Bauwerke derselben gleichen

jenen, welche wir nun in Ruinen finden, eben so wohl, wie die heutigen töpfernen Hausgeräthe jenen Scherben, die bei den verfallenen Casas Grandes in so großer Menge umherliegen. Es ist eine willkürliche Annahme des trefflichen Möllhausen, wenn er (S. 274) als „erwiesen" hinstellt, daß die Ruinen in Neu-Mexiko von den „alten Azteken, Tolteken und Chichimeken" herrühren. Der Beweis bleibt noch zu führen, und ich glaube nicht, daß es möglich sein werde, ihn zu liefern.

Leipzig, 1. October 1858.

Dr. Karl Andree.

England und die Engländer.

Die großen Menschenstämme, ihre Anlagen und Begabungen — Gegensatz verschiedener National-Charaktere. — Die Neugermanen Amerika's. — Die Engländer.

In einer Zeit, in welcher durch die neueren Verbindungsmittel Länder und Völker immer näher an einander gerückt werden, und keine überhaupt zugängige Region vereinzelt und abgeschlossen bleiben kann, gewinnt die Erdkunde eine gesteigerte Bedeutung auch für die praktischen Lebens-Verhältnisse. Die Beziehungen des Geschäftsmannes reichen über den ganzen Erdball. Für einen Handel- oder Gewerbetreibenden auch im innern Deutschland ist es von Belang, ob die Indigo-Aerndte in Guatemala oder im malayischen Archipelagus ergiebig war, ob in Ohio der Weizen reichen Ertrag gab oder nicht, ob in China ein Krieg, in Peru oder Neapel eine Revolution ausbricht. Es berührt seine Interessen, wenn in einem fernen Lande neue Schienenwege oder Dampferlinien eröffnet werden, denn sie beschleunigen den Verkehr; es interessirt ihn nicht minder, die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gegenden und Menschen kennen zu lernen, mit welchen die geschäftlichen Verflechtungen ihn in Berührung bringen. Die Solidarität, die

Gemeinschaftlichkeit ist in unseren Tagen größer und mannichfacher geworden, als je zuvor.

Geographie und Völkerkunde haben für Fachgelehrte wie für die verständigen Leute im großen Publikum aufgehört, eine Art von Luxus zu sein, den man sich zum Zeitvertreib gestattete; sie sind nothwendig geworden für das Verständniß einer Menge von Verhältnissen, welche man ohne sie nicht begriffe, und es wird die Zeit nicht gar fern sein, da man für diese unentbehrlichen Wissenschaften einen Lehrstuhl auf jeder Hochschule so nothwendig erachtet, wie Katheder für Pandekten oder Knochenlehre. Das praktische Bedürfniß dafür wird sich immer mehr geltend machen, nicht bloß für die eigentlichen Geschäftsmänner, sondern auch für die Facultäts-Studien. Karl Ritter hat die Erdkunde zur Wissenschaft erhoben, ihr neue Bahnen und einen weiten Horizont eröffnet; die Ethnologie ist eben in den Anfängen, um sich gleichfalls zu einer eigentlichen Wissenschaft umzugestalten und die Bande bloßer Empirie abzustreifen. Schon ist der Kampf heiß geworden, die Gegensätze bekämpfen einander lebhaft, und manche neue Grundlagen und Gesichtspunkte sind gewonnen worden. So viel ist nicht mehr zu verkennen, daß die Völkerkunde weit mehr, als bis jetzt der Fall gewesen, auch zur Grundlage der Staatswissenschaft werden wird, und daß nur mit ihrer Hülfe manche Ausgleichungen sich erzielen lassen, nach welchen man seither vergeblich gesucht. Ein bloßes Aggregat von Wahrnehmungen, die ohnehin zumeist äußerlich sind, reicht nicht mehr aus. Man wird die anthropologische Anlage und Naturbegabung der verschiedenen großen Familien, welche die Menschheit ausmachen, genauer in Erwägung ziehen und berücksichtigen, ihre physische und psychische Begabung in's Auge fassen müssen. Nur so begreift man die verschiedenen großen Civilisationen und Culturen in ihrem eigentlichen Wesen und in ihrer Berechtigung, versteht man den Gang ihrer Entwickelung, der

allemal durch eine tiefe ethnische Anlage bedingt wird; denn der Grad der Culturfähigkeit und Culturmöglichkeit ist nicht überall derselbe, sondern tritt uns von Anbeginn der Geschichte in einer Menge von Abstufungen entgegen; die menschheitlichen Gruppen haben verschiedene Culturwerthe, deren Wesen ergründet werden muß. Mit abstrakten Formeln, naturrechtlichen und rechtsphilosophischen Allgemeinheiten erklärt man in dieser Beziehung nichts, sie geben kein tieferes Verständniß.

Der unbefangene Beobachter sieht, daß die verschiedenen großen Gruppen durch die ganze Geschichte in ihrem innern und äußern Wesen sich gleich bleiben und nur schwachen Modificationen unterliegen. Sie bilden Gegensätze zu einander, welche sich durch die „Civilisation," ein Wort, mit welchem viel Mißbrauch getrieben wird, nicht beseitigen lassen. Europäische Einflüsse können äußerlich einwirken und Manches anders formen, aber das eigentliche Grundwesen, die physische Anlage und Begabung, vermögen sie nicht umzugestalten; über das, was die Natur einmal immanent gegeben hat und permanent behaupten will, haben sie keine Macht. Die Natur ist beharrlich; sie hat ihre Geheimnisse, welche der Ethnolog zu enthüllen suchen muß, und läßt sich keinen Zwang anthun. Es ist nicht etwa Zufall, daß durch Mischung verschiedener Stämme sich keine constanten Mischlings-Varietäten bilden lassen; nicht Zufall, daß die verschiedenen „Racen" nicht zu einer allen Menschen gemeinsamen Urform werden wollen oder können, und daß Anziehungen und Abstoßungen vorhanden sind, die sich niemals beseitigen oder besiegen lassen. Grund und Ursache dafür können wir nicht nachweisen, die Wissenschaft hat nur zu constatiren und, bis heute wenigstens, das Räthsel nicht gelöst. „In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist." Sehr zutreffend sagt einmal Fichte, daß eine gleichförmige Cultur sich den Menschen nicht aufhängen lasse, wie ein Mantel auf die nackten Schultern eines Gelähmten.

bringen überall hin Leben und Regsamkeit, und tragen bürgerliche Freiheit an alle Punkte des Erdballs. Uns darf nicht bange sein, daß dieselbe keine Zukunft habe; die germanischen Seevölker sind und bleiben Hort und Retter derselben.

Auf der westlichen Erdhalbe stehen die Nordamerikaner in erster Linie, und man kann schon heute mit Sicherheit behaupten, daß der größte Theil jenes Continents ihnen zufallen werde. In Bezug auf Handel und Verkehr haben sie längst die übrigen Staaten mehr oder weniger von sich abhängig gemacht, und ihrem Einflusse kann Niemand sich entziehen. Es liegt eine ungeheure Kraft der Ausdehnung in diesen amerikanischen Neugermanen, die sich selbst gern Sachsen nennen. Sie bilden ein Gemisch aus allen Völkern deutschen Blutes, das mit einiger Verquickung durch keltische Elemente sich zu einer eigenthümlichen Volksart heranbildet. Die Nordamerikaner sind in Wesen und Charakter nicht insularisch, wie der Engländer, sondern durchaus continental. Bei ihnen wiederholt sich die mittelalterliche Völkerwanderung auf einem Festlande, das eine ungemessene Breite hat; um dieselbe zu durchwandern, bedarf es nicht einiger wenigen Reisetage wie in Großbritannien, sondern vieler Wochen und Monate. In der kurzen Spanne Zeit, welche zwei Menschenalter ausfüllt, ist ein großer Theil des Festlandes jener Union einverleibt worden, welche einst nur den schmalen Küstensaum zwischen Canada und Florida ausfüllte. Sie hat das weite Gebiet bis zum mexikanischen Meerbusen und bis zum stillen Weltmeere nicht nur erobert, sondern auch befruchtet. Einem syrischen Sprüchworte zufolge verdorrt unter dem Tritte des Türken alles Gras; unter dem Schritte des Nordamerikaners wächst Getreide; überall, wohin er kommt, legt er gesunde Keime, er schafft Leben selbst in der Wüste. Die Geschichte gibt Zeugniß dafür.

Aber als Nachkomme seefahrender Altsachsen und Friesen beschränkt jener Neugermane Amerikas sich nicht auf das Festland.

Seine ethnische Anlage und der Charakter seiner mannichfach gegliederten Küsten drängen und weisen ihn auf das Meer hin; er ist zugleich ein oceanischer Mensch, und die salzige Woge seine zweite Heimath. Gleich den alten Wikingern schwärmt er mit seinen Schiffen umher, seine Gestade sind beiden großen Oceanen zugewandt, und er ist nicht geneigt, eine lediglich territoriale Rolle zu spielen, die ohnehin einem Volke nicht ansteht, das im Welthandel etwas Großes bedeuten will. Deshalb ist Nordamerika auch eine Seemacht und zeigt seine Flagge in allen auf nasser Fahrbahn zugängigen Regionen. Yankees haben an die Pforten des kaiserlichen Palastes in Japan geklopft, sie donnern mit ihren Geschützen in den chinesischen Strömen, und der Erwerb wichtiger Eilandgruppen, welche auf dem Wege zwischen Asien und Californien liegen, steht in Aussicht. Amerika ist auf dem Meer Englands Nebenbuhler geworden; beide theilen die Seeherrschaft; kein anderes Volk vermag mit ihnen zu rivalisiren. Zwar Holland ist noch immer eine Colonialmacht, und seine Besitzungen im indischen Archipelagus sind ein herrliches Erbtheil, an welchem die Nachkommen der Bataver mit Recht festhalten. Aber die Zeit eines thätigen Eingreifens ist für sie längst vorüber; sie müssen sich begnügen, das Erworbene zu behaupten, und üben deshalb verständige Selbstbeschränkung.

Die romanischen Völker Europas sind im See- und Colonial-Verkehr längst in die zweite Linie zurückgetreten. Frankreich hat stets große Anläufe genommen, um eine maritime Großmacht zu werden, und mehr als einmal besaß es stattliche Flotten. Aber diese sind nicht eigentlich naturwüchsige Schöpfungen, weil die nöthige Unterlage, eine schwunghafte eigene Rhederei, fehlt und der größte Theil des französischen Seehandels unter fremder Flagge getrieben wird. Es ist nicht etwa Zufall, daß Frankreichs Colonieen niemals gedeihen wollten. Der Erklärungsgrund liegt in der Anlage und im Charakter

des Volkes, an welchem sich nichts ändern läßt. Ein einziger Gegensatz macht die Sache klar. In Ober-Canada, das erst im Laufe unseres Jahrhunderts Einwanderer angezogen hat, finden wir reges Leben; an Thätigkeit und Aufschwung stehen sie hinter jenen von Neu-England, Neu-York oder Ohio nicht im Mindesten zurück, überall zeigt sich riesenhafter Fortschritt. Dort ist die ganze Bevölkerung germanisch. Unter-Canada wurde vor länger als zweihundert Jahren von Franzosen besiedelt. Seit länger als drei Menschenaltern leben diese neben Engländern, unter den freien Gesetzen Großbritanniens; sie haben ringsum gute Beispiele und frische Beweglichkeit, Gelegenheit in Fülle, alle ihre Kräfte reichlich und lohnend zu entfalten. Aber die französischen Canadier bleiben stehen und sind gleichsam verknöchert; es will aus ihnen nichts weiter werden, als was sie längst sind: Bauern, welche den Acker in altväterischer Weise bestellen, Bootsleute und Ruderknechte, Pelzhändler und Kleinbürger, denen das hastige und regsame Treiben ringsum zuwider ist. Was an Fortschritt und Aufschwung in Unter-Canada sich zeigt, ist durchschnittlich englisch. In Ostindien waren die Franzosen schon mächtig, als die Briten dort nur erst einige kleine Faktoreien an der Küste besaßen; ein genialer Mann wie Dupleix, hatte den Plan zu einem großen indischen Colonialreich entworfen, aber Frankreich begriff ihn nicht. Jenes Reich an Ganges und Indus gehört nun längst den Engländern, und diese liefern den Beweis, daß sie verstehen, es zu behaupten.

Die französischen Colonieen sind nur zerstreute Trümmer, die man festhält, weil man sie weder aufgeben kann, noch will; die politische Stellung Frankreichs bedingt eben eine Kriegsflotte; der Handel könnte die paar Colonieen im Nothfall wohl entbehren. Neu-Caledonien, die Marquesas und Otaheiti sind für ihn ohne Bedeutung; die Inseln in Westindien, Cayenne, Bourbon und die Positionen auf Madagaskar kosten mehr, als

sie einbringen; aber man hat in ihnen Punkte, wo die Flotten sich sammeln können, und eine europäische Großmacht will und muß doch ihre Flagge zeigen. Die geringe Begabung der Franzosen für Werke der Colonisation tritt auch in Algerien hervor. Sie besitzen das schöne Land dicht an ihrer Thür seit nun bald dreißig Jahren; die Behauptung desselben hat ihnen zweitausend Millionen Francs an Geld und mehr als hunderttausend Menschen gekostet. Trotzdem ist erst Alles in schwachen Ansätzen und Anfängen, die Zahl der angesiedelten Europäer beträgt nicht viel über einmalhunderttausend, und von diesen bilden Malteser, Spanier und Italiener einen nicht geringen Bruchtheil. Die Franzosen ziehen, gleich ihren romanischen Sprachverwandten, den Aufenthalt in den Städten vor; Agricultur-Colonisten sucht man in Deutschland und in der Schweiz. Der Franzose ist kein guter Auswanderer, eher noch der Baske aus dem südwestlichen Frankreich; aber dieser geht nicht nach Algier, sondern in die Länder am La Plata, und dort bequemt er sich lieber zu Arbeiten in den Viehschlächtereien und Saladeros, als zum Ackerbau, welchem er auch die Beschäftigung des Ziegelstreichers, Maurers oder Zimmermannes vorzieht.

Es hat niemals eine französische Colonie in Aufschwung und eigentlicher Blüthe gegeben, eben so wenig eine spanische oder portugiesische. Als in Süd- und Mittelamerika sammt Mexiko das alte Monopol des Mutterlandes gebrochen wurde, begannen auch schon die Bürger- und Racenkriege. Die romanischen Völker haben in fremden Erdtheilen ihr Blut nicht rein erhalten; daher rührt zum großen Theile der Jammer, welchem sie anheimgefallen sind. Es ist ein nicht umzustoßender und nicht wegzuläugnender Erfahrungssatz, daß alle physische Vermischung zwischen verschiedenen großen Menschentypen, wenn denselben innere Wahlverwandtschaft und Affinität abgeht, das Produkt verschlechtert, den Mischling physisch und psychisch verunedelt. Allen Staaten, in denen Mischlinge

solcher verschiedenen Arten neben und durch einander leben, fehlt eine eigentliche Gesellschaft, Alles bleibt incohärent; es kann keine psychische Durchdringung stattfinden, und man trifft überall auf schroffe Gegensätze, für welche die Ausgleichung fehlt und vergeblich gesucht wird. Sie findet sich auch dann nicht, wenn alle Schichten volle Gleichberechtigung haben; denn die aus dem innern Wesen kommende, tief in demselben wurzelnde Abstoßung wirkt allemal mächtiger als die Anziehung, welche etwa äußere Belange üben. Es ist mehr als bloßer Instinkt, es ist Ueberzeugung von einer unbedingten Nothwendigkeit, daß die germanischen Völker in den Colonieen diese Vermischung möglichst vermieden haben. Wenigstens hat sie bei ihnen nie in solchem Umfange wuchern können, wie bei Spaniern und Portugiesen. Die Bewahrung einer „Aristokratie der Haut" ist gleichbedeutend mit Festhalten an einer höhern und edlern Gesittung, mit Beharren auf einer höhern und edlern Stufe, Bewahren einer feinern und begabtern Psyche, mit einem starken moralischen Schwergewicht. Die Resultate liegen überall vor; und man braucht nur die spanischen und portugiesischen Creolenstaaten Amerikas und ihre überwiegend aus Mischlingen, Negern und Indianern bestehende Bevölkerung mit den germanischen Colonieen zu vergleichen, in welchen die weiße Farbe entschieden vorwaltet. Dort Zerfall und Auflösung, hier Aufschwung und frisches Leben. Die wachsende Abhängigkeit der schwachen, innerlich durch und durch zerrütteten Länder von einem starken, im Bewußtsein der Kraft immer weiter ausgreifenden Nachbar ist erklärlich und versteht sich eigentlich von selbst; damit wird lediglich ein Naturgesetz erfüllt, das zu allen Zeiten gegolten hat. Schon jetzt sind die Dinge in manchen Creolenstaaten so weit gediehen, daß hellere Köpfe anfangen, sich in ein Schicksal zu ergeben, welches doch am Ende unvermeidlich sein wird.

Die Nordamerikaner sind noch weit entfernt von einem festen, abgeschlossenen Gepräge in ihrer Volksthümlichkeit. Unter den großen Nationen stehen sie als die jüngste da; der Anbeginn ihrer vollen Selbstständigkeit fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts, und die massenhafte Einwanderung gehört erst den Zeiten nach Beendigung der großen europäischen Kriege an. Seitdem ist Nordamerika in Bezug auf seine Volksbestandtheile gleichsam eine bunte Musterkarte geworden, auf welcher jedoch die romanischen Elemente als vereinzelte kleine Flecken eingesprengt sind. Die Haupt- und Grundmasse ist germanisch und so gesund und kräftig, daß sie alle neu hinzugekommenen Bestandtheile nach Verlauf einiger Zeit mit sich vereinigt und verquickt. Die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten: Deutsche, Irländer, Engländer, Holländer, Skandinavier und Walliser, bewahren in der ersten Generation allerdings noch ihre Sprache und Manches von alten Sitten und Gebräuchen; aber von vorn herein setzen sich auch gleich specifisch-amerikanische Elemente an. Der in Amerika geborene Sohn englischer Eltern ist in Anschauungen, in manchen Ausdrücken, in seiner ganzen Haltung und in seinem Behaben kein Engländer mehr; ein geübtes Auge unterscheidet Engländer und Amerikaner ohne Mühe von einander. Es geht den Deutschen und den übrigen Völkern nicht anders. Die Natur gestattet einmal nicht, daß alle europäische Organismen sich in der neuen Welt unverändert reproduciren, sie schafft vielmehr durch eine Reihe von Evolutionen etwas Neues und Eigenartiges, damit Land und Menschen in Einklang und Uebereinstimmung kommen. Sie will keinen Abdruck Englands oder Deutschlands in Amerika; sie wandelt die Menschen zu Amerikanern um, gibt ihnen auf alter Unterlage und durch neue, wahlverwandte Beimischungen einen eigenartigen Typus. Diesen modificirt sie mit großer Mannichfaltigkeit, sie läßt aber das neue Grundwesen überall herauserkennen. Sie schafft eine neue Einheit, aber

mit Gliederungen. Von St. Pauls in Minnesota bis nach Brownsville in Texas an der mexikanischen Grenze, von Boston oder Neu-York bis San Francisco erscheint der Nordamerikaner auch amerikanisch; aber der neuenglische Yankee ist doch wieder ein anderer Mensch als der Bauer in Ohio oder Wisconsin oder als der Pflanzer von Alabama. Die Staats-Einrichtungen sind überall dieselben, sie befriedigen das Volk vollkommen; und doch haben sich schon heute, wo so Vieles noch in Guß und Fluß ist, manche landsmannschaftliche Untertypen herausgearbeitet. Land oder Meer, Klima, Gebirge, Prairie, Beschäftigung, Vorwalten des einen oder andern germanischen Grundstammes da oder dort, üben allmählich ihre Einwirkung, und diese landsmannschaftlichen Typen machen sich unmerkbar ganz von selbst. Man bezeichnet sie mit Spitznamen, und wenn von einem Down-Easterner oder von einem Bocksauge, von einem Halb Pferd halb-Alligator oder von einem Badger, von einem Sucker oder Hoosier die Rede ist, so weiß Jedermann, daß damit die Bewohner von Neu-England und Ohio, von Kentucky und Wisconsin, von Indiana und Illinois bezeichnet werden, und daß mit diesen Benennungen sich auch der Begriff gewisser Eigenthümlichkeiten verbindet. In Europa sind die alten Stammes-Eigenthümlichkeiten historisch überkommen und bleiben so constant, wie die Bewegungen in Folge der neuen Verkehrsmittel und deren Einwirkungen irgend erlauben; in Nordamerika treten neue Bildungen auf; dort ist nichts abgeschlossen, Alles in frischem Werden, und ein nordamerikanischer Nationalcharakter wird vielleicht erst nach hundert oder zweihundert Jahren fertig sein.

Bis dahin bleibt Alles in ununterbrochener Gährung. Aber die Bestandtheile zu dem Gemisch, das erst im Fortgange der Zeit sich niederschlagen und abklären kann, sind vortrefflich. Hier ist Affinität, hier ist Anziehung; Angehörige einer großen, in Europa in verschiedene Theile zerlegten Familie,

Einer und derselben sprach- und blutsverwandten Völkergruppe, finden sich auf anderm Boden zusammen und bilden eine neue Gemeinschaft. Gegenwärtig ist sie noch jung, sie hat das volle Kraftbewußtsein, den Muth und Uebermuth und die Unbedachtsamkeit der Jugend, welche sich fühlt, und darin liegt die Erklärung für so manche Erscheinungen, welche Nordamerika darbietet. Wir dürfen bei Beurtheilung derselben keinen europäischen Maßstab anlegen.

Diese Gedanken drängten sich mir auf, nachdem ich Ralph Waldo Emerson's Buch über England aus der Hand gelegt. In den English traits wird Alt-England von einem Neu-Engländer mit bewunderswürdiger Unbefangenheit, mit tiefem Verständniß geschildert, und die Darstellung John Bull's und seiner Eigenschaften nimmt unter der Feder eines Yankee manchmal die Gestalt eines Dithyrambus an. Waldo Emerson ist unter allen amerikanischen Schriftstellern am meisten Original. Der ehemalige unitarische Prediger hat sich eine selbstständige Bahn gebrochen, und es kümmert ihn wenig, ob Andere ihm auf derselben folgen oder ihn tadeln; er geht seinen eigenen Weg und gehört keiner Schule an. Er gehört zu den schärfsten Denkern, er hat eine mächtige Summe von geistiger Arbeit hinter sich, und Alles an ihm ist prägnant und wuchtig schwer. Am liebsten spricht er in kurzen, gehackten Sätzen, die zuweilen etwas gesucht und orakelhaft erscheinen, aber stets inhaltreich und schlagend sind; seine Manier erinnert an jene eines berühmten Engländers, mit dem er in einiger Geistesverwandtschaft steht, an Thomas Carlyle. Aber Emerson ist nicht etwa dessen Nachahmer; sein Wesen ist ihm eigenthümlich, ist der Mensch selbst; er gelangte zu seinem geistigen Gepräge auf selbstständige Weise und ist nicht etwa Copie, sondern Urbild. Beide Männer sind einander durch Stamm und Genius verwandt, beide voll von innerm Pathos, sententiös und voll übersprudelnder Fülle.

Emerson bemüht sich, Menschen und Dinge so unbefangen als irgend möglich zu betrachten und zu beurtheilen; er will keine Vorurtheile haben, nicht einmal — was bei einem Nordamerikaner als ein Vorzug erscheint — gegen die Engländer. Er faßt diese scharf ins Auge, er zergliedert alle ihre Eigenschaften wie ein erfahrener Anatom, aber oft läßt er sein Messer ruhen und verliert sich in milder Beschaulichkeit; manchmal entschlüpft ihm auch ein Ausruf der Bewunderung. Ich wüßte nicht, daß irgend Jemand tiefer in den Geist Englands eingedrungen wäre, und seine English traits sind, ungeachtet einer irrigen Angabe oder Auffassung da und dort, ein Meisterstück ethnographischer Charakteristik. Die nachfolgenden Schilderungen mögen diese Ansicht bestätigen.

Nachdem Emerson gezeigt, wie sich aus der Vermischung der germanischen Völker, welche in Britannien eine neue Heimath fanden, das gegenwärtige England mit seinen Eigenthümlichkeiten entwickelt, geht er auf Anlage, Begabung und Genius des Volkes ein. Der Engländer, sagt er, trägt den Drang in sich, logisch zu sein; was bei ihm zur Geltung und Anerkennung gelangen soll, muß Folgerichtigkeit in sich haben. Er verhält sich im Grunde ablehnend gegen solche Geister, die eine leichte, rasche und mannichfaltige Ideen-Verbindung zeigen, weil er eine instinktartige Besorgniß hegt, daß eine Fülle von Ideen-Verflechtungen, die ihm zu gleicher Zeit entgegentreten, ihm den ruhigen Gang des Erwägens und eine ersprießliche Concentrirung seiner Gedanken beeinträchtigen könne. Deswegen mag er keine eigentlichen Genies oder rein beschaulichen Naturen leiden; er verhehlt seine Nichtachtung vor Gedankensprüngen keineswegs, so gerechtfertigt diese auch sein mögen; er will nun einmal jeden Schritt nach dem gewohnten Maßstabe abmessen. Er hat ein scharfes Auge für Thatsachen, eine Logik, welche Salz zur Suppe schafft, den Hammer zum Nagel, das Ruder zum Boote bringt, er hat die Logik eines

Koches und Zimmermannes und Chemikers. Er geht nach der natürlichen Reihenfolge, und bloße Worte machen auf ihn keinen Eindruck; bei jedem Schritte beachtet er Ordnung und Regel, hält seinen Blick stets auf das vorgesteckte Ziel gerichtet, so viele Zwischenfälle und Verwicklungen auch kommen mögen. In seinem Geist ist aber Raum für allerlei, er hat eine Wissenschaft nach Graden und Abstufungen. In den Gerichtshöfen sind die Unabhängigkeit der Richter und die Loyalität der Proceß führenden Parteien gleich preiswürdig. Im Parlamente haben die Engländer jene capitale Erfindung der Freiheit gemacht: eine Opposition auf verfassungsmäßigem Boden. Und wenn Parlament und Gerichte taub sind, verurtheilt sich der Kläger doch nicht etwa zum Schweigen. Ruhig und geduldig bleibt er, aber er hat und behält seine Vertheidigungswaffe; nämlich er tritt Jahr für Jahr wieder mit seiner Beschwerde hervor und belegt sie mit Gründen und Zahlen. Inzwischen gibt er sich Mühe, Menschen und Geld für die Sache selbst zu gewinnen, und im Nothfall, wenn alle Mittel fehlschlagen, erinnert er sich daran, daß auf dem Boden des Kastens, in welchem seine Freibriefe liegen, das Recht der Revolution ruht. Aber er wartet langsam zu und sieht ruhig mit an, daß seine Wünsche und Forderungen lange liebe Jahre abgelehnt werden.

Die Logik Englands hat eine starke Zuthat, welche bei manchen anderen Völkern weniger klar sich erkennen läßt; man nimmt nämlich an, daß jede Sache zwei Seiten habe, und ist entschlossen, jedem Theile Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; man will ehrlich gegen Jedermann verfahren. Für das, was einer behauptet, darf er allemal auch seine Beweisgründe vorbringen. Die Engländer sind ruchlos im Anzweifeln von Theorieen, aber vor einer Thatsache küssen sie den Staub. Es handelt sich um eine Maschine, um einen Freibrief, um einen Boxer, um einen Candidaten auf den Hustings, — der Eng-

länder wird allemal mit seinem Endurtheil zurückhalten, bis die Sachen und die Menschen gründlich geprüft worden sind, bis sie Proben abgelegt oder Beweise beigebracht haben. Man kann sie nicht durch Phrasen lenken oder ködern, sie wollen und verlangen einen Plan der Arbeit, eine Maschine oder eine Verfassung, welche gehen; sie warten ruhig auf den praktischen Ausgang, ohne sich durch eine Theorie bestimmen zu lassen. In der Politik werfen sie sehr derbe und plumpe Fragen auf, die beantwortet werden müssen: Wer soll die Steuern bezahlen? Welchen Einfluß übt Dies und Das auf den Verkehr? Wie wirkt es auf die Kornpreise, und welchen Nutzen hat der Spinner davon?

Das alles überrascht den Franzosen. Schon Philipp von Comines im fünfzehnten Jahrhundert sagt: „Meiner Meinung zufolge wird unter allen Staaten der Welt in England am meisten für die öffentliche Wohlfahrt gesorgt, und das Volk erleidet am dort wenigsten Druck.“ In England sind Leben und persönliche Rechte gesichert, und was ist Freiheit ohne jene Sicherheit? Montesquieu hob hervor, daß England das freieste Land in der Welt sei. Die Engländer sind hervorragende Leiter in der neuern Zeit geworden durch ihre Achtung vor sich selbst, dadurch, daß sie überall den Dingen auf den Grund gehen und den Ursachen Gerechtigkeit angedeihen lassen, sodann auch durch ihre realistische Logik, welche Mittel und Zweck in genaue Verbindung bringt. Sie legen alles Gewicht auf den schlichten, gesunden Menschenverstand, aber Theorieen gegenüber verhalten sie sich, wie schon gesagt, ruchlos, und in den höheren Regionen des Geistes finden wir sie oft beschränkt und unfruchtbar. Aber ihre unbedingte Hingebung an die Thatsachen und die Art und Weise, wie sie die Mittel zur Erreichung des Zweckes wählen, sind so bewunderungswürdig, wie bei den Bienen oder Ameisen.

Die starke Seite und der Hang der Nation besteht in einem leidenschaftlichen Trachten nach dem, was nützlich ist. Sie lieben Hebel, Schraube und Flaschenzug, flandrische Zugpferde, Wasserfälle und Mühlräder, die See und den Wind. Ihr Spielzeug besteht in Dampf und Galvanismus. Zu den feineren Künsten sind sie wenig geschickt und aufgelegt, desto mehr zu den gröberen. Auf Juwelier- und Mosaikarbeit verstehen sie sich nicht gut, wohl aber auf den Betrieb von Eisenwerken und Kohlengruben, auf Wollekämmen und Ledergerberei. Sie pflegen den Acker, wässern ihn ab, setzen den Wellen der See Schranken, schaffen Sand weg, wandeln kalten Boden in warmes Erdreich um; sie schiffen und fischen, gewinnen und machen Salz und Zinn, Blei, Leder, Glas, Backsteine und Töpferwaare, und haben immer Erfolg, weil sie unablässig combiniren. Es ist schon dagewesen, daß ein Fabrikant sich zum Mittagessen in Kleidern setzte, deren Wolle am Morgen desselben Tages noch auf dem Schafe saß. Sie sind gute Haus- und Landwirthe und halten Alles wohl in Ordnung; sie vergeuden und verzetteln nichts, in ihren Häusern ist Alles bequem und ihre Kleidung wohlanständig. Der Franzose erfand die Manschette, der Engländer fügte das Hemde hinzu. Er trägt seinen Rock von grobem, aber dauerhaftem Zeuge bis an den Hals zugeknöpft; und ist der Mann ein Lord, so wird seine Kleidung nicht viel schlechter sein, als die eines Commoners. Sie sind Propagandisten für praktische Röcke und Schuhe, und legen überhaupt den meisten Werth auf das Wesentliche, wie beim Essen, so bei Künsten und Gewerben. An jedem Messer kann man abnehmen, daß der Arbeiter langer Erfahrung und manches Nachdenken bedurfte, um es so herzustellen, wie es nun ist. Die Engländer verwenden Geld am richtigen Platze, so z. B. bei ihren Seedampfern und Maschinen; sie haben der ganzen Civilisation unserer Zeit ein praktisches Gepräge aufgedrückt. Im Handel und Wandel geht, der Meinung des

Engländers zufolge, keiner zu Grunde, der nicht brechen muß; im Geschäft, sagt er, wird nichts aus einem Manne, dem das Geschäft nicht das Höchste ist. Nach dieser Maxime verfährt er im Leben. Er hat einen systematischen Geist, achtet wohl auf die Einzelheiten, ordnet diese Details dort ein, wohin sie gehören und wo sie am Platze sind; er hütet sich aber wohl vor zu feinen Düfteleien, welche er den Deutschen zum Vorwurfe macht. Dadurch wird es ihm möglich, Alles rasch abzufertigen, und in diesem schnellen Abthun der Geschäfte liegt zum Theil mit die commercielle Obergewalt Englands.

Krieg und Blutvergießen liebt der Engländer nicht, er macht keine indianischen Tomahawk-Tänze, und die Liebe der Franzosen für Ordenszeichen und Proklamationen ist ihm völlig fremd. Er geht am liebsten friedlich seinem Geschäfte nach, um seinen Arbeitslohn zu erwerben. Wer ihm aber seinen Arbeitslohn antastet, oder seine Kuh, oder seinen Laden, oder überhaupt sein Recht, mit dem wird er fechten bis zum jüngsten Gericht. Magna Charta und Geschwornengericht sind völlig mit ihm verwachsen.

Also ein Geist der Ordnung und Berechnung durchdringt bei ihnen Alles, aber sie sind dabei doch nicht unfähig, ihren Blick zu erweitern; es verursacht freilich große Mühe, bis sie so weit kommen, und insgemein geschieht es nur durch große Krisen. Ganz in englischem Geiste gedacht ist die Frage, welche ein Mann in Connecticut an einen anderen richtet: „Aber, Herr, wovon leben Sie denn, wenn Sie zu Hause sind?" Die Fragen nach Freiheit, Besteuerung und Privilegien sind Geldfragen. Die Engländer sind schwerfällige Gesellen, in Bier- und Fleischtöpfe eingetaucht, dabei schwerhörig, und ihr Auge ist etwas trübe. Ihr schläfriger Geist muß aufgepeitscht werden durch Krieg, durchs Geschäft, durch Politik oder Verfolgung; sie lernen ein Princip nicht eher gut lesen, als bei Lohe von Scheiterhaufen oder brennenden Städten.

Der Engländer übereilt sich nicht, rennt nicht mit Hast dem Gelde nach; er legt auf einmal große Summen in einer Fabrik an und wartet mit Ruhe ab, daß die Capitalien langsam sich lohnen. Es gibt Geschäftsleute, die Leder sieben Jahre lang im Gerbefasse haben liegen lassen. In Sheffield besuchte ich Rodger's Fabrik, und man zeigte mir, wie Scheere und Feldmesser gemacht werden. Es wurde mir versichert, daß man die Bereitung guten Stahls völlig in der Hand habe, und daß von den Hunderten und Tausenden von Klingen eine so gut sei wie die andere. Das ist charakteristisch für ihre Arbeit. In diesem Volke von Arbeitern versteht Jeder sich auf irgend eine Fertigkeit oder Einzelheit, und trachtet in dieser vollkommen zu werden; er ruht nicht, bis er glaubt, es den Anderen zuvor zu thun, und er schafft lieber gar nichts, als daß er seine Sache schlecht machte. Ich wüßte kein anderes Volk, das so ganz in sich durchdrungen wäre; vom Höchsten bis zum Niedrigsten hält sich Jeder für den Besten in seiner Kunst oder Fertigkeit.

Ein Franzose und ein Engländer unterhielten sich über die Frage, was Zweck und Aufgabe einer öffentlichen Debatte sei. Jener meinte: die Fähigkeiten zu zeigen und sie ins richtige Licht zu stellen. Der Engländer entgegnete: Nein, um die Schulter hinter das Rad zu legen und das Geschäft vorwärts zu bringen. Im Unterhause wird das „Geschäft" von verhältnißmäßig wenigen Personen besorgt, diese aber müssen hart arbeiten. Sir Robert Peel kannte die Blauen Bücher auswendig. Der Engländer bethätigt in Verfolgung eines Zweckes wunderbare Hartnäckigkeit und Ausdauer; Privatleute zeigen sie gleichfalls, auch in wissenschaftlichen Forschungen. Die Nation schloß gegen Bonaparte auf dem Festlande eine Coalition nach der andern; fünf schlugen fehl, aber die sechste warf den Feind von seinem Throne. Sir John Herschel (beiläufig bemerkt, Sohn eines deutschen Vaters) wollte ein Ver-

zeichniß der südlichen Sternbilder entwerfen und begab sich zu diesem Zwecke nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er viele Jahre verweilte; dann kam er nach England zurück und arbeitete acht Jahre unverdrossen und ununterbrochen weiter, bis er sein Werk vollendet hatte, dessen praktische Brauchbarkeit erst in dreißig Jahren beginnt. Die Admiralität sandte eine Expedition nach der andern ins nördliche Eismeer, bis endlich die vielbesprochene Durchfahrt gefunden wurde. Lord Elgin sah in Athen, daß unschätzbare Denkmäler der alten Kunst dem Ruin Preis gegeben waren. Trotz aller Angriffe und Spötteleien schlug er seine Gerüste auf, verwandte fünf Jahre, um jene Ueberbleibsel zu sammeln und zu retten, und brachte sie auf ein Schiff. Aber dieses scheiterte, und die Monumente versanken. Er ließ sie durch Taucher wieder vom Meeresgrunde herausholen und nach London schaffen. Mit ähnlicher Ausdauer gingen Fellows in Lycien und Layard in Ninive zu Werke.

Diese Nation hat sich eine ungeheure City über den ganzen Erdball geschaffen, in der jeder Engländer allezeit gegenwärtig ist, mag er in London oder in Vandiemens-Land wohnen. Er glaubt, daß die Welt unserer Tage ihm gehöre; an dieser Welt schafft und arbeitet er rüstig, ohne jemals zu ermüden. Die Handels-Verbindungen in allen fünf Erdtheilen sind mit jenen der Riesenstadt London so innig verflochten, daß jeder Thaler in der Welt etwas zur Verstärkung der englischen Regierung beiträgt. Wenn durch Krieg oder Sündfluth alles Geld auf unserm Planeten vernichtet würde, so wäre, sagte ein Engländer, England im Stande, es wieder zu erwerben.

Der Engländer hat Hang zur See; auch darin zeigt sich sein sächsisches Blut. Er versteht sich auf die Bearbeitung des Eisens, denn Odin's Schmiede gehören zu seinen Stammvätern. Er pflügt und baut, hämmert, spinnt und webt; sein England ist eine gewisse Durchfahrt auf der Straße, welche

um die Erde führt; London ist ein Weltmagazin und wissenschaftliches Bureau, das Fremde jeden Berufes anzieht; dazu ein Asyl für alle, welche religiöse oder politische Verfolgung erleiden.

Und doch ist dieses ganze England in gewisser Hinsicht nicht ein naturgemäßer, sondern ein künstlicher Bau. Alles ist Widerspruch und Antagonismus. Die Grundlage seiner Größe bilden die beweglichen rollenden Wogen des Meeres; England ist von A bis Z ein Museum von Anomalieen. Die nebelige Insel, auf der es so häufig regnet, versorgt die Welt mit astronomischen Beobachtungen. Ihre kurzen Flüsse haben nur geringe Wasserkraft, und überall klappern und hämmern Mühlen. Goldbergwerke fehlen, aber England besitzt mehr Geld, als irgend ein anderes Land; die Rebe zeitigt ihre Früchte nicht, aber England hat das größte Weinlager in seinen Docks. Ein Pariser witzelte: In England wird weiter kein Obst reif, als ein gebratener Apfel; aber Südfrüchte und Ananas sind in London nicht theurer, als am mittelländischen Meer oder in Westindien. Die Landwirthe liefern Vieh, das anderswo kein Nebenstück hat. Bakewell züchtete Schafe, Kühe und Pferde ganz nach Auftrag; Kühe werden auf den Euter, Ochsen auf das Lendenstück zu und hin gezüchtet. Vermöge der Stallfütterung wird der Viehstall zu einer Art von chemischer Fabrik. Chat-Moss und die Moore von Lincolnshire und Cambridgeshire waren ungesund und unfruchtbar, aber durch Abwässerungsröhren und Schläuche aus Gatta pertscha sind nicht weniger als fünf Millionen Acker Landes für den Anbau gewonnen worden. Bald wird ganz England, soweit die Zwecke des Ackerbaues es erfordern, abgewässert sein, und der Dampf ist nun auch der Agricultur unterthan. Der Dampf ist ein Engländer geworden, und wahrscheinlich senden sie ihn gelegentlich auch ins Parlament, damit er ihnen behülflich sei, Gesetze zu machen. Schon längst hat er gewoben und

gehämmert, gesägt und zermalmt, nun muß er auch stampfen und pumpen, graben, pflügen und dreschen. In England erreicht der Werth der Häuser den Werth des bestellten Bodens, und künstliche Hülfsmittel sind wohlfeiler als die natürlichen. Wer wird noch zu Fuße gehen, wenn er für die Fahrmeile auf der Eisenbahn nur einen Penny zu zahlen hat? Alle Häuser in London kaufen ihr Wasser. Der englische Handel existirt nicht etwa durch Ausfuhr einheimischer Produkte, sondern er steht auf der Fabrikation. Man macht in England Alles, und Vieles eben so gut oder besser, als anderwärts. England verfertigt Ponchos für Südamerika, Bandannas für Hindustan, Glasperlen für Afrikaner und Indianer, Spitzen sogar für die Brabanter, Teleskope für die Astronomen, und Kanonen für die Könige.

Das ganze gesellschaftliche System ist künstlich, die ganze Gesetzgebung ein Geflecht und Pfahlwerk von bloßen Annahmen, das Eigenthum ein Certificat, auf welches Zinsen von Geldern erhoben werden, die nie ein Mensch gesehen hat. Die socialen Classen werden durch Statute gemacht, aber die Verhältnisse, in welchen Macht und Vertretung stehen, sind geschichtlich und legal. Die Reformbill erst gab Städten wie Manchester und Liverpool, deren Fabrikthätigkeit die Kosten für die europäischen Kriege Englands hatte bestreiten und decken müssen, das Recht, im Parlamente eine Vertretung zu haben, und nahm dieses Recht und damit die politische Macht manchen Steinhaufen, Ruinen und Mauern. Einer der reinsten Patrioten Englands, Sir Samuel Romilly, erklärte, die einzige unabhängige Art und Weise, ins Parlament zu gelangen, bestehe darin, daß man einen verrotteten Flecken kaufe, und deshalb brachte er Horsham an sich. Die Macht nach außen wird durch bewaffnete Colonieen, jene im Innern durch ein stehendes Polizei-Heer aufrecht erhalten. Nicht selten lebt der Almosen-Empfänger besser als der freie Arbeiter, der Dieb

besser als der Almosen-Empfänger, und der deportirte Verbrecher besser als der eingesperrte. In England sagte man einst: Es ist nicht so schlimm, einen Menschen zu tödten, als einen Hasen. Die Seeherrschaft wurde aufrecht erhalten durch Matrosenpressen, welche Lord Eldon für die eigentliche Seele der englischen Marine erklärte. Zahlungsfähigkeit wird vermittels einer riesenhaften National-Schuld möglich gemacht gemäß dem Grundsatze: „Wie kann ich dir dein Geld zahlen, wenn du mir kein Geld borgst?“ Als Sir Samuel Romilly mit den rückständigen Arbeiten im obersten Gerichtshof endlich aufräumen lassen wollte, stellte er nicht etwa eine größere Anzahl von Arbeitern und Beamten an, sondern beseitigte den Kanzler zeitweilig, und die Sache ging vortrefflich. Ihr Erziehungs-System ist künstlich; es will todte Sprachen zum Leben galvanisiren; ihre Kirche ist nicht minder künstlich und gemacht, gerade wie die in der Gesellschaft üblichen Bräuche und Manieren. Mit Einem Worte: das Ganze ist so zu sagen birminghamisirt; wir sehen eine Nation, deren ganze Existenz etwas Gemachtes ist, ein Werk der Kunst. Die Engländer haben ihr nebelfeuchtes Eiland zu einer der fruchtbarsten Regionen, zu einem gewaltigen, weltherrschenden Reich umgeschaffen.

Der Mensch gibt sich in England dazu her, ein Produkt der politischen Oekonomie zu sein. Da wird in einem rauhen und kalten Moor eine Fabrik errichtet, ein Bankhaus eröffnet, und Menschen strömen herbei, gerade so, wie das Wasser durch die Schleuse herbeifließt, und so entstehen Dörfer, wachsen Städte empor. Seitdem Watt's Dampfmaschine erfunden wurde, hat sich die Ziffer der Bevölkerung verdoppelt. Ein Grundbesitzer, welchem Land von der Größe und dem Umfang einer Provinz gehört, sagt: „Meine Verpachtungen bringen mir nichts ein, ich will lieber Schafe halten.“ Nun deckt er die Häuser ab und läßt die Menschen nach Amerika ziehen.

Das Geheimniß der Macht, welche die Engländer ausüben, liegt zu nicht geringem Theil auch darin, daß sie sich unter einander gut verstehen. Sie sind geistig der Art organisirt, daß sie alles, was sie wissen, einander leicht mittheilen können. Eine nationale Idee verbreitet sich gleichsam elektrisch und wird Gemeingut Aller. Sie haben Solidarität und trauen einander. Es mag wohl sein, daß der Grund darin mit in dem geringen Flächeninhalt des Landes liegt und daß Stolz und Race nicht wenig dazu beitragen. Ihre Geister lassen sich färben wie Wolle, und die Farbe hält länger aus als die Wolle selbst; denn wenn sie einmal eine Sache ergriffen haben, so halten sie zäher daran fest, als am Leben. Als Privatmann ist der Engländer schweigsam und zurückhaltend, aber öffentliche Angelegenheiten betreibt er mit großer Wärme, ja, oft mit Hitze, und die Verschiedenheit im Range zerschneidet nicht etwa das nationale Herz; auch kann Jedermann emporkommen und hoch steigen, weil Jeder das englische System in seinem Hirn trägt und das Beste thut, was er kann. Selbst der Seemann rudert sein Boot nach dem Tact von God save the Queen, in Politik und Krieg halten sie zusammen, als wären sie mit stählernen Haken an einander geklammert.

Der Engländer mag keinen Mann leiden, welchem in praktischen Dingen der Muth abgeht. Jeder hat seine eigene Meinung und nimmt keinen Anstand, sie offen auszusprechen; er macht sich nichts daraus, ob sie anderen mißfällt. Jedermann muß Etwas sein, gleichviel was, und Jeder glaubt an sich. Der Engländer spricht mit seinem ganzen Körper; seine Rede kommt gewisser Maßen aus dem Magen, jene des Amerikaners von den Lippen. Er ist sehr empfindlich in Betreff der Bequemlichkeiten, die er in Gasthöfen und auf Reisen beansprucht, und kann um eine Brodschnitte zanken. Dann wird er lebhaft, sogar im Athmen. Man kann wohl sagen,

daß er sich in anderer Weise räuspert, als andere Menschen. Im Uebrigen hat er Aplomb, weil seine moralische und seine physische Natur zu einander passen und sein Wille beide beherrscht.

Einer kümmert sich nicht um den Andern; er geht und steht, er ißt und trinkt, scheert sich den Bart, kleidet sich an, gesticulirt und beachtet die Nebenstehenden nicht; sie sind für ihn wie nicht da, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht beschränken; aber er läßt auch seinerseits jeden Andern in Ruhe. Mitten in Europa hat der Engländer ein Behaben wie ein Schanzgräber in Wisconsin, und von persönlichen Excentricitäten nimmt keiner Notiz. Der Regen gießt in Strömen herab, und der Engländer spannt den Regenschirm nicht auf, sondern benutzt und schwingt ihn wie einen Spazierstock; er mag sich meinetwegen auf den Kopf stellen, ohne daß Jemand nach ihm hinsieht.

So ist er schon seit manchem Menschenalter gewesen und seine Eigenthümlichkeiten sind ihm in Saft und Blut übergegangen. Kurzum, jeder von diesen Engländern ist selbst ein Eiland; sicher, ruhig, nicht mittheilsam. In einer Gesellschaft von Fremden könnte man ihn für taub halten, denn er verwendet sein Auge nicht vom Tische oder Zeitungsblatte. Er ist nicht neugierig und hält Aufregung von sich ab; Alle sind wie nach Einem Muster geschult und ziehen den Panzer nicht aus. In gemischter oder gewählter Gesellschaft wird Niemand vorgestellt; eine Vorstellung und Einführung ist eine Art Sacrament; auch hält der Engländer an öffentlichen Orten, z. B. im Gasthofe gern mit seinem Namen zurück. Er ist positiv, methodisch, sauber, förmlich, haftet am Ueberkommenen und an dem, was nun einmal für schicklich erachtet wird. Er hält viel auf Glauben und Religion, aber in Betreff der Form ist er geradezu unerbittlich, und persönlicher Anstand, oder was er darunter versteht, geht ihm über Alles. Ein Franzose ist möglicherweise, ein Engländer ganz gewiß sauber und reinlich. Häuslichkeit bleibt

die Pfahlwurzel, aus der die Zweige entsprießen, welche dieses Volk über den Erdball verbreitet. Man könnte wohl sagen, daß sein ganzer Handel und sein ganzes Reich den Zweck habe, die Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit seines „Heim" zu sichern, des Hauses und der Familie. Nichts bezeichnet den Engländer stärker als die engverschlungenen häuslichen Bande; sein Hauswesen trägt er überall mit sich hin, und Wellington benahm sich während seiner Kämpfe in Indien und Spanien wie ein guter Familienvater. Dieser Hang an Haus und Kirchspiel hat aber auch eine kindische Seite. Cobbet sagte, der Premier-Minister Perceval habe seine Popularität dadurch erworben, daß er allsonntäglich mit einem mächtig-großen, vergoldeten Gebetbuch unter einem Arme und seine Frau am andern Arme zur Kirche gegangen sei; hinterher zog seine Schar von Kindern.

Man hält fest an alten Gebräuchen, an Herkommen und altem Pomp, an Perrücke und Keule, Scepter und Krone, und in den londoner Straßen guckt bis heute vielfach das Mittelalter hervor; es gibt noch Pacht-Verträge, die auf einhundert Jahre abgeschlossen werden. In jedem Engländer steckt eigentlich ein Kanzler, denn jeder sucht bei jeder Gelegenheit nach einem Präcedens; man läßt am liebsten Alles beim Alten und ist Neuerungen abgeneigt. Baco sagte, der beste Reformer sei die Zeit; Lord Chatham meinte: Vertrauen sei eine Pflanze, die nur langsam wachse; Canning äußerte: man müsse mit der Zeit vorwärts gehen. Ueberall findet man einen gewissen specifisch-englischen sogenannten Anstand. Königin Victoria ließ sich einmal in engem Familien-Kreise, beim Gesang, vom Clavierspieler Thalberg begleiten; dieser „Verstoß" wurde ruchbar, und ganz England schauderte zusammen! Die Königin wagte nicht, zum zweiten Mal eine solche „Unanständigkeit" zu begehen. Man hat in England kalte, gequetschte Manieren; Enthusiasmus darf nur im Opernhause laut werden. Sonst muß man alles Markirte vermeiden, selbst die Stimme darf nicht

lauter sich hören lassen, als herkömmlich ist. Andererseits geht man aber auch stets auf das Wesen und den Kern einer Sache ein, und ist allem, was sich mit dem gesunden Menschenverstande nicht zusammen reimt, namentlich aber der Geschäftskrämerei und den Uebertreibungen im Ausdruck, abgeneigt. Neben dem Geschwornengerichte gilt für eine Capital-Institution das — Mittagessen, welches man erst um sechs Uhr Abends einnimmt, wenn der Geschäftstag zu Ende ist.

Alle teutonischen Völker besitzen Aufrichtigkeit des Herzens und bilden dadurch einen Gegensatz zu den romanischen Nationen; der germanische Name ist sprichwörtlich für schlichte, gediegene Ehrenhaftigkeit. Dieses rechtschaffene Geradaus hat sich verebt bis auf unsere Tage; nimmt man dazu die Pünktlichkeit und Genauigkeit, welche der Handel erfordert, dann hat man Treu und Glauben und den Credit der Engländer. Die Regierung erfüllt streng ihre Verbindlichkeiten und muß es auch, weil das Volk in dieser Sache keinen Spaß verstehen würde; auch der Privatmann kommt seinen Verpflichtungen nach. Der Engländer will die Wahrheit wissen und mag keinen Mann leiden, der sich hinter eine Maske steckt; er liebt nicht krumme Wege, sondern die gerade Bahn. Schon von einem alten Könige wird gesagt, daß er über Alles die Lüge gehaßt habe; die Wahrheit sagen und Wort halten, gilt in allen Volksschichten für eine Haupttugend; man will lieber wahrhaftig als höflich sein. Der Engländer vermeidet die Superlative, wirft nicht mit Complimenten um sich, und sagt: ein Franzose lüge schon, sobald er nur den Mund aufthue. Man will durch Worte ausdrücken, was man meint, und liebt überhaupt das Reelle auch im Vermögen, in der Staatsgewalt, in der Gastfreundschaft; man mag nicht Scheinprunk, hinter welchem nichts stecke, verschmäht bloßen Aufputz, und will keine falschen Juwelen tragen. Der Engländer hat jenen „Hunger auf Erde", das heißt für den Besitz von Grund und Boden, welcher die germanischen Volksstämme

überhaupt kennzeichnet: er lebt nicht gern müßig. Er will, daß Kriege, die er einmal, wenn auch ungern, führt, dem Ackerbau, dem Gewerbe und dem Handel nützen; aus Paraden, Sieges- und Kriegsspectakel und Soldatenschau macht er sich gar nichts; dergleichen überläßt er den Franzosen. Er platzt mit der Wahrheit heraus. Es ist bekannt, was für eine Bibelstelle Latimer dem ausschweifenden König Heinrich VIII. unterstrichen hatte. Man hält hartnäckig an Meinungen fest. Als Guizot 1848 aus Frankreich entflohen und nach London gekommen war, schlugen seine Freunde ihn zur Aufnahme als Ehrenmitglied im Athenaeum-Club vor; die Kugelung fiel aber gegen ihn aus. Man wußte recht gut, daß Guizot ein ausgezeichneter Mann ist, aber der Engländer mag nicht wankelmüthig sein; der französische Minister hatte eine anti-englische Politik befolgt, man war sein Gegner und zeigte ihm das, ohne Rücksichtnahme auf die veränderten Umstände.

Man ist allem Humbug entschieden abgeneigt, andererseits aber auch in seinen Ansichten beschränkt, weil man an fremden Völkern Vieles nicht versteht oder begreift. Der Franzose gilt durchgängig für leichtfertig, der Irländer für ziellos, der Deutsche für einen Professor. Vielfach tritt eine gewisse Schwerfälligkeit hervor; das Sprüchwort: „english wit comes afterwards," ist nicht unrichtig, und der Franzose wirft seinem Nachbar jenseit des Canals einen Esprit d'escalier vor. Es ist nicht Eigensinn oder Liebhaberei oder bloße Sonderbarkeit, wenn der Engländer seinen londoner Theekessel mit auf den Aetna nimmt; er wüßte es eigentlich gar nicht anders anzufangen; er muß wenigstens ein sichtbares Stück von seinem „Home" mit sich schleppen, er könnte sich sonst kaum zurecht finden, was ihm außerhalb Landes überhaupt nicht leicht wird. Alles glaubt er mit Geld lösen und abmachen zu können. Als das Unwesen mit den Rochester-Klopfgeistern in Schwang kam, legte ein Engländer einen Kasten mit einer Hundertpfundnote in der dubliner Bank

nieder und machte in den Zeitungen bekannt, wer herausklopfen könne, wie hoch der Betrag seiner deponirten Note sei, werde dieselbe sogleich ausgeliefert erhalten. Nach sechs Monaten war der Preis noch nicht gewonnen, aber auch die Klopferei in völligen Mißcredit gerathen.

Eigentlich ist der Engländer ein mürrischer Geselle, und wenn er einmal froh und ausgelassen ist, so könnte man fast glauben, er habe einen Fieberanfall. Aber der Amerikaner ist noch melancholischer. Von Beiden gilt, was schon vor vierhundert Jahren Froissart bemerkte, als er in England war: ils s'amusent tristement, selon la coutume de leur pays, und kein anderes Volk umfriedigt seine Gärten mit so hohen Mauern. Ein Fabrikant aus Yorkshire erzählte, er habe die Fahrt von Leeds nach London auf der Eisenbahn mehr als einmal in der ersten Wagenclasse mit denselben Personen gemacht, aber niemals ein Wort gesprochen. Die Clubhäuser sind zur Beförderung der Geselligkeit bestimmt, aber auch in ihnen sieht man nur selten zwei Männer zusammen speisen; Jeder ißt am liebsten allein an einem Tische. Es war ein genialer Gedanke Swedenborg's, die englischen Seelen im Himmel in einen abgesonderten Pferch zu verweisen.

Der englische Eigensinn ist von wunderbarer Art, und die Laune manchmal seltsam verkehrt. Hezekiah Woodward schrieb ein Buch gegen das Vater Unser. Burton, den man als den Anatomen der Melancholie bezeichnen kann, hat aus den Sternen Tag und Stunde seines Ablebens vorausgesagt; damit seine Prophezeiung nicht Lügen gestraft werde, knüpfte er sich mit eigener Hand auf. So behielt er Recht. Mit diesem Eigensinn paart sich Herzhaftigkeit; diese hat keine andere Nation in höherm Grade. Nelson sagte von seinen Matrosen, sie kümmerten sich um Kugeln so wenig, als seien es Erbsen. Die Engländer erstürmen Schanzen, entern Fregatten, sterben in den Laufgräben, sind willfährig zu jedem verzweifelten Dienste und

zu jeder Aufopferung, wobei am hellen Tage Ehre zu gewinnen ist, aber sie mögen sich nicht foltern lassen und wollen nichts wissen von lediglich willenlosem Gehorsam; kein Engländer würde auf das Gebot eines Czaaren vom Dach herunter springen, wie ein Russe.

Sie halten zäh an ihrer Eigenthümlichkeit, und wo sie mit anderen Völkern und Racen in Berührung treten, machen sie insgemein ein intellectuelles Uebergewicht geltend. Sie nehmen niemals die Sprache Anderer an, sondern theilen die ihrige mit, ohne sie gerade aufzudrängen; sie geben anderen Staaten Subsidien, nehmen aber dergleichen nicht, machen Proselyten, werden aber keine Proselyten, assimiliren sich andere Stämme, lassen sich aber nicht assimiliren. In den verschiedenen Erdtheilen verwalten sie nach gänzlich verschiedenen Gesetzbüchern; in Unter-Canada gilt noch altfranzösisches Recht, auf Mauritius der Code Napoleon, in Westindien gelten die Edicte der spanischen Cortes, in Ostindien Menu's Gesetzbücher, auf der Insel Man ist ein skandinavisches Thing maßgebend, am Vorgebirge der guten Hoffnung holländisches Recht, und auf den ionischen Inseln wird Recht gesprochen nach Justinian's Pandekten. England begreift seine vortheilhafte Stellung in der Geschichte vollkommen; es benimmt sich wie ein Gesetzgeber, Schutzherr, Lehrmeister und Verbündeter. Man vergleiche nur den Ton der französischen und englischen Presse; jene klagt oft, ist zänkisch und empfindlich über das, was die Engländer sagen: die englische Presse fürchtet sich nie vor dem, was die Franzosen äußern, sie ist vielmehr anmaßend und sieht mit einer gewissen Nichtachtung auf jene herab.

Die Amerikaner, welche flinker und rascher sind, als die Engländer, halten beim Anbeginn eines Verkehrs diese letzteren wohl für etwas stupid, sie merken aber bald das Gegentheil und finden heraus, daß die starke Seite allerdings auch vorhanden ist. Der Engländer hat eine ungemeine Ausdauer, er

ist durch und durch geölt, seine ganze Constitution mit einer Fettlage umgeben; auch sein geistiges Räderwerk ist gut geschmiert, und er kann mit demselben ungewöhnlich viel beschaffen. Er flackert nicht rasch auf, aber tief unten, in der englischen Masse schwelt das Feuer und lodert zu Zeiten hell auf; dann greift es um sich. Man tritt nicht gleich mit aller Macht und Kraft hervor, sondern hält sie zu Rathe und spart die höchste Anstrengung für den rechten Augenblick auf, ist dann aber auch großer Entschlüsse und jeglichen Opfers fähig.

Sollte einst der Kampf zwischen Willkürherrschaft und Freiheit verhängnißvoll werden und die englische Civilisation bedrohen, so würden diese Seekönige ihre schwimmenden Burgen besteigen und in ihren Colonieen eine neue Heimat der Freiheit in einem Reiche von tausendjähriger Dauer finden. Aber in Englands Stabilität liegt die Sicherheit für die Welt. Wäre der englische Volksstamm so wetterwendisch und veränderlich wie die Franzosen, worauf gäbe es dann Verlaß? Aber jener steht für die Freiheit ein. Der conservative, Geld liebende und den Lord ehrende Engländer liebt auch die Freiheit; und darum steht diese sicher; und der Engländer hat mehr persönliche Kraft und Macht, als irgend ein anderes Volk. Trotz seiner Regierung denkt er human und verständig über die Lage unterdrückter Völker, und namentlich auch über Schleswig-Holstein. Von Ruhm, Carriere machen und „Ambition“, Worte, die unter dem Meridian von Paris in Aller Mund und Ohren sind, hört man in England nur selten. Nelson sprach bei Trafalgar nicht von Gloire, sondern erwartete, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue.

Der Engländer will weder gehorchen noch befehlen, aber er will Herr in seinem eigenen Hause sein, will das Eigenthum gesichert wissen, und wenn er eine Stiftung für einen Hund oder eine Hege-Anstalt für Krähen macht, so darf ganz Europa ihm nichts darein reden. Auch seine Lächerlichkeiten sollen un-

antastbar sein. Aber bei allem dem ist er durch und durch patriotisch, und da er sich auf seine Nation und sich selber so über alle Maßen verläßt, so macht er sich nicht viel aus anderen Völkern und mag überhaupt die Fremden nicht gerade gern. Wenn er in seiner Ueberfülle von Selbstschätzung etwas als vortrefflich bezeichnen will, so sagt er: es ist so Englisch, und wenn er uns ein Compliment zu machen gedenkt, fällt die Aeußerung: „Ich hätte Sie fast für einen Engländer gehalten." Er ist arrogant, namentlich den Franzosen gegenüber, und ich glaube, daß alle Menschen in Amerika, Europa oder Asien, die englisches Blut in den Adern haben, sich insgeheim darüber freuen, daß sie keine Franzosen sind. Am Schlusse eines öffentlichen Vortrages dankte Coleridge dem lieben Gott, daß er sich keines französischen Ausdruckes bedient habe. — Seine auswärtige Politik faßt er insularisch auf, er bleibt bei seinen Ueberlieferungen und Bräuchen, und seine insularischen Reglements und Protocolle müssen, wohl oder übel, von großen Ländern hinabgewürgt werden: Indien, China, Australien, Canada; er möchte Wapping über den wiener Congreß stellen und alle Nationalitäten mit seinen besteuerten Stiefeln niederstampfen. Lord Chatham will die Freiheit und mag keine Steuer zahlen, welche die Volks-Vertretung nicht bewilligt hat, denn das ist britisches Gesetz; aber drüben in den amerikanischen Colonieen sollten sie keinen Hufnagel schmieden, sondern ihre Hufnägel in England kaufen, denn das war gleichfalls britisches Gesetz. Die Thatsache, daß der englische Handel durch Nordamerika's Unabhängigkeit einen gewaltigen Aufschwung nahm, war ihnen im höchsten Grad überraschend.

Diese übermäßige Selbstschätzung, welche im englischen Hirn sich festgesetzt hat, bildet eines der Geheimnisse von Englands Macht und Geschichte; sie trägt dazu bei, Jeden an seinen richtigen Platz zu stellen, auf welchem er thun und leisten kann, was er soll; und sie gibt ihm eine

franke und männliche Haltung. Natürlich hat sie auch ihre lächerlichen Seiten. Am Rheine sprach ein Deutscher von den Engländern als „Fremden“; eine Lady entgegnete: „Wir sind hier nicht fremd, sondern sind Engländer, Ihr seid die Fremden.“ In London kann man täglich folgende Anekdote erzählen hören: Ein Engländer und ein Franzose waren in Zwist gerathen, wollten sich aber nicht duelliren. Am Ende mußten sie doch dem Drängen ihrer Freunde nachgeben, und kamen überein, daß der Zweikampf ohne Zeugen und im Dunkeln Statt finden solle. Die Lichter wurden ausgeblasen, und der Engländer, welcher seinem Gegner nichts zu leide thun wollte, glaubte sicher zu gehen, wenn er in den Schornstein feuerte. Dort aber erreichte die Kugel den Franzosen.

Die Engländer hegen Abneigung gegen den Bau der Gesellschaft, wie er in Amerika sich gestaltet hat, und doch drängen ihr ganzes Verkehrswesen, ihre Fabriken, die öffentliche Erziehung, der Chartismus und noch viele andere Umstände darauf hin, eine ähnliche gesellschaftliche Lage anzubahnen. Amerika gilt den Oekonomisten für eine Art von Paradies. Der nicht selten ans Kindische streifende Patriotismus bringt aber auch Nachtheil, wie alles Bornirte. Die Engländer beherrschen ihre Colonieen ohne Güte, regieren durch ihre Ueberlegenheit und ihr Geschick, sind aber mehr kalt-gerecht als warm und mild; sie erwerben sich keine Liebe und innige Zuneigung.

Auch der Umstand, daß sie so über alle Maßen dem Gelde, dem Reichthum, dem Vermögen huldigen, bringt manche Nachtheile und wird anstößig. Man kann sich einen Menschen nicht als Gentleman denken, wenn er nicht ein paar Fässer Wein im Keller liegen hat. Ein Engländer, der sein Geld verliert und dann „nichts mehr werth ist“, kann an gebrochenem Herzen sterben. Nelson erklärte den Mangel an Vermögen für ein Verbrechen; ein leerer Beutel ist fast gleichbedeutend mit moralischer Nichtswürdigkeit. Der politischen Oekonomie Englands haftet etwas

Brutales an. Aber man muß nicht vergessen, daß der Reichthum hauptsächlich auch deßhalb mit erstrebt wird, weil er persönlich unabhängig macht. Man ist der Ansicht, daß Jeder für sich selber sorgen müsse und somit seines Glückes Schmied sei. Ein wohlhabender Engländer hat allerdings das beste Loos auf Erden; er ist Bürger eines freien Landes und wie ein König im schlichtem Oberrock; er findet Achtung und Schutz in aller Welt, kann stets in guter Gesellschaft leben, er wird mit keinem Potentaten tauschen, denn er ist in tausend Dingen viel unabhängiger als ein Fürst.

Schulden richtig bezahlen, ist ein nationaler Ehrenpunkt, und Alles gedeiht, weil Alles solvent ist. Das Reich ist immer zahlungsfähig, obwohl die Reichsschuld immer höher anwuchs. Während der Kriege gegen Frankreich schrieen die Engländer gegen das Uebermaß der Steuern, von welchen sie sich erdrückt glaubten; dabei zahlten sie jedoch Subsidien an die Continental-Mächte und wurden alljährlich reicher. Es gilt bei ihnen als Maxime, daß man die Steuerlast nicht nach dem beurtheilen müsse, was man zahlt, sondern nach dem, was übrig bleibt. Zahlungsfähig sein und bleiben, steht voran im Gedankengange und im Mechanismus eines Engländers. Der berühmte Krystall-Palast galt erst dann für respectabel und honnet, als er sich deckte und selbst erhalten konnte. Wer nicht zahlen kann, kauft nicht gern. Die Regierung ist in manchen Dingen wie eine industrielle Compagnie, jedes Haus hat etwas von einer Fabrik; auch will man das Licht nicht unter den Scheffel stellen, wo möglich Alles nutzbar anwenden, und möchte selbst der Spinne Seidenfäden abgewinnen. Man liebt Ruhe und Ordnung auch deßhalb, weil sie für den Erwerb so nöthig sind; man macht keine Revolutionen, hat keine Soldatesca, welche der Krone Vorschriften machen oder das Volk drücken könnte, hat keine Poissarden und Barrikaden, sondern hergebrachte Geleise,

gutes Mittagessen, Wein, Ale, Porter, Genever, Branntwein und ruhigen, festen Schlaf.

Die Aeußerungen Emerson's über Aristokratie, Kirche und Universitäten sind in hohem Grade interessant und geben geistreiche Charakterzüge. Ich übergehe sie indessen, um Einiges aus seinen Betrachtungen über die Literatur mitzutheilen. Daß die Engländer keine Phantasie haben, behauptet auch er; sie lieben derben, von der Erde stammenden Ausdruck, wählen die Worte so, daß sie nicht mißverstanden werden und faßlich sind für den Fürsten wie für den geringsten Mann. Diese Einfachheit, Wahrhaftigkeit und der schlichte Styl ziehen durch die ganze englische Literatur von je her. Auch ihre Gesänge und Balladen haben etwas Geruch von der Erde und vom Viehstall; nie verlieren sie Braunkohl und Häring ganz außer Acht. Die englische Muse liebt den Viehhof, die Wege zwischen Hecken, die engen Gassen und den Marktplatz. Der Engländer hat eine derbe Faust, greift fest zu, und seine Hand ist nicht schlüpfrig; er ist materiel, ökonomisch, merkantil; das Schrillen der Dampfpfeife und das Geräusch in den Fabriken klingt in sein Ohr wie Musik. Er will auch in der Poesie stets ein Faktum haben, und der biblische Styl sagt ihm ungemein zu. Wie derb realistisch verfährt zum Beispiel Swift! Er beschreibt seine erfundenen Personen, als hätte er zu Nutz und Frommen der Polizei einen Steckbrief abzufassen. Shakespeare selbst ist immer exact, die sächsische Begränzung und Stofflichkeit, welche durch Shakespeare und Milton in die intellectuelle Sphähre emporgehoben werden, machen den eigentlichen Genius dieser Dichter aus, und wenn Shakespeare sich in die Wolken versteigt, behält er doch sichern Tritt und ist so fest wie Diamant; das Eisen ist dann weißglühend.

Auch in der Sprache sind zweierlei Eigenschaften vermählt. Es ist stillschweigende Regel, daß das Gerüst und Geripp aus sächsischen Wörtern bestehen müsse; will man Schwung haben

und Schmuck anbringen, dann werden romanische Wörter eingewoben, aber nicht in Uebermaß, sondern möglichst sparsam. Kein Satz und keine Sentenz kann allein aus romanischen Wörtern gebildet werden, ohne an Kraft zu verlieren. Kinder und Arbeitsleute bedienen sich des Sächsischen ohne Beimischung; starke romanische Zuthat ist für Gymnasien und Parlament. Richtige Mischung ist überhaupt eines der Geheimnisse jener englischen Insel. Das männliche Princip in der Sprache ist sächsisch, das weibliche romanisch, lateinisch. Ein guter Schriftsteller trachtet stets danach, seine Perioden durch englische Wörter zu kräftigen, wenn sie viele romanische Ausdrücke enthalten. Shakespeare ist ein vollendetes Muster einer Vereinigung sächsischer Deutlichkeit und Genauigkeit mit orientalischem Schwung und Flug. Aber auch bei Schriftstellern zweiten und dritten Ranges finden wir eine gesunde Einfachheit, eine rauhe Kraft und ein enges Anschließen an den Gegenstand, welchen sie behandeln.

Die geistige Cultur hat bereits vor länger als zweihundert Jahren eine hohe Stufe erreicht; schon die in der Literatur-Geschichte einzig dastehende Thatsache, daß man von dem Auftreten eines Dichters wie Shakespeare gar nicht etwa überrascht wurde, kann dafür zeugen. Seine Zeitgenossen haben über ihn keinen Panegyricus geschrieben.

Auch Baco hat diese englische Zweiheit. Seine Centurien von Beobachtungen und Betrachtungen über nützliche Wissenschaften und seine Experimente erachte ich von geringem Werth; ein Wink von Franklin, Watt, Dalton oder Davy sind mehr werth. Aber er hat aus einer göttlichen Quelle getrunken und bezeichnet das Einströmen des Idealismus in England. — Der Engländer liebt das Verallgemeinern nicht, er schaudert zurück vor dem Generalisiren; er blickt, wie Baco sagt, nicht hinaus in die Universalität, oder schöpft doch nur gelegentlich einen Eimer voll aus dem Strome der Philosophie für das

gerade vorliegende Bedürfniß; an den Urquell selbst geht er nicht. Edmund Burke generalisirt, aber seine Gedanken haben keine große Tiefe oder Umfang. Hume's Abstraktionen sind weder tief noch weise. Der gelehrte Hallam hat die Literatur-Geschichte der drei letzten Jahrhunderte geschrieben und über jedes wichtige Werk ein Urtheil ausgesprochen. Aber sein Blick erhebt sich niemals zu einem idealen Maßstabe; seine Verdicte sind alle aus London datirt; alle neuen Gedanken will er in alte Formen gießen; er verneint unablässig das expansive Element, welches Literatur schafft, und stämmt sich gegen Plato und dessen Schule. Hallam ist immer höflich und polirt, ihm mangelt aber die Sympathie; er hat eine gewisse großmüthige Entschlossenheit im Urtheil, aber keine Ahnung von dem hohen Werthe der Mystik, welche oft als ein Samenkorn der Kraft und ein Quell der Umgestaltung viel bedeutender und wirksamer ist als alle correcten Schriftsteller und die berühmten Leute des Tages. Die tieferen Meister übergeht Hallam mit Schweigen, oder fertigt sie gewisser Maßen mit Nichtachtung ab; wer ideale Fülle und idealen Schwung hat, spricht ihn nicht an, denn dafür mangelt ihm das Verständniß; er ist vorzugsweise rückschauend. Nur wenige Engländer sind befähigt, die neuen Gestalten, welche am Horizont aufsteigen, zu erkennen und zu begrüßen, und neue und gigantische Gedanken zu würdigen, die man nicht mit Kleidern aus einer Garderobe der Vergangenheit umhängen kann.

Auch die Romanschriftsteller, Poeten und Essayisten unserer Tage leiden an derselben municipalen Begränzung. Dickens hascht unnatürlich nach Ausdrücken, die auf der Gasse gang und gebe sind, er hat Pathos und Gelächter, ist patriotisch und hochherzig, aber er schreibt im Grunde doch nur londoner Tractate; er ist ein Maler des englischen Details, ähnlich wie Hogarth, lokal und temporär in Färbung und Styl, dabei auch lokal in seinen Absichten und Zwecken. Die englischen Novellen-

schreiber verzweifeln am Herzen, sie verzichten auf das Ideal und nehmen London als eine Thatsache. So auch Thackeray.

Die Engländer sind entsetzlich prosaisch; überall wollen sie, den brillanten Macaulay nicht ausgeschlossen, „soliden Vortheil" haben, und unter diesem verstehen sie sinnliches Wohlbehagen. Solches erscheint ihnen als das höchste Gut. Die Hauptwohlthat, welche ihnen die Astronomie bringt, besteht darin, daß man mit größerer Sicherheit das Meer beschiffen kann und die Fahrzeuge sich in den Stand gesetzt sehen, dem londoner Kaufmann Citronen und Wein rascher in sein Magazin zu bringen als früher. Es ist ein seltsames Ergebniß, daß die Cultur und die Religion Englands nach tausendjähriger Arbeit darauf hinausläuft, die höhere Moral gleichsam zu negiren und das Intellectuelle in eine Bratenpfanne zu reduciren. Die Kritik ist skeptisch, nennt sich aber gern praktisch; wer der Vernunft ihr Recht vindicirt und an das Gewissen rührt, hat, wie sie meinen, romantische Prätentionen. Die schönen Künste fallen zu Boden; Schönheit ist nicht vorhanden, gilt für nichts als Luxus.

Coleridge, ein katholischer Geist, hatte Ideenhunger, er blickte nach dem Hohen und Idealen, er besaß eine hohe Kritik und rettete England vor dem Tadel, daß es nicht mehr fähig sei, die höchsten geistigen Potenzen zu würdigen, welche die Insel hervorgebracht hat. Aber sein Leben war nicht ohne Mißgeschick; er nahm gewaltige Anläufe, denen seine Leistungen nicht entsprachen; er hat nicht ein einziges Meisterwerk geschaffen, aber er bezeichnet den Abschluß einer Epoche. Auch in ihm war der Engländer, als Mensch der Tradition, zu stark für den Philosophen, und er verfiel in „Accommodationen". Burke hat gestrebt, den englischen Staat zu idealisiren, Coleridge engte seinen Geist ein, um das gothische Regiment und Dogma der anglicanischen Kirche mit ewigen Ideen zu versöhnen. Abgesehen von Coleridge und einer schweigsamen Minderheit, die sich im

Verborgenen hält und nur dann und wann einmal in einer Kritik Luft macht oder im Privatgespräch offen herausgeht, muß man sagen, daß für das Beste im englischen Genius das wahre Verständniß nur noch in Amerika und Deutschland vorhanden ist. Man kann es aber als ein Anzeichen nationalen Verfalles betrachten, wenn der Brahmine nicht länger die brahminische Philosophie versteht. Während der Zersetzung und der Lähmung, welche auf diese Art von Materialismus folgten, wurde Carlyle aus Ueberdruß an allen den Kleinlichkeiten und dem hergebrachten „Cant" dahin getrieben, daß er das Fatum predigte! — —

Der Hang zu praktischen Auffassungen und Fertigkeiten hat in England auf den Nationalgeist zurückgewirkt. Die Menschen dort sind nun unfähig geworden zu dem, was nicht praktisch nützlich ist, und respectiren die fünf mechanischen Kräfte selbst im Gesang. Die Stimme ihrer neuern Muse hat etwas von der Pfeife der Dampfmaschine an sich; das Gedicht ist gleichsam wie Schmuck und Politur für ihre Monarchie, nicht aber wie der Vogel, welcher den neuen Morgen verkündet, und aus Freude über das was kommt, alles vergißt was hinter ihm liegt. Der Engländer kann nur mit Mühe und Anstrengung ideal sein; Jeder ist tausend Jahre alt, lebt in seinem Gedächtniß, und ist erfreut darüber, wenn man ihm das sagt. In der Literatur überwiegen Politik, Reisen, Statistik, Tabellenwerke und Bücher über Ingenieurwesen; selbst was sie als Philosophie und Wissenschaft bezeichnen, ist mechanisch im Aufbau. Fast will es scheinen, als ob ihnen alle Inspiration abhanden gekommen sei und keine weitumfassende Hoffnung oder Religion, weder Sang noch Freude, Weisheit und Analogie mehr vorhanden wäre. Es scheint mir, als ob ich auf einem Fußboden von Marmor wandelte, aus welchem nichts hervorsprießt. Sie üben das Talent in sehr mannigfaltiger Weise, aber auf niederem Grunde, und der höhere Blick in Literatur,

Philosophie und Wissenschaft ist nicht mehr in ihnen. Ein guter Engländer sperrt drei Viertheile seines Geistes von sich ab und begnügt sich mit dem Rest. Er hat Gelehrsamkeit, gesunden Menschenverstand, Arbeitskraft und Logik, aber der moderne englische Geist verschmäht einen Glauben an die Gesetze des Geistes, wie Archimedes ihn hatte, oder die Ueberzeugung Kepler's und Euler's, daß Erfahrung den Gesetzen des Geistes folgen, nicht aber sie leiten soll, oder eine Hingebung an die Theorie der Politik, wie Hooker, Milton und Harrington sie hatten.

Auch der Naturwissenschaft streifen sie ihren Reiz ab. Und doch muß das Auge des Naturforschers einen freien Blick haben, so weit wie die Natur selbst, muß empfänglich sein für alle Eindrücke, für die Logik der Schöpfung, und warmer Schlag des Herzens darf ihm nicht mangeln. Aber die exacte Wissenschaft der Engländer wirft die Humanität vor die Thür und ist ohne innern Zusammenhang mit dem höhern Genius, sie ist falsch, weil unpoetisch; sie isolirt ein Weichthier oder ein Reptil, das sie erklären will, während solch ein Geschöpf doch nur im System, in Verbindung und Zusammenhang existirt. In England findet ein Eremit hier, ein anderer dort ein Factum, und lebt und stirbt, ohne den eigentlichen Werth und die wahre Bedeutung desselben zu kennen. Es gibt manche rühmliche Ausnahmen, welche dieser Tadel nicht berührt, aber zum größten Theil steht die Naturwissenschaft in England nicht in innigem loyalem Bunde mit dem, was wir als höhere Moral bezeichnen können, sie ist der Phantasie und des freien Gedankenspiels so bar, wie eine trockene Urkunde. Sie steht in scharfem Gegensatze zu dem Genius der Deutschen, dieser Halbgriechen, welche die Analogie lieben und vermittels der Höhe ihrer Auffassungen und Ansichten sich ihre Begeisterung bewahren und für ganz Europa denken. Der Engländer fürchtet die Ideen wie Geister, welche er nicht zu bannen vermag; er

möchte die unsterbliche Seele selber in ein Haus einfriedigen, in feines englisches Tuch kleiden und ihr Gamaschen anziehen. Ihn überkommt die Besorgniß, daß in den Ideen eine Kraft schlummere, welche das englische System hinwegfegen könnte. Die Poesie ist degradirt, die Insel ein tosender und krachender Vulkan von Fatum, materiellen Werthen, Tarifen, Gesetzen der Repression, überfüllten Märkten und wohlfeilen Preisen.

Frankreich und die Franzosen.

1852.

Man liest jetzt seinen Tacitus und Juvenalis wieder mit practischem Nutzen. Wenn der strenge Sittenrichter seiner verderbten, allen moralischen Haltes, und aller Ueberzeugungstreue baren, hin und her schwankenden Zeit zuruft:

Natio comoeda est, si dixeris aestuo, sudat!

ist das nicht, als ob er das heutige Frankreich meine? Seit drei Menschenaltern wird diese Nation vom Fieber durchschüttelt, auf Gluthhitze folgt Eiseskälte, ein eigentlicher Normalzustand hat gefehlt bis auf diesen Tag, und allem Anschein nach wird das Provisorium so bald noch nicht zu Ende gehen. Vor nun hundert Jahren küßten die Pariser einem Eilboten die Reiterstiefeln, als er die Nachricht brachte, daß Ludwig „der Vielgeliebte" dem Mordangriff des Damiens nicht erlegen sei. Ein paar Jahrzehnte später sank das Haupt eines andern Ludwig „des Vielersehnten" unter dem Fallbeil. Es waren Menschen einer und derselben Generation, welche für die Ludwige, die Nationalversammlung, den Convent, den Consul und den Kaiser schwärmten, für den idealistischen Lafayette, den feurigen Mirabeau, den stürmisch wilden, kolossal polternden Danton, und den abstract kalten Robespierre, welchen Thomas Carlyle so

bezeichnend „eine seegrüne Formel“ nennt. Sie schwärmten auch für den genialen und berechnenden Napoleon mit dem großen Geist und der kleinen Seele, diesen Imperator, der allein in einem zu Brei und Gallert zerquetschten Volke als ein willenskräftiger Mann von Charakter dastand. Und der war ein Italiener. Zuletzt haben sie ihn verflucht und fallen lassen.

Auch Napoleon ist nur ein Meteor gewesen, aber ein gewaltiges. Auf einer Insel tauchte es langsam empor, erhob sich zischend und prasselnd bis zum Zenith, auf welchen eine staunende Welt den Blick gerichtet hielt; dann sank es noch reißend schneller als es gestiegen war und verendete allmälig in melancholischer Agonie. Dieser Corse hatte das Erbe der französischen Revolution angetreten, als die Gesellschaft, schon ein ganzes Jahrzehnt von einem Paroxysmus nach dem andern ergriffen, endlich matt und müde war, und sich um jeden Preis nach Ruhe sehnte. Cuncta, discordiis civilibus fessa, nomine principis sub imperium accepit. Zehn Jahre lang führte er Schwert und Scepter eines Imperators. Und nachdem er den revolutionären Drang der Nation in andere Kanäle gelenkt und Europa von der Scylla und Charybdis bis zu den Hyperboräern siegreich durchzogen, verließ ihn sein Stern an der Beresina und auf den Blachfeldern bei Leipzig und Waterloo. Er hatte Thoren alle jene gescholten, welche noch von den Capets träumten, und doch war es nach ihm ein Capet, ein Ludwig, der wieder in die Tuilerien einzog und unter dem hellen Jubel derselben fiebergeschüttelten Nation die Adler und das dreifarbige Banner herabriß, um vom Dache des Palastes die lilienbesäete Fahne der Bourbons herabflattern zu lassen.

Und wieder nach fünfzehn Jahren krähte von demselben Dache der gallische Hahn über derselben dreifarbigen Fahne der Revolution; der Nachkomme des heiligen Ludwig flüchtete über den Kanal in die Verbannung, wie nach achtzehn Jahren

derselbe hochbetagte Orleans, Egalité's Sohn, welcher das weiße Symbol des alten Herrscherstamms in den Staub getreten hatte und nicht gen Reims gepilgert war, um dort in der Kathedrale den Inhalt des heiligen Oelkrugs auf seinen Scheitel träufeln zu lassen.

So schwach sind alle diese hintereinander folgenden Herrscher und ihre Systeme gewesen, daß nach dem Vorüberbrausen des ersten revolutionären Orkans, der alles „gleich gemacht" hatte, auch die Regierungen wie im Nu verschwanden; so wenig konnten sie sich in Land und Volk fest bewurzeln, daß immer nur einige Tage und kecke Handstreiche vonnöthen waren, um sie aus dem Dasein zu vertilgen. Keine Hand erhob sich für das Directorium gegen den Mann der Grenadierbayonette von St. Cloud, keine Hand für den Sieger in hundert Schlachten, nachdem er durch sich selbst gefallen war; wenige Schwerter von Bauern und Edelleuten, und auch nur in einem kleinen Landeswinkel, wurden für die älteren Bourbons aus der Scheide gezogen, gar keine für die Orleans, und noch weniger für die zweite Republik, die man in demselben Frankreich herstellen wollte, dem es neben manchen anderen Dingen insbesondere auch an Republikanern gebricht. So konnte eine neue Auflage des achtzehnten Brumaire erscheinen, und seit dem 2. December 1851 liegen Land und Volk vor der corsischen Standarte im Staube, und vor dem Träger derselben, dem neuen Imperator.

Natio comoeda est, si dixeris aestuo, sudat.

Und der amtliche oder nichtamtliche Jubel und Enthusiasmus dringt dieser Nation aus allen Poren, ganz so wie schon zehnmal im Laufe der letzten siebenzig Jahre. Die hallucinations monarchiques, welche man einst so emphatisch verurtheilt, haben nun doch Mark und Bein gewonnen und traten in die Wirklichkeit. Wer könnte auch im französischen Tarantelwirbel oder in diesem brausenden Maelstrom mit Sicherheit behaupten, was geschehen oder nicht geschehen, angefangen oder

vollendet werden soll, ehe zwölf Monate ihren Kreislauf vollendet! Die Nation ist ja souverain kraft ihres „allgemeinen Stimmrechts," diese souveraine Nation verlangte, sagt man, als Symbol der Ruhe und Ordnung, und zur Erinnerung an „Tage des Ruhmes" einen Kaiser. Konnte ein Mann, der von sich rühmt, er wolle alles nur für Land und Volk, und nichts für sich — konnte er einem so sanften und liebevollen Druck von Seiten der Nation Widerstand leisten, ohne undankbar zu erscheinen? Er mußte sich fügen trotz der „hallucinations monarchiques", und obwohl er Dictator war. Die souveraine Nation war der Präsidentschaftsdictatur müde, sie wollte den Imperator, den Kaiser. Und man hätte ihr nicht nachgeben sollen?

Wer möchte so thöricht sein, den Mann, welcher bisher so große Erfolge für sich errungen, zu schmähen oder zu tadeln? Er that nur, was viele andere vor ihm gethan und was vielleicht manche andere nach ihm thun werden, je nach Zeit und Gelegenheit. Wo wären denn auch die Fälle, in welchen die vom Glück und Geschick hoch Emporgetragenen, eine dargebotene Krone sich nicht auf ihr Haupt gesetzt hätten? Frankreich ist ohnehin kein Boden für einen Washington oder Timoleon; und gab es dort eisenharte und uneigennützige Charactere, so haben manche derselben den Staub ihrer Heimath von den Füßen geschüttelt und ein stilles Asyl aufgesucht. Noch andere sind zu hunderten deportirt worden, und sollen ihre Tage in Cayenne beschließen, wo der Pfeffer wächst, während viele Anhänger der „Republik" im Ausland, in der Verbannung, den archimedischen Hebel ansetzen möchten, um das neue Imperatorenthum aus den Angeln zu heben. Das mag je nach Umständen sich schwer oder leicht ausführen lassen; aber wenn man auch dieses neue Imperatorenthum beseitigte, so würde deshalb doch nicht die vielbesprochene „Aera der Cäsaren" aufhören.

Denn Frankreich ist ja das Land des Wechsels, und im Wechsel allein beständig; man kann es ihm nicht nehmen, daß es von Zeit zu Zeit welthistorische Gastrollen auf der europäischen Staatenbühne giebt und sich selber gern die Partie des Helden in den Tragödien zutheilt, deren so manchen wir staunend und verwundernd zugesehen. Der erste und der letzte Act spielen allemal zu Paris, dem Treibhause und classischen Boden der erschütternden Revolutionen, und allemal entsprach bis jetzt die Katastrophe den Worten des Dichters: daß auf schwindelnde Höhe der tiefe donnernde Fall folgt.

Wie könnte es auch anders sein? Seit jener erste Revolutionsorkan über und durch das Land hinwegfegte, hat das Volk kaum erst Zeit gehabt, langen Athem zu holen und feste moralische und gesunde ökonomische Grundlagen wieder anzubahnen. Wie sehr auch die Sophisten, die Systematiker und die Parteimänner sich abmühen, die Zustände vor 1789 zu idealisiren und zu beschönigen, es ist und bleibt doch wahr und läßt sich mit Fug und Recht nicht bestreiten: diese Zustände waren rottefaul durch und durch. Schon allein die Art und Weise des Verlaufs der Revolution zeugt dafür; denn welcher Schmutz und Schaum kam an die Oberfläche, als die erste stürmische Böe mit Orkansgewalt diese stagnirenden Wasser durcheinander schüttelte? Und was von ethischen Characteren und Momenten da war, stand ja nur zum allergeringsten Theil auf Seite des Alten, über welches ein so fürchterliches Gericht hereinbrach. Es zeugt von gänzlichem Mangel an Unbefangenheit, jene gewaltige Katastrophe vom Standpunkt irgend einer Klasse oder Partei zu beurtheilen; man sollte sich vielmehr bemühen, sie in ihrer Erscheinung und Bedeutung zu verstehen und den historischen Prozeß, aus welchem sie hervorging und den sie weiter fortführte, zu begreifen.

Seit Ludwig dem vierzehnten war der Staat in Frankreich seinem innern Wesen und seinen äußeren Formen nach in

mancher Hinsicht ein Zerrbild geworden, das man leider auch in Deutschland nachahmte.

Die wunderlichsten und unverträglichsten Anomalien lagen hart neben einander: mittelalterliche Korporationen, denen aller Inhalt abhanden gekommen, die leere Form aber, und auch diese nur verknöchert, geblieben war; eine Sonderung des Volkes in Stände, die nicht neben, sondern unter und über einander standen, sich nicht durchdrangen, und gegenseitige Abneigung hegten, bis zur bittersten Feindschaft; ein Adel mit großen, zum Theil höchst widersinnigen Vorrechten, die er in einer um so anstößigern Weise ausübte, da er selbst seit langer Zeit gar keine Achtung oder Furcht einflößte; er war, wie Richelieu sich einmal ausgedrückt, kein „reißender Wolf" mehr, das heißt, er führte nicht mehr die Waffen für sich selbst, sondern er war, wie gleichfalls der große Kardinal sagte, zu einem „wedelnden Hofhunde" herabgekommen, dem man „die Zähne ausgebrochen", und der vor der Du Barry und Pompadour sich in den Staub drückte. Dazu war das straff autokratisch regierte Land in seinem Innern in Provinzen gesondert, welche mehr ein Aggregat als zusammen einen Organismus bildeten. Was etwa noch Gesundes in den aus dem Mittelalter herübergekommenen Einrichtungen lag, war bedeutungslos geworden, seit das mit Ludwig dem vierzehnten immer höher empor wuchernde Beamtenthum nebst der obligaten Zuthat polizeilichen Druckes, dem Adel wie dem Bürger jede freie Beweglichkeit auch innerhalb seiner Standesschranken geraubt, und alles ungehemmter Willkür preisgegeben hatte. Der Bauer konnte sich nicht rühren, er bildete das Proletariat schon in jener Zeit; Heer und Hof verschlangen ungeheure Summen; der letztere, den sechzehnten Ludwig und seine Gemahlin persönlich ausgenommen, war sittenlos wie die ganze höhere Gesellschaft; die Bildung und Literatur waren frivol, und dabei solchen Verhältnissen gegenüber mit Nothwendigkeit kritisch, und

zwar corrosiv kritisch; der Staat war mit Schulden überbürdet; kein Staatsmann von hoher Einsicht und eisernem Charakter vorhanden, so weit das Auge reichte. Denn wie hätte sich der Charakter stählen können, wenn man lediglich dienen und gehorchen sollte?

Das war Frankreich vor 1789. Wo fand man da ethische Grundlagen und sittliche Verbände? Wo hätte das Volk, wie es nun einmal geworden war, Achtung vor solchen lernen können? Und was Wunder, wenn eine Staatsgesellschaft zusammenbrach, welcher jede Stütze, jeder moralische Halt abging und wenn das längst schon völlig morsche Gebäude in Millionen Trümmer zerfiel?

Und ferner, was Wunder, daß man auf der abschüssigen Bahn der Revolution und in der wilden Fieberhitze, in welche man von Tag zu Tag mehr hineingerieth, nach und nach alles Alte wegwarf, das Gute sammt dem Schlechten, und dann am Ende reinen Tisch vor sich fand? Das Alte war unwiederbringlich dem Orcus geweiht, und unmöglich noch einmal heraufzuholen. Man wollte und mußte Neues schaffen, und borgte sich die Ideale für die neuen Einrichtungen aus — Griechenland und Rom, weil man selber unschöpferisch war, und in der Gegenwart keine Muster finden wollte, die der Nachahmung für werth gehalten wurden. So kam wieder ein schiefes Zerrbild zu Tage; statt der carikirten Monarchie eine neufränkische, auf Hellenisches und Römisches gepfropfte Republik, welcher abermals der Inhalt fehlte. Durch Ungeheuerlichkeiten suchte sie diesen Mangel zu verdecken, wie später Napoleon die auch ihm fehlende innere Berechtigung durch Krieg und Sieg zu erwerben trachtete, ohne doch damit glücklicher zu sein.

Es konnte unter den Verhältnissen, wie sie waren, gar nicht anders werden: die Revolution mußte mit der Vergangenheit völlig brechen und somit durchaus nivelliren. Und das

hat sie denn so durchgreifend gethan, daß Frankreich auch von heute ab wohl noch ein Jahrhundert die Nachwehen spüren wird. Sie machte alles „gleich", Höhen und Tiefen; der Boden war gefesselt, der Bauer geknechtet, der Handwerker eingeengt, — man machte alle „frei" und hob das Recht der Erstgeburt auf. Man war abstract und absolut gerecht in der Formel, ohne sich weiteren Erwägungen hinzugeben. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Das war einfach und leicht verständlich, und mußte in solchem Staate, wie Frankreich gewesen, ein zauberhaft wirkender Wahlspruch sein. Die Revolution gebar Gräuel in Hülle und Fülle, durch deren unendlich tragisches Pathos die Sünden der frühern Zeit berghoch übergipfelt wurden; aber sie gab den Massen auch reellen und handgreiflichen Gewinn, und so wuchs sie mit dem Volk auf das Innigste zusammen. Das ist ja unter anderen namentlich auch von Niebuhr treffend nachgewiesen worden. An Verfassungsformeln lag dem Volke wenig, und Stimmen, welche sich dafür erhoben, wurden durch kriegerischen Lärm übertäubt. Die Masse faßt beinahe aller Orten vorzugsweise nur die ökonomischen Resultate in's Auge, und diese konnten scheinbar und im Anfang auch wirklich nicht günstiger sein. Die Zollschranken im Innern waren gefallen, die Zünfte aufgehoben, der Boden freigegeben, zur Steuer wurden alle ohne Unterschied herangezogen; die Domänen und die Güter der Emigranten waren unter den Hammer gebracht; man konnte arbeiten, wo man wollte und wie man wollte. Das waren Errungenschaften, die auch Napoleon bestehen ließ, und welche alle Regierungen nach ihm anzutasten nicht gewagt haben.

Die Kriege mit dem Auslande zwangen zur Concentrirung aller Kräfte. Die Leitung der Dinge mußte von einem Mittelpunkte ausgehen, und die Zügel wurden immer straffer angezogen, je weniger Widerspruch erlaubt schien oder räthlich war. Der Convent machte den Anfang mit der eigentlichen

Centralisation; die späteren Machthaber bildeten das Erzeugniß der Noth weiter aus, schon deßhalb, weil es bequem schien; Napoleon aber machte den Staat völlig zur Maschine. Was vor ihm noch etwa von Freiheit vorhanden war, ging unwiederbringlich verloren; und die Freiheit blieb nur ein bloßer Name auf dem Papier, auch als mit den Bourbonen eine constitutionelle Verfassung ins Leben trat. Die napoleonische Centralisation, die Polizei behielt man bei, und machte so jede papierne Formel bis auf den heutigen Tag illusorisch; der Staat war und blieb ein bloßer Mechanismus, den sechsmalhunderttausend Beamte in möglichst leidlicher Ordnung halten sollten. Es mangelte ihm an jeglicher Gliederung, und von dem, was allein den Staat vor jähen Umwälzungen sichern, was ihm wirkliche Bürger ziehen, was ihm sittliche Verbände und Widerstandsfähigkeit gegen äußere Feinde schaffen kann — von Freiheit der Gemeinden, von Selbstverwaltung, von corporativen Elementen ist bis auf diesen Tag in Frankreich noch keine Rede.

Darum ist dieser Staat ein von Soldaten und Beamten getragenes Kartenhaus, in welchem der Bürger als solcher gleich Null bleibt. Ist der Soldat aufs Haupt geschlagen, so fehlt die eine vermeintliche Stütze; und die Beamten können nicht einmal scheinbar als eine solche betrachtet werden. Sie sind weicher Thon, den jeder beliebige Machthaber kneten mag, vorausgesetzt, daß das Monatsgehalt richtig ausgezahlt wird. Der Beamte ist ein viel hülfloserer Mensch, als der Tagelöhner; kann dieser kein Holz spalten, so kann er doch Steine klopfen oder Karren schieben; der absetzbare Beamte, der sich in die Routine eingelebt, wird ein Bettler oder ein Schreiber. Absetzbar ist aber jeder Beamte in Frankreich, und meist ad nutum. Täglich muß er beben für seinen und seiner Angehörigen Magen; daher schwört er, wie Talleyrand, allen und jedem; er muß leicht sein wie Korkholz, sonst schwimmt er nicht oben, sondern

geht zu Grunde. So hat er denn im Mund und in der Feder Ergebenheit, — das banale Wort lautet dévouement — Hingebung aller submissester Art für Napoleon den Ersten, Ludwig den Achtzehnten, Karl den Zehnten, Ludwig Philipp, Ledru-Rollin, Lamartine, Napoleon den Dritten, überschwengliches Devouement für alle, alle. Es bleibt ihm dabei unbenommen, nach unten hin den Pascha herauszukehren. Hier ist auch ein entsetzliches moralisches Proletariat, das den gleichfalls willenlosen Administrirten gegenüber den Staat regieren und tragen, die Geschäfte verwalten soll. Auch auf die Soldaten ist ein Theil dieser aller Selbständigkeit ermangelnden Willenlosigkeit übergegangen; auch sie haben immer und allemal flugs und ohne weiteres so geschworen, wie die siegreiche Parthei von Paris her durch den Telegraphen es verlangte. Wie kann dergleichen anders als grundverderblich auf die Gesammtheit des Volkes und dessen sittliche Haltung wirken? Es gibt ja nur einen Gott, den Erfolg. Darin steckt die ganze Moral. Selbst Individuen wie Herr Ludwig Blanc, schwärmen für Soldatenglorie, die sich wunderlich mit seinem platten und nüchternen Communismus zusammen reimt. Es ist nicht zu hart ausgedrückt, wenn man sagt: in Frankreich ist alles lose, selbst der Grund und Boden ist fliegend, wie die fahrende Habe. Wer mag nun auf solche schwindelnde und fieberhafte politische und moralische Zustände, die nicht das geringste Merkmal von Dauer an sich tragen, sichere Combinationen bauen wollen? Das Fieber ist immer im Blute, und am Ende wirft es sich allemal nach außen, meist in einer ganz incommensurabeln Weise.

Zu was helfen die Verfassungsformeln, gleichviel welcher Art, dem modernen Staate, wenn er einen orientalischen Zuschnitt gewonnen hat, nicht den einfachen orientalischen, erzväterlichen, sondern den byzantinischen Mechanismus, mit willenlosen Beamten, Prätorianern, allmächtiger Staatspolizei, übertriebener Centralisation, Vernichtung aller Gültig-

keit und Geltung der Individualität, wenn sie außerhalb des Mechanismus steht, und Vernichtung aller Selbständigkeit der Corporationen; wenn er, mit einem Worte, ein mechanisches Räderwerk an die Stelle organischer Gliederung gesetzt hat? Gilt das nicht etwa als ganz specifisch gerade von und für Frankreich? Wo wäre dort naturgemäße Gliederung, Selbständigkeit der Gemeinde, Freiheit der Staatsbürger?

Und dabei rühmen sie sich der „Gleichheit!“ In der That, sie ist auch danach!

Die Revolution also hat nivellirt. Napoleon wollte einen neuen Soldaten- und Beamten-Adel schaffen, der ihn am Ende im Stich ließ; die Bourbonen gedachten, dem alten Adel wieder zu Glanz und Bedeutung zu verhelfen, mit Hülfe einer erblichen Pairie. Drei Tage des Jahres 1830 zeigten, wie zerbrechlich auch diese vermeintliche Stütze war. Ludwig Philipp machte den Versuch, dem, was hin und her geschwankt hatte, dadurch Festigkeit zu verleihen, daß er vorzugsweise im Interesse der Mittelklasse zu regieren vermeinte; ihm sei, sagten seine Gegner, der Staat im „Bourgeois“ verkörpert. Auch der Bourgeois hat seinen Gönner nicht auf dem Throne halten können; ein Auflauf, dessen Erfolg selbst jene in Verlegenheit setzte, die ihn angezettelt, reichte hin, um Landheer, Flotte und Beamten in Republikaner zu travestiren. Nichts zeigte den Mangel an jeder moralischen Kraft deutlicher, nichts konnte die Haltlosigkeit der Mittelklassen heller ins Licht stellen, als ihr Jubel über den zweiten December, über dessen nothwendige Folgen gerade diese Volksschichten sich am wenigsten hätten täuschen sollen. Aber die Furcht ist immer der schlechteste Rathgeber und unzuverlässigste Calculater gewesen. Wie hätte denn der neue Machthaber sich auf den „Bourgeois“ stützen können, der so offenbar ohne festes Mark war? Vom alten Adel konnte selbstverständlich keine Rede sein, und der Bourgeois hegt im tiefsten Innern doch nur Sympathie, wenn auch eine

ohnmächtige, zu seinen orleanistischen Gönnern. Blieben also nur die Massen, die ja in allen Ländern und zu allen Zeiten am leichtesten so zu formen waren, wie man sie eben brauchte.

Der neue Dictator brach mit der Vergangenheit am entschiedensten, als er die Güter der vertriebenen Königsfamilie antastete, und damit dem Bourgeois einen Stich ins Herz versetzte, dem gleich nachher ein zweiter folgte, durch Herabsetzen der fünfprocentigen Rente. Der Mittelstand hatte vor dem „rothen Gespenst" und dem „Socialismus" gezittert: er würde auch nach einem Strohhalm als rettendem Anker gegriffen haben. Man hatte ihm gesagt: die Massen seien rothrepublikanisch und communistisch durchsäuert; und es sind eben diese Massen, aus deren allgemeinem Stimmrecht der neue Staatsretter seine Machtbefugniß herleitet; es sind die rothen Proletarier, die communistischen Bauern, die ruhmessüchtigen Soldaten, die willenlosen Beamten, welche dem Neffen des Kaisers die Krone „aufdrängten", — den Senat nicht zu vergessen, der ja schon zur Zeit des alten Napoleon in Gluthhitze gerieth, wenn der Gebieter erst lauwarm war.

Das neue Regiment stützte sich, nachdem es den Mittelstand gleich dem Adel, in so weit er sich nicht unbedingt ralliirt, gleichsam bei Seite gelassen, auf die Massen, denen man gesagt hat, daß hauptsächlich für sie regiert werden müsse. Sie erhielten socialistische Abschlagszahlungen, wie die Soldaten vorerst noch Anweisungen auf Ruhm, für welche gelegentlich Incasso stattfinden sollte. Das „Kaiserreich ist der Friede"; es hat aber den Krieg gegen Rußland in der Krim geführt.

So liegen die Dinge für den, welcher sie unbefangen, ohne Parteigroll und Bitterkeit ansieht. Lege man doch ja an Ludwig Napoleon Bonaparte keinen geringen Maßstab; er ist ein Mann von hohen Fähigkeiten, von unbeugsamem Willen, von kalter rücksichtsloser Entschlossenheit, von höherm Blick, von staunenswerther Ausdauer; er hat sich große Ziele gesteckt

und sie zum Theil schon erreicht. Was er weiter will, muß die Zeit lehren; auf keinen Fall trachtet er nach Gemeinem, und das Abenteuerliche seines Auftretens in Boulogne und Straßburg hat er längst in Vergessenheit gebracht, seit ein gutes Theil der europäischen Geschicke in seine Hand gegeben ist. Er glaubt offenbar an seinen Stern, er legt sich ganz gewiß eine providentielle Sendung bei, die er mit seiner ganzen Energie zu erfüllen trachtet. Ist er ein „Epigone", nun so sind es seine Franzosen nicht minder, die er bis tief in Herz und Nieren kennt, und deren wetterwendisches Wesen gewiß einem so concentrirten Menschen am allerwenigsten Achtung einflößen wird. Alle diese Spectakel und Ehrenpforten, weißgekleideten Jungfern, Blumen und Vive l'Empéreur! Vive le Sauveur! weiß er sicherlich als das zu würdigen, was sie sind; auch kann er sich erinnern, wie vielen schon vor ihm ganz dasselbe zu Theil geworden. Er will damit Europa gegenüber imponiren, und die Berechnung ist auch nicht ganz verfehlt. Nach innen steht er fest genug, so fest, wie es in Frankreich überhaupt möglich ist, wo man in Gedanken immer sich sagen muß: en attendant — bis auf weiteres.

In der Hand des klugen, kühnen Mannes, der sich zum unbeschränkten Autokraten emporgeschwungen, liegt eine furchtbare Macht. Europa mag auf der Hut sein. Das politische Wetterleuchten in Italien und Konstantinopel, deutet es vielleicht nicht auf Sturm? Und steht Deutschland, wo hinein der erste Blitz fahren müßte, in sich fest, geschlossen, einig, stark da?

Diese Betrachtungen drängten sich uns auf, als wir die weiter oben erwähnten Worte des alten Satirikers lasen. Es fragt sich aber auch: wie es denn kommt, daß eine Nation, die in ihrem Grundwesen, trotz aller fremden Beimischung, so durchaus gallisch geblieben ist, wie zu des Julius Cäsar Zeit, in diese wetterwendische Ruhelosigkeit gerade während des letztverflossenen Menschenalters mehr als je zuvor gerathen konnte?

Theodor Mommsen sagt von den alten Galliern: „Sie haben sich unfähig erwiesen, ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit, Sicherheit und Wahrhaftigkeit zu begründen, und im besten Fall es nicht weiter gebracht, als zur Gründung eines Soldatenstaates. Die militärische Ordnung ist die einzige, welche sie anerkannte.“ Und der alte Cato meinte: „Auf zwei Dinge legen die Gallier Werth, nämlich die Gloire und den Esprit.“ Die lateinischen Worte sind: Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui. Das gilt noch heute von den Franzosen. Auch der erste Napoleon sah mit italienischem Scharfblick den Franzosen in Herz und Nieren, und sein Urtheil stimmte mit jenem Cato's überein. Er schonte ihre Vorurtheile und benutzte ihre Schwächen mit kluger Berechnung. Während er jenen auf alle Weise ein Genüge that, sprach er sich doch manchmal ganz offen aus. In einer Sitzung des Staatsrathes wurde einst über Titel und Orden verhandelt, deren Einführung der erste Consul befürwortete. Auf die Einwendungen entgegnete er: „Meine Herren! Sie nennen Rangunterschied und dergleichen Dinge Kinderspielzeug; darin mögen Sie Recht haben, aber mit solchen Kinderklappern lenkt und leitet man die Menschen. Das würde ich allerdings nicht von der Rednerbühne herab sagen, aber in einer Versammlung von Staatsmännern darf ich es wohl aussprechen. Ich glaube gar nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt; die Revolution hat seinen Charakter nicht umgeändert. Die Franzosen sind noch heute, gerade wie ihre gallischen Vorfahren, eitel und leichtfertig; sie haben nur für eins Verständniß, l'honneur, das will sagen, Gefühl für Auszeichnung; diesem muß man Rechnung tragen, ihm Nahrung geben und deshalb Unterschiede zulassen. Sehen Sie doch nur, wie dieses Volk sich vor den Ordenszeichen der Ausländer bückt und tief verneigt. Voltaire hat gesagt, der gemeine Soldat sei ein Alexander für täglich fünf Sous Löh-

nung, und so ist es. Glauben Sie, man treibe die Menschen mit Raisonnements auf das Schlachtfeld? Ganz gewiß nicht. Man muß den Soldaten durch Ruhm, Auszeichnung und Belohnung bestechen." Die Maximen des ersten Consuls gelten in dieser Beziehung auch heute noch. Das Band der Ehrenlegion wird in verschwenderischer Fülle ausgetheilt, und die Helenamedaille ist noch hinzugekommen. In den Tuilerien gelten napoleonische Ueberlieferungen, die man vertagen oder aufnehmen kann, je nachdem es vortheilhaft erscheint. Die ethnische Eigenthümlichkeit erklärt vieles in der französischen Geschichte; verstanden wird aber die innere und äußere Geschichte Frankreichs erst dann, wenn man die administrativen und ökonomischen Verhältnisse näher ins Auge faßt. Hier wollen wir nicht ausführlich über die Centralisation reden; die Nachtheile derselben sind ja in den letzten Jahren wieder von Raudot auf das allerschlagendste nachgewiesen worden, und die Franzosen wissen selber recht gut, was ein so straffes Regiment bedeuten will. Es zieht sich bei ihrem Staatskörper alles Blut im Kopfe zusammen; ist dort ein wunderlicher Gedanke, ein Delirium, ein Schmerz vorhanden, so muß der ganze Leib Theil daran nehmen. Die Glieder sind nichts, und darin liegen alle Uebelstände. Aber keiner der verschiedenen Machthaber wollte sie beseitigen, weil die Uebergangszeit, während welcher man den Staat auf gesunden Grundlagen wieder aufbauen wollte, die Macht nach außen hin verringern, die Staatslenkung vorerst unendlich beschwerlicher machen müßte. So mag Niemand Hand anlegen, und die Eitelkeit von Paris, das nun einmal alles ist und alles sein und bleiben will, thut das übrige. Wenn Ludwig Napoleon seine Mission dahin verstände, daß er seine Macht anwenden wollte, um Frankreich des Joches der Centralisation zu entlasten, der Gemeinde Selbstverwaltung zu geben, die ökonomischen Verhältnisse in gesunder Weise neu zu gestalten, wahrlich er würde edlern Ruhm ernten, als die

Kriegsglorie ihm eintragen kann, die doch selbst einen so gewaltigen Heerfürsten wie Napoleon den Ersten am Ende nach Waterloo geführt.

Die französische Nation ist willenlos; die russische Dorfgemeinde ist in weit gesunderen Verhältnissen als die französische. Gewiß kann der europäische Staat der Neuzeit einer geregelten „Administration“ nicht entbehren, so wenig wie der Vereinigung einer großen Summe von Machtbefugnissen in den Händen der Regierung. Das ist schon durch die Stellung gegenüber anderen Staaten geboten. Aber darauf kommt es an, daß das Beamtenthum nicht zu allgewaltiger, jegliches Lebensverhältniß bevormundender Büreaukratie ausarte, die stets charakterlos und in kritischen Zeiten gegen Demagogie, wie gegen Absolutismus durchaus unmächtig war und ist. Oder hätte die Geschichte nicht auf jedem ihrer Blätter Belege für diese Behauptung? Die europäischen Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie ohne freien Spielraum bis zu einem gewissen Punkt auf die Dauer nicht sein können oder mögen; wird ein solcher ihnen verkümmert, so fügen sie sich, und vielleicht lange Zeit, aber am Ende durchbrechen sie wie eine Sturmfluth alle Dämme, und tragen Verheerung weit und breit ins Land. Man sollte doch nicht übersehen, daß in dem schrankenlos demokratischen Nordamerika die Demagogie auf tausend und abertausend conservative Mauerbrecher trifft, an welchen sie gewöhnlich zerschellt. Kommt sie dagegen in einem straff zusammengezogenen Staat einmal oben auf, so mag sie gleich ungehindert in souveräner Weise schalten, denn sie findet keine hemmenden Schranken, am allerwenigsten in den Beamten, weil diesen die Bevormundeten bei jeder Gelegenheit zu entrinnen suchen, um mündig zu werden. Dann kehren sie den Spieß um und schlagen damit nach allen Seiten blind umher. Sie hatten ja nicht gelernt, im kleinen Kreise sich selbst zu bestimmen und, wo die Nothwendigkeit es gebot, sich selbst zu

beschränken im Interesse der Freiheit des Ganzen! Zu einer gesunden Auffassung der Dinge zieht nur die Selbstverwaltung der Gemeinde ein Volk heran, und diese Selbstverwaltung schließt eine angemessene Controle des Staates nicht aus. Vor zweihundert Jahren kümmerte sich der letztere noch gar nicht um das, was die Gemeinde anging, und Staat und Volk standen sich nicht schlechter dabei, als jetzt.

Wir haben es schon gesagt, daß das straffe Beamtenwesen aus Frankreich zu uns nach Deutschland herübergekommen sei; deswegen hat man für die meisten Beamtungen auch wälsche Namen. Es taugt nicht, wenn der Bürgermeister oder Schulze eines Dorfes, ohne vorhergehende Genehmigung eines Kreisrathes, nicht mehr als 24 Kreuzer vom Gemeindevermögen verausgaben darf, obwohl vorher die Gemeindeglieder ihre Zustimmung gegeben hatten.

Mir fällt ein Beispiel ein, welches die Nachtheile des modernen französischen Bevormundungssystems in helles Licht stellt. Herr Thiers war Minister des Innern, als eine Dorfgemeinde eine Brücke, irre ich nicht am Adour oder einem Nebenflusse desselben, schadhaft fand. Sie bat um Erlaubniß, die Brücke, natürlich auf eigene Kosten, ausbessern zu dürfen. Das Gesuch ging vom Maire an den Unter- und dann an den Oberpräfecten, von diesem nach Paris an drei verschiedene Ministerien, und am Ende lautete ein Decret: es solle eine Commission den Zustand der Brücke untersuchen, um zu entscheiden, ob die Ausbesserung auch nöthig sei. Dieser Bescheid auf das im Sommer eingereichte Gesuch kam im Frühjahr an die Gemeinde zurück, nachdem inzwischen der Eisgang die ganze Brücke hinweggerissen hatte!

Ich finde im Annuaire de l'économie politique et de la statistique pour 1851, Seite 485, ein Musterstück der „organisation paperassière", oder, wie wir Deutschen sagen würden, des Acten- und Schreiberwesens, das hier seine Stelle

finden mag, da es weit besser, als eine ausführliche Erörterung zeigen kann, wie furchtbar tief der Schaden um sich gefressen hat, und wie das ganze Leben in überflüssige Zwangsformen eingeschnürt worden ist; nebenbei ergiebt sich auch daraus, wie entsetzlich schwer die Regierenden sich das Regieren machen, und daß bei dieser Verkünstelei, Weitschweifigkeit und Unnatur Niemand etwas gewinnt. Das Beispiel erläutert zugleich den Einsturz der Brücke am Adour, dessen übrigens das Annuaire nicht erwähnt.

Eine Gemeinde will irgend ein öffentliches Gebäude, welches den Einsturz droht, in brauchbaren Stand bringen. Nun beginnt folgende Centurie von Hin- und Herberichten. Wohlgemerkt, fast alles schriftlich.

1. Der Maire sucht beim Unterpräfecten um die Erlaubniß nach, den Gemeinderath zu einer Berathung über den fraglichen Gegenstand zusammenberufen zu dürfen.

2. Der Unterpräfect bewilligt die Zusammenberufung.

3. Der Gemeinderath wird vom Maire zusammenberufen.

4. Der Maire entwickelt in der Sitzung seine Ansichten, und der Gemeinderath ernennt eine Commission.

5. Die Commission versammelt sich, erörtert den Gegenstand und beauftragt einen Berichterstatter mit dem Referat.

6. Der Gemeinderath wird wieder zusammenberufen.

7. Es folgt der Vortrag des Berichts; der Gemeinderath entwirft sein Programm.

8. Der Maire schreibt an einen Baumeister.

9. Der Baumeister entwirft einen Plan und Kostenanschlag.

10. Der Gemeinderath wird abermals zusammenberufen.

11. Er hält eine Berathung über Kostenanschlag und Plan, und beliebt allerlei Abänderungen.

12. Die Abänderungen gehen nebst Begleitschreiben an den Architekten zurück.

13. Dieser ändert seine Arbeit und schickt sie wieder an den Gemeinderath.

14. Der Gemeinderath wird wieder zusammenberufen.

15. Er entscheidet und genehmigt nun Plan und Kosten=anschlag.

16. Die Genehmigung geht nebst Begleitschreiben an den Baumeister zurück.

17. Jetzt wird der Kostenanschlag definitiv festgestellt.

18. Der Kostenanschlag geht nun an den Maire.

19. Dieser ruft den Gemeinderath zusammen.

20. Der Gemeinderath genehmigt den definitiven Kosten=anschlag.

21. Der Gemeinderath erörtert, wie in dem vorliegenden Fall ein Credit zu eröffnen sei; um nachzuweisen, daß die Ge=meinde zahlungsfähig sei, werden Urkunden und Belege herbei=geschafft.

22. Das Gesuch, einen Credit eröffnen zu dürfen, geht nebst dem detaillirten Kostenanschlag an den Unterpräfecten.

23. Der ganze bisher in dieser Sache angehäufte Acten=stoß geht an den Präfecten des Departements.

24. Die Acten erfahren im Bureau des Präfecten nun ein Sectionnement, d. h. das, was auf das Gesuch um Credit Bezug hat, geht an das Finanzbüreau des Präfecten, das übrige an sein Büreau für öffentliche Arbeiten.

25. Das Gesuch um Credit=Eröffnung geht aus der Prä=fectur an den Finanzminister ab.

26. Im Ministerium werden die Arbeiten nach der Reihe vorgenommen, das Gesuch kommt also erst nach längerer Zeit in Erwägung; doch erfolgt am Ende die Entscheidung des Ministers.

27. Die Entscheidung wird dem Staatsoberhaupt, also dermalen dem „Präsidenten der Republik", vorgelegt.

28. Der Präsident entscheidet.

29. Die Entscheidung geht an den Minister zurück.

30. Die Entscheidung des Ministers geht an den Präfecten.

31. An den Unterpräfecten.

32. An den Maire.

33. Der detaillirte Kostenanschlag geht an den Minister.

34. Er geht an den Divisionschef des zuständigen Büreaus.

35. Er gelangt aus dem Büreau an den Expedienten.

36 und 37. Er geht aus dem Ministerium an die Commission für Civilbauten.

38. Der Actenstoß wird auseinander genommen und classificirt, und liegt, bis an ihn die Reihe kommt.

39. Das Conseil versammelt sich, und die Acten werden einem Berichterstatter zugetheilt.

40. Der Berichterstatter entwirft seinen Bericht.

41. Der Bericht wird in der Sitzung vorgelesen, und es werden einzelne Abänderungen beliebt.

42. Von der Commission gehen die Acten an den Minister.

43. Von dem Minister an den Präfecten.

44. Vom Präfecten an den Unterpräfecten.

45. Vom Unterpräfecten an den Maire.

46. Dieser beruft den Gemeinderath.

47. Der Gemeinderath ertheilt den Abänderungen, welche beliebt wurden, seine Genehmigung.

48. Nun geht das Ganze mit Begleitschreiben an den Baumeister.

49. Der Baumeister ändert seinen Plan und Kostenanschlag jenen Abänderungen gemäß.

50. Seine neue Arbeit geht an den Maire. Der veränderte Plan und Kostenanschlag verlangen einen größern Credit, und nun geht die Procedur von 51. bis 62. abermals genau, wie von Nummer 21. bis 32., und von 63. bis 69. genau so, wie von 33. bis 39.

70. Die Commission der Civilbauten ertheilt ihre Genehmigung.

71., 72., 73. und 74. Rücksendung an den Minister, den Präfecten, den Unterpräfecten und den Maire.

75. Die Arbeiten werden in der Registratur verzeichnet und niedergelegt.

76 Oeffentlicher Anschlag wegen der Adjudication.

77. Die Adjudication.

78. Die Adjudication wird ins Register eingetragen.

79. Das Protokoll der Verhandlungen über den Zuschlag geht an den Unterpräfecten.

80. Von diesem an den Präfecten.

81. Von diesem an den Minister.

82. Erhält die Genehmigung des Ministers.

83. 84. 85. Vom Minister zurück an den Präfecten, an den Unterpräfecten, an den Maire.

86. Der Maire berichtet an den Baumeister.

87. Der Maire schreibt an den Adjudicataire.

88. Die Genehmigung des Ministers wird in das Repertoire eingetragen.

89. Die erforderliche Mittheilung geht an den Receveur de l'Enregistrement.

90. Das Protokoll wird einregistrirt.

91. Zurück an den Maire.

92. Vollzug des Protokolls und der Genehmigung des Kostenanschlags.

Jetzt beginnen die Arbeiten, aber die Schreiberei ist noch nicht zu Ende. Wenn der Baumeister fertig ist, wird ein Certificat nöthig.

93. Das Certificat geht an den Unterpräfecten.

94. Vom Unterpräfecten an den Präfecten.

95. Vom Präfecten an den Minister.

96. Der Minister genehmigt dasselbe.

97. 98. 99. Rücksendung des Certificats.

100. Anweisung zur Auszahlung der Summe; Ordonnancement.

Wir fragen, ist das nicht mehr als byzantinisch, wenn eine Gemeinde aus dem eigenen Säckel etwa ein Spritzenhaus bauen oder ausbessern will und dazu so ungeheuerer, endloser Schreibereien bedarf, sich an zwanzig verschiedene Behörden wenden muß, deren eine nur da zu sein scheint, um die andere zu controliren? Was kann bei solchem Mechanismus anders herauskommen, als vollständige Unmündigkeit, die sich am Ende selber nicht zu rathen und zu retten weiß, wenn es einmal darauf ankommt. Es hat nicht anders sein können, als daß die Nation unter einem solchen System verbutten und verkümmern mußte. Wirft man uns etwa ein, dieses Urtheil über die Franzosen sei zu hart, so entgegnen wir, daß es noch viel milder lautet, als die Aussprüche Timon Cormenin's, welche Frankreich nicht bloß ruhig sondern mit Beifall hinnahm. Es sind vielleicht zwölf Jahre her, als wir uns aus der Skizze über Mauguin, einen Mann, der bekanntlich damals eine politische Rolle spielte, folgende Stellen anmerkten:

„Frankreich ist ein Land, das wesentlich durch die Einbildungskraft beherrscht wird, diese schlägt allerwärts vor und beherrscht die Geister. In leichtfertigster Vergessenheit springen sie von einem System zum andern. Die Nation ist étourdie, elle a besoin d'être occupée, d'être éblouie par le spectacle des grandes choses.“ Dann schildert er die Wichtigthuerei der Advokaten in der Kammer: „Ohne Acten und viereckige Mütze beiseite zu legen, feuern sie Kanonen ab, schicken Flotten in See, öffnen Depeschen, senden Couriere aus und setzen Generale, Gesandten, Könige auf die Anklagebank. Der Advokat hält Reden, führt diplomatische Unterhandlungen, führt Kriege, er regiert, er verwaltet, er macht alles, und doch geschieht nichts.“ Dem „Advokatenregiment“ ist nun freilich



längst gesteuert. Was aber Cormenin weiter von Bürgern und Bauern sagt, ist noch heute in voller Kraft und Gültigkeit, die Worte lauten: „C'est la servitude corporelle et spirituelle, c'est la crasse ignorance, c'est l'âbatardissement moral, c'est la corruption des abus qui coule à plein flot.“

Diese tiefe Verkommenheit hat zu nicht geringem Theil ihren Grund in den wirthschaftlichen Verhältnissen, namentlich jenen der ländlichen Bevölkerung. Es ist hier nicht unsere Absicht, die Frage über unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe ausführlich zu erörtern; vor einiger Zeit hat Stüve in Osnabrück zur Beantwortung derselben vortreffliche Beiträge geliefert. Wir wollen aus unserer eigenen Beobachtung nur herausheben, daß überall das Landvolk da, wo geschlossene Höfe sind, wohlhabender erscheint, als da, wo die Grundstücke fliegen. Man vergleiche zum Beispiel den Nordwesten Deutschlands, den Schwarzwald ꝛc. mit manchen Theilen der Rheinebene oder Thüringens. Doch giebt es allerdings Landstriche, wo geschlossene Höfe nicht am Platze sein würden, und man muß gerade in Bezug auf diesen Punkt sich wohl hüten, von einem vorgefaßten Princip aus all und jedes nach einer Richtschnur zu beurtheilen. Wo aber ins unendliche getheilt wird, ist sicherlich der „kleine oder arme Mann,“ wie der Bauer sein Proletariat nennt, viel zahlreicher als in jenen Gegenden, wo der älteste oder jüngste Sohn erbt; auch ist hier die Wohlhabenheit größer und dem „Wucher“ bei weitem nicht so viel Thür und Thor geöffnet. Vor etwa zehn Jahren starb in einer Stadt am Mittelrhein ein christlicher Capitalist, der als wenig bemittelter Mann sein Geschäft des Geldverleihens begann und nach vierzig Jahren seinen vier Erben mehr als fünfzig Bauerngüter in der bayrischen und rheinhessischen Pfalz vermachen konnte, die theils ihm eigen gehörten, theils ihm so verschuldet im Buche standen, daß die Inhaber mehr geduldete Taglöhner als Be-

sitzer waren. Dergleichen ist da, wo die Bauerngüter nicht flüchtig sind, unerhört, und auch unmöglich. Zehnten, Frohnden und andere Bürden wurden glücklicher Weise beseitigt; aber nun lastet der Druck des „Capitalfeudalismus" auf den Bauern überall, wo sie das Grundeigenthum ins Unendliche zersplittern, somit keinen Rückhalt in sich selber haben, und durch ein paar schlechte Erndten für immer in Verlegenheit gerathen. Das ist die Kartoffelnoth und die Heillosigkeit der Zwergwirthschaft, welche schon Friedrich List in so ergreifender Weise geschildert hat.

Doch ich wende mich wieder nach Frankreich. Der alte Adelsfeudalismus wurde beseitigt, die Landgüter sollten zu gleichen Theilen auf die Kinder vererben, kein Einzelner soll benachtheiligt werden. So vermehrte sich allerdings die Zahl der Grundeigenthümer, aber was sind sie? Wie stehen sie schon jetzt in der dritten Generation? In Ländern, wo ein Hang zur Auswanderung im Volke lebendig ist, wie in der Schweiz und in Deutschland, findet die Zersplitterung in diesem Umstand doch noch einige Gränzen; aber der französische Bauer bleibt auf seiner Scholle, und geht nicht einmal nach Algier hinüber, so großen Vorschub man ihm auch dazu leistet. Das Proletariat auf dem Lande wäre sicherlich noch weit zahlreicher, wenn ihm nicht zwei eigenthümliche Erscheinungen entgegenwirkten. Das Gesetz verlangt vom Bauer, er solle unter seinen Kindern das Gut theilen. Was thut er, um nicht dem Gesetz zu verfallen? Er sorgt durch Kunst und Kräuter, daß er möglichst wenig Kinder bekomme; zwei sind schon genug, das dritte betrachtet man als Aushülfe für ein etwa mit Tod abgehendes; ein viertes kommt selten vor. Das gilt von dem, welcher noch etwas Land hat; der eigentliche Proletarier zeugt Kinder, so viel nur zur Welt kommen wollen. So wird in einer Volksschicht dem Anwachs der Bevölkerung unnatürlich gesteuert.

Ein zweites künstliches Abzugsmittel bietet das Heer. Bei alledem ist in Frankreich das Grundeigenthum schon so zersplittert, daß das in Staub zerschlagen kaum noch weiter gehen kann. Uebergroße Gütercomplexe, wie wir sie z. B. in den deutschen Ostseeländern haben, taugen ebensowenig, weil die Myriaden von Taglöhnern kaum besser daran sind, als die französischen Proletarier. Diese besitzen oft so kleine Flecke, daß der Verkauf nicht einmal mehr die Kosten aufbringt, welche eine gerichtliche Uebertragung erfordert. Es giebt in Frankreich nahezu anderthalb Millionen Landgüter, die kaum fünf Morgen Flächeninhalt haben, und fünf Morgen gelten für ein respectables Gütchen. Aber wenn das nun getheilt werden soll, was dann? Schon jetzt kann man kaum eine Kuh davon halten (bei Mainz kennen wir einen Fall, daß drei Familien sich zusammenthaten, um zwei Kühe zu halten): woher kommt der Dünger? Bei so kleinen Aeckern ist er auf dem Lande kaum zu beschaffen und wie kann ein Bauer, der aus der Hand in den Mund lebt und in der Regel verschuldet ist, den Ackerbau rationell betreiben, wie kann er etwas für seine und seiner Kinder geistige Ausbildung thun? Was abstract-gerecht für den Einzelnen erscheint, ist in der Praxis zu einer volkswirthschaftlichen, politischen und moralischen Calamität der furchtbarsten Art geworden und es läßt sich kaum absehen, wie die Franzosen aus einer so grundverderblichen Sackgasse herauskommen wollen. Diese kleinen Grundeigenthümer sind, wie schon angedeutet, nur dem Namen nach Eigenthümer, in der That und Wahrheit sind sie nur Pächter, und nicht viel besser als Tagelöhner; sie müssen jahrein jahraus, um nur die Zinsen zu erschwingen, „scharwerken", wie der norddeutsche Bauer sich ausdrückte, als es noch Frohnden gab. Der Capitalist seinerseits hält solche Leute nicht einmal für sicher, und weiß durch Manipulationen aller Art es dahin zu bringen, daß er in manchen Fällen acht, zehn, ja bis zu zwanzig Procent macht.

Diesen hohen Zins soll nun der Inhaber eines Gutes von fünf Morgen aufbringen; dazu soll er dem Staat die hohen directen und indirecten Steuern zahlen. Was bleibt ihm für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt, wie viel zur Erziehung seiner Kinder, und was für Befriedigung jener Ansprüche auf Lebensgenuß, den wir jedem Menschen in seiner Sphäre gönnen müssen? Nach amtlichen Berichten giebt es in la belle France 348,000 Wohnhäuser, die keine andere Oeffnung haben, als die Eingangsthür und nahe an zwei Millionen, die nur ein Fenster haben. In Bezug auf den Ackerbau steht Frankreich weit hinter den übrigen Ländern Mitteleuropas zurück.

Zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft in Frankreich mangelt der innere Zusammenhang. Damit man nicht sage, ich ließe mich von nationaler Eifersucht oder Abneigung leiten, so möge ein Franzose das Wort führen, und zeigen, welche Elemente ein Volk in sich hat, das sich so gern als die civilisirteste Nation der Welt bezeichnet.

Graf A. de Gobineau, früher Legationssecretär der französischen Gesandtschaft an verschiedenen deutschen Höfen und in der Schweiz, und seit mehreren Jahren Legationsrath in Teheran, hat ein Werk über die Ungleichheit der Menschenracen geschrieben, das einen ehrenvollen Platz in der Wissenschaft einnimmt. (Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853 ff. vier Bände). Er erörtete, was eigentlich unter dem Worte Civilisation zu verstehen sei, charakterisirt die verschiedenen Abstufungen derselben, und kommt zu dem Ergebniß, daß in vielen Beziehungen die Gesellschaft unserer Zeit nicht so gewaltige Fortschritte gemacht habe, wie man gewöhnlich annehme. Er weist diesen Satz insbesondere an Frankreich nach, wo die weit überwiegende Menge der Bevölkerung noch weit zurückgeblieben sei und in tiefer Barbarei stecke. Ich lasse ihn selbst reden.

„Auch dem oberflächlichen Beobachter kann es nicht entgehen, daß in Frankreich eine ganz außerordentliche Verschiedenheit in Wesen und Manieren herrscht. Man weiß längst, daß zwischen Paris und dem übrigen Land ein Abgrund liegt, und vor den Thoren der Hauptstadt eine ganz andere Nation beginnt, welche von jener in der Hauptstadt ganz verschieden ist. Was ich hier sage, ist eine ausgemachte Wahrheit. Wer aus der bei uns eingeführten politischen Einheit auf eine Einheit in den Ideen und auf eine Fusion des Blutes schließen wollte, würde sich einer argen Täuschung hingeben. Auch nicht ein einziges sociales Gesetz, nicht ein einziges schaffendes Princip der Civilisation, wird in allen unsern Departements auf einerlei Weise verstanden. Es wäre überflüssig, hier auf den Menschen aus der Normandie, der Bretagne, den Bewohner des Limousin, oder des Anjou, auf den Gascogner oder den Provençalen hinzuweisen, weil Jedermann weiß, wie wenig diese Völker einander gleichen, und wie weit sie in ihren Anschauungen und Urtheilen auseinander gehen. Ich will nur eines anführen. In manchen Ländern sind die, für Aufrechterhaltung der Civilisation wesentlichen Begriffe und Anschauungen mit allen Classen verwachsen, aber bei uns ist das nicht der Fall. So ist zum Beispiel die allerwichtigste und so leicht zu erlernende Elementarkenntniß: Lesen und Schreiben, ein Geheimniß für die weit überwiegende Mehrzahl unserer ländlichen Bevölkerung. Der französische Bauer kann durchgängig weder Lesen noch Schreiben und er legt auch gar keinen Werth darauf beides zu lernen, weil er den Nutzen davon nicht begreift und keine Anwendung dafür weiß. In dieser Beziehung glaube ich sehr wenig an das, was die Gesetze versprechen und eben so wenig an die aufgeputzten Einrichtungen; ich traue vielmehr dem, was ich selber beobachtet habe, und den festgestellten Thatsachen. Die Regierungen haben sich alle mögliche Mühe gegeben, die Bauern aus ihrer Unwissenheit zu

ziehen. Den Kindern ist in den Dörfern Gelegenheit geboten, sich unterrichten zu lassen, und die Erwachsenen, welche ins Heer eingestellt werden, können in den Regimentsschulen die unentbehrlichsten Kenntnisse erwerben. Aber trotz aller Vorkehrungen, und obwohl die Behörden sich möglichst bemühen, das Compelle intrare durchzusetzen, lernen die ackerbautreibenden Classen nichts."

„Ich habe gesehen, und wer die Provinz kennt, muß ganz dasselbe beobachtet haben, daß die Aeltern nur mit dem größten Widerwillen ihre Kinder in die Schule gehen lassen, und daß sie die Zeit, welche auf das Lernen verwandt wird, für völlig verloren erachten. Sie benützen jeden Vorwand, um Knaben oder Mädchen den Lehrstunden zu entziehen. Sobald der junge Mensch einmal die Schulbank verlassen, hat er nichts eiliger zu thun, als das Gelernte möglichst rasch wieder zu vergessen. Ja, er macht sich gerade daraus eine Art von Ehrenpunkt, und die verabschiedeten Soldaten machen es gerade so; in manchen Theilen Frankreichs wollen sie nicht einmal merken lassen, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben; noch mehr, sie geben sich alle Mühe, das Französische wieder zu vergessen, und reden nur ihr Patois."

„Ich würde mit größter Ruhe manche preiswürdigen Anstrengungen loben, welche man vergeudet hat, um unsere Landbevölkerung heranzubilden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß das, was man sie lehren will, nicht für sie paßt; und daß in dieser Gleichgültigkeit gegen das Höhere, ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation liegt. Den Beweis dafür finde ich auch in dem passiven Widerstande, und wo man denselben etwa besiegt, da dringt sich ein anderer Beweis auf, der für mich noch weit überzeugender ist. In einigen Gegenden geht es nämlich mit dem Unterrichte besser. In unseren östlichen Departements (die einst zum deutschen Reiche gehörten und ganz oder zum Theil deutsche Bevölkerung haben,

also Elsaß, Lothringen und Burgund) gedeihet der Unterricht. In den großen Fabrikstädten lernen allerdings viele Arbeiter sehr gern lesen und schreiben, denn sie leben in einer Umgebung, durch welche ihnen der Nutzen davon klar wird. Aber was thun die meisten dieser Leute, sobald sie die Elemente des Unterrichts bis zu einem gewissen Grad inne haben? Diese bieten ihnen ein Mittel, nicht mehr instinctartig diese oder jene Ideen und Gesinnungen anzunehmen, sondern vorzugsweise solche, welche activ gegen die gesellschaftliche Ordnung wirken. Eine Ausnahme mache ich nur für die Bevölkerung der Ackerbau- und Industrie-Bezirke im Norden, wo die Elementarkenntnisse weit mehr verbreitet sind als anderwärts. Dort wird das einmal Erlernte nicht wieder vergessen und es trägt auch gute Früchte. Aber man merke wohl, daß dort das Volk weit mehr germanisch ist, als im übrigen Lande und deshalb setzt mich jenes Resultat nicht in Erstaunen."

„Unser Volk hat wenig Geschmack für unsere Civilisation; und sehen wir genauer zu, wie es mit seinem Glauben und seinen Ansichten steht, so stellt sich noch deutlicher heraus, wie fern es dieser Civilisation bleibt. Bischöfe und Pfarrer haben noch heute wie vor hundert, wie vor fünfhundert und fünfzehnhundert Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorstellungen und Vorurtheile anzukämpfen, und diese sind um so gefährlicher, da sie fast nie offen hervortreten, oder eingestanden werden und deshalb nicht angepackt und besiegt werden können. Jeder umsichtige Dorfprediger weiß, mit welcher listigen Verschlagenheit selbst der andächtige Bauer Manches in sich versteckt hält, mit dem er nie herausgeht. Spricht man ihm davon, so leugnet er, läßt sich auf eine Erörterung nicht ein, und bleibt bei seinem Wahn. Zu seinem Geistlichen hat er volles Vertrauen, nur nicht in Bezug auf das, was man als seine geheime Religion bezeichnen könnte. Deshalb ist in beinahe allen Provinzen der Bauer so schweigsam und verschlossen gegen den von ihm so

genannten Bourgeois, und deshalb ist die Scheidelinie zwischen ihm und dem gebildeten Gutsbesitzer, auch solchen, die er im Uebrigen ganz gern hat, nicht zu überschreiten. So verhält es sich mit der Mehrzahl dieses Volkes, welches angeblich der Civilisation vorzugsweise zugethan sein soll, und so ist seine Stellung der Civilisation gegenüber."

„Will man eine annährende Statistik entwerfen, so kann man, meiner Ueberzeugung nach sagen, daß in Frankreich etwa zehn Millionen Menschen innerhalb unseres Ideen-, Gesittungs- und Gesellschaftskreises leben, daß aber sechs und zwanzig Millionen völlig außerhalb desselben sich befinden. Diese Annahme ist eher zu niedrig als zu hoch."

„Wäre unser Landvolk lediglich plump und unwissend, so könnte man mit weniger Besorgniß auf diese Kluft blicken, und sich mit dem vulgären Trost beruhigen, daß diese rohen Massen wohl allmälig der Bildung zugängig gemacht werden könnten. Aber es verhält sich mit diesen französischen Massen platterdings wie mit den Wilden. Anfangs betrachtet man diese wie eine Art von Halbthieren, weil sie äußerlich unterwürfig, man möchte sagen unausgeprägt erscheinen; sobald man aber in ihr eigenthümliches Wesen eindringt, findet man, daß ihre Zuneigungen und Abneigungen nicht etwa zufällig sind, sondern in einer logischen Verkettung festere Ansichten wurzeln. Die Masse der Bevölkerung in Frankreich ist ein Abgrund, über welchem die Civilisation in der Luft hängt, und die tiefen, stagnirenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schlummern, werden dermaleinst hervorbrechen, und auflösend und zersetzend wirken. Viele tragische Ereignisse sind über Frankreich eingegangen, aber die Bauern haben nur einen gezwungenen Antheil daran genommen, und sich stets theilnahmlos verhalten, sobald ihr eigenes persönliches Interesse nicht ins Spiel kam. Der Bauer betrachtet uns gebildeten Menschen, uns Leute der Ci-

vilisation als seine Feinde. Von der letzteren versteht er nichts, trägt nichts zu derselben bei, aber er glaubt sich berechtigt, so viel als möglich Nutzen aus dem Mißgeschick zu ziehen, von welchem die Civilisation heimgesucht wird.“ —

Wer solche Verhältnisse erwägt, wird sich nicht wundern, daß das viele Millionen Köpfe zählende Proletariat sich einem „socialen Heiland“ zuwendet, nachdem die Lilie, die dreifarbige Fahne und das rothe Banner diese ökonomischen Verhältnisse nicht verbessert haben. Wenige sind sehr reich, nicht viele sehr wohlhabend, die meisten sehr arm. Die französischen Statistiker haben berechnet, daß von 35 Millionen Franzosen nur etwa 800,000 Familienväter sich in völlig guten Umständen befinden. Davon sind neben den Capitalisten, die sich in Paris zusammendrängen und dort den staunenswerthen Luxus entfalten, welcher der Welt über das Frankreich, wie es in Wahrheit ist, die Augen verblendet, Tausende von „Wucheren“, die dem Bauer sein Mark aussaugen. In jenen Bauern steckt allerdings Material zu einer neuen Jacquerie; aus ihrer Mitte konnte der Ruf erschallen: Nieder mit den Reichen! Sie waren bereit, die Formel des Eigenthums sei Diebstahl, in ihren Kopf aufzunehmen und dann in die Fäuste fahren zu lassen. „Wir wollen uns wieder nehmen, was man uns gestohlen hat,“ so lautete der Text im Jahre 1848.

Man sieht, daß die Krankheitsstoffe im französischen Volks- und Staatskörper viel weniger von politischer als socialer Beschaffenheit sind. Deshalb kann das Regierungssystem so rasch wechseln, ohne daß eben viele Spuren zurück bleiben. Die Proletariermassen erwarten von jedem neuen Regiment, daß es auf ihre Forderungen eingehe; der aller Energie baare Mittelstand wünscht Ruhe um jeden Preis, nur damit der Proletarier in Schranken gehalten werde, und soll denn einmal doch keine Ruhe bleiben, so wünscht er K r i e g n a c h a u ß e n, in welchem die Reihen der Armeen gelichtet werden, die dann aus

dem Proletariat wieder rekrutirt werden muß, und die Zahl seiner Feinde vermindert. Der Bourgeois zahlt das Geld, der Proletarier giebt die Knochen.

Das sind die Schattenseiten der französischen Gesellschaft, die in sich keinen rechten socialen, organischen Zusammenhang mehr hat. Der Mechanismus, der aus sechsmalhunderttausend Köpfen bestehenden, zum Theil nur ärmlich besoldeten Büreaukratie und der Soldat hält sie äußerlich zusammen. Was kann man von ihr erwarten, nachdem Sancho Pansa sehr richtig bemerkt: „Daß sich von einem Ulmbaume keine Birnen herabschütteln lassen?“ Ueber alle diese disparaten Elemente verfügt nur der Wille eines einzigen Mannes, der seine Absichten in ein räthselhaftes Geheimniß hüllt. Er hat eine furchtbare Macht nach innen, wie nach außen in seinen Händen, und er hält seit Jahren ganz Europa fortwährend in gespannter Erwartung. Wer mag sagen können, was werden soll, wenn er am Leben bleibt, und wer, wie weit der französische Vulkan seine Steine schleudert und seine Lava nach außen schiebt, wenn der „Retter und Heiland,“ der ein Napoleon ist, auf natürlichem oder unnatürlichem Wege des Todes erbleichen sollte? —

Wo wären in Frankreich gesunde conservative und wo gesunde liberale Elemente? Was vorhanden ist, wissen wir: ein ungeduldiges Proletariat, eine eingeschüchterte Mittelclasse, ein wohlgeübtes kriegslustiges Heer mit einem Napoleon an der Spitze, von dem es immerhin zweifelhaft bleibt, ob er auf die Dauer Befriedigung darin finden wird, lediglich ein Friedensfürst zu sein.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] jenen [illegible] dem [illegible] und dem germanischen [illegible], der sich gern seiner angelsächsischen Abstammung [illegible] und die Zuthat fremden Blutes zwar nicht verschmäht, sie aber mit sich zu verquicken sucht. Während jener [illegible] Centralisation hat, alles von seiner Regierung erwartet und ohne individuelle Selbständigkeit ist, sehen wir beim republikanischen Germanen der westlichen Erdhälfte gerade das Gegentheil. Bei diesem ist Alles auf die Individualität gestellt, und Jeder hofft Alles nur von und durch sich selbst, von seiner Kraft und Thätigkeit. Dort ist ein centralisirtes Kaiserthum, welches seine Berechtigung aus dem angeblichen Stimmrechte und der Souverainetät eines Volkes herleitet, dem alle Freiheit und alle staatsbürgerlichen Rechte abhanden gekommen sind, und hier finden wir uneingeschränkte Freiheit in einem vielgegliederten

republikanischen Staatenbunde, wo die Regierungen weder Bureaukratie noch Allmacht der Polizeigewalt kennen, sondern sich grundsätzlich die Aufgabe gestellt haben, zu versuchen, mit wie wenig Regierungsgewalt ein Staat in unseren Tagen sich behelfen und dabei doch das Interesse aller Bürger wahren könne. Für die europäischen Länder wäre ein solcher Versuch ohne Frage im höchsten Grade bedenklich, aber in einem neuen Lande, das sich seine Geschichte erst macht, und wo eine Menge europäischer Bedingungen fehlen, hat er keine Gefahren, und man kann nicht in Abrede stellen, daß er sich in den Vereinigten Staaten seither vielfältig und in großartiger Weise bewährt hat. Allerdings fehlen auch große Schattenseiten nicht, aber das liegt an der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge. Trotz derselben hat jedoch Nordamerika großartige Erfolge zu erringen gewußt, und steht als eine Weltmacht ersten Ranges da.

Bekanntlich führen die Nordamerikaner häufig Klagen darüber, daß ihre gesellschaftlichen Zustände wie überhaupt ihr ganzes Leben und Treiben von europäischen Reisenden falsch und ohne Wohlwollen dargestellt werde. In mancher Beziehung ist diese Klage vollkommen begründet. Namentlich zeichnen sich manche Engländer durch schiefe, theils von Neid und Mißgunst, theils von vornehmem Dünkel eingegebene Urtheile und ein absprechendes Benehmen aus, während andererseits die Deutschen sich der Unparteilichkeit befleißigen. Gewiß ist, daß man an die Amerikaner keinen europäischen Maßstab legen darf, wenn man ihr Leben und Treiben richtig auffassen und begreifen will. Auf der andern Seite des Weltmeeres giebt es eben noch nichts, was gesellschaftlich ganz festgewurzelt wäre, vielmehr ist noch Alles im Flusse, im Wachsen und Werden, und täglich strömen neue Elemente in das Land, die lange Zeit erst neben einander leben und Gegensätze bilden, ehe sie sich mit einander verquicken. In Europa haben wir dagegen in Bezug auf geselligen Verkehr althergebrachte Verhältnisse, etwas fest

Ueberkommenes von einem Geschlecht zum andern, einen regelrechten Gang der Dinge und verschiedene „Stände“ mit besonderen Sitten, Gebräuchen, Ansichten und Vorurtheilen. In Amerika ist das alles anders.

Einzelne britische Reisende haben das wohl begriffen und sich daher bemüht, den Amerikanern gerecht zu werden. Zu ihnen gehört Alexander Mackay, ein kluger Schotte, der die ganze Union von Norden nach Süden als aufmerksamer und scharfblickender Reisender durchwanderte. Sein Buch über die Vereinigten Staaten gehört ohne Zweifel zu den besten, welche über Nordamerika erschienen sind.

In der gesellschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten, sagt er, ist vieles, das dem Europäer als abweichend und verschieden von dem erscheint, woran er gewöhnt ist. Er soll aber, wenn er urtheilt, nie vergessen, daß die Gesellschaft auf der einen Halbkugel nicht dieselben Grundlagen hat, wie auf der andern. In der alten Welt, wo noch so vieles vom Feudalsystem sich erhalten hat, besteht die Gesellschaft gleichsam aus verschiedenen Flözlagern, die zwar in enger Berührung mit einander stehen, aber sich doch nur theilweise mit einander vermischen. Allerdings eint ein gemeinschaftliches Band das Ganze, aber dieses ist nicht von ein und demselben Gefühl durchdrungen, indem jede Classe eine Art von gesellschaftlichen Sonderinteressen, Sonderansichten und Sonderbedürfnissen hat. Und neben der gesellschaftlichen Abgeschiedenheit der einzelnen Classen finden wir einen außerordentlichen Abstand zwischen den Ständen in Bezug auf die Vertheilung der Glücksgüter, wodurch die Ausschließlichkeit noch mehr gesteigert wird. In Europa ist nicht selten die eine Classe anmaßend und hochmüthig, die andere verbittert und servil. Im Allgemeinen ist der innere Verkehr der europäischen Gesellschaft weniger durch gütiges Wohlwollen als durch Förmlichkeit und mehr durch herkömmlichen Brauch als durch Sympathie bezeichnet.

Ganz anders in Amerika. Dort war die Ungleichheit der verschiedenen Volksbestandtheile niemals ein anerkanntes oder gültiges Princip; die socialen Verhältnisse wurden niemals in willkürliche und starre Formen eingeknetet und keine Person galt als solche jemals mehr, als eine andere. In Amerika nahm die Gesellschaft von dem Punkte ihren Ausgang, welchem sie, wie der Schotte meint, und was in Deutschland Gervinus ausgesprochen hat, gegenwärtig in Europa zustrebt. Dort war von Anfang an bis heute die „Gleichheit" der Menschen der wahre Eckstein des gesellschaftlichen Gebäudes, und die Gesellschaft in Amerika ist ein untheilbares Ganze. Wenn in Europa Classen= und Ständeansichten vorherrschen, so findet man dagegen in Amerika eine allgemeine Gesellschaftsansicht. Dort giebt es keinen Menschen, der nicht die Stellung jedes andern vollkommen begriffe; jeder hat seinen Schlüssel zum Verständniß der Ansichten seines Nachbars, und schätzt dessen Sympathien nach seinen eigenen ab. Da keine willkürlich gesetzte oder geschichtlich gewordene Ungleichheit vorhanden ist, so fällt auch im Verkehr jeder Zwang weg, und da einer des andern Ansichten begreift und zu würdigen versteht, so erhält der gegenseitige Verkehr ein Gepräge von Güte und Herzlichkeit, welche man in Europa nur im innern Verkehr jedes einzelnen Standes antrifft.

Das fällt sogleich auch dem oberflächlichen Beobachter auf. Sogenannte gute Bekanntschaften und entfernte Freundschaften kommen in Amerika nicht häufig vor. Der Verkehr führt zur Freundschaft, oder er führt zu gar nichts; es widersteht dem Wesen des Amerikaners gegen Personen, die ihm gleichgültig sind, herzlich zu scheinen. Er hat weder Classensympathien noch Classenantipathien; sein gesellschaftlicher Kreis begreift das ganze Land, in welchem es gar keine „Höhergestellte", sondern nur Gleichgestellte giebt. Lediglich die höhere geistige Bildung und die feineren Formen bedingen einen Unterschied. Der

Amerikaner ist vor allen Dingen erst Amerikaner und nur in zweiter Linie ein Gentleman; die Verfeinerung ist bei ihm nicht die Lasur, welche das unter ihr befindliche verdeckt, sondern eine Politur, welche den rechten Kern stark hervortreten und ihn in besserm Lichte, immer aber in demselben Charakter erscheinen läßt. „Ich bin oft erstaunt gewesen, wie rasch der franke Verkehr der Amerikaner zu einem völlig zwanglosen Austausche von Ansichten und Meinungen unter Männern führte, die einander im Leben noch nie gesehen hatten. Aber wie könnte das auch anders sein, da es dem Georgier gar nicht schwer fällt, sich sogleich in die Lage eines Missouriers zu versetzen, und der Bewohner Louisianas in jenem vom Maine gleichsam nur sein Nebenstück sieht? Diese Unumwundenheit im Verkehr hat für den Fremden allerdings etwas Auffallendes, weil er den wahren Grund derselben nicht kennt; sie ist aber natürliches Ergebniß der Universalität der Meinungen und Sympathien in Amerika; und was man in England für zudringliche Unverschämtheit halten würde, ist in Amerika etwas ganz Natürliches. Wenn der Amerikaner mit einem Mann in Berührung kommt, den er nicht versteht oder der ihn nicht verstehen will, so kann er so zurückhaltend sein, wie nur irgend Jemand. Und so erklärt es sich auch, weshalb manche Reisende in Amerika, die ihre exclusiven Begriffe nicht in Europa zurückgelassen haben und in dem Mantel steifer Förmlichkeiten gehüllt die Union durchwandern, die Amerikaner so kalt finden."

In Amerika ist die Gleichheit für Alle da, nicht blos in den Augen des Gesetzes, sondern auch in der socialen Stellung. Es giebt keinen Rang, zu welchem ein Mann geboren ist, keine Stellung, von welcher man ihn ausschließen könnte; Nichts wird ererbt, Alles muß persönlich erworben werden. In der europäischen Gesellschaft haben die „höheren Stände" viele gesellschaftliche Vortheile schon an sich voraus; sie lernen spielend feinere Formen und die Erziehung hilft nach. Der

Amerikaner hat keinen höher Gestellten bei Seite zu schieben, er hat nicht nöthig, sich aus sogenannten Standesrücksichten Zwang aufzuerlegen; die amerikanische Gesellschaft hat die Aufgabe dahin zu trachten, daß sich nicht derartige Classen und Stände bilden, wie Europa sie hat. Wo gewaltige Reichthümer sich anhäufen, wird es immer seine Schwierigkeiten haben, im gesellschaftlichen Verkehr eine waagerechte Scala zu behaupten. Reichthum hat in Amerika großen Einfluß, und da der Kreis der Reichen sich täglich erweitert, so würde das gesellschaftliche Gleichgewicht bedroht erscheinen, wenn nicht Gegenwirkungen und entgegengesetzte Einflüsse vorhanden wären. Giebt es in Amerika viele reiche Leute, so giebt es dagegen nur wenig Arme, durch deren Mitwirkung die Reichen gegen die zwischen beiden Extremen in der Mitte stehenden Classen nachtheilig einzuwirken vermöchten. Eine eigentlich arme Classe im europäischen Sinn ist gar nicht vorhanden; es giebt keine Classe, deren Lage unverträglich wäre mit ihrer Unabhängigkeit.

So übt allerdings der Reichthum Einfluß, und wer ihn besitzt, hat nebenbei mehr Consideration als ein anderer; er hat aber, bis jetzt wenigstens, in Amerika noch gar keine Macht, das Wesentliche und Charakteristische der Gesellschaft, nämlich die auf allgemeine Unabhängigkeit gegründete Gleichheit, zu beeinträchtigen. Auch in der politischen Gleichheit Aller liegt ein Gegengewicht, welches den socialen Tendenzen des Reichthums widerstrebt. In der großen politischen Lotterie, welche täglich in Amerika gezogen wird, kann auch der Reichste nicht sagen, welche Nummer herauskommt. Und nicht die Reichsten sind es, welche den größten politischen Einfluß üben, sondern die geschäftigen Politiker, welche sich ins dichteste Gefecht wagen, und um Einfluß und ihre Zwecke zu erreichen, Zeit, Bequemlichkeit und häufig auch ihr besseres Selbst opfern. Mit solchen, oftmals nicht allzufeinen Concurrenten, wagt der Reiche nicht gern ein politisches Wettrennen; für ihn hat das Leben auch

noch anderweitigen Reiz, und er überläßt daher insgemein den energischen Leuten, den Professionspolitikern oder den Abenteurern den Kampfplatz. Wenn ihm aber daran liegt, einen ihm dienlichen politischen Zweck zu erreichen, so kann er dabei der Mithülfe seines weniger reichen Nachbars, der vielleicht ein Mann von großem politischen Einfluß ist, nicht entbehren. So trifft der Politiker mit dem Reichen auf einem neutralen Boden zusammen; hier ist wieder die Gleichheit hergestellt, die ohne die angedeuteten Umstände als gestört erschiene. Auf der politischen Arena erscheinen sehr oft Leute, die aus „den Tiefen der Gesellschaft“ auftauchen; sie glauben auf derselben rascher vorwärts zu kommen, als wenn sie langsam und mühevoll nach Gelderwerb trachten. Der Kreis der Reichen empfängt täglich neuen Zuwachs aus allen Classen, eben so jener der Politiker von Profession, und so halten beide einander ein Gegengewicht. Faßt man diese Verhältnisse ins Auge, so wird der freie und rückhaltslose Verkehr, welcher äußerlich zwischen den verschiedenen Mitgliedern des Gemeinwesens besteht, nichts Auffallendes mehr haben. Von demselben schließen nur ungeeignetes Benehmen und ehrlose Handlungen aus. So lange das allgemeine Stimmrecht in Geltung bleibt, wird es in der Macht der nicht reichen Classen stehen, den Reicheren einen Riegel vorzuschieben, sobald diese exclusive Zwecke in Staat und Gesellschaft verfolgen wollten.

Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich versichert zu werden, daß alles Gesagte sich nur auf die Gesellschaft im Großen und Allgemeinen bezieht. Auf das innere, häusliche Leben, auf den speciellen Verkehr, auf die Etikette im Besuchzimmer, auf den gesellschaftlichen Charakter innerhalb des einzelnen Hauses hat es keinen Bezug, sondern es gilt nur von dem socialen Volksleben im großen Ganzen. Das fashionable Leben in Amerika ist anders gestaltet, dieses aber bildet nur einen Zweig an dem großen Stamme.

In Amerika ist die „Lady“, die Frau, der eigentliche Herr im Hause; dieses bildet ihre Sphäre, in welcher sie fast unbeschränkt und unbeeinträchtigt verfügt und gebietet; der Mann behält sich stillschweigend nur eine ferne Controle vor. Aber die Frau in Amerika kennt ihre Stellung und deren Pflichten, deshalb kann sie sich so frei und ungezwungen bewegen. Hier kommt eine merkwürdige Erscheinung vor. Die gesellschaftliche Stellung des Mannes ist in den gesellschaftlichen Beziehungen seiner Familie nicht etwa von hervorragender Bedeutung oder Wichtigkeit. Sein Thätigkeitskreis ist außerhalb des Hauses, dort im Gewühl des Lebens, wo Alle gleich sind und auf gleichem Fuße leben. Das hat aber mit dem innern Leben der Familie gar nichts zu schaffen. Nach außen Gleichheit; im Hause gilt Ausschließlichkeit. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ein Beamter, steht mit dem Grobschmied im besten Verkehr, aber seine Töchter kennen die Töchter des letztern gar nicht, oder gestehen es nicht ein, wenn es auch der Fall wäre. Das häusliche und Familienleben ist in Amerika eben so streng abgegrenzt, wie das sociale Leben in Europa. Darin giebt es keine Allgemeinheit, sondern fashionable Quartiere und fashionable Kreise. In diesen sind sie eben so exclusiv, wie dieselben Kreise in Europa. Man sollte meinen, daß in einem so ausgedehnten Lande, über welches eine im Verhältniß keineswegs starke Volksmenge zerstreut ist, eine solche Auffassung in den verschiedenen Landestheilen auch verschieden sein müsse. Das ist aber eigentlich nicht der Fall; sie ist so starr und verknöchert, wie in Europa, und junge amerikanische „Ladies“ sind eben so albern hochnäsig, als irgend ein vornehmer Zieraffe in Europa. Es ist für die Draußenstehenden keineswegs eine leichte Sache, in einen solchen abgeschlossenen Kreis hinein zu dringen. Diejenige Familie, welche ein neues Mitglied einführt, ist für dessen gutes Benehmen und Achtbarkeit verantwortlich, und oft reicht die

Bürgschaft einer einzelnen Familie noch nicht hin, um in den Kreis zugelassen zu werden.

In größeren Städten, wo die Zahl der wissenschaftlich gebildeten und sorgfältig erzogenen Leute größer ist, und wo so zu sagen die Linien längst gezogen wurden, kann man dergleichen nicht gerade auffallend finden; dort trifft der Fashionable genug „Amusement", das ihm zusagt. Aber ganz dasselbe tritt in jeder neuen Stadt zu Tage, wenn auch noch gar keine Ungleichheit in den Verhältnissen vorhanden ist; und hier gerade erscheint dieses exclusive Wesen in seiner lächerlichsten Weise; diese neugebackenen Would be's werden geradezu albern. Man muß aber nicht vergessen, daß die Männer in Amerika sich um derlei Dinge so gut wie gar nicht bekümmern; sie arbeiten, während die Frauen und Töchter die Familie in die richtige gesellschaftliche Position zu bringen trachten.

Diese Ausschließlichkeit wird in keiner andern Stadt so weit getrieben, als in Philadelphia; in Boston, Neu-York und Baltimore bemerkt man sie auch, aber sie tritt bei Weitem nicht so schroff hervor, als in der Stadt der Bruderliebe. Hier forschen die Fashionables erst bis in das Allerkleinste nach, ehe sie den einlassen, welcher an ihre Thür klopft. Im Allgemeinen wird indessen der Fremde willig aufgenommen, wenn er von respectabeln Leuten empfohlen ist, und man hat in der Regel ein gutes Vorurtheil für ihn; doch in Philadelphia deckt ihn die Empfehlung allein nicht, er muß ihr durch seine Person Geltung verschaffen. Ist man aber einmal innerhalb dieses gesellschaftlichen Kreises, so findet man sich reichlich entschädigt. Denn man findet in ihm Intelligenz ohne Pendanterie oder Steifheit, und eine sehr belebte, aber keineswegs lärmende Unterhaltung. Diese Gesellschaft hat die guten Eigenschaften jener von Boston und Neu-York in sich vereinigt. Doch fällt ein Affectiren mit literarischer Bildung auf. In Neu-York überwiegt der Handelsgeist alles Andere und dringt auch in die

„Gesellschaft“ ein. Dort bilden reiche Handelsleute den Mittelpunkt; die Gesellschaft selbst erhält immer neue Bestandtheile und fluctuirt, je nachdem das Geldvermögen der Einzelnen steigt oder fällt. Die Eingangsthüren zum auserwählten Kreise sind wohlbewacht, aber nie geschlossen; es strömt ab und zu, und so ist innerhalb desselben mehr „Herz“ als Verfeinerung; man findet mehr lustige Heiterkeit und nicht so viel Conventionelles als in Philadelphia, wo der Handelsgeist nicht Alles durchwuchert und wo literarische Bildung als ein nothwendiger Schmuck, als ein Zierrath des Lebens betrachtet wird, nicht aber als ein Geschäft. Unter einander haben die Philadelphier einen vortrefflichen Ton; sie sind familiär ohne anstößige Derbheit. Wer sie näher kennen lernt, wird das bestätigen.

Zwischen dem Norden und dem Süden in den Vereinigten Staaten ist der Unterschied vorhanden, daß in jenem das gesellige Leben im engern Sinne sich vorzugsweise in den Städten entwickelt, während es in diesem mehr auf das Land beschränkt ist. Das rührt von der verschiedenartigen Weise der Vertheilung des Eigenthums und noch anderen Verhältnissen her. Im Norden und Westen giebt es eigentlich keine „Landgesellschaft“ (country society) in der einmal angenommenen Bedeutung des Wortes. Hier ist das Land in kleinere Theile gesondert und jeder Besitzer hat im Allgemeinen nur so viel Land, als er bearbeiten will oder kann. Die Landleute sind Farmer, Bauern, die selber bei der Arbeit mit zugreifen und nur wenig Zeit haben für höhere geistige Ausbildung. Man sieht, wenn man durch das Land reist, viele behagliche und zweckmäßige Wohnungen und landwirthschaftliche Gebäude, aber keine Herrenhäuser (mansions); es giebt keine Classe von Grundbesitzern, die man mit den europäischen Landedelleuten, dem Landadel, vergleichen könnte. Aus diesen Farmern im Norden und Westen wird man vorerst noch keine elegante Gesellschaft bilden können. Ich kannte einen Landwirth im

westlichen Neu-York, der ein hübsches Stück Land mit einem „Wasserprivilegium“ erworben hatte, das er vortrefflich zu benutzen verstand, denn er war für die ganze Umgegend der „lustige Müller“ geworden. Allmälig erwarb er ein für seine Verhältnisse ganz beträchtliches Vermögen. Auf Zureden seiner etwas prunksüchtigen Frau bauete er nun ein zweistöckiges Steinhaus neben das alte hölzerne, in welchem er manches Jahr gewohnt hatte. Als ich ihn kennen lernte, war das Steingebäude seit fünf Jahren fix und fertig; er hatte aber nur zwei Räume in demselben möblirt, nämlich ein großes Besuchzimmer für festliche und feierliche Gelegenheiten und ein Schlafzimmer für fremden Besuch. Nach wie vor wohnte, aß, trank und schlief die Familie in dem alten hölzernen Gebäude. Und so wird es unter ähnlichen Verhältnissen mehr oder weniger überall gehen. Diese Leute sind fleißig und mäßig und legen keinen hohen Werth auf schöne Häuser, feine Kleider und hübsche Equipagen. Die Bedürfnisse des verfeinerten Lebens finden sich hier nur sehr allmälig ein. Das gilt im Allgemeinen vom westlichen Neu-York, mit einigen Ausnahmen im obern Theile des Genesee-Thales, in den Ansiedelungen am Mohawk und Hudson.

„Im Süden haben die Dinge eine ganz andere Gestalt. In Maryland, Virginien, beiden Carolina, Georgien und Florida, überhaupt in den sklavenhaltenden Staaten bilden die Landgüter größere Complexe, und die Besitzer derselben leben nicht in den Städten, sondern auf dem Lande. Baltimore zum Beispiel hat seine gesellschaftlichen Kreise, aber die Hauptgesellschaft, the chief society, von Maryland, findet man außerhalb der Städte, und die Hauptstadt Virginiens giebt nur ein schwaches Bild von der Gesellschaft dieses Staats. Im ländlichen Leben und Treiben der beiden genannten Staaten, und auch in Südcarolina, findet man noch manche Gewohnheiten und Neigungen, welche an die alte Colonialzeit und noch an das

englische Landleben erinnern. Man trifft manche große Pflanzungen, die manchmal viele Tausend Morgen Landes begreifen; auf ihnen wohnen die Besitzer mit ihren Familien in großen bequemen Herrenhäusern, in ländlichem Wohlstand und Ueberfluß, von einer Menge Sklaven umgeben. Sie selbst verrichten keine Handarbeit, leben verhältnißmäßig einsam, erhalten dann und wann Besuche von ihren Freunden und Nachbarn, und haben Muße genug, sich geistig auszubilden. Im geselligen Verkehr der südlichen atlantischen Staaten, namentlich in den drei eben genannten, herrschen sehr angenehme Umgangsformen, guter Ton, Elevation der Ansichten und gefällige Manieren neben einem socialen Aplomb, und das Alles in einer Vermischung, wie sie nur bei einer nicht von Sorgen und Arbeiten überhäuften Volksklasse vorkommen kann.

Hin und wieder wird die amerikanische Gesellschaft durch das kirchliche Sektenwesen zerklüftet. Es kommt vor, daß die Anhänger der einen Sekte mit jenen einer andern gar keinen geselligen Verkehr unterhalten. Der bekannte theologische Haß, das Odium theologicum, hat aber mit dieser Entfremdung nur wenig zu schaffen; dieselbe entsteht mehr daraus, daß jede Congregation wegen ihrer religiösen Obliegenheiten und Versammlungen sich gleichsam von selbst mehr auf sich beschränkt. Zwischen Prayer-Meetings, und Bibelgesellschafts-Meetings, und Dorcas-Society-Meetings, und Sonntagsschullehrer-Meetings besteht eine innige Verbindung; man findet sich in den Wochentagen bald zu dem einen, bald zu dem andern Zwecke zusammen, und hat so viele gemeinschaftliche Corporationsinteressen, daß man bald gegen jene anderer Gemeinden gleichgültig wird. Namentlich die Dorcas-Societies sind bei den Frauen mit stark ausgeprägter religiöser Neigung sehr beliebt; es handelt sich dabei auch um wohlthätige Zwecke. Die Ladies einer Congregation, sowohl verheirathete, als solche, die erst noch heirathen wollen, und zwar die Letzteren in über-

wiegender Mehrzahl, kommen reihum in ihren Behausungen, und zwar schon früh am Nachmittage, zusammen und nähen fleißig bis zum Abend. Dann finden sich die jungen Herren ein und trinken Thee oder Kaffee, nachher folgt „a snug little party“ mit einem guten Theil Flirtation, zu Deutsch Liebelei und Kokettiren, und zum Schlusse wird gebetet. Die jungen Herren begleiten die jungen Damen nach Hause, beurlauben sich, und man trifft sich in der nächsten Woche unter denselben Verhältnissen wieder.

Der Parteigeist steigert sich in den Vereinigten Staaten manchmal bis zur Bitterkeit, doch wirkt er nur selten in störender Weise auf die gesellschaftlichen Beziehungen ein, schon deshalb nicht, weil die Damen nicht dulden, daß die Kreise, in welchen sie zu geselliger Unterhaltung sich zusammenfinden, durch politische Streitigkeiten gestört werden. Väter, Brüder, Ehemänner mögen sich in ihren politischen Turnieren noch so heftig befehden; die Frauen, Schwestern und Töchter kommen darum doch nach wie vor unter demselben Dache freundlich zusammen und singen und kichern mit einander auf die harmloseste Weise.

Dem Fremden fällt in Amerika ganz besonders die hervorragende Stellung auf, welche die jungen Ladies einnehmen. In Europa halten sie sich mehr im Hintergrunde und dominiren nicht, in Amerika stehen sie dagegen im Vordergrunde und sind Alles in Allem. Sie schicken oft die Einladungskarten herum, auf denen es dann statt Herr und Frau N. nur heißt: Fräulein N. Die Mutter wird immer und allemal durch ihre Töchter in Schatten gestellt. Ich weiß, daß Gesellschaften gegeben wurden, in denen sie gar nicht erschien. Sie hatte beim Anordnen und Einrichten geholfen und sich weiter gar nicht sehen lassen. Das findet man auch ganz in der Ordnung; Mama bleibt im Nebenzimmer und hilft das Abendessen anrichten. Das Uebrige besorgen die jungen La-

dies, sie empfangen die Eingeladenen und Alles geht auch vortrefflich und in der Ordnung. Denn eben durch solche Unabhängigkeit gewinnt die junge Amerikanerin ein sicheres Wesen, self reliance. Wenn der junge Gentleman einen Besuch macht, so fragt er der Form halber allerdings nach der Frau vom Hause, und tritt dann bei den jungen Ladies ein. Es ist nicht einmal lange Bekanntschaft nöthig, um mit ihnen auf einen freundlich vertraulichen Fuß zu kommen. Man wird in einer Gesellschaft bei einer jungen Lady eingeführt, tanzt mit ihr, schwatzt ein wenig, und gefällt man ihr, so wird man gebeten sie wieder zu besuchen, natürlich mit der Redewendung: „Wir werden sehr erfreut sein, Sie wieder bei uns zu sehen."

Das Alles hat seine Annehmlichkeit, aber auch seine Schattenseite. Es kommt in die Gesellschaft ein etwas frivoler Anstrich, der besser nicht vorhanden wäre. Aber wenn naseweise, muntere Backfische (pert young Misses) von sechszehn Jahren die Hauptrolle spielen, so kann man nichts anders erwarten. Gerade die jüngeren Mädchen spielen diese Hauptrolle und geben den Ton an. Sie leben sehr abgeschlossen, bis sie in die Gesellschaft treten, dann aber fühlen sie sich. Es hat manchmal etwas Peinliches, den frivolen Charakter eines amerikanischen geselligen Kreises zu betrachten; da ist keine Ruhe und keine Gemessenheit; die Wenigen, welche einen andern und bessern Ton einführen möchten, dringen den Unreifen gegenüber nicht durch. So erscheint die Gesellschaft in Amerika gleich einem jungen Füllen, das der Zähmung bedarf. Es wird in dieser Beziehung schwer werden, Abhülfe zu schaffen.

Die Folge dieser Uebelstände ist, daß sowohl Männer wie Frauen von intellectuellem Geschmack, die eine ruhigere, gleichmäßige Unterhaltung lieben, sich mehr oder weniger von der sogenannten Gesellschaft fern halten. Daher nimmt die Unterhaltung in derselben nur selten eine besonnene, vernünftige Wendung; sie dreht sich meist um Gemeinplätze, Späße, Com-

plimente; sie ist alltäglich und es wird zu viel gelacht, namentlich auf weiblicher Seite. Mit den Männern verhält es sich nicht besser; die meisten stehen auch in Bezug auf geistige Entwickelung und feinere gesellige Bildung auf gleicher Stufe mit ihren weiblichen Bekannten. In allen civilisirten Staaten liegt viel in den Händen und in der Macht der Frauen; sie können, wenn sie wollen, ungemein wohlthätig wirken. Aber in Amerika steht der Mann von höherer geistiger Durchbildung vergleichungsweise ziemlich vereinsamt da, weil er sich nicht auf das allgemeine niedrige Niveau herabschrauben kann. Allerdings schätzen die Amerikaner das Talent, und halten den bedeutenden Mann in hoher Achtung, aber sie halten sich mit dieser Verehrung mehr in weiter Ferne, und finden es bequemer, mit ihm nicht in allzunahe Berührung zu kommen. Falls er an ihren Reunionen wirklich einmal theilnimmt, so werden sie es ihm sehr Dank wissen, wenn er seine ausgezeichneten Eigenschaften unter dem Scheffel hält. Ich sah Senatoren, die das recht wohl wußten und die lustige Person spielten, um sich den kichernden Backfischen angenehm zu machen.

Im Allgemeinen kann man den Satz aufstellen, daß in Amerika die Männer in Bezug auf geistige Ausbildung und moralische Verfeinerung weit hinter den Frauen zurückstehen. Die meisten kommen schon sehr früh in's „Geschäft", bevor noch ihr Charakter ein Gepräge, ihr Geschmack Ausbildung gewonnen hat. Der Eifer, mit welchem sie sich ihrem Geschäfts- oder Gewerbszweige hingeben, läßt sie nicht zu höherer geistiger Ausbildung gelangen. Die „Gesellschaft" hat von solchen Leuten keine Bereicherung zu hoffen; sie behält einen rauhen Zuschnitt, und was noch schlimmer, sie ist nicht progressiv. Hier könnten allein die höher gebildeten Frauen die Dinge zum Besten lenken; diese begreifen recht wohl, woran es fehlt und was mangelt, sind aber nicht energisch genug, die Sache

anzugreifen. So lange die Backfische die Hauptrolle spielen, wird es nicht besser werden.

Jetzt widmet man in den geselligen Kreisen den verheiratheten Frauen nur geringe Aufmerksamkeit. Sie können jung, schön, liebenswürdig, und noch vor einigen Wochen Sterne ersten Ranges gewesen sein, — sobald sie verheirathet sind, werden sie auf das Sims gelegt: laid on the shelf, so lautet der Kunstausdruck. Eben so eigenthümlich ist die Erziehung der amerikanischen Mädchen. Sie können sich von Jugend auf vollkommen frei bewegen, aber man gewöhnt sie auch von früh an, sich auf sich selbst zu verlassen. Hier ist die Welt kein Buch mit sieben Siegeln. Sie begreifen bald ihre Lage, müssen ihre Kräfte prüfen, lernen die Gefahren kennen, von welchen sie umgeben sind, und gewinnen schon in jungen Jahren weit mehr Haltung und Charakter als die Europäerinnen; sie handeln für sich selbst, wenn diese noch am moralischen Leitbande gehalten werden. Kämen sie nun nicht so früh in die Gesellschaft, so würde diese nur dabei gewinnen können. Ob bei solcher Frühreife das Herz nicht auf Kosten der Charakterbildung beeinträchtigt wird, das ist eine andere Frage.

Der Verkehr zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts wird durch keine Schranke gehindert, und diese Freiheit wird nicht so häufig gemißbraucht, als man wohl annehmen könnte. Ein junger Mann ladet eine junge Dame zum Spazierengehen und zum Spazierenfahren ein; ob sie die Einladung annehmen will oder nicht, das hängt lediglich von ihr ab; er begleitet sie aus einer Gesellschaft oder einem Concert nach Hause; ihre Mutter und Schwester gehen inzwischen auf einem andern Wege heim. Was man in Europa für ungeeignet hält, erscheint in Amerika ganz in der Ordnung und dem Anstande gemäß, weil eben die Amerikanerin schon früh selbständig wird und weil die Devotion der Männer vor den Damen wirklich etwas Donquixotesches hat. Man begegnet denselben, und das

ist löblich, mit der größten Hochachtung, aber nicht selten bevorzugt man sie in der allerübertriebensten Weise und giebt allen ihren Launen und Einfällen nach.

Man hat den Amerikanerinnen Prüderie vorgeworfen. Es ist richtig, daß dieselbe in einzelnen Theilen, namentlich da, wo noch der alte Puritanismus in seiner Strenge sich erhalten hat, vorkommt; aber auch sie findet ihre Gegensätze. „Vor einigen Jahren war die Stadt Newport in Rhode Island als Seebad in Mode gekommen. Ich hielt mich einige Wochen dort auf. Gleich am ersten Tage, als ich mit einem Freunde am Ufer auf- und abging, begegnete uns eine Partie Damen und Herren, denen mich mein Begleiter vorstellte. Nachdem wir uns einige Minuten unterhalten, machte eine der Damen uns den Vorschlag, mit in's Bad zu gehen. Ich überzeugte mich nachher, daß in dieser Aufforderung gar nichts Ungewöhnliches lag. Für Herren und Damen sind verschiedene Räume zum Auskleiden vorhanden; man zieht Badekleider an, geht in's Wasser, und vierzig bis funfzig Männlein und Fräulein fassen einander an die Hand und erfreuen sich des Wellenschlages der Brandung. Hier lag ein antipuritanisches Extrem vor. Im Ganzen und Allgemeinen sind aber die Amerikaner auch nicht extrem, und man muß sich hüten, beim Urtheilfällen zu generalisiren."

Die Amerikaner heirathen sehr früh, und auch dieser Umstand wirkt sichtlich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Es hat für einen Europäer allerdings etwas Auffallendes, wenn er sieht, daß Knaben und Mädchen, welche kaum die Schule verlassen haben, als Mann und Frau auftreten. Aber in einem neuen Lande, wo Raum genug für Alle ist, und wo Jeder, wenn er nur fleißig und geschickt ist, sein gutes Fortkommen findet, sind frühe Heirathen nicht nur erklärlich und zulässig, sondern auch wünschenswerth. Aber man übertreibt in Amerika, und auf Schritt und Tritt begegnen wir Einem Ehepaare, die wirklich kaum den Kinderschuhen entwachsen sind. Eine Verhei-

rathung bedingt aber dort noch kein häusliches Leben und keine häuslichen Einrichtungen in europäischer Weise, denn das Paar wohnt vorerst in einem Hotel oder Kosthause; diese sind in allen Städten in Menge vorhanden, und die Hälfte ihrer Insassen besteht aus jungen Ehepaaren. Den jungen Frauen sagt das wirthshäusliche Leben zu; es hat für sie etwas Anregendes und sichert sie vor Langeweile; sie haben wenig zu arbeiten und für wenig zu sorgen, da alle Augenblicke Aufwärter genug zur Hand sind; außerdem ist die Tafel immer reichlich mit guten Speisen besetzt. In einem eigenen Hause führt dagegen die Amerikanerin ein mehr abgeschlossenes Leben; nachdem sie mit ihrem Manne gefrühstückt hat, geht dieser in's Geschäft und läßt sie bis zum Mittagessen allein; dann eilt er wieder in's Geschäft und kommt erst Abends zurück. Wohnt aber das Paar in einem Hotel, so hat doch die Frau „Zeitvertreib", wenn der Mann nicht daheim ist. Sie empfängt Besuche und unterhält sich mit jungen oder alten Herren in ihren Zimmern. Daß ein solches Leben in manchen Fällen nicht ohne Gefahr für die Sittlichkeit ist, liegt auf der flachen Hand. Es kann aber nicht ewig währen und am Ende muß die Amerikanerin doch Anstalt machen, sich ihren eigenen Hausstand zu gründen, was denn freilich mancher recht schwer ankommt.

Die Amerikanerinnen lieben die Musik, und manche leisten darin etwas Tüchtiges; auch tanzen sie gern, was den Presbyterianern im Norden für eine Sünde gilt, über welche die Kirche ihren Fluch ausgesprochen hat. Ich war einmal gegenwärtig, als sämmtliche Presbyterianer die Gesellschaft verließen, sobald das Tanzen anfing.

Der oben genannte Schotte erwähnt des Verhältnisses zwischen Herrschaften und Dienstleuten. In England ist der Abstand zwischen Beiden viel größer als in Amerika; dort steht der Herr höher, der Diener tiefer; aber in Amerika giebt es zwischen Beiden eine Linie, welche nicht überschritten werden

darf. Wenn hier das Verhältniß nicht so strenge Formen hat, so kommt es daher, daß Herr und Diener wohl wissen, wie bald der Letztere auch seinerseits ein selbständiger Mann sein wird. Denn mit Ausnahme der Sklavenstaaten giebt es in Amerika keine dienende Classe, das heißt eine solche, deren Individuen zeitlebens in ein und demselben dienstlichen Abhängigkeitsverhältnisse zu der Herrschaft bleiben. So lange Jemand dient oder „hilft", wie man sich ausdrückt, ist er auch ein Diener, obwohl kein so abhängiger wie in Europa. Er mag nicht so leicht zu behandeln sein wie in Europa, aber sobald er sich ungehorsam zeigt, wird er entlassen. In neuen Gegenden, wo noch Alles einfach hergeht, leben wohl häufig Herr und Diener auf ganz gleichem Fuße, aber das ist mehr oder weniger auch unter ähnlichen Verhältnissen in Europa der Fall; wie es denn thörig wäre, eine Scheidungslinie zwischen Individuen zu ziehen, wo sich schon in Folge gleicher Beschäftigung eine gewisse Gleichheit von selbst herausstellt.

In einem Volke, das aus so mannichfachen Bestandtheilen zusammengesetzt und über ein so weites Land verbreitet ist, findet man begreiflicherweise die verschiedensten Stufen gesellschaftlicher Entwickelung und eine große Verschiedenheit des Charakters. Es ist ein sehr buntfarbiges moralisches Gemälde. Der Hinterwäldler am Wabasch und Miami hat andere Züge und Eigenthümlichkeiten, als der leichtaufwallende, stürmische Südländer, oder der trockene Neu-Engländer. Man muß sich auch hier vor dem Verallgemeinern hüten. Mit Recht tadelt man die abscheuliche Art der Zweikämpfe, welche im Süden so oft vorkommen; aber wenn es richtig ist, daß auf dem Mississippi so viele Dampfboote verunglücken, so ist das doch auf dem Hudson nicht der Fall. Gerade im Norden hegt man gründlichen Abscheu vor der Duellwuth der Südländer, die ganz besonders in Virginien die Empfindlichkeit bis zum Krankhaften steigern. Das deutet auf keine gesunden moralischen Zustände;

denn entsteht ein Duell, so nehmen auf beiden Seiten Freunde, Bekannte, Verwandte, Frauen und Männer an dem sogenannten Ehrenhandel lebhaften Antheil.

Herr Mackay sagt über die amerikanische Schönheit: „In zwei Punkten steht sie unübertroffen da, in der klassischen Reinheit und Delikatesse der Gestalt und dem vollendeten Ebenmaße und der Kleinheit von Hand und Fuß. Namentlich sind in dieser letztern Beziehung die amerikanischen Damen beneidenswerth. Ich habe selten eine sorgfältig erzogene Amerikanerin gesehen, die nicht eine kleine Hand gehabt hätte, und dem Fuß einer maryländischen Dame ist nicht leicht etwas an die Seite zu stellen. Das wissen sie auch, und deshalb kokettiren sie am meisten mit dem Fuße. Dagegen fehlt den Amerikanerinnen die schön abgerundete Form. Das gilt freilich nicht von Neu-England und den gebirgigen Gegenden von Pennsylvanien und Maryland; dort kann die Amerikanerin an Rundung mit den Europäerinnen sich messen; aber anderwärts und im Allgemeinen hat sie etwas Allzuschmächtiges und Schlaffes, zum Theil wohl deshalb, weil sie körperliche Uebung und Bewegung scheut. Ein englisches Mädchen macht sich in einem Morgen mehr Bewegung, ohne über Ermüdung zu klagen, als eine Amerikanerin im Laufe des ganzen Tages. Deshalb schwindet auch die amerikanische Schönheit eher hinweg, namentlich im Süden, wo die Blume verwelkt, ehe sie noch recht zum Aufbrechen gekommen ist. Dagegen dauert sie im Norden und Nordosten lange an; das gilt von allen Landestheilen im Norden des Potomac und im Osten der Seen, und namentlich in Philadelphia habe ich unübertroffene Schönheiten in reiferm Alter gesehen.“

Ueber diesen letztern Punkt ist in der neuern Zeit viel hin und her gestritten worden. Von Seiten der Engländer wird den amerikanischen Weibern vorgeworfen, daß sie in Folge einer unzweckmäßigen Erziehung körperlich zurückgingen, und die

Amerikaner haben zugestanden, daß das in den großen atlantischen Städten allerdings der Fall sei. Sehr unbefangen und sachkundig hat sich darüber ein deutscher Arzt in Neu-York, Dr. Gustav Blöde, ausgesprochen, dessen Bemerkungen mir ein nun verstorbener Freund, Hermann E. Ludewig, mit der Bitte überschickt hat, gelegentlich der von diesem erfahrenen und scharf beobachtenden Mann aufgestellten Ansichten zu erwähnen. Sie laufen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus:

Die Amerikanerin der vereinigten Staaten von angelsächsischer Abkunft ist im Allgemeinen, im Durchschnitt, weder durch besondere Schönheit, noch Fülle, noch Zartheit oder Kraft ausgezeichnet, obgleich alle diese Eigenschaften bei einzelnen Individuen allerdings vorkommen. Allein es ist nicht zu läugnen, daß die Amerikanerin in physischer Hinsicht hoch steht, als nationale Erscheinung, und sie würde noch höher stehen, wenn nicht ihre Erziehung eine Reihenfolge von Mängeln und Fehlern darböte. Wer noch daran zweifeln möchte, ob in Nordamerika auch in physischer Beziehung eine neue Nationalität im Entstehen begriffen sei, der möge nur das Weib aller Classen scharf in's Auge fassen. Sie ist ein Erzeugniß der Mischung verschiedener Volksthümlichkeiten der alten Welt im Verein mit dem langsam aber sicher und rastlos schaffenden Einflusse von Boden und Klima.

Das amerikanische Weib hat in seiner äußern Erscheinung offenbar mehr nationalen Charakter als der amerikanische Mann. Während dieser, namentlich in den großen Städten, noch wenig Anhalt für einen nationalen Typus zeigt, und die Typen seiner Mischungselemente noch deutlicher an sich trägt, nimmt man beim Weibe mehr ausgeprägte Kennzeichen eines neuen, man kann sagen National-Habitus wahr, und dieser ist wohl eine Folge der größern Eindrucksfähigkeit für die Einflüsse des Bodens und Klima's. Die Nordamerikanerin ist weder Engländerin, noch Deutsche, noch Französin oder Spanierin, sondern

eine zu einer Nuance zusammengeschmolzene Mischung dieser und anderer Nationalitäten mit einem aus der Mehrzahl wieder zu erkennenden Typus, den man eben nur als den national-amerikanischen bezeichnen kann. Das Charakteristische desselben ist weder hervorstechende Schönheit oder Zartheit und Weichheit, noch Fülle oder Sinnlichkeit, es ist vielmehr eine Hinneigung zum Männlichen, Selbständigen, Verständigen, Ueberlegten, ein Vorherrschen des Ausdrucks über die Form. Der Wuchs der Amerikanerin geht durchschnittlich mehr in die Länge als in die Fülle; mittelgroße und übermittelgroße Figuren mit mäßiger, selbst mangelhafter Fülle sind vorherrschend. Aber davon abgesehen, ist die Körperbildung selbst untadelhaft. Das Verhältniß der Breite von Schulter zu Schulter zu der von Hüfte zu Hüfte ist das den Schönheitsregeln der Alten entsprechende, wonach diese jene überwiegen soll, während der schöne männliche Körper die entgegengesetzten Maaßverhältnisse beansprucht. Die Amerikanerin ist zur Erfüllung aller Mutterpflichten besonders tüchtig und geschickt, gebiert leicht und glücklich und säugt drei- bis viermal so lange als die Europäerin. Eine Folge der glücklichen Verhältnisse des Baues und ein besonderer Reiz der Amerikanerin ist ihre angeborene gute Haltung des Oberkörpers, ihr schönes Bewegen der Beine und Setzen der Füße, ihr hübscher Gang. Dieser ist nicht hervorstechend anmuthig oder kokett, wie jener der Französin, noch kraftvoll, wie bei der Römerin, aber er ist ausgezeichnet anständig, schön, selbstbewußt und würdevoll. Und dieses Merkmal finden wir durch alle Stände wieder. Die Farmersfrau, welche mit dem Milchkübel über den Hof schreitet, setzt Beine und Füße eben so anständig schön, wie die Modedame in der großen Stadt. Schon an den jüngsten Mädchen auch der ärmeren Classen kann man diese auszeichnenden Eigenschaften beobachten; noch ehe sie tanzen gelernt haben, setzen sie die Füße wie zum Ballet, und alle ihre Bewegungen sind fein und

gebildet, ohne gebildet worden zu sein. Freilich treten in Gang und Haltung vieler Frauen die Eigenschaften der Würde und des Selbstbewußtseins nicht selten allzumerklich auf Kosten der Anmuth und Weiblichkeit hervor, während man von dem männlichen Geschlechte nicht dasselbe sagen kann; dasselbe nimmt sich entschieden unvortheilhafter aus als die Frauen, die viel „vornehmer" erscheinen als die Männer. Das weibliche Geschlecht wird leichter und schneller amerikanisirt als das männliche, welches die Typen seines verschiedenen europäischen Ursprungs länger beibehält.

Die Köpfe der nordamerikanischen Frauen sind in Größe und Gestalt wohl proportionirt; das Gesicht ist länglich und wohlgestaltet, die Verhältnisse sind angenehm, aber der Ausdruck ist zu vorherrschend verständig, intelligent, männlich, selbstständig; und die überwiegende Mehrzahl hat zu große und in Form und Bau zu männliche Nasen. Da, wo dieser „Beherrscher der Physiognomie" sich durch Größe und Schärfe der Form bemerkbar macht, kann man das Ideal ächt weiblicher Schönheit nicht finden. Die Schönheit der Amerikanerin wird insgemein durch die männliche Größe und Form der Nase beeinträchtigt, welche ihrem Gesicht vorwiegend den Charakter der Intelligenz und Willenskraft aufdrückt. Dieser harmonirt allerdings mit Gang und Haltung, ist aber nicht geeignet, die Amerikanerin bei übrigens schöner Grundbildung und Anlage als das Urbild weiblicher Schönheit erkennen zu lassen, als deren Hauptmomente man Milde, Weichheit und harmonische Fülle zu bezeichnen hat. Auch trägt die starke Nase nicht wenig zu dem bekannten etwas frühen Verfall der amerikanischen Schönheit bei.

In genauer Uebereinstimmung mit diesen Formeigenthümlichkeiten steht das Colorit. So selten wir durchschnittlich an Amerikanerinnen üppiger Fülle und Weichheit der Form begegnen, eben so wenig ist saftige, blühende Frische der Haut

bei ihnen zu finden. Haar und Auge sind vorherrschend dunkel, die Haut entbehrt der rosigen Färbung, und wahrhaft blühenden Mädchen begegnet man selbst im Alter der ersten frischen Blüthe nur ausnahmsweise. Daß für Färbung und übrige Beschaffenheit der Haut klimatische Einflüsse ganz besonders entscheidend sind, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wir können nicht der Ansicht beipflichten, daß durch bloßen selbst Jahrtausende hindurch fortwirkenden Einfluß die Farbenunterschiede der verschiedenen Racen entstanden seien, oder daß noch jetzt durch dasselbe Agens eine Race in die andere hinübergeführt werden könne. Eine solche Ansicht ist durchaus unbegründet und vollkommen irrig. Dagegen steht außer Zweifel, daß der Einfluß des Klima's auf Färbung, Dichtigkeit und Elasticität der Haut von großem Einflusse ist.

Die äußere Erscheinung der Amerikanerin ist ohne Zweifel anziehend, national-charakteristisch und interessant; aber eben so unzweifelhaft ist die ungemeine Flüchtigkeit und kurze Dauer ihrer Schönheit, ihr frühzeitiges Alter. Ein canadisches Blatt hat einmal von den Amerikanerinnen gesagt, sie seien reizend mit sechszehn Jahren, verblüht mit zwanzig, zahnlos mit fünfundzwanzig und häßlich mit dreißig Jahren. Darin liegt allerdings einige Uebertreibung, aber allzuweit ist dieser Ausspruch von der Wahrheit nicht entfernt. Man sollte die Frage in's Auge fassen, ob dieser ungemein rasche Verfall der weiblichen Schönheit nur eine Thatsache der neuern Zeit ist, oder ob er seit Gründung der Kolonien beobachtet wurde, also: ob die Ursachen mehr klimatischer oder socialer Natur sind? Wir möchten annehmen, daß beide Factoren zusammenwirken. Daß die Ursachen nicht lediglich klimatischer Beschaffenheit sind, möchte das Beispiel Canada's beweisen, wo jener rasche Verfall nicht beobachtet wird, während doch das Klima, abgesehen von den Breitengraden, nicht gerade specifisch von jenem der Vereinigten Staaten verschieden ist; denn im Allgemeinen finden wir dort dieselben

Verhältnisse von Land und Meer, und theilweise wenigstens dieselben Extreme der Temperatur. Also müssen starke sociale Einflüsse zu dem raschen Verfall der Schönheit bei den Amerikanerinnen der Vereinigten Staaten mitwirken, welche in Erziehung und Lebensweise begründet sind, und der zerstörenden Eigenschaft des Klima's nicht etwa entgegenwirken, sondern ihm in die Hände arbeiten.

Das Klima von Nordamerika enthält bekanntlich im Verhältniß zu den geographischen Breitengraden seiner Lage die äußersten Extreme in sich, welche, nicht wie in Centralamerika, Mexico ꝛc., über einander, sondern unter einander vorkommen, und denen man also nicht ausweichen kann. Im Laufe von sechs bis acht Monaten zeigt der Thermometer tropische Hitze und Polarkälte. Außerdem ist die Atmosphäre in Folge der großen Breite und Ausdehnung des Festlandes, in welches der Ocean nicht tief eindringt, von einer großen Trockenheit und Schärfe des Lichtes, welche zwar der Anfertigung von Lichtbildern günstig, aber für die Entwickelung und Schönheit der Haut nicht förderlich ist. Diese klimatischen Eigenthümlichkeiten sind im Ganzen nicht entschieden nachtheilig (die statistischen Thatsachen weisen in Betreff der Lebensdauer sehr günstige Ergebnisse nach), sie erscheinen vielmehr im Verein mit entsprechender Lebensweise und Gewohnheit ganz geeignet zu sein, eine gewisse trockene, sehnige, harte und widerstandsfähige Organisation zu begünstigen. Allein das sind Momente, welche wohl dem Körper des Mannes frommen, nicht aber jenem der Frauen. Wie wir bei dem Wachsen, Blühen und Reifen der amerikanischen Gewächse eine fast nur schußartige Entwickelung wahrnehmen, so beobachten wir dasselbe an dem Entwickeln, Blühen und Reifen desjenigen Geschlechtes, bei dem ja, wie uns die Physiologie lehrt, die vegetative Sphäre vorherrscht, welches deshalb der Pflanze und ihrer Natur näher steht, und aus demselben Grunde von den Ein=

flüssen des Klima's abhängiger ist, als die widerstandsfähigere Organisation des Mannes, bei welchem das animale Leben überwiegt. So wie die schönste Getreideart der westlichen Erdhälfte, der ächt nationale Mais, in wenig Monaten sproßt, grünt, zu üppiger Länge aufschießt und reichliche Früchte trägt, so schießt auch das amerikanische Weib auf in rascher, frühreifer Entwickelung zu kurzer Blüthe- und Fruchtzeit, längerm Verfall und oft frühzeitigem Tode.

Diesen elementarischen Einflüssen arbeitet die Erziehung, wie sie ist, nicht entgegen, sondern in die Hände. Eine nationale Erziehung fehlt. Wenn die Amerikaner glauben, mit ihrem Freischulwesen ein System nationaler Erziehung begründet zu haben, so ist das offenbar ein Irrthum, welcher auf ihrer bekannten Neigung zur Selbstüberschätzung beruht. Die eigentliche Erziehung der männlichen wie der weiblichen Jugend liegt bei ihnen in einer Weise im Argen, welche bei einer auf ihre Vorzüge stolzen und eifersüchtigen Republik wahrhaft überraschen muß. Ein Vortheil, die physische Ausbildung und Erziehung, fehlt den Amerikanern völlig. Man glaubt diesen Theil der Bildung dem eigenen Triebe der Jugend überlassen zu können, und bedenkt nicht, daß nur die geregelte, gebildete Kraft wirkliche nutzbare Kraft ist, daß diese in vielen Fällen erst geweckt und durch Uebung gesteigert werden muß, daß ein gesunder Körper die Vorbedingung normaler Geistes- und Gemüthsthätigkeit ist, und daß vor Allem in einem Freistaate, dessen Bestehen und Gedeihen auf dem Bestehen und Gedeihen jedes Einzelnen beruht, ein System harmonischer Erziehung des Körpers und Geistes die sichere Gewähr der Freiheit und der Zukunft ist Die Deutschen turnen; aber legt der Amerikaner den auf harmonische Bildung gerichteten Bestrebungen seiner deutschen Mitbürger einen höhern Werth bei, als etwa den der Spielerei und Schaustellung? Einzelne mögen allerdings eine bessere Einsicht haben; aber wo ist in der Union

ein Staat oder auch nur eine Gemeinde, welche zur Anerkennung nicht nur der Wichtigkeit, sondern auch der gebieterischen Nothwendigkeit einer systematischen Erziehung auch des physischen Menschen durchgedrungen wäre, und zu reformatorischen Bewegungen in dieser Richtung auch nur die ersten Schritte gethan hätte? Die Bildung der amerikanischen Jugend ist nur einseitig auf die Ausbildung der Verstandsanlagen, die Erwerbung von Kenntnissen im engern Sinne gerichtet, und das gilt eben so wohl von dem öffentlichen Schulsystem, als von Privatanstalten, und vom männlichen wie vom weiblichen Geschlecht.

Die weibliche Jugend wird von Kindesbeinen an in die spanischen Stiefeln sogenannter guter Sitte eingeschnürt, zu sittsamem Gehen und Stehen mit wohlgesetzten Füßen in und außer dem Hause angehalten und nicht selten gilt ein rasches Laufen für einen Verstoß. Ueber Seilspringen und Reifenwerfen, und später die Erlernung von Polka und Quadrille, geht ihre körperliche Ausbildung selten hinaus. Und dieses wenige wird durch angestrengte geistige Beschäftigung mit einer Unzahl von Unterrichtsgegenständen in „Primary- und High-Schools, Young Ladies Seminaries, Colleges und Academies“ oft bis in die zwanziger Jahre fortgesetzt und in Verbindung mit der übrigen verkehrten Lebensweise zu einem förmlichen Nichts reducirt. Auf Rechnung des Mangels einer kräftigenden physischen Pflege sind offenbar die vielen Auswüchse und Krankheitssymptome zu setzen, welche das geistige, gemüthliche und physische Leben des weiblichen Geschlechts namentlich in Nordamerika darbietet, und Niemand weiß besser als der Arzt, wie wenig wahrhaft gesunde Frauen es dort in Stadt und Land gibt. Eine Reform müßte sich nicht blos auf die Erziehung im engern Sinne, sondern auf die Sitte und Lebensweise selbst erstrecken. Die Canadier sagen von den amerikanischen Frauen, sie brächten ihr Leben zwischen Bett und Schaukelstuhl zu,

und wenn wir für einen Theil derselben die Kirche, für einen andern das „Schopping-Gehen“ (das heißt in den Läden der Modewaarenhändler den neuangekommenen Putz und die Kleiderstoffe betrachten) hinzufügen, dann werden wir eben nicht weit von der Wahrheit sein. Während die Engländerin reitet, die Deutsche spazieren geht und Fußreisen macht, die Französin bei Stadt- und Landpartien tanzt und springt, wiegt sich die Amerikanerin, je nach ihrer Richtung, mit einem Andachtsbuch oder einer Modenovelle, im Schaukelstuhl, und blickt, das Köpfchen mit gelangweiltem Ausdruck in die Hand gestützt, durch die blanken Spiegelscheiben des „Front Parlours“. Einige „fashionable Picknicks“ mit den unvermeidlichen Bergen von „Ice Cream and Cakes“, eine Badereise, oder ein „Trip zu den Falls“, das heißt ein Ausflug zu den Wasserfällen des Niagara, das sind die einzigen Gelegenheiten, bei welchen die „Republican Lady“ etwas anderes zu sehen bekommt als die glatten Marmorsimse des Kamins, die breiten Goldrahmen des Spiegels oder die schneeige Leinwand und polirten Bettpfosten in ihrem Schlafgemach; nicht zu vergessen die kahlen, glattgegypsten Wände, gefirnißten Sitze und bunten Teppiche der Andachtshäuser.

Ich kenne keine Nation, bei welcher der Sinn für Natur und Naturgenuß so gering wäre, welcher der Begriff des Spazierengehens um seiner selbst willen so mangelte, als die Amerikaner, für welche selbst bei ihren Erholungsreisen und „Pleasure Trips“ der „Comfort“ und dessen Tempel, nämlich die fünf- bis sechsstöckigen Hotels mit den drei unabwendbaren Mahlzeiten, mit dem obligaten Glockenläuten oder Gonglärmen, die Hauptrolle spielen. Orte und Plätze, an welche der Amerikaner nicht mit Dampf oder wenigstens mit der „Stage“, dem Postwagen, gelangen kann, sind für ihn nicht in der Welt. Während kaum die kleinste Stadt in Deutschland ohne Anlagen und Promenaden ist, wird selbst in großen amerikanischen

Städten unter ungleich günstigeren äußeren Verhältnissen, an dergleichen nicht gedacht, und die schönsten Punkte in der Nähe volkreicher Städte liegen so einsam und unbeachtet, wie zur Zeit, als der jagende Indianer sie flüchtig durchstreifte. In den Ländern der alten Welt würden sie schwärmen von fröhlichem geselligen Leben oder das Auge zahlreicher Naturfreunde ergötzen. Aber der Amerikaner verlebt die Wochentage im Banne des „Busineß“, des Geschäfts; die Amerikanerin lebt für das Haus oder den Putz, und der Sonntag vergeht, Geist und Gemüth tödtend, unter dreimaligem Kirchgang und schwunghafter Bewegung des Schaukelstuhls. Denn Spazierengehen am Sonntag gilt entweder für sündlich oder durch und durch „common“, gemein; der Tag des Herrn muß zu dessen Ehre in möglichster Langweile verbracht werden, und selbst die armen Kinder müssen zum größern Ruhme Gottes ihren unschuldigen Spielen entsagen, im Kirchensitz bei Zeiten Andacht lernen!

Die eigentliche Lebensweise der Amerikaner, das heißt die Befriedigung der physischen Bedürfnisse, die Ernährung und Abwechselung zwischen Arbeit und Ruhe, böte an sich wenig Veranlassung zum Tadel; sie zeichnet sich durch Ordnung und Regelmäßigkeit aus. Der Amerikaner ißt und trinkt, arbeitet und schläft durchschnittlich nach der Glocke; aber seine Speisen und Getränke sind namentlich für das weibliche Geschlecht und bei seiner Neigung zu körperlicher Unthätigkeit, sowie für solche Männer, welche eine sitzende Lebensweise führen, zu reizend, zu vielfältig und zu nahrhaft; oft entbehren sie auch durch allzu ängliche, ja fanatische Vermeidung aller Spirituosen, eines Reizes, der mäßig angewandt, sich für die Verdauungsorgane und die Nervencentra sehr wohlthätig erweist. Dazu kommt die allgemeine Unsitte, das Essen als Geschäft, oder vielmehr als ein zwar nothwendiges, aber das Erwerbsgeschäft beeinträchtigendes und zeitraubendes Uebel, mit großer Hast abzu-[illegible]. Dadurch wird das Speisen nicht nur aller geselligen

Annehmlichkeit beraubt, sondern es wird auch das gehörige Kauen und Vermischen der Speisen mit der Mundflüssigkeit unmöglich gemacht; diese Verrichtungen sind aber zu einer gesunden Verdauung unerläßlich, indem sie dieser nicht nur vorarbeiten, sondern nach den neueren Forschungen der organischen Chemie für gewisse Stoffe dieselbe schon beginnen. Kein Wunder daher, daß, — neben der Anzahl jener, welche alljährlich an zu groß verschluckten Bissen ersticken, — halb Amerika beiderlei Geschlechts am Uebel der „Dyspepsie", an Verdauungsschwäche leidet, und daß man nicht selten, selbst in sogenannt guter Gesellschaft von den lautwerdenden Symptomen desselben unangenehm berührt wird. Der auffallend zeitige Verfall der Zähne, namentlich beim weiblichen Geschlechte, muß hauptsächlich den Fehler in Diät und Lebensweise zur Last gelegt werden. Dieselben Ursachen liegen der fast zur Regel gewordenen Hartleibigkeit und Verstopfung, sowie den allgemeinen Störungen ihrer eigenthümlichen Geschlechtsverrichtungen zum Grunde. —

Diese Bemerkungen des deutschen Arztes beziehen sich vorzugsweise auf die wohlhabende städtische Bevölkerung in den großen Städten; der Farmer auf dem Lande, welchem schon sein Geschäft zwingt, häufig im Freien zu leben, ist gewöhnlich ein körperkräftiger Mensch und in den Gebirgsgegenden Neu-Englands sind die Bäuerinnen so rothwangig, wie nur irgendwo in Deutschland. Jene Bemerkungen unseres Landsmanns sind im Jahre 1856 niedergeschrieben und nicht übersehen worden; wenigstens scheinen in der jüngsten Zeit die Amerikaner zur Erkenntniß der vielen Uebelstände in ihrer Lebens- und Erziehungsweise gekommen zu sein.

Es gehört zu den besten Eigenschaften des Nationalcharakters der Nordamerikaner, daß alle Stände den Frauen eine große Hochachtung beweisen. Den „Ladies" gegenüber schweigt im gesellschaftlichen Verkehr die Eigenliebe und Selbstsucht der Männer, das weibliche Geschlecht spielt unbedingt die erste

Rolle, das weibliche Wesen geht dem Manne vor. In jener großen demokratischen Republik hat die Sitte eine weit größere Macht gewonnen als das Gesetz, und jeder Gentleman betrachtet sich als einen natürlichen Besitzer eines jeden weiblichen Wesens. Das Weib nimmt in den Vereinigten Staaten eine weit einflußreichere Stellung ein als in irgend einem andern Lande, die allerdings nicht selten mißbraucht wird. Die amerikanischen Frauen sagen, sie ständen eben so sicher in ihren Schuhen wie die Männer; „wir fühlen uns, wir wissen was wir sind und was wir bedeuten!“ rief einmal eine Frau in einer öffentlichen Versammlung. Das Weib ist nicht so schüchtern wie in Europa, es läßt seine Individualität weit stärker hervortreten, und was bei uns in Deutschland dem Fluche der Lächerlichkeit verfiele und den Spott herausforderte, nämlich eine öffentliche Versammlung, ein „Convent“ von Frauen, welche über öffentliche Angelegenheiten berathen, Reden halten und Beschlüsse fassen, das findet man auf der andern Seite des großen Wassers völlig in der Ordnung. Frauen stellen sich als eine sittliche Gerichtsbarkeit hin, und es giebt unter ihnen eine Partei, welche erklärt, den Weibern, als Gattinnen und Mütter von Bürgern, müsse ein größerer Einfluß auf die Angelegenheiten ihres eigenen Geschlechts eingeräumt werden. Ein Theil verlangt eine Besserstellung der Frauen und Ausdehnung ihrer Rechte; ein anderer Theil tritt noch radikaler auf und will eine völlige und unbedingte Gleichstellung mit den Männern. Bei diesen handelt es sich also um eine sogenannte Emancipation der Frauen. Die Agitation um eine solche „Freilassung aus der Sklaverei“ trägt aber im Allgemeinen einen andern Charakter als die Bestrebungen der „emancipirten Frauen,“ welche vor einigen Jahren bei uns in Europa so viel von sich reden machten; nur wenige Amerikanerinnen gehören den „free lovers“ an. Diese Bewegung entwickelt sich ihnen viel mehr aus der Sitte, aus der Stellung, welche

die Frauen gesellschaftlich einnehmen und aus demokratisch-republikanischen Staatswesen. Daß dabei viele excentrische Dinge und Lächerlichkeiten vorkommen, erklärt sich von selbst; bekanntlich übertreiben die Frauen leicht und gerathen in Extreme, sobald sie einmal aus dem Kreise der Familie und des Hauses hinausgehen. Das ist aber in Nordamerika sehr häufig der Fall.

Die verschiedenen Frauenconvente, welche alljährlich in den Vereinigten Staaten gehalten werden, sind für die Sitten und die Denkungsart in jenem Lande sehr bezeichnend. Zu Cincinnati in Ohio tagte einst ein Convent, in welchem die Frauen gegen den „König Rum," das heißt gegen den Genuß berauschender Getränke und gegen die Unsittlichkeit der Tagespolitiker sich aussprachen, und auf einer Versammlung zu Worcester in Massachusetts verlangten sie Gleichstellung mit den Männern. Bei diesen Frauenconventen wird genau die parlmentarische Ordnung beobachtet. In Cincinnati erklärte die Präsidentin: man müsse im Interesse der Sittlichkeit, der menschlichen Würde und der republikanischen Freiheit aus allen Kräften dahin wirken, daß die Männer dem Genusse der berauschenden Getränke entsagen. Nach ausführlichen, zum Theil ergreifenden Verhandlungen, wurde eine Erklärung angenommen, in welcher es unter Anderem heißt: „Wenn im Verlaufe menschlicher Begebenheiten die Nothwendigkeit eintritt, das politische Band zu lösen, welches ein Volk an seine Herrscher knüpft, so erfordert eine gebührende Rücksichtnahme auf die Meinungen der Menschen, daß die Ursache dargelegt werde, welche zu einer Trennung genügt. Wenn eine lange Reihe von Mißbräuchen und Anmaßungen immer auf dasselbe Ziel hinwirkt, nämlich das Volk einem unbedingten Despotismus zu unterwerfen, dann wird es für ein solches Volk ein Recht und eine Pflicht, eine derartige Regierung zu beseitigen und Vorkehrungen für seine eigene Sicherheit zu treffen. Die Erfahrung lehrt, daß die Menschen weit geeigneter sind, Uebelstände so lange zu erdulden, wie sie nur

irgend erträglich bleiben, als sich selber Recht zu verschaffen und die gewohnten Formen wegzuwerfen. So verhält es sich mit dem geduldigen Leiden der Weiber in diesem Volke, und so mit der Nothwendigkeit, welche sie zwingt, die Fesseln des Königs Alkohol abzustreifen. Die Geschichte dieses Königs kennt nur wiederholte Sünden, Unbilden und Anmaßungen, welche sämmtlich darauf abzielen, diese Nation zu Grunde zu richten."

Darauf wird dem „König Alkohol" ein langes Sündenregister vorgehalten, in welchem unter anderen Anklagepunkten auch folgende Beschuldigungen erhoben werden:

König Alkohol hat seine Einwilligung zu Gesetzen verweigert, welche doch der öffentlichen Wohlfahrt ersprießlich wären.

Er hat seinen Statthaltern verboten, Gesetze von dringender Nothwendigkeit ins Leben zu rufen.

Er hat die Ausübung der Gerechtigkeit gehemmt, indem er die Richter bethörte und bestach.

Er hat uns drückende Steuern zum Unterhalten seiner Unterthanen auferlegt; hat unsere Meere geplündert, unsere Küsten verwüstet, unsere Städte verbrannt, und alljährlich den Tod von tausenden und zehntausenden unserer Mitbürger verschuldet.

Er hat bürgerliche Aufstände unter uns angezettelt, unsere Freunde gezwungen, Gesetz und Ordnung zu verletzten, hat sie dann in Kerker, Zufluchtshäuser und Spitäler verwiesen, und ihr Eigenthum confiscirt, um seine Edelleute zu bereichern. Und in jedem Stadium dieser Unterdrückung haben Einzelne Bittschriften eingereicht, und in demüthigen Ausdrücken um Abhülfe nachgesucht, sie sind aber dafür nur mit Beleidigungen überhäuft worden.

Ein Fürst, der auf solche Weise in jeder seiner Handlungen sich als Tyrannen kennzeichnet, ist unfähig, Beherrscher eines freien Volkes zu sein.

Wir haben es nicht daran fehlen lassen, unsere Brüder, welche diesem despotischen Tyrannen Anhänglichkeit bewahren, zu warnen. Wir haben ihnen von Zeit zu Zeit eine Mahnung zugerufen, gegen das unbefugte und unrechtmäßige Verfahren ihrer Gesetzgebung, die uns und unsere hülflosen Kinder den räuberischen Gelüsten ihres brutalen Königs preisgab. Wir haben an die natürliche Gerechtigkeit und Hochherzigkeit appellirt, und haben sie bei den Banden unserer Verwandtschaft beschworen, sich solchen Usurpationen zu entziehen, welche zwischen uns und ihnen jede Verbindung und Gemeinschaft aufheben müssen. Aber sie sind taub und stumm gewesen gegenüber der Stimme der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft und haben im Angesicht des Himmels und der Völker dieser Erde öffentlich ihre Kniee gebeugt vor diesem Monsterkönig, dem sie einen Huldigungseid geschworen, und haben sich auf Tod und Leben verpflichtet, Alles aufzubieten, was in ihren Kräften steht, um beim Ausrauben und Vernichten des Volkes behilflich zu sein.

Wir, die Frauen von Cincinnati, die wir hier versammelt sind, berufen uns auf die höchsten Weltenrichter, daß wir lediglich rechtschaffene Absichten hegen und erklären feierlich im Namen und mit der Autorität des guten Volkes vor diesem vollmächtigen Staat Ohio, daß wir von Rechtswegen aller Anhänglichkeit an den Fürsten Alkohol entsagen und als freie und unabhängige Töchter Amerikas volle Gewalt und Befugnisse haben, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen und Bündnisse einzugehen. Wir rechnen auf den Schutz unserer tapferen Landsleute, welche bereits zu unserer Vertheidigung die Fahne erhoben haben. Und im festen Vertrauen zur göttlichen Vorsehung verpflichten wir uns gegenseitig zur Aufrechterhaltung dieser Erklärung mit unserm Leben, unserm Vermögen und unserer heiligen Ehre.

Dieses Actenstück ist der weltberühmten Unabhängigkeitserklärung der Nordamerikaner nachgebildet, welche Thomas

Jefferson verfaßte, und macht in sofern einen komischen Eindruck. Aber jene Frauen meinten es offenbar sehr ernst und löblich mit dem Kampfe gegen den Branntwein, und eine Rednerin fällte ein scharfes Urtheil über die Regierungen christlicher Staaten, welche aus der Erzeugung eines so verderblichen Getränkes eine Hauptquelle ihrer Einnahme machen. Darauf wurden die Politiker namhaft gemacht und „gebrandmarkt“, welche dem Branntweinhandel das Wort redeten, um mit Hülfe der Stimmen aller Rumverkäufer ein Amt zu erjagen.

Zu Worcester wurde die „Stellung des Weibes in der Gesellschaft“ besprochen, und vollkommene Gleichberechtigung beider Geschlechter in all und jeder Beziehung verlangt. Die Frau eines Senators im Staate Neu-York wollte, daß Frauen auch Kapitäne auf Dampfern, Schaffner auf Eisenbahnen und Congreßmitglieder werden. Eine andere Frau schilderte ihre Geschlechtsgenossinnen als „Galeerensklaven“; aus der jetzigen Emancipationsbewegung müsse eine glückliche Zeit entstehen, eine neue Race von Männern, ein besserer Typus von Frauen hervorgehen. Elende, ungesunde Kinder würden kräftigen Sprößlingen Platz machen und die Frauen künftig Helden gebären. Eine andere äußerte: „Alle anständigen Berufsarten eignen sich für das Weib, es ist auch allen gewachsen, namentlich denen eines Geistlichen, eines Richters und eines Arztes.“ Aber eine Reform in der Tracht sei unbedingt nöthig; in den langen Schleppkleidern seien die Beine nicht frei, die Natur selbst verlange, daß die Frauen Hosen tragen sollen, damit sie sich ungehindert entwickeln und sich auch Berufsarten zuwenden können, welche jetzt der Mann als ein Monopol für sich betrachtet. Frauen sollen nicht aussehen wie Wespen, Stundengläser oder Luftballons. „Wie kann ein großes Herz in dem kleinen Raume schlagen, welchen das Schnürleib für die Entwickelung dieses edeln Körpertheils gestattet?“ Eine andere Frau suchte die „Barbarei der Männer“ in folgender Weise zu erläutern:

„In Neu-York hat neulich ein Mann ein Paar Stiefeln gestohlen, der andere seine Frau geschlagen; der Richter bestrafte den erstern und entließ den andern mit einem Verweise. Einem Geistlichen war zu Ohren gekommen, daß ich für die Rechte der Frauen gesprochen habe, und er eiferte am Sabbath von der Kanzel herab gegen mich; die Frauen, sagte er, dürften nicht gleiche Rechte mit den Männern haben, und zwar aus folgenden Gründen: erstens, weil Adam früher als Eva geschaffen sei, und zweitens, weil der Mann das Vorderrad, die Frau aber das Hinterrad sei. — Nun aber sage ich: Ein Mann ist ohne die Frau lediglich ein Barbar. Das Weib steht dem Manne in guten Eigenschaften nicht nach; nicht in moralischer Beziehung, denn es ist besser als er: nicht an Geist und Verstand, wie viele ausgezeichnete Frauen beweisen, aber an Leibeskraft? Ja freilich, wenn diese den Ausschlag geben soll, dann sind Ochs und Elephant mehr werth als der Mann. Die physische Schwäche der Weiber hat ihre Ursache in der Tyrannei der Männer. Erlaubt man denn dem Mädchen, seine körperlichen Anlagen und Kräfte in der frischen freien Luft zu stärken, zu entwickeln? O nein, denn ein kräftig entwickelter Gliederbau wäre nicht fashionable, das gesunde Roth auf den Wangen wäre ja frisch, also gemein. Und wenn das frische Leben im Mädchen so stark ist, daß man die Spuren davon auf dem Antlitz sieht, dann bleicht man es mit Essig und Citronensaft. Und dazu richtet man das Kind zu falscher Scham ab; es darf nicht einmal von Tischbeinen sprechen. Ich kenne einen albernen Geistlichen, der geäußert hat, die Tugend einer Frau, welche sich vor den Leuten in bloßem Kopf, ohne Hut oder Haube sehen lasse, könne unmöglich weit her sein."

Eine andere Rednerin, ein Fräulein aus Neu-York, war eine äußerst angenehme und elegante Erscheinung. Sie sprach ein vortreffliches Englisch, ihr ganzes Benehmen zeugte von

einer sehr guten Erziehung. Ihre Haltung war bescheiden und ihre Stimme wohltönend und nicht zu laut; ihr Ausdruck gemessen; Alles an ihr machte den Eindruck des Schönen und Harmonischen, des Keuschen und wirklich Jungfräulichen. Diese Dame legte ihren Hut ab und begann dann ihren Vortrag über „Womanhood", in dem sie unter Anderm Folgendes bemerkt:

„Es fragt sich, ob der Protestantismus nicht etwa der vollen Entwickelung der Frauenthümlichkeit hinderlich ist; in dieser Hinsicht bildet er einen nicht günstigen Gegensatz mit dem alten Heidenthum. In diesem gab es Priesterinnen am Altar, Sybillen auf dem Dreifuß; eine spartanische Mutter konnte zu ihrem Sohne sagen: Komm mit dem Schilde zurück oder auf demselben. In Rom beteten die Frauen für den Frieden, und die Matronen galten soviel wie die Männer. Einst wurden Frauenschönheit und Frauenbegabung von den Völkern wie Idole behandelt, jetzt stellt man sie zur Schau im Theater, im Ballsaal, in den Bädern, — welch ein lahmer und armseliger Contrast gegen die früheren Zeiten, da das Weib zugleich des Gedankens und der Schönheit Königin war. Doch soll man nicht darüber klagen, daß die Tage der Romantik vorüber sind; es fragt sich aber, was muß für die Frauen geschehen? Durch die ganze vergangene Zeit geht als lichtheller Streifen die Vorstellung, welche die Männer sich vom weiblichen Ideale gemacht haben; aber dieses Ideal war zu hoch, als daß die Frauen es hätten jemals verwirklichen können. (Etwas Murren.) Ich spreche ohne Scheu aus, was mir als richtig erscheint. Ich sehe nicht ab, daß ich als Weib eben großes Unrecht oder Beschwerlichkeiten leide. An den Uebeln, welche auf den Frauen lasten, sind diese zum Theil selbst schuld; sie sind manchmal ein Resultat der gesellschaftlichen Stellung, welcher aber der Mann gleichfalls unterworfen ist. Die Männer thun den Frauen zuweilen Unrecht, aber nicht

in planmäßiger Absicht, sondern mehr aus Unkunde. Im Kinderzimmer ist die Frau allmächtig, in diesem kann sie unendlich vielen Segen stiften, denn sie bildet in demselben künftige Väter und Mütter heran. Thut die Mutter im Kinderzimmer ihre Pflicht im weitesten Umfange, so kann sie dazu beitragen, die Welt zu erlösen. Ich spreche nicht für die Männer oder für die Weiber, sondern ich erstrebe die Humanität. Gegenwärtig sind beide Geschlechter in mancher Beziehung nicht in der richtigen Stellung, es liegt aber zu nicht geringem Theil gerade in der Macht der Frauen, die Dinge zum Bessern zu lenken. Ich möchte, daß viele unseres Geschlechts so heldenmüthig wären wie Antigone und voll so hingebender Liebe wie Maria. Wenn die Männer hochherzig und voll Wahrhaftigkeit sein werden, kann es nicht ausbleiben, daß die Frauen ihr Spiegelbild sind. Es ist wahr, das Weib unserer Zeit ist utilitarisch angestreift und verlangt eine weitere Sphäre. Man wird sie ihm gewähren müssen, denn mancher bürgerliche Beruf widerstreitet der weiblichen Eigenthümlichkeit in keiner Weise. Die Zügellosigkeit in der Welt würde zum großen Theil verschwinden, wenn beide Geschlechter im Publikum häufiger in Verkehr mit einander träten. Ich glaube an Fortbildung und Weiterentwickelung des menschlichen Geschlechts. Die schönsten Worte, welche Jesus sprach, äußerte er gegen Frauen; seine größten Wunder verrichtete er, dessen ganze Mission auf Selbstverleugnung beruhete, für jene Frauen, welche seine Füße mit ihren Thränen wuschen, während sein schärffter Tadel sich gegen Männer richtete, die Zöllner und Pharisäer. Ein allgemeines, abstractes Princip erleidet durch ein specielles Geschlecht keine Beeinträchtigung. (?) Unter den Juden fiel der Mantel der Prophezeiung sowohl auf Miriam wie auf Moses. Die Weiber sind nicht immer specifisch weiblich. Jesus und Shelly waren feminin im innersten Wesen, Elisabeth und andere ausgezeichnete Frauen waren masculiner

Art. Ich spreche hier Thatsachen aus. Bei den sechs irokesischen Nationen stand es besser wie bei den heutigen Christen; jene ließen Frauen zu ihren Berathungen. Zeigt doch schon der Garten von Eden, daß es für die Männer gar nicht gut ist, allein zu sein. Die Engel waren sociale Wesen. Sollen die Frauen auch mit in den bösen Krieg ziehen? Das verhüte Gott! Doch hat es manche Frauen gegeben, die tapfer mit den Waffen gekämpft haben (Beifall unter den Ladies). Doch am meisten zeichneten sie sich aus im Kampfe des Herzens, des Lebens; jetzt nehmen sie ein weiteres Feld in Anspruch. Der Mann ist immer der gewaltige Nimrod auf Erden gewesen, der mit Unheil und Verwüstung seinen Pfad bezeichnete, während leider, leider! die Weiber ihm schmeichelten, wenn sie ihn hätten tadeln sollen. Man nennt das Weib eine Pforte des Friedens, aber es ist falscher und blinder, als der Bruder, welchen es tadelt. (Murren und Mißbilligung.) Ja, das Weib ist eifersüchtig und voll Neid, weil es unter dem Zwange lebt und schwach ist. Weshalb sollen Weiber nicht mit sitzen und tagen in den Hallen der Gesetzgebung? Weshalb nicht auf der Richterbank? Die ewige Stimme der Gerechtigkeit findet ein Echo in jeder Brust. Die Frauen müssen auch das Priesteramt üben. Jetzt wird die Wahrheit von Jahr zu Jahr immer in derselben eintönigen Art gepredigt, und wirkt deshalb nicht so viel Gutes, als sie wirken sollte und müßte. Es fehlt die Abwechselung, die Mannigfaltigkeit. Ein Prediger, der es fühlt und sich sagen muß, daß er sich erschöpft hat, sollte sein Priestergewand ablegen und frischen, kräftigen Priestern Platz machen. Man sollte es dabei nur einmal mit Frauen versuchen; man würde sich überzeugen, daß sie für das Amt passen. Ein Weib, das ein Priester Gottes wird, ist weit mehr als der Mann geeignet, im Bewußtsein des göttlichen Berufes zu wirken. Man würde den geheiligten Sabbath dann nicht mehr verwünschen,

und der Geist würde heruntersteigen zu uns Allen. Denn vom Altar würden glühende Feuerworte ertönen und das Pharisäerthum würde dort ferner keine Stätte finden; der sichere treffende Instinkt der Weiber wird die Scheinheiligen vertreiben. Jesus war in seinem Charakter weiblich; eben so alle Schriftsteller des neuen Testaments; die katholische Religion hat sich des weiblichen Elements für den Gottesdienst bemächtigt; aber das richtige besteht in inniger Einigung beider Geschlechter. Hätte man das begriffen, so würde es keine Verfolgungen gegeben haben, keine Inquisition, keine Hekatomben von Menschenopfern, auch keine Priesterkaste. Denn der Priester ist der große Narrer der Menschheit, ein Sykophant, ein Autokrat oder ein Sklav, je nach seiner verschiedenen Stellung. Ich verlange ein wahrhaftig christliches Priesterthum, und es wird die Zeit kommen, da jede Seele ein lebendiger Tempel ist und jeder Christ ein Priester. Das weibliche Element ist nothwendig für die Erlösung des Menschengeschlechts. Der Geist der Männer ist zu sehr im Handwerksmäßigen befangen (mans mechanism goes ahead of his mind) und der Welt fehlt die schöne Idealität. Zwei Häupter sind besser als eins. Bedürfen wir nicht eines neuen Elementes, um dem Gedanken einen frischen Antrieb zu geben? Das leidige ewige Einerlei, das Abgegriffene, Abgetretene, sich immer Wiederholende ermüdet uns zum Sterben (helles Gelächter). Auch in die Stimmurne muß neues Leben kommen. Der Mann sagt: ich will für euch denken und kämpfen, arbeiten und sterben. Wir entgegnen, das ist viel zu viel, wir wollen ihm einen Theil der Last abnehmen, und da es einmal sein muß, auch sterben. Die elektrische Berührung ist nöthig, um die Welt ihrer Bestimmung entgegen zu führen, und sie so rein und frisch und kräftig umzugestalten, als damals, wo Gott sie schuf und die Englein sangen. Es ist auch in der großen moralischen Welt für den Mann nicht gut, daß er allein sei. Die Erde ist

verderbt, sagte Christus, darum komme ich. Man feiere den großen Hochzeitbund, die Vermählung des Menschengeschlechts. Möge die Welt ein großes Jubiläum begehen, dessen Tempel das menschliche Herz, dessen Priester Gott selber ist. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen." Mit diesen Worten schloß die junge und schöne Rednerin ihren Vortrag, der reichlich eine Stunde gedauert hatte, unter dem lautesten Beifall.

Noch eine andere Rednerin beantragt eine „Resolution", die darauf hinausgeht, festzustellen, wie sehr die Frauen von ihrer Verantwortlichkeit im Leben durchdrungen sind, und im Bewußtsein derselben, wie in Anbetracht der Erfüllung ihrer Pflichten, auch ihre Rechte erlangen würden. „Das Mädchen soll nicht eher heirathen, als bis es sich und einen Partner ernähren kann. Wir heirathen mit nichten den Geldsack, wir heirathen aus Liebe. Lehrt eure Töchter, schärft es ihnen ein, daß sie so gut wie eure Söhne verpflichtet sind, für sich selbst zu sorgen. Wir müssen von der Theorie zur Praxis übergehen. Webster sagt: handeln ist die beste Beredsamkeit. Nun, geht und handelt. Es ist kinderleicht, Nichts zu thun; hungert nur immerzu für eure Trägheit, hungert für eure Geistesbeschränktheit. O, Madame Präsident, hier ist allzu viel Tadel auf die Männer gehäuft worden, und es möchte schwer zu sagen sein, auf welcher Seite die meiste Schuld ist. An unserer eigenen Unwissenheit liegt wohl die Hauptschuld. Wir tappen im Finstern. Laßt uns vorwärts schreiten zum lichten hellen Tage. Ich tadle euch nicht aus Verdruß. Einst gab mir meine Lehrerin etwas zu lernen auf, was mich zu schwierig dünkte. Da sagte sie: geh hin und sammle eine Schürze voll Kieselsteine. Als ich diese gesammelt, hieß sie mich, die Steine wieder wegzuwerfen und eine Schürze voll Gold zu sammeln; das konnte ich nicht. aber die Nutzanwendung lag nahe. Alles was werthvoll ist, erwirbt man nur durch angestrengte Arbeit."

Eine vierte Sprecherin nahm Bezug auf die Aeußerung des Fräuleins aus Neu-York über die Stellung der Völker im Heidenthum, und hob zugleich hervor, daß erst das Christenthum den Frauen die rechte, wahre Weihe und die echte Würde gegeben habe. Aber die Welt, wie sie ist, sei immer noch weit von der Gerechtigkeit entfernt, welche dem Weibe gebühre. Sie stecke im schnödesten Vorurtheil. Weshalb solle denn eine Frau nicht öffentlich auftreten? Es sei, sagt man, gegen den Geschmack, Taste is a Humbug. Eine Frau kann vor tausend Frauen reden; dagegen wird nichts eingewandt; aber wenn auch nur zwei Männer zugegen sind, so ist es unschicklich. Oh, consistency, thou art a jewel! Soll denn nicht etwa ein Weib Lehrerin sein? Ja, sagt man, für Kinder im Schulzimmer, aber nicht für Tausende, nicht öffentlich. Oh, consistency! Die bibelfeste Theologin citirt dann ersten Petrus, ersten Korinther, Epheser 5 und noch andere Stellen der Schrift, um zu beweisen, daß nach christlichen Grundsätzen die Frau mit dem Manne gleichberechtigt sei.

Am Ende stellte man die Beschlüsse der Versammlung fest. Zufolge der Unabhängigkeitserklärung sind alle Menschen frei und gleich geschaffen, und haben unveräußerliches Recht auf Leben, Freiheit und Wohlergehen. Deswegen protestirt die Versammlung gegen die Ungerechtigkeit, welche den Frauen jene Freiheit und Gleichheit versagt, die allein Glück und Wohlfahrt befördern kann. Jene Ungerechtigkeit widerstreitet allen Principien der Humanität, wie der Unabhängigkeitserklärung. Laut der Verfassung der Republik ist Besteuerung ohne Vertretung Tyrannei. Aber das Eigenthum der Frauen ist eben so wohl besteuert, wie jenes der Männer; es ist daher ein Akt der größten Tyrannei und Anmaßung, den Frauen ihr Recht auf Vertretung vorzuenthalten, sie auszuschließen von der Theilnahme an der Gesetzgebung und an voller und gleicher Berechtigung mit den Männern.

Man ersieht aus diesen Mittheilungen, von welchen Gesinnungen die „Weiberrechtlerinnen" in den Vereinigten Staaten durchdrungen sind, und was sie erstreben. Freilich sind die Männer, bei aller übrigen Unterwürfigkeit gegen die „Ladies", so hartnäckig, bei der Ansicht zu verharren, daß es wohl im Allgemeinen bei der seitherigen Stellung von Mann und Frau sein Bewenden haben werde, obwohl nicht in Abrede gestellt wird, daß hinter dieser ganzen Bewegung, die nun schon ein Jahrzehnt anhält, eine sociale Krankheit stecke, durch welche die Emancipationsliebereien bedingt werden. Aber man hat ihnen Folgendes entgegengesetzt: „Wenn ein Haufen Frauen zusammengetrommelt wird, um das Capitol seiner Stellung dadurch zu beschnattern, daß es für die Frauen Sitz im Rathe und Stimme an der Wahlurne der Männer verlangt, und wenn solch ein Stimmrecht als der Grundpfeiler weiblicher Tugend und Wirksamkeit betrachtet wird, dann kann es uns Männern nicht verargt werden, wenn wir unsere Kinder nicht selbst säugen und uns nicht selbst Heerd und Küche besorgen wollten. In einer Communistenkaserne mag Vieles möglich sein und sehr abgeschmackte Ansichten mögen dort ihre Anhänger finden; im vollen Leben aber, wo die schaffende herrschende Natur beide Geschlechter durch geistige und körperliche Bildung geschieden hat, wollen wir das Naturgesetz achten."

Man sieht, daß auch die Frauen in gesellschaftlichen und staatlichen Fragen als Partei auftreten, und das ist sehr bezeichnend für die nordamerikanischen Zustände. Das Parteiwesen ist in der großen transatlantischen Republik von weit größerer Bedeutung und Wichtigkeit, als in irgend einem europäischen Staate. Seit Annahme der Bundesverfassung knüpft sich die Geschichte des Landes eben an die verschiedenen Parteien, welche ganz anders gestaltet sind, als jene in Europa. In der alten Welt stehen die Vertheidiger volksthümlicher Rechte den Vertheidigern des sogenannten göttlichen Rechtes, der Legi-

timität, gegenüber. In den Vereinigten Staaten hat dagegen die Demokratie vollständig gesiegt, und als die englischen Loyalisten und Tories das Land geräumt hatten, fand die Legitimität keinen einzigen Vertheidiger mehr. Jedermann steht von da an auf dem Boden unbedingter Volkssouveränetät, und seit 1789 erkennen alle Parteien ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzig berechtigte Quelle all und jeder Staatsgewalt an.

Es muß dem oberflächlichen Beobachter allerdings auffallend erscheinen, daß in jenem Lande überhaupt ein so starker Parteigeist vorhanden sei. Wenn, wie man behauptet, die Regierung nur im Interesse der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Bevölkerung handelt, so müßte das, theoretisch betrachtet, gerade in den Vereinigten Staaten mehr als anderwärts der Fall sein, weil dort Alles von den Bestimmungen der Majorität, von der man annehmen müsse, daß sie gleichsam aus Instinkt den rechten Weg finden werde. So würde es sein, wenn das Volk so verständig wäre, als es sein könnte, und so patriotisch, als es sein müßte. Aber auch unbedingter Republikanismus bietet kein unbedingtes Hülfsmittel gegen die Schwächen der Menschen, und die unbedingte Demokratie keinen Schutz gegen die Selbstsucht der Einzelnen. In den Massen giebt es immer Viele, welche roh und ungebildet oder leichtgläubig sind; auch die besten Einrichtungen stellen das Gemeinwesen vor Mißbräuchen keineswegs sicher.

Die große amerikanische Republik ist nicht etwa der Schauplatz politischer Harmonie, sondern ein ungeheures breites Feld für ein politisches Parteitreiben, das sich durch eine Heftigkeit auszeichnet, wie sie kaum je in einem andern Lande vorgekommen. Aber dieses Parteitreiben ist unblutig; man „guillotinirt in Amerika nicht den Kopf vom Rumpfe"; sondern statt der Guillotine hat man die Stimmurne, und einer Partei wird von der andern der Hals abgeschlagen, ohne daß sie darum

aufhörte, sich des politischen Lebens zu erfreuen. Sie wird in den Wahlkämpfen besiegt und muß nun zuwarten, bis die Reihe zum Siegen wieder an sie kommt, was auch insgemein nicht allzu lange dauert. Sie kann aber nur auf einen Triumph rechnen, wenn sie ihre Gegner überstimmt; es wird also unumgänglich nöthig sein, so viele Stimmen als irgend möglich für sich zu gewinnen. So kommt es gleichsam von selbst, und liegt im Wesen des amerikanischen Volkslebens, daß Jeder ein mehr oder weniger thätiger Parteimann ist. In den Vereinigten Staaten ist Jedermann auf sich selbst gestellt und politisch durchaus unabhängig; er findet keine Thüre verschlossen, es kommt lediglich auf ihn an, was er aus sich zu machen weiß. Es giebt im Grunde eben so viele Parteimänner als stimmberechtigte Männer.

Für uns Europäer hat die Betrachtung dieser Wahlkämpfe ein großes Interesse. Wir erblicken auf der ungeheuern Arena, die von Neu-York bis San Francisco und von Minnesota bis Texas reicht, eine politische Regsamkeit, welche in Erstaunen setzt. Aber es ist nicht leicht, in diesem Gewirr des Parteilebens einen Faden aufzufinden, an welchem man sich hindurchwinden könnte. Wäre der Vergleich mit einer Maschine zulässig, so könnte man sagen, diese Maschine mit ihren Kurbeln, Rädern und Walzen arbeite nach allen Richtungen hin und in jedem nur irgend denkbaren Winkel; der Mechanismus sei ungemein verwickelt und in seinen Bewegungen sehr weit umfassend. Als das Wunderbare an dem Ganzen erscheint aber der Umstand, daß diese merkwürdige Maschine nicht in hunderttausend Trümmer zerschellt. Aber gerade das erklärt sich sehr leicht und einfach. In diesem scheinbaren Gewirr ist eben doch Regelmäßigkeit und Methode. Das amerikanische Parteiwesen ist wie ein großer Banianenbaum mit einem gewaltigen Hauptstamme und einer sehr großen Menge von Ausläufern und Nebenschüssen.

Die großen Parteien zerfallen nämlich in eine große Menge von Unterabtheilungen, Sectionen und Untersectionen. Im Allgemeinen sind sie über gewisse leitende Principien einig, und diese werden festgehalten; über einzelne Gegenstände aber zerspalten sie sich. Dann giebt es innerhalb der Partei die heftigsten Kämpfe; sobald es sich aber darum handelt, der andern Partei im entscheidenden Augenblicke entgegenzutreten und das Schlachtfeld zu behaupten, steht gewöhnlich die aus Millionen Köpfen zusammengesetzte Partei wie Ein Mann da. Das zeigte sich, als die Demokraten ihre Bevollmächtigten zur Convention nach Baltimore sandten, um dort über die Wahl einer geeigneten Persönlichkeit sich zu verständigen, auf welche die Stimmen der Partei bei der Präsidentenwahl sich vereinigen sollen. Durch die Sklavenfrage war ein tiefer Riß auch in die demokratische Partei gekommen; die Nationaldemokraten, Old Hunkers, und die Barnburners, Freesoilers, hatten bis dahin gleichsam einander die Ohren vom Kopfe gerissen. In Baltimore war der Kampf äußerst hartnäckig. Aber nachdem sich die Kräfte der einzelnen Fraktionen gegen einander gemessen, gelangte man zu voller Einmüthigkeit. In der scheinbaren Verwirrung der Parteien wird doch bei jedem irgend wichtigen Vorgange eine äußerst strenge Mannszucht beobachtet; namentlich bethätigt sich eine wunderbare Cohäsionskraft, sobald es sich um Wahlen und Maßregeln handelt, welche für das ganze Land von Bedeutung erscheinen. Dann vergißt man den innern Zwist, oder vertagt ihn bis auf Weiteres.

Aber welches auch die Frage sein möge, die gerade das politische Tapet einnimmt, und gleich viel, ob sie sich auf einzelne Ortschaften, Bezirke, Staaten oder auf die ganze Union bezieht, Eins steht allemal fest: — die Parteiwogen haben immer Fluthhöhe. In der alten Welt handelt es sich, wie schon oben bemerkt ward, meist um zwei große, einander entgegengesetzte Principien, zwischen alten und neuen Systemen. Bei

dem Kampfe über solche Lebensfragen, über Grundsätze, welche die eine oder andere Regierungsformen bedingen, ist die Stärke der Parteileidenschaft eben so natürlich als erklärlich; nicht minder begreift Jeder, welcher Menschen und Geschichte kennt, den zeitweiligen Enthusiasmus der Völker und die revolutionären Ausbrüche, welche oft das Gepräge der Großartigkeit tragen. Aber in Amerika wird oft bei scheinbar geringfügigen Dingen ein Luxus von Parteigeist entfaltet. Alles, worüber in Europa die Völker mit der Legitimität streiten, ist dort längst erreicht; es wird von keiner Seite her irgendwie in Frage gestellt oder angetastet und bedrohet. Hier ist also nichts mehr zu thun; man sieht sich auf praktische und innere Fragen beschränkt, und bethätigt nun bei der Wahl von Dorf= und Stadtbeamten einen Eifer, dem nichts gleich kommt. Denn bei der Eigenthümlichkeit der Staatseinrichtungen und bei der gegenseitigen Stellung der großen Parteien ist es nicht im mindesten gleichgültig, ob in der Gemeinde, dem Bezirke oder im Staate ein Anhänger der einen oder anderen Partei zu dem oder jenem Amte gewählt wird. Die politischen Gefechte gehen daher in der Union das ganze Jahr hindurch nicht zu Ende; in dem weiten Gebiete wird heute da, morgen dort eine Schlacht geliefert, und das Guillotiniren in der Presse, in der Stimmurne, im Gemeinderath, in den gesetzgebenden Versammlungen oder im Congreß dauert ohne Unterbrechung. Im Handel und Wandel kommen flaue Zeiten vor; der Landwirth hat seine ruhigen Tage in manchen Monaten des Jahres, aber in politischen Dingen kommt der Amerikaner, in seiner Gesammtheit betrachtet, nie zur Ruhe. Vom 1. Januar bis zum 31. December muß er unablässig auf der Warte stehen; das Millionentheil Vollmächtigkeit (Souverainetät), das er in sich verkörpert, bringt ihm eine Menge von Pflichten und Obliegenheiten, und da er mit seinen Nachbarn von der andern Partei unab=

lässig kämpft, so kommt allmälig etwas von politischer Strategie in ihn.

Gott Mammon hat in allen Ländern viele und allemal durchaus aufrichtige Verehrer, und in den Vereinigten Staaten reichlich eben so viele, wo nicht noch mehrere als anderwärts. Denn in jenem Lande giebt Reichthum ebensowohl Vortheile, wie in den Monarchien der alten Welt; der thätige Mann hat Aussicht, irdische Glücksgüter zu erwerben, und dann gesellschaftlich eine Rolle zu spielen, wenn er will. Aber die Reichen gelten in ihrer Sphäre doch nur so viel, als man sie überhaupt gelten lassen will; in die Schale der politischen Wage haben sie an sich eben kein Schwergewicht zu werfen. Denn Jeder ist eben Politiker und Alle haben gleiche Rechte.

In den nördlichen Staaten, welche bekanntlich stärker und dichter bevölkert sind, als jene im Süden, findet man sehr begüterte Classen vorzugsweise nur in den Städten; auf dem Lande leben mäßig begüterte Landwirthe, und für das Emporkommen einer ländlichen Aristokratie von Gutsbesitzern fehlt es bei der gleichen Vertheilung des Bodens an jeder Vorbedingung. Eben so mangelt auch ein ländliches Proletariat, welches durch die in Europa so unheilvoll wirkende unbedingte Theilbarkeit der Bauernhöfe nothwendig erzeugt wird. In den Vereinigten Staaten ist auch in den alten Staaten noch auf ein Jahrhundert hinaus neuer Grund und Boden für verhältnißmäßig billigen Preis zu erwerben; und wem es in den alten Staaten zu eng wird, der zieht nach Westen oder Süden, um sich dort anzusiedeln. So bildet überall ein mäßig wohlhabender Stamm von Landwirthen den Haupttheil der Bevölkerung außerhalb der Städte, und gerade diese Classe von Bürgern giebt den politischen Verhältnissen der großen Union ein eigenthümliches Gepräge. Der Landwirth ist nämlich meist ein Mann, welcher an öffentlichen Angelegenheiten sehr lebendigen Antheil nimmt. Zunächst bekümmert er sich um alle Verhältnisse seiner Ge-

meinde. Dort wählt er Mitglieder in die Ausschüsse für das Schulwesen, für Straßen- und Brückenwesen; er wählt den Friedensrichter und andere Beamte; er muß darauf gefaßt sein, eine Stelle oder mehrere selbst bekleiden zu müssen, denn alle werden durch Wahl besetzt. Seinen Pflichten als Wähler kann und will er sich nicht entziehen, und so wird er unwillkürlich und ganz von selbst ein Gemeindepolitiker. Aber auf diesem beschränkten Standpunkte kann er nicht lange verharren, denn die Gemeinde ist Theil eines Bezirkes (des County), und er kann nicht umhin, sich als ein Mann, welcher nun einmal der Oeffentlichkeit angehört, um die Bezirksangelegenheiten zu bekümmern. Er nimmt also auch an Bezirkswahlen Theil, und wollte er lässig werden, so würden seine Freunde und Nachbarn nicht ermangeln, den erschlafften Eifer neu zu beleben. In einigen Staaten, z. B. in New-York, haben die Bezirksbeamten auch legislative Befugnisse neben der ausübenden Beamtengewalt; jeder Bezirk hat dort sein „Board of Supervisors", und diese Körperschaft bildet ein Parlament im Kleinen, das in der Hauptstadt des Bezirkes die auf Finanzen, Wege, Schulen ꝛc. bezüglichen Dinge ordnet und bestimmt. Nun werden die Gemeindeämter und die Bezirksämter meist von solchen wohlhabenden Landwirthen bekleidet. Die Bezirke stehen aber mit dem Staat in innigster Beziehung, und so wird der Landwirth auch ein Staatspolitiker, und dadurch kommt er in häufige Berührung mit Männern, welche anderen Berufsclassen angehören; er ist nun einmal mitten im Strudel der Politik. Unter den Beamten des Staates findet man allerdings auch manche Advocaten und Kaufleute, aber an Zahl überwiegen [illegible]; während jene doch eigentlich leitenden [illegible]en. Der ländliche Politiker hat sich [illegible]hältnissen des Staates gründlich zu[illegible]eist begnügt er sich in dieser Sphäre. [illegible] und trachtet er nach Höherm, so ist die

innere Politik des Staates für ihn nur ein Sprungbrett, von dem aus er das Höhere erreicht; er schwingt sich, wie man zu sagen pflegt, auf die Plattform der Union. Um aber jenes Sprungbrett zu erreichen, muß der Politiker viele Stadien durchmachen; in der Gemeinde zuerst, dann in der gesetzgebenden Versammlung oder als Beamter des Staats. Der ganzen Nation wird er eigentlich erst bekannt, sobald er über die Grenzen seines Staates hinausgeht. Man mag ihn in Ohio, Neu-York oder Virginien für einen ganz ausgezeichneten Mann halten, aber in der Union als solcher nimmt man eigentlich erst Notiz von ihm, wenn er im Congreß zu Washington auftritt, es sei denn, daß er längere Zeit Gouverneur in seinem heimathlichen Staate war, und sich in irgend einer großen nationalen Angelegenheit in der Weise hervorthat, daß er die allgemeine Beachtung auf sich lenkte.

Somit muß der amerikanische Politiker erst eine Reihenfolge von Stufen erklimmen, bevor er in weiteren Kreisen Ruf und Bekanntschaft gewinnt. Auf den ersten Blick mag es befremden, wie es einem Geschäftsmann, der seine eigenen Angelegenheiten nicht vernachlässigen will, möglich ist, der Politik so viel Zeit zu opfern. Und viel Zeit kostet sie allerdings, und sie greift in alle möglichen Lebensverhältnisse ein. Allein der Amerikaner hat es verstanden, dem Pfluge, dem Comptoir, der Werkstatt ihr Recht angedeihen zu lassen, und der Politik gleichfalls. Er hat nämlich die Parteien vortrefflich disciplinirt. Für den Landwirth, der über das Land zerstreut wohnt, müßten zum Beispiel die häufigen Wahlen sehr kostspielig in einem Lande sein, wo Zeit mit Geld gleichbedeutend ist; aber man hat die Sache in der Weise eingerichtet, daß dieser Verlust nur sehr gering erscheint. Die Wahltage fallen für Jedermann bequem, und die ganze Organisation ist der Art, daß [illegible] Geschäftsmann keine Einbuße an Zeit erleidet.

Man hält es für ehrenhaft, streng mit der einmal erwählten Partei zu gehen. So ist der Amerikaner als Parteimann in der Regel zuverlässig, er folgt den leitenden Männern, aber nicht blind. Es liegt ohnehin schon in seinem calculirenden Nationalcharakter, daß er prüft; die Anhänglichkeit der Einzelnen an die Partei ist also gewöhnlich nicht ein Werk des Zufalls oder der Unbedachtsamkeit, sondern reiflicher Ueberzeugung. In jenen Theilen, wo das Volk noch weniger sorgfältig unterrichtet worden ist, z. B. in einzelnen jüngeren Staaten, mag es sein, daß da und dort einzelne gewandte Führer einen ungebührlichen Einfluß üben; es wäre dann etwa ein Verhältniß vorhanden, wie in Europa, wo wir doch auch eigentlich nirgends von einer „aufgeklärten" Volksmenge reden können. Dagegen ist der Amerikaner von seinen Knabenjahren an mit politischen Dingen bekannt und an Raisonniren, an Erörtern gewöhnt. Mit Recht hat man gesagt, daß das junge Blut Amerikas einen ungeheuern Einfluß auf die Geschicke des Landes übe. Ob das gut sei, möge hier unerörtert bleiben; Uebelstände sind mit dieser Thatsache allerdings verknüpft; die jungen Leute, welche noch nicht stimmberechtigt sind, machen sich oft in politischen Dingen schon viel zu breit in ihren Flegeljahren; namentlich durch öffentliche Reden. Aber ländlich, sittlich. Die bejahrten Leute haben ihre Freude daran und muntern die Jugend auf; sie meinen, daß diese Jugend dann um so eher einen praktischen Anstrich erhalten und mit den öffentlichen Belangen um so eher vertraut machen werde. So kommt es, daß auch der gewöhnliche Mann in der Partei insgemein sehr genau zu sagen weiß, um welchen Hauptpunkt es sich bei einer Streitfrage handele, mit andern Worten: er hat über eine Sache gedacht, er versteht darüber zu raisonniren. Ob er immer *richtig* raisonnirt, ist eine andere Frage; es erscheint aber als bedeutsam, daß er sich die Dinge durch Erörterung nach seiner Art zurecht zu legen weiß. Wenn man Abends in

die Wohnstube des Farmers tritt, so ist es gewiß eine Ausnahme, ihn nach des Tages Arbeit und Mühen nicht beim Lesen einer Zeitung zu finden. Denn in Amerika liest jeder, Mann, Frau, Kinder, und der Landwirth meint sehr richtig, er sei doch zum allermindesten verpflichtet, die Lokalzeitung zu halten und zu unterstützen, welche Organ seiner Partei ist. Viele halten außerdem noch ein Blatt, welches in der Hauptstadt des Staates erscheint. Der Amerikaner kann es einmal nicht unterlassen, mit Jedem, am liebsten aber mit einem Ausländer, ein Gespräch über Politik anzuknüpfen. Zuerst wird er von den Marktpreisen sprechen, nachher kommen sicherlich öffentliche Angelegenheiten an die Reihe. Man findet diese ländlichen Politiker meist viel weniger einseitig, als man wohl anzunehmen geneigt sein möchte, denn sie lesen sehr eifrig auch die Reden und Zeitungsartikel der Gegenpartei, wäre es auch nur, um sie widerlegen zu können. So wird der Parteimann mehr oder weniger geistig geschult, und es ist daher keine ganz leichte Sache, ihn hinters Licht zu führen oder ihn zu bestechen. Bestechungen kommen allerdings vor, sie sind aber von ganz anderer Art als in Europa. Gewiß wird sich eine Partei viel leichter am Bande der Führer leiten lassen, wenn jeder Einzelne nicht so unabhängig denkt, wie das in Amerika der Fall zu sein pflegt; wo die meisten Leute mehr oder weniger nur Werkzeuge in den Händen Anderer sind, wird man sie bis auf einen gewissen Punkt leichter regieren können. Aber in Amerika beruhet das Wohl und die Sicherheit des Staates auf der Intelligenz der Massen, und deshalb war die Fürsorge, den Kindern aller Bürger unentgeldlichen Schulunterricht zugängig zu machen, eine Nothwendigkeit.

Wer einen rechten Begriff von dem Parteitreiben in den Vereinigten Staaten sich verschaffen will, muß die Bewegungen in der Zeit vor irgend einer wichtigen Wahl beobachten. Die Zeitungen befehden dann einander mit furchtbarer Heftigkeit,

man läßt an dem Candidaten der Gegenpartei nicht ein gutes Haar, die Reden in der öffentlichen Versammlung sind von der Art, daß sie den Unterthanen eines modernen europäischen Polizeistaates über alle Maßen subversiv erscheinen; wer die Lage der Dinge nicht näher kennt, kann sich der Besorgnisse nicht erwehren, daß eine fürchterliche Katastrophe unvermeidlich sei, und daß es zum Alleräußersten kommen müsse. Und hört er am Wahltage selbst den gewaltigen Lärm, sieht er die Masse von Menschen mit Fahnen und Musik durch die Straßen ziehen, so meint er wohl, es gehe nun bald los. Aber nach einigen Stunden überzeugt er sich, daß Alles in Heiterkeit sich auflöst; man stimmt eben ab. Dabei ereignen sich denn allerdings auch wohl ganz abscheuliche Raufereien, besonders seitdem die berüchtigten Know Nothings ihr Parteiunwesen treiben. So wird ein Präsident der Vereinigten Staaten, der Gouverneur irgend eines Staates manchmal in der allerfriedlichsten Weise erwählt; Millionen Leute gehen an die Stimmurne, und es kommt oft nicht einmal zu Schlägereien bei solchen Wahlen; bei denen, welche sich auf lokale Angelegenheiten beziehen, gewinnen dagegen die Dinge manchmal einen anderen Charakter, und es geht turbulent genug her. Man will bei dergleichen Wahlen möglichst viel Zeit ersparen; sie dauern daher nur ausnahmsweise länger als einen Tag. Die Landgemeinden wie Städte sind in kleine Bezirke getheilt, deren jeder seine besondere Stimmbude hat. So wird der große Strom der Wählerschaft in eine Menge von kleinen Kanälen abgeleitet; sie besteht selten aus mehr als einigen hundert Köpfen in den einzelnen Abtheilungen, und die Wahlhandlung ist allemal schon vorbei, ehe eine gefährliche Aufregung Platz greifen kann. Auch giebt es in den Vereinigten Staaten keine Hustings, öffentliche Rednerbühnen, von denen herab Candidaten vorgeschlagen oder [illegible] gehalten würden. Die Vorschläge werden in geschlossenen [illegible]en gemacht und dort auch die sogenannten Massen-

versammlungen gehalten. So hat man an der Stimmbude, am Wahltage, weiter nichts zu thun, als seine Stimme abzugeben. Zur Zeit, als General Harrisons Präsidentenwahl vor der Thür war, herrschte in der ganzen weiten Union eine furchtbare Aufregung; es wurden mehr als zwei Millionen Stimmen abgegeben, und doch hatte Alles einen ruhigen Verlauf; der Unfug, welcher stattfand, ereignete sich zumeist nur in den großen Städten, welche von Irländern heimgesucht sind.

Das amerikanische Parteitreiben strudelt und wirbelt dermaßen, daß man es mit dem Maelstrom bei den Lofodden verglichen hat. Man mag die jedesmalige Parteifrage sehr genau kennen, weiß aber darum noch nicht, wie die einzelnen Parteien sich zu denselben stellen; denn es giebt neben den grundsätzlichen Widersachern auch gelegentliche. Auf den bloßen Namen, welchen die Parteien führen, darf man nicht zu viel Gewicht legen. Da hat man Whigs, nördliche Whigs, südliche Whigs, progressive Whigs, Freiboden-Whigs, Higher Law Men, Demokraten, nationale Demokraten oder Old-Hunkers, Barnburners, Nullifiers, Seceders, State rights Men, Föderalisten, Native Americans, Know Nothings, Republikaner, Abolitionisten rc., und bei jeder wichtigen Gelegenheit bilden sich neue politische Schattirungen. Auch die Titel der Zeitungen drücken nicht allemal die Richtung der Blätter aus. Es giebt „Demokraten", welche von der Partei gar nicht als solche anerkannt werden, und eben so verhielt es sich oft mit dem Titel Whig.

Ein Prüfstein für die Parteien ist allemal eine Wahl zum Congreß; dann kommt plötzlich System und Methode in das scheinbare Chaos. Die Partei im Großen und Ganzen schaart sich zu einer Phalanx zusammen, und die lokalen Abneigungen und die Schattirungen schweigen dann. Die einzelnen Theile verschwinden nothgedrungen im Allgemeinen. Es ist dabei wohl in Obacht zu halten, daß die großen Parteien alle ihre Wurzeln in großen nationalen Fragen haben, deren Saft



von dem Hauptstamme ausgeht und zu demselben wieder zurückkehrt. Das Parteiwesen trägt nicht wesentlich einen sectionellen Charakter. Die Parteistreitigkeiten können in „sectionellen Differenzen" ihren Ursprung haben, sie sind aber dann im weitern Verlauf gar nicht durch eine geographische Scheidelinie getrennt. Es giebt keine südlichen und nördlichen, keine östlichen und westlichen Parteien. Die dem Norden genehm erscheinende Politik wird vielleicht in dem einen oder andern Falle vom Süden nicht gut geheißen und umgekehrt; aber darum ist diese Politik noch nicht specifisch nördlich oder südlich. Es giebt Freihändler und Schutzzöllner in allen Theilen der Union; es giebt im Norden auch viele Männer, die keine Gegner der Sklaverei sind, und das vielbesprochene Compromiß Heinrich Clays hat gerade im Norden die eifrigsten Vertheidiger und Freunde gefunden. Die feste Burg der Sklaverei ist im Süden, die Abolitionisten fußen im Norden; aber Freunde und Gegner der einen wie der andern sind überall. Allein die Sklavenfrage könnte eine geographische Partei-Bedeutung gewinnen.

In allen Fragen von nationaler Bedeutung treten zwei große Hauptparteien hervor. Die Union und die Verfassung bilden den Born, aus welchem diese Parteien hervorquellen und wie zwei mächtige Ströme das ganze große Land durchziehen. Sie senden, wie wir schon bemerkten, auch eine Menge von Verzweigungen aus, aber diese fließen zur rechten Zeit allemal wieder in die Hauptgewässer zurück.

Patriotisch durch und durch sind alle Parteien; sie stehen auf dem Boden der demokratisch-republikanischen Verfassung, über wirklich fundamentale Dinge ist unter ihnen eigentlich kein Streit, keine abweichende Meinung, und die Verfassung gilt der einen wie der andern für unantastbar, und weicht die eine einmal ab, so wird sie wieder zur Pflicht zurückgebracht. Das eben unterscheidet das amerikanische Parteileben von jenen in den

meisten europäischen Staaten, in denen auf eine Weise an den Verfassungen herumexperimentirt wird, welche deutlich zeigt, daß noch kein fester Boden vorhanden ist, auf welchem irgendwer sich sicher fühlen könnte.

In diesen Staaten haben die Demokraten die Mehrheit der Stimmen, in anderen die Republikaner. Man sagt daher, ein Staat sei demokratisch oder republikanisch. Es ist bemerkenswerth und für das amerikanische Staatswesen eigenthümlich, daß die Amerikaner nie als Gesammtheit eine allgemeine Wahl vornehmen. Es geschah das nur einmal, als es darauf ankam, über die Annahme der Verfassung zur Entscheidung zu kommen. Im Repräsentantenhause zu Washington handelt und verfügt das Volk als Gesammtheit durch seine von ihm gewählten Abgeordneten; sonst aber treten die Amerikaner in der Ausübung ihrer Rechte nirgends als Gesammtheit auf. Nehmen wir einmal die Präsidentenwahl. Dazu ernennt jeder einzelne Staat seinen besondern Wahlkörper, der zu nichts anderm befugt ist, als eben den Präsidenten zu wählen. Die Wähler des einen Staates kommen mit denen der übrigen, und wären es auch jene des Nachbarstaates, gar nicht zusammen. Sie wählen für sich, ohne sich um das, was in irgend einem andern Staate vorgeht, zu kümmern. Das Wahlcollegium versammelt sich in dem Capitolium der Hauptstadt, z. B. von Georgien oder Maine, verrichtet seinen Auftrag, und der Gouverneur des Einzelstaates übermacht das Resultat der Abstimmung an die Regierung nach Washington. Oder was geschieht, wenn eine Lücke im Senat der Vereinigten Staaten zu ergänzen ist? Dann wählt die Legislatur des betreffenden Einzelstaates den Senator. So aber kommt es, daß jede nationale Angelegenheit von Bedeutung zugleich eine wichtige Frage für den Einzelstaat wird. Wenn z. B. der Staat Neu-York einen Senator aus der republikanischen Partei nach Washington bringen möchte, so kann das nur geschehen, wenn zuvor die

Legislatur des Staates in ihrer Mehrheit aus Mitgliedern derselben Partei besteht. Andererseits berühren nationale Fragen den Einzelstaat bei der Wahl von Abgeordneten zum Repräsentantenhause, die in den Counties vorgenommen wird und also bis in jede kleine Gemeinde hin von Interesse ist; denn überall sind Wähler, überall Parteien.

Das Volk in den Vereinigten Staaten nimmt somit an nationalen Angelegenheiten nur innerhalb des Einzelstaates Theil. Darin liegt wesentlich eine Bürgschaft für Aufrechthaltung der Ruhe und des öffentlichen Friedens. Zur Zeit allgemeiner Wahlen richtet sich so von selbst die Aufmerksamkeit des Volks auf eine Menge verschiedener Punkte. Jedermann findet den Mittelpunkt seiner politischen Thätigkeit in seinem eigenen Staate; und das ist sehr zweckmäßig. Denn es würde bei einer so durchweg auf dem Volkswillen beruhenden Regierung gewiß oftmals gefährlich sein, wenn bei aufgeregter öffentlicher Meinung sich die ganze ungebundene Kraft auf einen einzigen Punkt hinlenkte. So aber wird diese Kraft vertheilt, und zwar jetzt mehr als dreißigfach. Man hat daher auch ganz richtig bemerkt, daß jeder einzelne Staat einen Theil des großen Wasserdammes der Union bilde, welcher diese selbst vor Ueberfluthungen sicher stellt.

Wenn aber die Nation keinen für Alle gemeinschaftlichen Fechtboden für die Parteien hat, so besitzt sie dagegen eine große Menge von Tummelplätzen in den einzelnen Staaten, und so kommt es, daß die beiden großen Parteien auf diese den größten Einfluß üben. Manchmal vergessen sie indessen über die inneren, rein häuslichen Angelegenheiten ihre sonstigen Parteiverhältnisse. Ist aber die Lokalfrage entschieden, oder handelt es sich auch während der Agitation gleichzeitig um eine Sache von nationalem Belang, dann schaart sich flugs ein Jeder um sein altes Parteibanner.

Ueberall, wo das allgemeine Stimmrecht gilt, kann es nicht fehlen, daß diejenigen, welche eine politische Rolle in der Partei spielen wollen, nach Popularität jagen. Das geschieht besonders auch in den Vereinigten Staaten oft in einer höchst anstößigen Weise, und die Massen merken es zuweilen doch, daß man sie „gehumbugt" hat. Bei der nächsten günstigen Gelegenheit geht aber der Humbug in anderer Gestalt wieder von vorne an. In den Mitteln, um Parteizwecke zu erreichen, ist man gar nicht allzubedenklich, und in den großen Städten bildet namentlich der zahlreiche irländische Pöbel einen Stoff, welchen die Parteiführer leicht mit Branntwein kneten. Diese Subjecte sind auch für Geldbestechung zugängig, und überhaupt ein widerwärtiges Werkzeug, dessen beide Parteien sich bedienen.

Uebrigens findet man doch, bei allem sonstigen Zusammenhalten der Parteien, zuweilen einzelne Abtheilungen derselben, welche auf eigene Faust operiren. Einer oder der andere äußerste Flügel einer Partei ist gewöhnlich in einer Art von Rebellion gegen die Autorität der ganzen Partei. Es giebt begreiflicher Weise unter den hunderttausenden auch ehrsüchtige Politiker und aufstrebende Geister, welche keine Zucht anerkennen mögen und von Unterordnung nichts wissen wollen. Es ist überhaupt nicht gerade leicht, die Disciplin in einer Partei aufrecht zu erhalten; Jeder will zeigen, daß er ein unabhängiger Mann sei, daß kein Anderer ihm etwas vorzuschreiben habe, und so werden Viele untractabel, auch dann, wenn es nicht einmal in ihrer Absicht liegt, der Partei entgegen zu handeln. Ein Parteiführer muß in Amerika mit der äußersten Umsicht verfahren, wenn er nicht anstoßen will. Aber sobald die Interessen der großen Partei einmal wirklich gefährdet sind, sobald der gemeinsame Feind sich anschickt, die Anarchie in der Partei bei wichtigen Vorfällen zu seinem Nachtheil zu benutzen, — dann sind im Nu alle jene Zwiste vergessen, die Insubordination ist wie durch Zauber verschwunden

9*

und die Disciplin vollständig wiedergekehrt. Die kurz vorher einander so heftig befehdenden Fractionen sind zu einer festen und zusammenhaltenden Masse geworden, die nun ihrem Führer folgt wie eine gedrillte Armee den Befehlen ihrer Generale.

Am allerheftigsten treffen die Parteien in Washington zusammen, im Congresse, wo die Bundesangelegenheiten und die Maßregeln über die allgemeine Politik endgültig entschieden werden. Für die Interessen der Union ist es ohne Zweifel ein Vortheil, daß jene Bundeshauptstadt, das Herz des ganzen politischen Systems, nicht hunderttausende von Einwohnern zählt. Wäre sie zum Beispiel so volkreich wie Neu-York oder Philadelphia, so würde das chronische politische Fieber in den Volksmassen der Capitale steten Widerhall finden und der ganze Staatskörper würde von der Krankheit ergriffen werden, die sich dann kaum heilen ließe. Aber die politischen Pulsschläge in Washington allein sind zu schwach, als daß sie bis in die Extremitäten des Landes gefühlt werden könnten; die Entzündungssymptome gehen meist rasch vorüber. Während in Washington die Parteien sich so zu sagen in Stücke zerreißen, ist es im übrigen Lande vergleichsweise ruhig. Wäre das nicht der Fall, so sähe man auch gar nicht ab, wie den Amerikanern überhaupt Zeit bleiben sollte, sich mit etwas Anderem als mit der Politik zu befassen.

Man begreift, daß in einer über einen so weiten Raum zerstreueten Bevölkerung, die über mehr als dreißig verschiedene Staaten vertheilt ist, und schon aus geographischen Gründen manche verschiedene Interessen hat, für welche doch eine Ausgleichung gefunden werden muß, daß, sagen wir, in einem solchen Lande eine große Partei gar keinen wirksamen Einfluß üben könnte, wenn sie nicht sehr gut organisirt wäre, wenn nicht Alles wie eine Art Räderwerk in einander griffe.

Die Organisirung der Parteien schließt eine mannigfache Gliederung in sich. Eine Partei hat ihre nationale,

ihre Staats- und ihre Bezirksgliederung. Die nationalen Interessen der Partei werden vorzugsweise und in erster Reihe von Conventionen wahrgenommen und geleitet. Eine solche Convention besteht aus einer Versammlung von Bevollmächtigten, welche zusammengenommen und in ihrer Gesammtheit die Partei im Großen und Ganzen repräsentiren. Eine nationale Convention einer Partei ist weder durch irgend ein Gesetz geschaffen, noch weiß die Bundesverfassung von einer solchen; sie ist allemal nur zeitweilig und lediglich ein Ausfluß der Partei; man kann sie als eine Art von Partei-Parlament betrachten, indem mit ihr jede Partei neben ihrer gesetzgebenden Maschinerie in den Conventionen auch eine vollziehende Maschinerie besitzt. Diese letztere besteht in einem nationalen Centralausschuß. Dessen Aufgabe ist es, Zeit und Ort für die Zusammenkunft der Convention anzuberaumen, wenn seiner Ansicht nach das Interesse der Partei eine Zusammenberufung erforderlich macht. Derselbe richtet an alle Mitglieder der Partei im ganzen Lande einen Aufruf zur Wahl von Bevollmächtigten, und schreibt deren Anzahl und Wahlort vor. Bei einem Wahlkampfe stellt sich die Sache dann etwa in folgender Weise heraus:

Alle vier Jahre, ungefähr im Anfange des November, findet die Wahl eines Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika statt. Man begreift, welch eine Lebensfrage für die Partei es ist, daß sie einen Candidaten aus ihrer Mitte durchsetze. Sie operirt nun in eigenthümlicher Weise. Sehen wir uns zum Beispiel einmal die Parteitaktik der Demokraten an.

Schon im Frühjahr zeigt sich in der Partei größere Regsamkeit. Der demokratische nationale Centralausschuß erläßt einen Aufruf an die ganze Partei und fordert dieselbe auf, Delegaten zu wählen, welche an dem und dem Tage, in der und der

Stadt als Convention sich versammeln sollen, um in derselben den Candidaten zu bezeichnen, welchem in dem bevorstehenden Wahlkampf die Partei ihre Stimme geben soll. Insgemein entspricht die Anzahl dieser Delegaten der Anzahl der Wahlcollegien, welche endgültig den Präsidenten zu wählen haben, und die Partei in jedem Staate sendet so viele Delegaten zur Convention, als Wähler im Wahlcollegium des Staates Platz finden. Auf diese Weise ist die Vertretung in der Convention unter den verschiedenen Staaten so ziemlich im Verhältniß ihrer Volksmenge vertheilt. Insgemein kommt die Nationalconvention im Mai oder Juni zusammen, und man wählt am liebsten eine Stadt, welche sich von Süden und Norden bequem erreichen läßt, z. B. früher Philadelphia; jetzt hat Baltimore den Vorzug, das allerdings als eine sehr geeignete Oertlichkeit erscheint.

Bis zum Tage der Zusammenkunft hat die Partei es nicht an Regsamkeit fehlen lassen; sie hat ihre Delegaten in der vorgeschriebenen Weise gewählt, und diese finden sich zu rechter Zeit und Stunde ein. Mit und hinter ihnen strömen zugleich Massen von Faiseurs der Partei ein und hunderte von Berichterstattern für die Zeitungen; die Delegation constituirt sich, und bleibt dann in Berathung, bis der Zweck ihrer Zusammenkunft erreicht ist. Der Parteicandidat für die Präsidentschaft wird bestimmt. In der Convention sind alle Schattirungen der Partei ohne Ausnahme vertreten; die verschiedenen Ansichten und Wünsche treten einander gegenüber, werden erörtert, und man giebt sich die größte Mühe, das Abweichende auszugleichen und Alle dem großen ganzen Parteiinteresse ein- und unterzuordnen. Man erwägt ferner die Taktik, die Haltung, die Aussichten der Gegenpartei, erörtert die Beschaffenheit der einzelnen Candidaten, und am Ende fallen die Stimmen nicht auf den, welcher etwa als öffentlicher Charakter am meisten hervorragt, der als Staatsmann die größten

Verdienste, und bei einem großen Theile der Nation die meiste Beliebtheit hat, sondern manchmal auf einen Mann, gegen welchen die wenigsten Einwendungen erhoben werden. Die Wahl geschieht durch Kugelung, Ballot; und meist wird einhalb hundertmal gekugelt, ehe ein Candidat aus der Urne hervorgeht.

Sobald die Ernennung entschieden ist, wird sie der Partei bekannt gemacht. Und liegt in der einen oder andern Abtheilung der Union nicht etwa ein ganz außerordentlicher und zwingender Grund zum Mißvergnügen und zur Abneigung gegen den Candidaten vor, so erhält der von der Convention bezeichnete Mann alle Stimmen der Partei. Die Blätter stellen seinen Namen an die Spitze der Zeitungen, Tag für Tag, mit großen Lettern, bis im November die Entscheidung gefallen ist.

Während die Demokraten in der angegebenen Weise operiren, befolgen Republikaner und Know Nothings genau dasselbe Verfahren. Sie haben auch ihre Delegaten gewählt, die Lage ihrer Partei erörtert, ihre Aussichten hin und her erwogen, und denjenigen Candidaten „nominirt," von dem sie annehmen, er werde der überwiegenden Mehrheit ihrer Anhänger genehm sein. Manchmal kommen ihre Delegaten in derselben Stadt zusammen, in welcher auch die Demokraten ihre Convention abhielten, und zwischen beiden Versammlungen liegen immer wenige Wochen, zuweilen nur wenige Tage. So hat denn jede Partei ihren Candidaten zur Präsidentenwürde. Für jeden ernennt die respective Partei einen Ausschuß, welcher nun bis November ununterbrochen in Wirksamkeit bleibt, mit den Ausschüssen in den einzelnen Staaten correspondirt und Alles scharf im Auge behält.

Die Wahl eines Candidaten ist, wie gesagt, die Hauptaufgabe einer solchen nationalen Parteiconvention, aber insgemein beschränkt sie sich nicht allein auf diese Handlung.

Denn meist ist die Lage der Dinge von der Art, daß eine umfassende Erörterung der allgemeinen politischen Lage der Union und der Parteiinteressen zur Nothwendigkeit wird. Diese Erwägungen finden ihren Abschluß in einer Reihe von „Resolutionen“, welche als Manifest an die Partei oder an die Nation erlassen werden. Ein Hauptzweck ist, durch sie möglichst großen Enthusiasmus zu erregen. Sie werden dann von den Zeitungen als Parteiprogramm betrachtet, unterstützt und anempfohlen.

Wir haben schon gesagt, daß die Parteien in dem weitausgedehnten Lande, in welchem jeder Bezirk, ja jede Gemeinde eine eigene kleine Republik bildet, ohne eine feste Organisation gar nicht wirken könnten. Alles würde sonst aus einander fallen, die Partei hörte auf, irgend welche Bedeutung zu haben. Wenn man daher eine Partei der Tyrannei gegen ihre einzelnen Mitglieder beschuldigt, so ist dabei der angegebene Umstand nicht außer Acht zu lassen. Daß es überall heftig zugeht, wo die Woge der Partei hoch fluthet, ist übrigens leicht zu erklären. Wehe dem irgendwie aus der Menge hervorgetretenen Politiker, der vom Whigthume oder von der Demokratie abgefallen ist; die verlassene Partei brandmarkt ihn in öffentlichen Versammlungen und in der Presse; er läuft durch tausend Zeitungsblätter Spießruthen, und ist er von irgend welcher Bedeutung, so wird nichts unterlassen, wodurch er politisch vernichtet werden kann. Nicht einmal Reue über seinen Abfall nützt ihm dann noch etwas. Ein beliebiger Mann darf die an der Spitze seiner Partei stehenden Männer so arg schmähen als er will, man verzeiht ihm das; er kann in den Reihen der Partei sich äußerst ungeberdig und ungefügig zeigen, man sieht es ihm nach; so lange er nur die Partei nicht im Stiche läßt, so lange er nicht abfällt, hat das Alles nur wenig zu bedeuten. Aber verloren ist er, sobald er auch nur einen Finger gegen die Partei selbst erhebt und gegen ein Parteimanöver arbeitet, also wohl gar gegen die Partei in

einer wichtigen Parteifrage stimmt. Er kann dann allen politischen Aussichten und Hoffnungen Lebewohl sagen, falls ihn nicht die andere Partei rückhaltlos aufnimmt, was immer nur selten der Fall zu sein pflegt.

Das Alles bezeichnet man eben als politische Parteityrannei, als einen Despotismus, welchem jedes Mitglied unterworfen sei. Der Mann soll mit seiner Partei denken, soll handeln wie sie will, gewissermaßen seine Individualität aufopfern, denn der Wille der Partei, den er freilich mit bestimmen hilft, soll sein höchstes Gesetz sein. Diese Folgsamkeit wird in allen Dingen gefordert; das Programm der Partei soll in allen Stücken befolgt werden, ein Abweichen wird gar nicht verziehen. So betrieb die demokratische Partei den Krieg gegen Mexico, und kein Demokrat durfte etwas gegen denselben einwenden, wenn er nicht anrüchig werden wollte. Wer nicht heiß ist mit den Uebrigen, gilt für kalt, und wird als ein unbrauchbares Glied am Parteikörper betrachtet.

Diesem Einfluß sind nicht blos die gewöhnlichen Mitglieder der Partei unterworfen; — auch die Führer gehorchen ihm. In diesem Gehorsam gegen die Partei, auch gegen deren Irrthümer und Vorurtheile, beruht ein großer Theil ihres Einflusses. Um diese leitenden Männer herum stehen immer Hunderte, die jede nicht ganz richtige Handlung, jede etwas unbedachtsame Aeußerung dem gemeinschaftlichen Gebieter, das heißt der Partei, durch die Presse mittheilen. Man sucht sich unbequemer Nebenbuhler zu entledigen, indem man ihnen Fallen stellt. Kurz, politisch wird das Individuum in und von der Partei absorbirt, und darin liegt wohl ein Uebelstand des politischen Lebens in Amerika. Im freiesten Lande der Welt finden wir die Anomalie, daß ein Politiker weniger Freiheit im Denken und Handeln hat, als in denjenigen Staaten Europa's, welche wirklich constitutionell sind.

Das Alles gilt aber nur von Individuen. Sobald eine

Verschiedenheit der Ansichten oder Interessen eine ganze Abtheilung in der großen Partei zum Abfall treibt, so ist die Loosung nicht mehr Unterdrückung, sondern Wiederversöhnung. Eine solche hat zwischen den beiden großen Fractionen der demokratischen Partei, den Old-Hunkern und den Barnburnern stattgefunden.

Seit Jacksons Erwählung ist es bis auf Buchanans Wahl nicht mehr vorgekommen, daß eigentlich hervorragende Staatsmänner als Parteicandidaten für die Präsidentenschaft nominirt wurden. Der Grund davon liegt zum Theil in den sogenannten sectionellen Interessen. Ein Führer, welcher in der Hauptsache der großen Masse der Partei vollkommen annehmbar wäre, verstößt vielleicht gegen einen Zweig derselben oder gegen mehrere Abtheilungen. So ist seit längerer Zeit die Sklavenfrage der gefährliche Fels, an welchem mehr als ein hervorragender Politiker scheiterte. So sind namentlich angesehene Republikaner des Nordens in dieser Hinsicht dem Süden gegenüber compromittirt, und von den Demokraten gilt ganz dasselbe. Hervorragende Männer haben auch gegen den Neid anzukämpfen, welcher ja überall das Talent verfolgt, und kleine Geister zur Opposition antreibt. Wer in Amerika viele Freunde besitzt, hat auch viele Feinde selbst in den Reihen seiner eigenen Partei, und gerade diese arbeiten seiner Erhebung zur höchsten Würde entgegen. Das wissen die Parteien auch recht wohl, und um ihre Kräfte nicht zu zersplittern, finden sie es in der Regel nothwendig, beim Herannahen der Präsidentschaftswahl ihre Zuflucht zu einem mehr oder weniger unbekannten, als Politiker nicht bedeutenden Candidaten zu nehmen. Solche Männer heißen Compromißpräsidenten, und solche waren bei den Whigs Harrison und Taylor, bei den Demokraten war es Polk, und Franklin Pierce ward gleichfalls ein Com[illegible]sident in diesem Sinne. Es kann übrigens

nicht in Abrede gestellt werden, daß die Vereinigten Staaten mit ihren Präsidenten Glück haben; die Wahl ist zumeist auf tüchtige, wenn auch nicht immer auf politisch hervorragende Männer gefallen. Auf keinen Fall brauchen sie einen Vergleich mit den Staaten der alten Welt zu scheuen.

Aus dem bisher Gesagten wird einleuchtend sein, in welcher Weise die Organisation der Parteien, die Maschinerie des ganzen Parteiwesens auf die Politik bestimmend einwirkt. In jedem Einzelstaate hat jede Partei wieder ihren besondern Staatsausschuß, welcher nöthigenfalls wieder eine Staatsconvention zusammen beruft, die dann Candidaten für die Besetzung der Aemter im Einzelstaate bezeichnet und die Parteiinteressen wahrnimmt, in so weit sie eben den Staat insbesondere angehen. Diese Staatsconventionen greifen aber auch manchmal weiter aus; sie stellen z. B. auch wohl eine Liste von Parteicandidaten auf, welche ihnen im Interesse der Partei auch in anderen Staaten genehm zu sein scheinen. Sie veranlassen Erörterungen über allgemeine nationale Gegenstände, und veröffentlichen darüber Resolutionen. Diese aber sind dann keineswegs bindend für die Partei im Allgemeinen, nicht einmal für jene in dem betreffenden Staate selbst; man macht sie bekannt, um zu sondiren, zu prüfen, das Feld, welches man beackern will, ein wenig vorzubereiten; und macht das Interesse der Partei es nöthig, sie fallen zu lassen, so läßt man sie eben fallen. So z. B. erklärte im Jahre 1847 die demokratische Staatsconvention des Staates Ohio, nachdem sie andere Geschäfte abgethan, den General Caß zum Präsidentschaftscandidaten; so wurden 1852 derselbe Caß, Webster, Fillmore, Buchanan und andere von der oder jener demokratischen oder whiggischen Staatsconvention zum Candidaten erklärt. Das hat aber weiter keine Bedeutung; man drückt damit nur einen Wunsch aus; denn die Entscheidung steht bei der Nationalconvention der einen oder der andern Partei. Es ist in der

amerikanischen Parteitaktik einmal hergebracht, Strohhalme in die Luft zu werfen, um zu erfahren, woher der Wind weht; weiß man das, so rüstet man sich für den eigentlichen Feldzug. Noch bevor die Nationalconvention zusammen tritt, kann die Partei alle Conflicte und Gegensätze in ihrer Mitte überschlagen und sich ein festes, sicheres Urtheil über die Sachlage bilden. Eine Ueberrumpelung durch Aufwerfen von Fragen, die man nicht schon erörtert hätte, ist auf diese Weise nicht möglich; es mag kommen was da wolle, die Convention ist orientirt und wird nicht überrascht.

Auch die Counties haben ihre Centralausschüsse und Conventionen, die im Allgemeinen nur Gegenstände von örtlicher Bedeutung erörtern, aber sich doch manchmal auch veranlaßt fühlen, ihre Ansichten durch Resolutionen ihren Mitbürgern im Staate kund zu geben. Und diese Organisation geht bis in die Gemeinden hinunter.

Das ist der regelmäßige Gang der Parteimaschine. Manchmal, wenn die Noth es erfordert, wirkt sie aber auch in außerordentlicher Weise. Sobald es zum Beispiel nöthig erachtet wird, Enthusiasmus zu erregen, dann beliebt man besondere Demonstrationen zu solchem Behuf, und organisirt zu diesem Zweck. Wenn die Partei es für angemessen hält, im Staate eine Demonstration zu machen, so ist der Staats-Centralausschuß ermächtigt, eine solche in Gang zu bringen, wie denn das z. B. vielfach während Kossuths Rundreise durch die Vereinigten Staaten geschah. So werden auch außerordentliche Bezirksversammlungen und zwar vom Central-Comitee des Bezirks ausgeschrieben. Nicht selten veranstalten auch die jungen Leute irgend eines Staates eine Demonstration auf eigene Hand durch ihre „Young Mens State central committee“. Doch haben solche Kundgebungen keinen entscheidenden Einfluß. Die jungen Leute lieben das Demonstrationen-Machen. Sie versammeln sich bei einer ihnen passend scheinenden Gelegenheit

zu Hunderten und manchmal zu Tausenden auf irgend einem centralen Punkt und lagern wohl auch im freien Felde. Sie ziehen in munterer Weise mit wehenden Fahnen und mit Spielleuten durch Dörfer und Städte, wo sie von den älteren Leuten ihrer Partei freundlich begrüßt, von den Gegnern ausgelacht werden. Dafür rächen sie sich durch Absingen eines politischen Spottliedes. Das Ganze nimmt einen lustigen Verlauf, indem gewöhnlich beide Parteien lachen. Da der Amerikaner Geschäftsmann durch und durch ist, so benutzt er namentlich auf dem platten Lande die politischen Versammlungen, um nebenher so viele Geschäfte als möglich abzuthun oder neue Verbindungen anzuknüpfen.

In Amerika bieten sich bekanntlich die Candidaten den Wählern nicht an, sondern sie werden von den Parteien aufgestellt. Dieses Verfahren dient wesentlich dazu, die Einigkeit in der Partei aufrecht zu erhalten; denn sie stellt den Mann auf und er kann daher auf ihre Stimmen rechnen. Braucht man einen Candidaten, so bespricht man sich vorher über die tauglichen Männer; dann wird gekugelt, nachher geschieht die Ernennung für denjenigen Candidaten, welcher die meisten Stimmen hatte. Nur ein solcher Candidat hat Aussicht, gewählt zu werden, nicht aber ein „Stump-Candidat", d. h. ein solcher, der auf eigene Faust sich den Stimmabgebern vorstellt.

Das amerikanische Staatswesen unterscheidet sich, wie man sieht, durchaus von dem europäischen. Dieses hat in den letztverflossenen Jahrhunderten die alte germanische Grundlage mehr und mehr verlassen, und ist in Bezug auf die Ableitung der Monarchie von Gottes Gnaden vielfach durchaus orientalisch geworden. Das deutsche Alterthum und Mittelalter kannte diesen Begriff eben so wenig, wie jenen der Legitimität. In Nordamerika hat das Staatswesen germanische Grundlagen zurückerobert, und was in England sich, wenn wir so sagen dürfen insularisch entwickelte, ist dort wieder continental geworden.

Schon vor der ersten französischen Staatsumwälzung äußerte der ältere Adams, von den Vereinigten Staaten sei das erste Beispiel einer Regierung gegeben, die ganz einfach und unvermischt auf natürlichen Grundsätzen beruhe; die Politik sei in Amerika ein Menschenwerk wie jedes andere. Allerdings gilt der Staat dem Amerikaner für ein Erzeugniß des Interesses, an welchem nichts mehr und nichts weniger „Göttliches" sei, als an anderen menschlichen Erzeugnissen auch. Man macht das Staatswesen, wie man es eben gebrauchen kann, man entkleidet dasselbe von jedem Nimbus; es ist ganz und gar irdisch, vollkommen von dieser Welt; es erkennt die christliche Sittlichkeitslehre vollkommen an, aber Religion und Kirche haben als solche lediglich gar nichts mit dem Staate zu schaffen; beide ignoriren einander völlig. Schon daraus allein kann man abnehmen, in welchem Gegensatze der amerikanische Staat zum europäischen steht.

Wir sehen, wie viele Eigenthümlichkeiten schon jetzt, nach einer erst so kurzen Geschichte, Nordamerika darbietet. Man darf die Staatenbildung, das Wachsthum und die Entwickelung der Gemeinwesen in den Vereinigten Staaten nicht nach europäischem Maaßstabe beurtheilen, weil auf der andern Seite des Weltmeeres sich Alles in neuer und eigenartiger Weise ansetzt und entfaltet. Der Boden, auf welchem die Menschen sich bewegen und ihre Evolutionen machen, ist ein ganz anderer, als in unserm alten Erdtheile und bedingt eine verschiedene Anwendung der Kräfte; in Amerika lebt sich von vorn herein ein jedes Individuum ganz anders aus, als bei uns.

Die Vereinigten Staaten sind erst vor drei Menschenaltern selbständig geworden, ihr Staatenbund ist noch weit jünger, und doch haben sie in dieser kurzen Spanne Zeit man möchte sagen ein Jahrtausend durchgemacht. So rasch und im Sturm, so sicher und zuversichtlich auf sich selbst ist kein Volk in die Geschichte eingetreten, und noch dazu ein Volk, das neu aus

aller Welt Ecken und Enden zusammengewehet wurde. Die Verquickung verschiedener Bestandtheile geht wunderbar schnell vor sich, und während in England Sachsen und Normannen Jahrhunderte lang wie Schichten neben und übereinander lagerten, die Waliser bis heute Kelten geblieben sind; während in Frankreich bis jetzt der Baske wie der Bretagner, der Flaming wie der Elsasser seine alte Volksthümlichkeit bewahrt hat, verschwinden die Millionen Einwanderer in den Vereinigten Staaten; wenn nicht in der ersten oder zweiten, doch in der dritten oder vierten Generation zumeist in dem, was wir der Kürze halber als Yankeethum bezeichnen wollen; ihre Nationalität geht zumeist im Amerikanerthum auf, und läßt auch die Sprache des Mutterlandes fallen. Was ist denn noch Französisches übrig geblieben im alten Louisiana, überhaupt am Mississippi, und was von den Spaniern in Florida? Nur in Pennsylvanien haben die deutschen Bauern sich zäh verhalten, aber nur indem sie sich absperrten und lediglich auf den Ackerbau beschränkten. Die Deutschen freilich sind so zahlreich in der großen Union vertreten und erhalten ununterbrochen alljährlich so starken Zuschuß aus Europa, daß unsere Sprache nicht untergehen wird; wohl aber kann es nicht fehlen, daß unsere Landsleute in vieler Beziehung allmälig eine mehr oder weniger amerikanische Umwandlung erfahren.

Das „Immer Vorwärts!", das go ahead, läßt keine Ruhe zu. Alles geht mit Windeseile; unser europäischer Begriff von Behaglichkeit, Beschaulichkeit und Umsicht fehlt dem Nordamerikaner. Er greift immer in die Zukunft hinaus und hinüber, er kann und mag nicht langsam warten, sondern will Schwierigkeiten und Probleme unverzüglich lösen. Gefahren vermeidet er nicht, sondern stürmt ihnen entgegen, um sie zu beseitigen; er packt den Stier bei den Hörnern und sieht zu, wie weit er damit kommt. Bis jetzt hat er stets ein beispielloses Glück gehabt und blickt mit Befriedigung auf Alles, was

er ruckweise, meist unter heftigen Geburtswehen, aber allemal rasch, erreichte.

Binnen sechszig Jahren haben die Vereinigten Staaten eine Kauffahrteiflotte auf Meere, Seen und Ströme gebracht, deren Tonnengehalt jenen Großbritanniens nun schon überflügelt; sie sind eine Handelsmacht ersten Ranges, ein großes Agriculturland, das jährlich mehr als drei Millionen Ballen Baumwolle in den Verkehr bringt; sie bilden eine Kornkammer für Europa; sie haben so viele Eisenbahnen als Europa zusammengenommen, ihre Kanäle und Telegraphen reichen von einem Ende des großen Landes bis zum andern, aus dreizehn Staaten sind dreiunddreißig geworden, und von den sieben Territorien werden in den nächsten Jahren die meisten gleichfalls als Staaten in jene große Union treten, welche vom atlantischen Ocean bis zum Gestade des Großen Weltmeeres reicht. Die materielle Entwickelung ist in wunderbarem Gedeihen. Auch in der Cultur haben die Amerikaner verhältnißmäßig Fortschritte gemacht und für den Volksunterricht sorgen sie mit Eifer. Das Alles muß erwogen werden, wenn es darauf ankommt, die Vereinigten Staaten richtig zu würdigen.

Andererseits ist wahr, daß uns Europäern das ganze rastlose, hastige, oft rohe und gewaltthätige Treiben der Nordamerikaner in hohem Grade unerquicklich erscheint; allein sie haben eben andere Anschauungen und Bedürfnisse als wir, und können sich darauf berufen, daß alle ihre inneren Fehden nicht so viel Blut gekostet haben, als eine einzige Revolution oder Schlacht in Europa. Sie können fragen: wie lange es denn gedauert habe, bis England am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts seinen Umwälzungen ein Ende machen konnte? Sie stürmten von jeher mit einer furchtbaren Heftigkeit in alle Controversen hinein, aber hauptsächlich deshalb, um sie möglichst rasch abzuthun. Sie haben und kennen die Hemmungen nicht, welche in Europa die politischen Leidenschaften auf andere

Wege und oftmals auf lange Zeit in die Tiefe drängen; bei ihnen hat der Vulkan immerwährend tausend Oeffnungen; jedes Zeitungsblatt, jede öffentliche Versammlung ist eine Fumarole. In den Grenzlanden, wo der Abschaum der Gesellschaft sich anzusetzen und abzulagern pflegt, ruft man, wenn Warnungen nicht fruchten, den „Richter Lynch“ und in Californien sind mehr als einmal Ueberwachungsausschüsse gebildet worden, „um die Luft zu reinigen“. Sobald die Behörden sich zu schwach oder zu pflichtvergessen zeigen, treten die Bürger zusammen, um auf eigene Hand der gemeingefährlichen Menschen sich zu entledigen; sie machen eine örtliche Revolution im Interesse der öffentlichen Sicherheit, aber allemal so rasch als möglich. Nachdem das Land gesäubert worden ist, kehrt die Ruhe zurück. In diesem ächt amerikanischen Behaben und Verfahren tritt die Rohheit, die Leidenschaft und das Parteigetriebe in ganz anderer Weise hervor wie in Europa. Aber das Volk erhält auch von früher Jugend an Begriffe vom Staatswesen und öffentlichen Leben, welche den unsrigen nicht entsprechen. Die politische Synthese ist in der neuen Welt eine ganz andere, als bei uns in der alten.

Ich habe die Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters der Nordamerikaner an einem andern Orte ausführlich geschildert. Daß derselbe noch keinen festen Typus und keine Gleichartigkeit hat gewinnen können, erklärt sich aus dem ganzen Werden und der Zusammensetzung der Bewohner des großen Landes. Den specifisch amerikanischen Sauerteig, welcher das Volk der gesammten Union mehr oder weniger durchdringt, bilden die Bewohner der sechs nordöstlichen Staaten, die sogenannten Neu-Engländer, Nachkommen der puritanischen Pilgerväter. Der ächte „Yankee“ steht als ein ganz eigenthümlicher Mensch da. Er ist fürsorglich, haushälterisch, auf Geld und Gut erpicht. Seine pfiffige Verschlagenheit, sein betriebsames Wesen, seine erfinderische Anlage und Sparsamkeit sind um so bemerkens-

werther, da alle diese Eigenschaften nicht geradezu als Kinder der Noth und des äußern Dranges erscheinen. Denn eigentliche Armuth ist in jenen Staaten nicht vorhanden und Arbeit immer in Hülle und Fülle gesucht. Der Yankee, seine Berufsart möge sein, welche sie wolle, streckt sich nach der Decke und geht als Hausvater nicht leicht über seine Mittel hinaus. In dieser Hinsicht gleicht er dem Schweizer, ist aber nicht so knickerig, als dieser manchmal zu sein pflegt. Bei jedem Geschäfte, groß oder klein, sucht er seinen Profit zu steigern. Zwar sagen ihm seine amerikanischen Landsleute nach, daß er es dabei nicht immer streng und genau mit der Redlichkeit nehme und daß man bei ihm sich vorsehen müsse, um nicht für ächte Schinken und Muskatnüsse täuschend ähnlich nachgemachte Waare aus Wallnußholz zu erhalten. Allein das sind Auswüchse, dergleichen überall vorkommen. Richtig bleibt, daß die Yankees aller Classen prosaische Nützlichkeitsmenschen sind, durchaus nüchterne Utilitarier. Sie haben manchmal einen kleinlichen Anstrich und zeigen eine beschränkte Auffassung; daneben bethätigen sie aber einen hartnäckigen Eigensinn, der oft zum Guten ausschlägt, weil er fast immer auf nützliche Dinge gerichtet ist. Bedächtiges und bemessenes Wesen wird an einem Manne hoch geschätzt; Jeder kleidet sich anständig, sucht sich sein Haus bequem einzurichten und seine Kinder gut zu erziehen. Gewiß sorgt er dafür, daß sie etwas lernen, und das Yankeeland liefert für alle anderen Staaten die betriebsamsten Schulmeister.

Man sagt allgemein vom Yankee, daß ihm, gleich seinem englischen Stammverwandten, liebenswürdiges, anziehendes Wesen fehle. Und in der That ist er gewöhnlich durchaus ein Mann des Soll und Haben, und sein Wesen zu nüchtern; er wird angeschuldigt, daß bei ihm das männliche Geschlecht lediglich aus Thalerjägern bestehe, und das weibliche habe keine andere Bestimmung, als dergleichen Thalerjäger zu gebären und

aufzuziehen. Dagegen wendet der Yankee ein, in seinem Bienenkorbe gäbe es keine aristokratischen Drohnen, welche nur verzehren und nicht arbeiten. Und es ist nicht zu läugnen, daß gerade in jenem Paradiese der Dollarjäger die Wissenschaft geachtet würde, und daß in gemeinnützigen Erfindungen die Yankees neben den Engländern ihren Platz behaupten. Denn ihre Erfindungsgabe ist ausgezeichnet und ihre Thätigkeit ungemein sinnreich.

Das Yankeeland, der Nordosten der Vereinigten Staaten, erscheint nicht blos an Arbeitsamkeit einem Immenkorbe vergleichbar; auch darin sind seine Bewohner den Bienen ähnlich, daß in jedem Frühling Tausende von ihnen in die Ferne schwärmen. Vorzugsweise dem Neuengländer wohnt noch mehr als den übrigen Nordamerikanern ein Wandertrieb inne, der keine Befriedigung fand, ehe er die Küsten des großen Weltmeeres im Westen erreichte. Der Yankee hat seine Heimath lieb, aber er hängt nicht an ihr, sondern sucht sich eine neue Heimstätte, gleichviel wo, wenn er dadurch seine Lage verbessern zu können glaubt. Er schweift umher wie ein Zigeuner, und nachdem er den Indianer verdrängt, wird er selber zu einer Art von Nomaden. Er schlägt aber auch in jedem Boden Wurzeln, breitet sich aus wie ein Queckengras, und es kommt ihm nicht viel darauf an, in zehn Jahren zehn Mal den Wohnort zu wechseln. Denn sentimentale Heimathliebe wohnt nicht in ihm, er ist in dieser Beziehung ein völliger Gegensatz des Deutschen, und eher ein Beduine. Aber diese Wanderlust übt auf Nordamerika im Großen und Ganzen einen segensreichen Einfluß, denn der Yankee verpflanzt seine Ordnungsliebe und Betriebsamkeit in alle Gegenden, er giebt den europäischen Ansiedlern in manchen Dingen ein gutes Beispiel und übt durch seine geistige Rührigkeit und als erregendes Element wohlthätigen Einfluß.

In den mittleren Staaten ist die Bevölkerung viel gemischter und der Yankeecharakter tritt nicht mehr in seiner vollen Eigenthümlichkeit hervor. Im westlichen Neu-York und in Pennsylvanien sind die Deutschen sehr zahlreich; sie vor Allen haben wesentlich beigetragen, das Land blühend zu machen, und insbesondere zeichnen sie sich als Ackerbauer aus. In diesen mittleren Staaten, wie im gesammten Westen, ist noch Alles in frischem Flusse, weil alljährlich mächtige Einwandererwellen einströmen, und es wird lange dauern, bevor sich dort ein fester Typus herausarbeiten kann. Der Charakter des Südländers ist von jenem des Yankee in vielen Beziehungen ganz wesentlich verschieden; schon gleich in Maryland und Virginien tritt ein anderes Gepräge auf, und auch die Einwirkung der Sklaverei macht sich fühlbar. Der Südländer ist mehr Normanne und Cavalier, der Yankee und der Mensch in den mittleren Staaten mehr Angelsachse. Jener Südländer ist weniger arbeitsam und nicht so rührig, aber seine geistigen Bestrebungen sind auch nicht lediglich auf das Nützliche gerichtet. Er ist in hohem Grade gastfrei, oft edelmüthig und im besten Sinne des Wortes ritterlich, aber er hat zu rasches Blut, ist viel zu empfindlich und zu Gewaltthätigkeit geneigt. Die Gesellschaft ist im Süden vielfach franker, nobler und angenehmer, als durchschnittlich im Norden.

Der Amerikaner denkt oft an Unternehmungen und entwirft Pläne, die einem Europäer gar nicht in den Sinn kommen. Vor einigen Jahren schrieb ein englischer Marineoffizier, Capitain Mackinnon, Transatlantische Skizzen, in welchen ich eine Schilderung fand, die für das amerikanische Wesen durchaus kennzeichnend ist. In den Hinterwäldern von Wisconsin begegnete ihm ein vierschrötiger Mann, mit welchem er in ein Gespräch gerieth. Der Ansiedler lud ihn in sein Blockhaus, wo sie mit einander ein Gläschen tranken und Maisbrod aßen. Der Yankee hatte ein ziemlich wildes Aussehen; er hatte

als Freiwilliger in Neumexiko und Californien gegen die Indianer gedient, und führte natürlich, wie so ziemlich jeder Amerikaner, den Titel: „Capitain.“ Dieser Capitain Ezekiah Conclin Brum war gar nicht abgeneigt, der britischen Regierung aus einer großen Verlegenheit zu helfen, und für diesen Zweck ihr ein Anerbieten zu machen. Er hatte nämlich vom Kap der Guten Hoffnung und vom Kafferkriege gelesen, der sich so lang hinzog. Das wollte dem Amerikaner nicht einleuchten, und er wußte ein Mittel, dem Dinge rasch ein Ende zu machen. Er kannte die Musketen, mit welchen das englische Fußvolk bewaffnet ist. „Und nun sagen Sie, was wollen Sie denn mit einem so plumpen, erbärmlichen Dinge auch wohl ausrichten? Thun Sie mir den Gefallen und gucken Sie einmal hier aus der Thür heraus. Sie sehen dort den Baumstumpf; er hat jetzt sieben Fuß Höhe und ist breiter wie ich im Leibe. Er steht gerade einhundert und funfzig Yards von hier. In diesen dicken Kerl habe ich so viele Kugeln hineingejagt, daß mir der Kopf brummte und die Schulter wehthat. Aber nun sehen Sie auch einmal meinen Schießprügel an,“ — und dabei griff er nach einer revolvirenden siebenläufigen Büchse und schoß einen Lauf nach dem andern ab. — „Sie werden nun sieben Kugeln im Holze finden. Ich will jetzt sieben Spielkarten an den Baum nageln; Sie sollen sehen, ich treffe sie alle.“ Kurz und gut, Capitain Brum, der Yankee, machte Capitain Mackinnon, dem Schotten, in allem Ernst den Vorschlag, er, Brum, wolle fünftausend Mann amerikanische Schützen stellen, deren jeder mit einer siebenläufigen Büchse bewaffnet sein solle, und wenn man ihnen fünf Millionen Dollars zahle, so stehe er als Mann dafür, daß nach einem halben Jahr kein Kaffer am Kap mehr zu sehen sei. „Wir Amerikaner, sagte er, wären zum allermeisten soviel wie dreißigtausend Engländer mit so erbärmlichen einläufigen Dingern; und wir wollten bald mit

der Geschichte fertig werden — we should do it slick, right away!"

Ich will noch andere Eigenthümlichkeiten hervorheben. Unter den lebendigen Sprachen ist keine andere in so umfassender Weise zur Weltsprache geworden, als die englische; sie ist als lebendige Rede über einen weitern Raum verbreitet, als jemals irgend eine Zunge es gewesen. Und da sie literarisch wie geschäftlich von gleich großer Bedeutung erscheint, da sie tiefe Wurzeln auf beiden Erdhälften geschlagen hat, da eigentlich kein höher gebildeter Mensch die Kenntniß der englischen Sprache entbehren kann oder mag, so folgt mit Nothwendigkeit, daß sie von Jahr zu Jahr mehr Boden erobert. Sie herrscht in Nordamerika, am atlantischen wie am Stillen Ocean, ist über das ganze Binnenland verbreitet; sie hat sich an den Küsten von China, in Indien, in Australien und Neu-Seeland festgesetzt. Ueberall erscheint ihr Grundbau als ein und derselbe, sie behält ihr wesentliches und eigenthümliches Gepräge bei, aber in Einzelnheiten modificirt sie sich, je nach Beschaffenheit der verschiedenen Oertlichkeiten. Es kann auch nicht anders sein. Jede Sprache wird in einem neuen Lande, unter verschiedenen physischen und moralischen Verhältnissen, im Nebeneinander mit fremden Sprachen, manche Zusätze erhalten und Abänderungen erleiden. Auch werden viele Wörter neben ihrer alten Bedeutung noch eine neue gewinnen, auch wohl diese letztere allein behalten, jene erstere dagegen im Laufe der Zeit allmälig einbüßen. So erhält auch das Englische in fremden Erdtheilen nach und nach gewisse ganz neue dialektische Eigenthümlichkeiten, welche dann allemal bezeichnend für das Land sind, in welchem sie entstanden. Ganz besonders gilt dies von den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort hat der angelsächsische Mensch, der auf dem britischen Eilande einen insularischen Charakter zeigt, sich, wie schon mehrfach hervorgehoben wurde, wieder zu einem mehr continentalen

Menschen umgewandelt, und die Sprache ist eine in vielen Beziehungen besondere, eigenthümliche geworden. Auf den alten englischen Stamm sind bereits Tausende von Amerikanismen gepfropft worden.

Auch die englische Sprache hat bekanntlich manche Wandlungen erfahren. Bis auf Shakespeare war ihr Grundgezimmer vorzugsweise germanisch, der Charakter überwiegend angelsächsisch. Seitdem ist das Romanische mehr und mehr emporgewuchert, namentlich im achtzehnten Jahrhunderte, als die gebildete Gesellschaft in England französischen Einflüssen anheimgefallen war. Viele alte und gute Wörter kamen in Abgang; der Sprachgebrauch wurde ein anderer, ganz in derselben Weise, wie vor länger als achtzehn Jahrhunderten der alte Horatius gesagt hatte: viele Ausdrücke werden obsolet, denn so will es usus, quem penes arbitrium est, et jus et norma loquendi. Wer ein englisches Wörterbuch aus dem siebenzehnten Jahrhundert mit einem Lexicon aus unserer Zeit vergleicht, wird finden, daß die Zahl der veralteten, in der Schriftsprache und in der Umgangssprache der höher gebildeten Klassen nicht mehr gebräuchlichen Wörter ganz außerordentlich groß ist. Dagegen haben viele alte Ausdrücke sich in der Umgangssprache des gemeinen Mannes bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es ist hier nicht der Ort, auf eine Geschichte der englischen Sprache einzugehen; wir wollen lediglich auf einige Eigenthümlichkeiten hinweisen, welche sie in Nordamerika gewonnen hat, wo Leute von verschiedener Abstammung mit und neben einander leben, die, ohne Unterschied der Nationalität, nicht umhin können, sich des englischen Idioms zu bedienen. Dieser Umstand wirkt dann wieder auf die Sprache der Nichtenglischen ein, wie denn z. B. das pennsylvanische Bauerndeutsch fast zu einem Drittel aus englischen Wörtern und Redensarten besteht. Die Stadt Neu-York ist zuerst von Holländern besiedelt worden. Die Zahl dieser niederländischen Ansiedler ist

nie groß gewesen; sie drangen nicht über das Thal des Mohawk und das benachbarte Land hinaus, nichtsdestoweniger sind in dem nun schon mehr als drei Millionen Bewohner zählenden Staate nach Verlauf von zwei Jahrhunderten holländische Spuren in der Sprachweise zu erkennen. Namentlich schlägt mancher holländische Ausdruck in der Umgangssprache der Städte Neu-York und Albany durch, und in einzelnen Dörfern wird noch holländisch gesprochen und gepredigt. Ja, es giebt dort Leute, welche niemals ein englisches Wort gesprochen haben, und die lediglich holländisch verstehen. Insbesondere geographische Benennungen sind bis auf diesen Tag holländisch geblieben, sodann Küchenausdrücke, die mehr oder weniger umgestaltet worden sind. Dahin gehören zum Beispiel Cooky, für a cake, ein Kuchen; crullers, ein gerollter Kuchen — a cake, made of a strip of sweetened dough, boiled in lard, the two ends of which are twisted or curled together; sodann olykoke, Oelkuchen; spack and appeltjes, Speck mit Äpfeln; ferner kohlslaa oder kool slaa, d. h. Kohlsalat, cabbage salad. Ebenso pit, für kernel, z. B. a cherry pit. Ebenso sind noch manche Ausdrücke für Spielsachen und dergleichen unter den Kindern holländisch geblieben. Dahin rechnet man zum Beispiel: scup für swing, Schwenge, Schaukel; — hoople für hoop, Reifen; — peewee für Klickersteine; — pile, (pyl,) arrow, Pfeil; — pinkster oder pinxter für Whitsunday; — paas für paasch, Ostern. Auch einzelne Kleidungsstücke haben Benennungen, die auf holländischen Ursprung hinweisen, z. B. clock mutch für klapmuts, Nachthaube der Frauen. Manche holländische Ausdrücke sind indessen über die Gränze von Neu-York hinausgegangen, und in einigen nördlichen Staaten und Neuengland gang und gebe geworden. Dahin gehören sloop, a porch, und boss, statt baas, a master workman.

Die Zahl der Holländer in Nordamerika hat niemals die

Ziffer von vierzigtausend Köpfen erreicht, und doch sind, wie wir sahen, in die englische Sprache sehr viele niederdeutsche Wörter, rein oder mehr oder weniger umgestaltet, übergegangen. Aber von weit größerem Einflusse wird das Deutsche sein, welches gegenwärtig von reichlich fünf Millionen Menschen in Nordamerika gesprochen wird, und das bei dem mächtigen und von Jahr zu Jahr an Ausdehnung gewinnenden Wechselverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten immer neue Kraft und frischen Zuwachs erhält. Die Zeit ist längst vorüber, in welcher nur weniggebildete Handwerker und Landleute nach der neuen Welt auswandern; ein sehr beträchtlicher Theil besteht aus Individuen, welche den gebildeten Schichten der Gesellschaft angehören. Die Deutschen geben und empfangen Einflüsse. Viele weit ausgedehnte Strecken in Pennsylvanien und Neu-York, Maryland und Virginien, besonders aber in den westlichen Staaten, haben eine überwiegend oder völlig deutsche Bevölkerung. Auch da, wo das deutsche Element vom englisch-amerikanischen bei weitem überwogen wird, hält jenes mehr oder weniger zäh an seiner Volksthümlichkeit fest. Und weicht nach langer Zeit allmälig das Deutsche dem Englischen, so geschieht es immer nur so, daß das Letztere mannigfach deutsch umgemodelt wird; es wird dann entschieden dialektisch. Wahrscheinlich ist es, daß die Norweger in Illinois nach und nach ihre sprachliche Eigenthümlichkeit werden aufgeben müssen, trotzdem sie aus der ältern Heimath Prediger und Schulmeister mit hinüber brachten. Sie sind an Zahl zu schwach, um sich auf die Dauer dem Einflusse der englischen Sprache gegenüber selbstständig erhalten zu können.

In Pennsylvanien und Neu-York wohnen viele Tausende von Ansiedlern aus Wales. In dem letztern Staate, namentlich im Bezirk Oneida, kann man viele Meilen weit reisen, ohne ein anderes Wort als walisisch zu hören. Diese Waliser haben Tageblätter und Zeitschriften in ihrer Sprache,

und in ihren Kirchen wird lediglich walisisch gepredigt. Es ist aber auch bei ihnen die Frage, ob sie sich lange Zeit in dieser Weise werden erhalten können. Es scheint, als ob sie dazu nicht zahlreich genug sind, auch wohnen sie in Gegenden, durch welche ein starker Verkehrstrom zieht. Auf keinen Fall werden sie auf die englische Sprache Einfluß üben, da diese von der ihrigen zu verschieden ist.

Im Süden haben sich bekanntlich in früheren Zeiten Spanier und Franzosen niedergelassen; jene waren Jahrhunderte lang im Besitz der Küstenstrecken am mexikanischen Meerbusen, diese besaßen Louisiana, das weit hinauf nach Norden reichte. Deshalb sind im Mississippilande wie in Canada so viele französische Benennungen geblieben, namentlich für geographische Abtheilungen, Flüsse, Berge, Buchten, für Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klima's, für Fische, Pflanzen ꝛc. So zum Beispiel: cache, calaboose, bodette (cot. bedstead), bayou, sault, levée, crévasse (Deichbruch), habitan, charivari. Von den Spaniern hat man in's Englische herübergenommen die Ausdrücke: canyon (Gebirgsschlucht), cavortin (von cavar, to paw, mit dem Fuße kratzen; von Pferden gebraucht); z. B. in folgender Stelle der Georgia Scenes: „He tossed himself into every attitude which man could assume on horseback. In short he cavorted most magnanimously.“ Ferner chapparal, ein Waldgestrüpp; pistareen, von peseta sevillana, ein Fünftel eines Dollars, eine Münze im Werthe von 20 Cents; rancho, Gehöft; der Zuruf vamos, und viele andere.

Ebenso sind viele indianische Namen in's Englische übergegangen; namentlich geographische Benennungen. So blieben insbesondere in Neuengland die Namen der Berge und Flüsse, Vorgebirge und überhaupt der Landmarken indianisch, z. B. Housatonic, Connecticut, Quinnebaug, Pawcatuc, Merri-

mack, Kennebec, Penobscot, Narraganset, Passamaquoddy ꝛc. Eben so in anderen Theilen des Landes, z. B.: Ohio, Mississippi, Susquehanna, Roanoke, Altamaha, Chattahoochie, Alabama ꝛc. Ebenso haben die großen Seen im Norden, ihre Buchten und Vorgebirge die alten indianischen Namen behalten. Dazwischen nehmen sich denn die aus England herübergenommenen Namen wunderlich genug aus. In Neu-York zogen die Ansiedler vor dem Unabhängigkeitskriege indianische Benennungen für Wohnorte ꝛc. vor; nach der Revolution kamen die Namen großer Staatsmänner an die Reihe.

Ein großer Theil der Einwandrer bestand und besteht noch aus Leuten, denen jede höhere Bildung fremd ist. Sie drücken sich roh und gemein aus, und ihre Kinder thun ein Gleiches. So gehen schlechte Ausdrücke von einer Generation auf die andere über. Oeffentliche Redner bedienen sich derselben, um ihrem keineswegs gewählten Publikum sich recht verständlich zu machen und drastisch auf dasselbe einzuwirken. Selbst im Congreß und in den gesetzgebenden Versammlungen der einzelnen Staaten wird nicht immer correkt geredet. Die unangemessenen Ausdrücke gehen in die Zeitungen über, und werden allmälig den Lesern geläufig; die Gewohnheit macht, daß man sie nicht mehr anstößig findet. Ferner muß man nicht vergessen, daß in Amerika die Reinheit der englischen Sprache am meisten durch die Prediger, überhaupt durch die Geistlichkeit leidet; unter ihnen sind viele, denen geradezu Barbarei im sprachlichen Ausdruck zur Last gelegt wird. Sie bilden Zeitwörter, wie to felloship, to difficult, to eventuate, to doxologize, to happify, to donate und dergleichen mehr.

Zum Theil ganz neu und von den englischen abweichend, ohne alle Analogie mit diesen letzteren sind die politischen Benennungen, Spitz- und Parteinamen, z. B. Old Hunker, Bucktail, Federalist, Barnburner, Locofoco,

Young-Democracy, Democratic-Republican, Native-American, Nullifier, Nullification, Coon, Coonery und andere mehr, welche weiter unten verzeichnet und erklärt werden. Ferner giebt es Wörter, welche ihren Ursprung eigenthümlichen Einrichtungen verdanken, dahin gehören: Caucus, Bunkum, Congress, to lobby, mileage, gubernatorial, general court, general assembly, message, senatorial etc.

Was die Ortsbenennungen anbelangt, so haben wir schon bemerkt, daß bis zum Unabhängigkeitskriege vorzugsweise gern indianische Namen gewählt wurden. Auf die indianische Periode folgte die patriotische Zeit. Damals entstanden Washington county, Washington village, ja Washington hollow. Eben so die Ortschaften, die man nach Jefferson, Jay, Adams, La Fayette, Hamilton, Madison, Pickney, Putnam, Pulaski, Schuiler, De Kalb, Steuben, Sullivan, Gates, Wayne ꝛc. benannte. Auch Nelson, Moreau, Waterloo wurden Ortsnamen; sodann Freedom, Freetown, Freeport, Independence, Liberty, Victory, Hopewell, Harmony, Concord.

Dann folgt die classische Periode. Die Amerikaner plündern Griechenland, Rom und den alten Orient. Es wurde Mode, neue Wohnorte zu benennen nach Homer, Virgil, Solon, Ovid, Cato, Brutus, Pompey, Tully, Cicero, Aurelius, Scipio, Ulysses, Seneca, Hannibal, Hector, Romulus, Lysander, Manlius, Camillus und Marcellus; — Athen, Sparta, Troy, Corinth, Pharsalia, Palmyra, Utica, Smyrna, Rome, Carthago. Daneben grassiren Judennamen und Städte, welche in der Bibel vorkommen, selbst Sodom und Babylon neben Eden, Jerusalem, Jericho, Hebron, Goschen, Bethany, Bethlehem, Sharon ꝛc. Ferner finden sämmtliche europäische Staaten und Städte in Amerika ihre Doppelgänger, z. B. Norway, Sweden, Denmark, Copenhagen, Russia, Greece, Italy, Sardinia, Holland, Wales. Die Deutschen gründeten Teu-

tonia, Hermann, Dresden, Frankfurt, Berlin ꝛc. Auch giebt es Canton und Mexiko, Delhi und Peru, Cairo, Cuba und China. Auch berühmte englische Schriftsteller mußten Pathe stehen; z. B. Milton, Addison, Dryden, Scott, Byron, Chesterfield, Junius; selbst Marlborough ist nicht leer ausgegangen. Andere Namen sind eben so sonderbar, als willkürlich gewählt, z. B. Painted Post, Oxbow, Halfmore, Cow-neck; andere deuten die Eigenthümlichkeit der Lage an: Owl Pond, Oyster Bay, Mud Creek, Mosquito Cove.

Nothwendig und sprachgültig sind neugebildete Wörter, welche Gegenstände bezeichnen, die den Vereinigten Staaten eigenthümlich sind. Dahin gehören: backwoods, backwoodsmen (Hinterwäldler); breadstuffs, was auch als Brodstoffe schon in die deutsche Schriftsprache übergegangen ist; barrens, für sandige, hochgelegene Landstriche, z. B. pine barrens, sandige, mit Nadelwaldungen bestandene Strecken; bottom, für das marschige Land an den Flußufern, buffalo robe, Büffelhaut; cane brake, Rohrbruch. Ferner clap board, Schindel; corn broom, ein Besen vom sogenannten Besenkorn, Sorghum saccaratum. Corn shucking ist, wenn ein Landwirth die jungen Leute aus der Nachbarschaft zu sich einladet, um ihm beim Abhülsen des Welschkorns behülflich zu sein; clearing, eine zum Behuf des Ackerbaues gelichtete, von Bäumen befreiete Strecke im Walde. Deadening; in neu besiedelten Theilen der westlichen Staaten, wo man eine Strecke „klären" will, pflegt man einige Bäume zu fällen, andere werden geringelt, are girdled, oder wie man sich ausdrückt deadened, abgetödtet. Geschieht das mit der Mehrzahl der Bäume, so nennt man das Feld a deadening, im Gegensatz zu clearing, wo die Bäume abgehauen worden sind. Diggings (was man jetzt so häufig von Californien aus hört und liest) wurden die

Bleigruben im Westen genannt; man bezeichnet mit diesem Worte Stellen, an welchen Erz vorhanden ist. Man sagt nur selten a mine, sondern meist a digging. Dug-out heißt in den westlichen Staaten ein Nachen oder ein Boot, das aus einem einzigen großen Baumstamme ausgehöhlt worden ist. In Canada nennt man sie log canoes. Flat boat ist ein Boot mit flachem Boden. Husking: In Neuengland und auch im Westen laden die Landleute ihre Nachbarn ein, beim Abhülsen der Maiskolben behülflich zu sein; das letztere heißt husking. Dabei geht es gewöhnlich sehr lustig her und man hat dann a husking frolic. Ferner gehören in die Reihe dieser amerikanischen Wörter mit neuer Bedeutung: prairie, prairie dog, prairie hen, eine Art Kranich, shingle, sawyer, salt lick, savannah, snag, sleigh statt sledge und viele andere.

Im Westen sind viele metaphorische oder sonderbare Reden vorgekommen, die allmälig auch anderwärts in die Umgangs- und Schriftsprache übergegangen sind. Wir wollen einige derselben anführen:

to cave in sagt man von der Erde, welche niederfällt, wenn man an einem Ufer gräbt; bildlich heißt es soviel als: aufgeben, niederbrechen, einbrechen.

to acknowledge the corn, ein ganz neuer Ausdruck; it means to confess, or acknowledge a charge, or imputation. Ein Mann aus dem Oberlande war mit zwei Flachbooten nach Neu-Orleans herabgekommen. Das eine war mit Mais (Korn), das andere mit Kartoffeln beladen. Beide verspielte er in einem der vielen übelberüchtigten Spielhäuser und ging dann nach seinen Schiffen zurück. Das mit Korn beladene war inzwischen untergegangen. Am andern Morgen kam der Spieler, um beide Ladungen in Empfang zu nehmen. Der Oberländer rieb sich den Schlaf aus den Augen und sagte: Stranger, I acknowledge the corn, —

take 'em, but the patatoes you can not have, by thunder. Der Ausdruck ist sehr allgemein geworden.

to flash in the pan, soviel als to fail of success; auf der Pfanne abblitzen, to bark up the wrong tree, den unrechten Baum anbellen, bedeutet, daß man das Ziel verfehle, weil man einen unrechten Weg einschlägt. Auf der Jagd verfolgt ein Hund ein Eichhörnchen oder ein anderes Wild bis an einen Baum, vor welchem er bellt, bis der Jäger kommt. Manchmal bellt er vor dem unrechten Baume und das Wild entkommt. Daher diese Metapher im Westen.

to pull up stakes, fortziehen; to pack up ones furniture or baggage preparatory to a removal; to remove.

to be a caution, soviel als to be a warning.

to fizzle out, wird in Ohio häufig gebraucht für to be quenched, extinguished; to prove a failure. Ziemlich dasselbe bedeutet to flat out, fehlschlagen. Von einer politischen Versammlung, die nichts ausrichtet, sagt man: the meeting flatted out.

to fix ones flint, eine Redensart aus dem Leben der Hinterwäldler, welche soviel bedeuten will als to settle, to do for, to dish.

to give him Jessy, soviel als to give him a flogging; eine Redensart der Squatters und Hinterwäldler.

to see the elephant heißt im Süden soviel als in seinen Erwartungen sich getäuscht sehen. Es entspricht der Redensart to go out for wool and come back shorn. Ein Soldat, der in den Krieg zieht, und Ruhm zu erndten oder Beute zu machen glaubt, aber keines von beiden erwirbt, hat den Elephanten gesehen.

to fly around, sehr geschäftig sein. — tuckered out, abgesetzt, ermüdet. — to mizzle, weglaufen, sich verbergen; ein vulgäres Wort. — to use up, zerstören, to

discomfit, destroy. — to walk into, to get the upper hand of; to take advantage of; to punish. — to absquatulate, weglaufen. — to cotton to is to take a liking to him, to fancy him, buchstäblich to stick to him. as cotton would. Der Ausdruck ist im Süden sehr allgemein. — to hifer in Pennsylvanien für zögern, vertrödeln, to loiter. —

Besonders im Westen und Süden liebt man stark auftragende und übertreibende Beiwörter, z. B. awful, powerful, monstrous, dreadful, mighty, almighty, allfired und dergleichen mehr.

Aus den Indianersprachen ist, wie schon bemerkt, Manches in das amerikanische Englische übergegangen. So hat man vom Mais samp, vom indianischen Nascaump, was bedeutet a kind of meale pottage unparched; from this, schreibt Roger Williams, the English call their samp, gesottenes Welschkorn mit Milch und Butter. Aehnlich ist das Gericht supawn, und hominy oder hommony, gekochter Mais, zu welchem meist Honig gethan wird. Hommony and hog ist ein Lieblingsgericht der Ansiedler im Westen. Den Indianern sind auch die Ausdrücke hammoc, tobacco, mocassin, pemmican entlehnt.

Es ist begreiflich, daß in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten auch in der Aussprache manche Abweichungen vorkommen, und ein geübtes Ohr erkennt leicht, aus welcher Landesgegend ein Mann gebürtig ist. In New-York findet man am wenigsten Eigenthümlichkeiten; dort kommt täglich frischer Zufluß aus Europa, die Bevölkerung ist entweder flüchtig oder erhält aus allen Ländern so viel Zuwachs, daß keine besondere Eigenthümlichkeit in der Aussprache festwurzeln kann. Dagegen finden sich dergleichen in Neu-England. Auch die Gelehrten in dem letztern schreiben ein Englisch, das in Manchem von jenem der übrigen Amerikaner abweicht.

Das bei ihnen mit großem Eifer betriebene Studium der deutschen Sprache und Literatur hat auf ihre Ausdrucks- und Redeweise einen, wie wir glauben, sehr vortheilhaften Einfluß geübt. Sie drücken sich angelsächsischer, germanischer aus als die übrigen.

Die ackerbautreibende Bevölkerung im Innern Neu-Englands zeichnet sich durch einen sehr scharf markirten Provinzialdialekt aus, durch welchen sie sich von allen übrigen Nordamerikanern unterscheidet. Man zieht dort die Wörter sehr lang und spricht durch die Nase, und sagt z. B. eend für end, dawy für dog, Gawd für God. Vor ow und oo wird oft ein kurzes i eingeschoben, z. B. kiow für cow*); viow für vow; tioo für too; dioo für do. Die meisten neuenglischen Provinzialwörter sind gute alte englische Wörter und meist noch heute in Nord-England im Munde des Volkes. Im Süden und Westen spricht das Volk die Selbstlauter sehr breit aus, z. B. whar für where, thar für there, bar für bear.

Ich stelle in der nachfolgenden Liste eine Reihe eigenthümlicher amerikanischer Ausdrücke und Redensarten zusammen, welche sich auf das politische Leben und das Parteitreiben in den Vereinigten Staaten beziehen.

Antifederalist. Dieses Wort entstand um 1788, und bezeichnete die politische Partei, welche der Annahme der Verfassung der Vereinigten Staaten entgegen war, die man als Federal Constitution bezeichnete.

Anti-slavery, party, die Gegner der Sklaverei, wie

Anti-masons, die Gegner der Freimaurer; davon antimasonic.

Badger-State, Dachsstaat, heißt wegen seiner Ergiebigkeit an Weizen der Staat Wisconsin.

---

*) Etwa wie in Deutschland die Mecklenburger statt Peerd, Pferd, Pierd sagen.

Barnburners.

Eine Neu-Yorker Zeitung äußerte: „Spitznamen, welche Parteien beigelegt werden, sind nicht allemal logisch gerechtfertigt. Jene Abtheilung der demokratischen Partei, welche Anspruch darauf macht, radicaler, fortschreitender, reformatorischer &c. zu sein als die andere, gab dieser letztern den Namen Old Hunker, um anzudeuten, daß sie ganz andere Eigenschaften habe als diese. We believe the title was also intended to indicate, that those on whom it was conferred had on appetite for a large hunk of the spoils, — though we never could discover that the were peculiar in that. Andrerseits wurden die Gegner der Hunkers Scheunenbrenner, Barnburners, genannt. Dieses Wort bezieht sich auf die Geschichte von jenem alten Holländer, der sich der Ratten in seiner Scheune dadurch entledigte, daß er die Scheune niederbrannte. So wollen die Barnburners durch Ausrottung der Banken und Corporationen alle Mißbräuche beseitigen, welche mit diesen Anstalten verbunden sind.“ — So findet man auch den Ausdruck: barnburning radicalism.

Bay State; Name für den Staat Massachusetts. Diese Colonie wurde ursprünglich Massachusetts-Bay genannt.

Bear State; so nennt man im Westen im gemeinen Leben wohl auch den Staat Arkansas. Auf die Frage, ob derselbe denn so viele Bären beherberge, daß man von einem Bärenstaate reden könne, erfolgte die Antwort: „Yes, it does; for I never know a man from that state but he was a bar, and in fact the people are all barish to a degree.“ Man spricht nämlich in einigen südlichen und westlichen Staaten bar statt bear.

B'hoys, d. i. boys. So nennt man eine Classe von jungen Leuten aus den niederen Classen in Neu-York, welche sich durch Lärmen und rohe Unbändigkeit sehr unvortheilhaft auszeichnen, namentlich bei den Wahlen.

Bible Christians. Diese Sekte enthält sich aller thierischen Nahrung und geistigen Getränke; ihre Anhänger genießen lediglich Pflanzenkost. Sie glauben an die Einheit Gottes, die Göttlichkeit Jesu und die Erlösung der Menschen.

Blue book. Eine Druckschrift, welche ein Verzeichniß aller Beamten der Vereinigten Staaten Regierung, nebst Angabe ihrer Besoldungen enthält. Es entspricht dem red book der Engländer.

Blue nose. Spitzname für die Bewohner von Neu-Schottland. In dem humoristischen Romane Sam Slick wird gefragt, weshalb die Neu-Schottländer Blaunasen genannt werden, und die Antwort lautet: „It is the name of a patatoe, which they produce in great perfection, and boast to be the best in the world. The Americans have, in consequense, given them the nickname of Blue noses.

Blue skins, ein Spitzname, den man den Presbyterianern giebt from their alledged grave deportment.

Brother Jonathan. Ein achtzigjähriger Mann, welcher an dem Unabhängigkeitskriege Theil genommen hatte, machte dem „Norwich Courier" folgende Mittheilung: — Als General Washington zum Oberfeldherrn des Revolutionsheeres ernannt worden war, kam er nach Massachusetts, um dort Vorkehrungen für die Landesvertheidigung zu treffen. Es fehlte sehr an Kriegsbedarf, den man sich nur mit großen Schwierigkeiten verschaffen konnte. Unter so bedenklichen Umständen wurde eine Berathung gehalten; Seine Excellenz Jonathan Trumbull war damals Gouverneur von Connecticut. Washington äußerte: „Wir müssen Bruder Jonathan über die Sache in Rath nehmen." Er gab nämlich viel auf das Urtheil dieses Mannes, welcher in der That in Versorgung der amerikanischen Truppen Außerordentliches leistete. Wenn man später irgendwie auf Schwierigkeiten stieß, so pflegte man wohl zu sagen: Wir müssen uns bei Bruder Jonathan Raths erholen. Allmählig wurde

Bruder Jonathan ein bezeichnender Ausdruck für die Bewohner der Vereinigten Staaten, wie John Bull für die Engländer.

Buck-eye, Bocksauge. So nennt man die Bewohner von Ohio (nach den dort häufig wachsenden Kastanien, welche im gemeinen Leben Buck-eyes genannt werden).

Buck-tail, Bocksschwanz. Benennung einer politischen Partei im Staate New-York, die um 1815 entstand. Eine Abtheilung des demokratischen Tammanyvereins trug bei gewissen Gelegenheiten als Abzeichen am Hute ein Stück vom Hirsch- oder Rehschwanze. Sie war sehr einflußreich, und die Freunde de Witt Clintons gaben allen, welche die Ansichten des Tammanyvereins in Bezug auf diesen Candidaten theilten, den Namen Buck-tails. So hieß denn die Partei, welche sich gegen Gouverneur de Witt Clinton in Opposition befand Buck-tail party.

Bullion State, der Staat Missouri; so genannt, weil der denselben im Congreß vertretende Senator Benton mit großem Eifer für den Umlauf baaren Geldes gegen Banken und Papiergeld in die Schranken trat. Man nannte auch den Senator Benton oft Old Bullion.

Caucus. Eine Privatzusammenkunft der leitenden Männer einer Partei, um über den bei einer bevorstehenden Wahl zu befolgenden Plan eine Vereinbarung zu treffen. Weil bei dieser Vorberathung auch Abstimmungen vorkommen, durch welche sich herausstellt, wie viele und wie wenige für einen Mann oder eine Maaßregel sind, so nennt man auch diese Abstimmungen einen Caucus. Man hat von diesem barbarischen Worte auch caucusing abgeleitet. Gordon bemerkt in seiner Geschichte der amerikanischen Revolution, 1788, es sei ihm trotz aller Nachforschungen unmöglich gewesen, den Ursprung dieses Wortes zu entdecken. „Vor länger als funfzig Jahren pflegten in Boston Herrn Samuel Adams Vater und etliche zwanzig

Andere zusammenzukommen, machten einen Caucus und legten Pläne vor, um gewisse Personen in einflußreiche Aemter zu bringen. Wenn sie damit fertig waren, gingen sie auseinander, und jeder machte seinen Einfluß im Kreise seiner Beamten für den Plan geltend." Da Samuel Adams Vater und die übrigen zwanzig Männer vom „ship business" waren, so vermuthet Pickering, Caucus möge wohl eine Corruption von caulkers sein, also ursprünglich Kalfaterer bedeuten.

Census, die auf Anordnung der Bundesregierung veranstaltete Volkszählung. Man bezeichnet auch jede andere von irgend einer Staatsbehörde befohlene Zählung oder statistische Zusammenstellung, z. B. über den Ertrag der Bergwerke, des Viehstandes, des Ackerbauertrages ꝛc. als Census.

Come outers. So nennt man die nicht unbeträchtliche Anzahl von Leuten, welche in den nördlichen Staaten, besonders in Neu-England, aus den verschiedenen Kirchen-Sekten ausgetreten sind. Sie selbst haben sich noch nicht zu einer Gemeinde constituirt, und meinen, man solle jedem Menschen seine vollkommen freie Ansicht über religiöse Dinge lassen, über welche keine menschliche Autorität richten oder sich ein Urtheil anmaßen dürfe. Die Come outers weichen unter einander in ihren Meinungen ab. Einzelne glauben an die biblische Offenbarung, andere erklären die Bibel für ein bloßes Menschenwerk. Jesus Christus sei ein von Gott inspirirter Lehrer und seine Religion eine Offenbarung der ewigen Wahrheit. Seinen Lehren zufolge bestehe die Religion in Reinheit des Herzens und geheiligtem Leben, nicht aber in Ansichten und Meinungen. Das Christenthum, wie es in Christo existire, sei mehr ein Leben als ein Glaube.

Coodies, Name einer politischen Sekte im Staate Neu-York, wo sie 1814 entstand. Damals erschienen in den Zeitungen viele sehr gut geschriebene Artikel, die Abimelek Coody unterzeichnet waren. Der Verfasser gab sich für einen

mechanic aus, war Foederalist und ein Fürsprecher des Kriegs. Ein „Reisender" antwortete, und sagte unter anderm: „die politische Sekte der Coodies ist von zwitterhafter Beschaffenheit; sie besteht aus zusammengeworfenem Rogen von Foederalismus und Jakobinismus, ist aber weder Fisch noch Fleisch.

Coon, eine Verkürzung von Raccoon, ein Spitzname für die Whigpartei; so sagt man auch Coonery, statt Whiggery.

Corn cracker, Spitzname für die Kentuckier.

County, Grafschaft, Bezirk. Die Amerikaner sagen the county of Berkshire, während die Engländer sagen: the county of Berks oder bloß Berkshire.

Court. In Neu-England gebraucht man das Wort für die aus Senat und Repräsentanten gebildete gesetzgebende Körperschaft, z. B. the general court of Massachusetts.

Cracker, ein Spitzname für die Hinterwäldler Georgiens.

Creole bedeutet in Westindien und dem spanischen Amerika einen Landeseingeborenen von europäischer Abkunft; auch spricht man von Creolennegern, um anzudeuten, daß dieselben im Lande geboren, nicht aus Afrika herübergeschafft würden. In den Vereinigten Staaten bezieht sich das Wort Creole (Louisiana ausgenommen) auf Leute, welche mehr oder weniger afrikanisches Blut in sich haben.

Cunnunk, in den nördlichen Staaten, ein Spitzname, mit welchem man die Canadier bezeichnet.

Dough-faces, Teiggesichter, ein verächtlicher Spitzname, welcher den Abolitionisten, denen welche die Abschaffung der Negersklaverei befürworten, beigelegt worden ist. Doch bedeutet es auch so viel wie das englische Nose of wax, „a pliable politician, one who is accessible to personal influences and considerations."

Empire State, der Staat Neu-York, weil er in Bezug auf Volksmenge, Handel und politischen Einfluß der bedeu=

Federalist, ein Name, welchen man den Freunden und Anhängern der Verfassung der Vereinigten Staaten zu der Zeit gab, als dieselbe berathen und angenommen wurde; auch hieß die politische Partei, welche die Administration Washingtons unterstützte, die foederalistische; to federalize das Verbünden verschiedener Staaten zu politischen Zwecken.

Floor. Ein im Congreß gebräuchlicher Ausdruck, z. B. to get the floor, d. h. eine Gelegenheit zur Theilnahme an der Debatte erhalten und reden. Die Engländer sagen dafür to be in possesion of the house.

Fence riding, auf dem Zaun reiten, d. h. in politischen Dingen sich neutral verhalten.

Flunky. So werden von den Mäklern in Neu-York Leute bezeichnet, die keine Kenntniß vom Handel mit Werthpapieren, Eisenbahnaktien ꝛc. haben und doch Geld in solchen anlegen, meist zu ihrem Nachtheil.

Gerrymandering, heißt die politischen Bezirke in einem Staate so abtheilen und derart verlegen, daß die nummerisch in der Minderheit befindliche Partei doch bei den Wahlen die Mehrheit bekommt. Dieser Ausdruck kam 1811 in Massachusetts auf, wo seit einigen Jahren die demokratische und föderalistische Partei einander das Gleichgewicht hielten. Die Demokraten hatten in der Gesetzgebung die Mehrheit und beschlossen den Staat in neue Wahlbezirke zu theilen und zwar so, daß die Abtheilungen, in welchen die Föderalisten auf eine starke Majorität rechnen konnten, in einen Distrikt zusammengelegt wurden. Die Folge war, daß bei den nächsten Wahlen die Demokraten entschieden obsiegten und alle Stellen mit Männern ihrer Partei besetzten, obwohl aus der Stimmenzählung im Ganzen hervorging, daß fast zwei Drittel der Wähler zur föderalistischen Partei gehörten. Der schlaue Plan war von Elbridge Gerry erdacht. Daher der Name.

Grahamites, strenge Anhänger Grahams, d. h. Leute, welche keine geistigen Getränke genießen, Teetotallers, welche nach Sylvester Grahams Vorschrift auch kein Fleisch essen.

Granite-State, der Staat Neu-Hampshire.

Greek, ein Spitzname für die Irländer, wegen ihres angeblich milesischen Ursprungs.

Green Mountain State, der Staat Vermont.

Habitan, statt des französischen Habitant, bedeutet die niederen Classen von französischer Abkunft in Canada.

Hoosier, Spitzname im Westen für die Bewohner des Staates Indiana. Der Ursprung des Namens soll folgender sein. Unter den ersten Ansiedlern im Westen waren Viele, welche sich ihrer Körperkraft rühmten und dieselbe beim Rollen von Baumstämmen und beim Häuserbau gern bethätigten. Sie wurden von ihren Mitbürgern „hushers“ genannt, Stillmacher, weil sie die rechten Leute waren, welche ihren Gegnern Stillschweigen gebieten konnten. Man nannte im Westen jeden Großprahler, Renommisten und Eisenfresser (bully) einen husher. Die Bootsleute und Schiffer in Indiana waren sehr handfeste und reizbare Gesellen, und bestanden auf der Levee in Neu-Orleans manchen Faustkampf. Einst machte ihnen ein Ausländer die Sache nach, fing zugleich den Kampf mit Mehreren an und rief dabei: I am a hoosier! Die Sache wurde in den Blättern erzählt, und allmälig ging der Spitzname auf die Männer von Indiana insgesammt über.

Huge Paws, Großkrallen, Großklatschen, ein Spitzname in Neu-York für die Handarbeiter, welche zur Locofoco, d. i. entschieden demokratischen Partei gehören.

Hunker, siehe Barnburner.

Keystone State, der Staat Pennsylvanien, Schlußstein-Staat, weil er den Centralstaat bildete, als die Constitution der Vereinigten Staaten aufgenommen wurde.

Loafer, ist ein Umhertreiber, ein Taugenichts, Lungerer, an idle lounger. Dieses Wort ist seit etwa fünf und zwanzig Jahren allgemein verbreitet. Zuerst gebrauchte man es für die Vagabunden in den großen atlantischen Städten, etwa in dem Sinne, wie man in Neapel vom Lazzarone, in Mexico vom Lepero spricht. Jetzt wird es in der mündlichen Unterhaltung und in Schriften auch für Müssiggänger im Allgemeinen gebraucht.

to lobby. Man gebraucht diesen Ausdruck von Leuten, welche Einfluß auf die Mitglieder einer gesetzgebenden Versammlung, auch des Congresses, zu üben streben, ohne selbst die Mitglieder zu sein. Sie treffen die letzteren in den Vorzimmern oder Gängen des Hauses, und bieten Alles auf, um deren Stimmen zu gewinnen für eine oder die andere Maaßregel. Das lobbying ist jetzt allgemein im Schwange. Ein NeuYorker Blatt sagt: A committee has gone to Albany to lobby for a new bank charter.

lobby member heißt ein Mann, welcher sich in den Vorsälen des Hauses zu dem oben angegebenen Behuf aufhält.

Locofoco. Parteiname der Demokraten. Er entstand im Jahre 1835 als ein Zwist in der Partei ausgebrochen war. Ein Ausschuß hatte Herrn Gideon Lee als demokratischen Candidaten für den Congreß in Vorschlag gebracht. Diese „Nomination" sollte in hergebrachter Weise in einer allgemeinen demokratischen Versammlung in der Tammanyhalle bestätigt werden. Lee's Freunde besorgten eine nachdrückliche Opposition und erschienen deshalb in großer Anzahl. Zuerst sollte ein Vorsitzender gewählt werden; dabei mußte sich herausstellen, auf welcher Seite die Mehrheit war. Lee's Freunde, die sogenannten eigentlichen Tammanymänner, unterstützten Herrn Varian, die „Antimonopolisten" dagegen Herrn Curtis. Die Tammanyer drangen auf Hintertreppen in den Saal, sobald dessen Thüren geöffnet waren; aber zu gleicher Zeit stürmten auch die Män-

ner der „Equal Rights Partei" die Vordertreppe hinauf. Beide Parteien lärmten sehr stark; die eine erklärte, Herr Varian sei gewählt, die andere verlangte Herrn Curtis zum Vorsitzenden. Die Verwirrung nahm mehr und mehr überhand, und stieg noch, als plötzlich die Gaslichter im ganzen Saale erloschen. Die Equal Rights Männer hatten vielleicht etwas dergleichen geahnt oder einen Wink erhalten, daß die Lichter ausgelöscht werden sollten, genug, sie hatten sich mit Streichzündhölzchen, sogenannten locofoco matches, versehen und bedienten sich derselben. Der Saal war sogleich wieder erhellt. Die Zeitung „Courier and Inquirer" nannte die Antimonopolisten, welche sich der Streichhölzchen bedienten, Locofocos, und diese Benennung ging dann auf die ganze demokratische Partei über.

to lynch. Worcester erklärt dasselbe in folgender Weise: to condemn and execute in obedience to the decree of a multitude or mob, without a legal trial. Lynch law, an irregular and revengeful species of justice, administrated by the populace or a mob, without any legal authority or trial.

Mass meeting, eine große allgemeine Versammlung, die zu irgend einem besondern, meist politischen, Zweck zusammenberufen wird. Der Name kommt zuerst 1840 vor; jetzt nennt man jede große Versammlung so.

Meeting, a congregation. Die Methodisten sagen, wenn sie zur Kirche gehen, we are going to meeting.

Mileage, Meilengeld, welches die Congreßmitglieder auf der Reise von und nach Washington erhalten, und das sich für je englische 20 Meilen auf 8 Dollars beläuft. Constructive Mileage is the same allowance for journeys supposed to be made, hut not actually made, from and to the seat of government. The allowance enures the members of the U. S. Senate once in every four years. Wenn nämlich ein neuer Präsident sein Amt antritt, so vertagt sich der

Congreß am 3. März, und am 4. beginnt der Präsident seine Wirksamkeit. Der Senat wird aber sogleich wieder zur Session berufen, da er über die von Seiten des Präsidenten vorgenommenen Anstellungen ꝛc. seine Entscheidung abzugeben hat. Keines seiner Mitglieder hat Washington auch nur einen Augenblick verlassen; man nimmt aber an, der Senator sei nach Hause gereist und wieder zurückgekommen, binnen der zwölf Stunden, welche zwischen der Vertagung und der Wiedereinberufung liegen. Für diese vermeintliche Reise wird den Senatoren ihr Reisegeld ganz in derselben Weise ausbezahlt, als ob der Weg in der That zurückgelegt worden wäre. Senatoren aus weit entfernten Staaten, z. B. aus Texas, erhalten auf diese Weise 1000 bis 1500 Dollars.

Native Americans. Sie bilden eine Partei, welche den Einwanderern aus Europa erst das volle Bürgerrecht dann ertheilt wissen will, nachdem dieselben ein und zwanzig Jahre lang im Lande gewohnt haben. Sie haben sich in den letzten Jahren zur Partei der Know nothings umgestaltet.

to nominate, nominiren, bedeutet einen Mann für irgend eine Wahl vorschlagen, ihn als Candidaten aufstellen und empfehlen.

to nullify, für ungültig erklären.

Nullification, the act of nullifying, a rendering void and of no effect, or of no legal effect. In den Vereinigten Staaten hat das Wort in politischer Hinsicht nur eine beschränkte Bedeutung. Der Congreß hielt Schutzzölle fest, um die amerikanische Industrie nicht durch die ältere, fester begründete, weiter vorgeschrittene und mit billigerm Kapital arbeitende englische Industrie zu Grunde richten zu lassen. In Südcarolina, das vorzugsweise Baumwolle ausführt, glaubte man den Absatz dieses Artikels nach Europa bedeutend ausdehnen zu können, wenn in den Vereinigten Staaten die schützenden Zölle beseitigt und dann recht viele englische und französische Fabrikate eingeführt würden. Der Congreß verwarf das Begehren Südcarolina's, das überhaupt einen in politischer Hinsicht sehr turbulenten

Prox oder Proxy. Der Gebrauch beider Wörter ist auf die Staaten Connecticut und Rhode Island beschränkt. Prox bedeutet in letzterm das „ticket," die Liste der Candidaten, welche bei Wahlen dem Volke vorgeschlagen werden. In Connecticut bedeutet es soviel als Wahltag, und die Wahl selbst.

to rat, bedeutet in der politischen Sprache soviel als eine Partei verlassen und zu der entgegengesetzten übergehen.

to row up Salt river bedeutet soviel, als eine politische Niederlage erleiden. In Kentucky ist der Salt river wegen seines gewundenen Laufes und der vielen seichten Stellen schwer zu befahren.

Split-ticket. Wenn gleichzeitig zwei oder mehrere Aemter durch Volkswahl besetzt werden sollen, so pflegen die einflußreichen Männer — die Drahtzieher, wire pullers — einer Partei die Männer derjenigen Candidaten, welche sie durchzusetzen wünschen, auf einen Zettel drucken zu lassen, der dann vertheilt wird. Manche Abstimmende wollen sich aber die Candidaten nicht octroyiren lassen, sondern selbstständig wählen. Sie kratzen dann den einen oder den andern Namen auf dem Zettel aus und schreiben einen andern hin. Einen solchen Wahlzettel nennt man split ticket.

to stump ist eigentlich soviel als to challenge, to defy, oder auch to puzzle, to confound. Sodann heißt to stump it oder take the stump Reden bei Wahlen halten. Diese Bedeutung stammt aus dem Westen, wo oft ein Baumstumpf die Stelle der Rednerbühne ersetzt. Daher ist ein Stump orator — a man who harangues the people from the stump of a tree or other elevation, und stump oratory ist the sort of popular speaking used by stump orators. So sagt man auch stump speech und stump speacher. Beides hat eine etwas verächtliche Nebenbedeutung.

Sucker, Spitzname für die Bewohner von Illinois. Auf den westlichen Prairien findet man viele Löcher, welche der „Crawfish" macht, ein Süßwasserthier, das an Gestalt dem

Hummer gleicht (Astacus Bartonii) und sich bis zum Wasser unter der Erde durcharbeitet. Wer vor Jahren eine Reise über die Prairien machte, versah sich gewöhnlich mit einem Rohre von Schilf oder dergleichen, steckte dasselbe, wenn er durstig war, in diese Löcher und sog das Wasser auf. Denn diese Prairie-brunnen, welche der Crawfish höhlt, haben gutes frisches Wasser. Die, welche dasselbe aufsaugen, hießen Sucker; und dieser Name ist allmälig für die Leute des Prairiestaates Illinois bezeichnend geworden.

Uncle Sam, ein Ausdruck, welcher die Regierung der Vereinigten Staaten bedeutet. Nachdem der Krieg an England erklärt worden war, kam ein Lieferant aus Neu-York, Namens Elbert Anderson, nach Troy am Hudson, wo er große Vorräthe von Lebensmitteln kaufte. Diese wurden von den Herren Ebenezer und Samuel Wilson inspicirt. Der Letztere wurde von seinen Bekannten und den vielen Arbeitern, welche er zu beaufsichtigen hatte, gewöhnlich als Oheim Samuel, Uncle Sam bezeichnet. Bei obiger Gelegenheit waren die verschiedenen Fässer mit den Buchstaben E. A. — U. S. bezeichnet. Ein Spaßvogel unter den Arbeitern, der gefragt wurde, was wohl jene Buchstaben bedeuten sollten, entgegnete: wahrscheinlich Elbert Anderson und Uncle Sam, (nämlich Samuel Wilson). Die jetzt allgemeine Bezeichnung der Vereinigten Staaten mit den Buchstaben U. S. war damals noch nicht sehr üblich. Jener Scherz fand weite Verbreitung, und seitdem haben die Worte Uncle Sam obige Bedeutung erhalten.

Wild cat bank nennt man im Westen eine Bank, welche keine genügende Sicherheit gewährt. In Michigan hatte eine solche Bank auf ihren Noten als Erkennungszeichen die Abbildung eines Panthers, den man dort zu Lande als wilde Katze bezeichnet. Die Bank machte bankerott; ihre im Umlaufe befindlichen Noten wurden dann als wild cat money bezeichnet, und von unsicheren Banken sagte man seitdem, sie seien wild cat banks.

Wire pullers. Drahtzieher, heißen jene Politiker, welche durch geheime Anschläge und Ränke die Bewegungen der Wähler im Interesse ihres Candidaten zu leiten suchen.

Man ersieht aus unseren Schilderungen, in wie eigenthümlicher Weise sich der Nordamerikaner sein Leben und sein Treiben gestaltet hat. Nicht minder eigenthümlich ist die Entwickelung seines materiellen Fortschrittes, und in dieser Beziehung steht er geradezu beispiellos da.

Nordamerikanische Gegenden und Städte.

Die rasche Entwickelung Nordamerika's wird zu nicht geringem Theil durch die Betriebsamkeit, die Kraft und Ausdauer des Volkes bedingt; aber sie wäre in so kolossaler Weise nicht möglich, wenn die nothwendigen geographischen Bedingungen fehlten. Diese aber sind in großartiger Weise gegeben. Amerika ist ein Land der Mitte, das von den beiden großen Weltmeeren bespült wird, zwischen welchen es sich in einer Breite von sechs bis siebenhundert deutschen Meilen hinlagert. Ein großer Theil dieser westlichen Erdhälfte liegt unter einem Himmelsstriche, der dem Gedeihen des Pflanzenswuchses günstig ist, und eine Menge werthvoller Erzeugnisse liefert. Die Küsten haben nahe an hundert mehr oder weniger vortreffliche Häfen, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen an 36,000 englische Meilen binnenländischer Wasserverbindung, die in Verbindung mit den über das ganze Land ausgespannten Netze von Schienenwegen, den Verkehr ungemein erleichtern. Allein auf den nördlichen Seen war 1851 der Bruttowerth des Handels auf die hohe Ziffer von 326 Millonen Dollars gestiegen, und er ist seit jener Zeit noch beträchtlich gewachsen. Der Bruttogehalt aller in dem genannten Jahre in den Häfen

der Binnenfahrt einclarirten Fahrzeuge wurde auf 9,469,506 Tonnen veranschlagt, und auf den Seen und den westlichen Flüssen waren nicht weniger als siebenhundert und funfzehn Dampfer in Thätigkeit. Im Stromgebiete des Mississippi wurden für 273 Millionen Dollars Waaren verschifft; der Güterverkehr auf den westlichen Flüssen und den nördlichen Seen betrug an 600 Millionen Dollars. Aber in dieser Ziffer ist die Waarenbewegung auf den Eisenbahnen und Kanälen nicht mitbegriffen. Die Union hat mehr als zwanzigtausend englische Meilen Schienenwege, die zur Belebung des Handels ganz ungemein viel beitragen. Die Nordamerikaner bemerken: „Wenn der Binnenverkehr im Seeland und im Westen während der letztverflossenen dreißig Jahre sich in so wunderbarer Weise entwickelt hat, was wird erst in der Zukunft der Fall sein? Wenn so gewaltige Ergebnisse sich herausstellen, da nur erst ein Theil der neuen Verbindungswege dem Betrieb eröffnet worden, was wird kommen, wenn das System dieser in einandergreifenden Straßen vollendet ist?“ Sie meinen, die Antwort ergebe sich von selbst, und noch bevor das Jahr 1860 ins Land komme, werde der Binnenverkehr in den Vereinigten Staaten auf Seen, Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen eine Ziffer von achtzehnhundert Millionen Dollars nachweisen.

Denn gerade in ihrem nördlichen Theile und im Westen haben die Vereinigten Staaten eine reich gegliederte Wasserwelt; schon ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt den Zusammenhang der verschiedenen Theile untereinander und mit dem Meere. Für die *große Seenkette*, welche das größte Süßwasserbecken der Erde bildet, ist der *Sanct Lorenzstrom* ein mächtiger Abzugskanal, wie für das vielfach verschlungene Flußgeäder im Süden der Seen der *Mississippi* das große Aufnahmebecken abgiebt; durch ihn gelangen der Ohio, der Illinois und Tennessee, der Cumberland und Missouri, der Wisconsin, der des Moines, der Bohnenfluß (Fève) und

viele andere zum mexikanischen Meerbusen. Die Quellen der Flüsse, welche zwischen den Alleghanies und dem Mississippi in den Staaten Neu-York, Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Wisconsin entspringen, liegen alle dem großen Seebecken nahe, und sind mit den Flüssen, welche dem letztern zufallen, gleichsam in einander verschlungen. Denn an vielen Stellen ist die Wasserscheide so wenig scharf hervortretend, daß im Frühjahr bei lange anhaltendem Regen und beim Schmelzen des Schnees die Gewässer der beiden großen Systeme in einanderfließen und derselbe Fluß einen Theil seines Wassers den Seen, einen andern dem mexikanischen Meerbusen zusendet. So sind durch die Natur selbst das „Thal“ (the Valley), von welchem wir später reden und das „Becken“ (the Basin) mit einander verbunden worden, und zur gegenseitigen Ergänzung gleichsam auf einander angewiesen. Die Kette der Alleghanygebirge hängt ununterbrochen zusammen, und die auf der Westseite derselben entspringenden Gewässer haben nur vermittelst des Mississippi oder des St. Lorenz einen Ausweg zum Meere.

Aus dieser ganzen Bodengestaltung ergiebt sich von selbst, daß eine künstliche Verbindung zwischen den beiden großen Wassersystemen sich verhältnißmäßig leicht herstellen ließ. Daher denn auch die Vereinigten Staaten schon längst eine beträchtliche Anzahl von Kanälen besitzen. Dadurch gewannen sie eine zusammenhängende Wasserstraße von den großen Seen, dem St. Lorenz und Hudson, also dem atlantischen Meere und von dem St. Antons-Wasserfalle bis zum Missouri und dem mexikanischen Golf, und eine ununterbrochene schiffbare Wasserstraße mitten im Binnenlande von etwa dreißigtausend englischen Meilen Länge. Das Thal und das Becken hatten zusammen im Jahre 1850 einen Flächeninhalt von nahezu neunmalhunderttausend englischen Geviertmeilen und eine Bevölkerung von dreizehn Millionen Seelen. Es kamen somit ungefähr erst 14 Menschen auf die Quadratmeile. Der Boden

ist zum bei weitem größten Theil ungemein fruchtbar und kann durch sorgfältige Bearbeitung zu außerordentlich hohem Ertrage gebracht werden. Das Mississippibecken ist überwiegend flach, und seine Flüsse haben nur an wenigen Punkten Stromschnellen, welche der Schifffahrt ein ernstliches Hinderniß entgegensetzen. Im untern Theile seines Laufes liegt der Hauptstrom auf eine beträchtliche Strecke höher als das Land, welches daher durch Uferdämme gegen Ueberschwemmungen gesichert werden muß. Gerade diese Flächenbildung erleichtert die Anlage von Eisenbahnen.

Das St. Lorenzbecken und der Beginn der Seen hat eine andere Bildung; theils ist der Boden wellenförmig, theils bildet er flache Prairien, oft ist er auch gebirgig, fruchtbar jedoch ist auch er beinahe überall. Die Schifffahrt stößt auf Hindernisse zunächst am Ausgange des Obern Sees beim St. Marien-Wasserfall. Doch soll hier ein Kanal gegraben werden, den auch die größten Schiffe passiren können. Er soll etwa eine Meile lang werden und wird nicht viel über eine halbe Million Dollars kosten. Die Bundesregierung hat dem Staate Michigan eine große Strecke Landes bewilligt, damit derselbe dieses Werk bauen könne. Auch die canadische Regierung, welcher die linke Seite des sogenannten Marienflusses gehört, ließ zum Behufe der Anlage eines Kanals von großartigstem Maßstabe Vermessungen veranstalten.

Aus dem Huron-See und St. Clair-Flusse, welcher den Ablauf dieses Sees bildet, gelangt man in den St. Clair-See, eine seichte Fläche, in welcher das Fahrwasser nur acht bis neun Fuß Tiefe hat. Diese „St. Clair Flats" bilden zwar nicht gerade ein Hinderniß für die Schifffahrt, sind aber lästig und unbequem; die Schiffe können nur bei Tage hinüberfahren, und bedürfen sehr kundiger und vorsichtiger Lootsen; sind sie sehr schwer beladen, so müssen sie leichtern. Ein weiteres Hinderniß sind die Niagarafälle zwischen dem Erie und dem Ontario,

wo der Niveauunterschied fast dreihundert Fuß beträgt. Um Neu-York mit dem Innern und namentlich mit den Seen zu verbinden, baute man den Erie-Kanal, welcher den Erie-See bei Buffalo mit dem Hudson bei Albany verbindet, und somit eine künstliche Wasserstraße von den Seen zum atlantischen Ocean bildet. Der Eröffnung derselben folgte der Bau des Welland-Kanals, welchen die canadische Regierung ausführen ließ, um einen ungehinderten Wasserweg von den oberen Seen zum Ontario und St. Lorenz zu gewinnen. Sie ließ auch um die Stromschnellen des St. Lorenz Kanäle führen, so daß die Schiffe ungehindert bis Montreal und Quebeck zum Ocean fahren können. Als der Welland-Kanal fertig war, ließ Neu-York den Oswego-Kanal bauen, der aus dem Erie-Kanal nach Oswego am Ontario-See abzweigt; sodann wurde der Champlain-Kanal gegraben, welcher den Champlain-See, resp. den St. Lorenz mit dem Hudson verbindet. Denn auch die Canadier bauten Werke, welche den St. Johns und den St. Lorenz mit jenem See verknüpfen. So können nun Schiffe zu Chicago am Michigan-See Fracht nehmen und ohne Umladung vermittelst des St. Lorenz in den Ocean fahren. Dieser letztere Fluß hat aber außer seiner natürlichen Mündung noch künstliche Ableitungen zum Hudson, also nach Neu-York.

Somit hat das Seenbecken zwei verschiedene Abläße zum Weltmeer. Ferner besitzt Pennsylvanien vermöge seiner Kanäle und Eisenbahnen einen weitern Abzug für einen Theil des Handels vom Westen der Alleghanies her. Und hier könnte sich eine nicht zu verachtende Concurrenz für den Handel des obern Ohio und Erie-Sees bilden, wenn nicht das Gebirge einen ununterbrochenen Wasserweg unmöglich machte. Bisher hat man versucht, durch geneigte Ebenen die Höhen zu überschreiten; doch stellt sich immer deutlicher heraus, daß diese Route zur Beförderung durchgehender Frachtladungen nicht geeignet ist, und selbst eine Eisenbahn mit geringeren Steigerun-

gen leistet in keinem Falle so gute Dienste, wie ein geräumiger Kanal, auf welchem schwer ins Gewicht fallende Güter doch immer weit wohlfeiler befördert werden. Dazu kommen dann die Eisenbahnen, durch welche alle Seehäfen mit dem Innern in Verbindung stehen.

Bisher ist der Mississippi der Hauptverkehrsweg nach und mit dem Süden gewesen, und wird ohne allen Zweifel noch lange Zeit und vielleicht für immer der Hauptwasserweg nach Süden sein. Aber man hat Eisenbahnen gebaut, welche einen beträchtlichen Theil des Handelsverkehrs von Neu-Orleans ablenken und anderen südlichen Häfen zuführen sollen. Man darf aber mit Sicherheit annehmen, daß der Handelsumsatz und Verkehr dieses großen Stapelplatzes darum doch nicht geringer werde. Denn der Verkehr auf den Eisenbahnen entsteht insbesondere dadurch, daß Gegenden, welche bisher zumeist von Märkten ganz ausgeschlossen waren oder dieselben nur mit Schwierigkeiten erreichten, nun auch solchen Absatz finden. Savannah, Charleston und Mobile werden ohne Zweifel um so mehr gewinnen, je weiter die von ihnen auslaufenden Bahnen ins Inland fortgeführt werden und je weiter sie sich verzweigen; sie werden aber den Waarenverkehr vom Mississippi nicht abziehen, während sie allerdings den Passagierverkehr an sich reißen. Dazu kommt, daß manche der entweder schon vollendeten, projectirten oder noch im Bau begriffenen Bahnen der südlichen Route größern Verkehr zuführen, so daß durch sie die Schifffahrt nicht etwa verliert, sondern im Gegentheil gewinnt. Viele Landstrecken waren bis jetzt nur deshalb unproduktiv, weil sie mit den großen Verkehrsbahnen nicht in Verbindung standen.

Die drei großen nördlichen Wasserstraßen sandten 1851 an die Seekante eine Waarenmenge von 2,320,468 Tonnen; nach Neu-Orleans kamen nur 1,292,670 Tonnen. Der Mississippi steht für die Schifffahrt das ganze Jahr offen,

während die nördlichen Wasserwege mehr als vier Monate lang im Jahre unfahrbar sind.

Wir wollen zeigen, in welcher Art die verschiedenen Landestheile in den Vereinigten Staaten zur Entwickelung gekommen sind, und wie viel gerade die geographischen Verhältnisse dazu beigetragen haben, dieselbe zu kräftigen und zu beschleunigen. Wir wollen an die Küste wandern, von dort zum Becken der nördlichen Seen, an den obern Mississippi, an den Ohio und über die weiten Wiesenfluren im Westen und die Felsengebirge bis an die Gestade des Stillen Weltmeeres. So wird der Leser im Stande sein, einen Ueberblick zu gewinnen.

1. Die Welthafenstadt Neu-York.

Neu-York ist in jeder Beziehung die Hauptstadt von ganz Amerika. Diese Metropole liegt auf einer Insel an einer Meeresbucht, welche durch den Zusammenfluß des Hudson oder North-River mit dem East-River (einer Straße, welche am andern Ende mit dem Long-Island-Sunde zusammenhängt) gebildet wird; etwa achtzehn englische Meilen vom atlantischen Ocean entfernt. Vom Festlande wird das Eiland durch ein etwa acht Meilen langes Gefließ geschieden, das auf der Ostseite Haarlem-River, auf der West- oder Nord-River-Seite Spuyten Duyvel Kill genannt wird. Die Insel hieß bei den Indianern Manhattan; sie ist von Norden nach Süden dreizehn und eine halbe englische Meile lang, und im Durchschnitt 8500 Fuß breit; die größte Breite ist in der Linie der acht und achtzigsten Straße, wo sie 2¼ Meile oder etwa 12,500 Fuß beträgt. Der Flächenraum hält ungefähr 14,000 Acres.

Die Norderbreite der City Hall ist 40° 42′ 43″, die westliche Länge von Greenwich 74° 0′ 41″. Die Entfernung in englischen Meilen bis zu nachbenannten Plätzen ist folgende. Von Neu-York bis Albany 145 Meilen, bis Boston 207, bis Portland in Maine 317; bis Philadelphia 87, bis Balti-

more 187, bis Washington 225, bis Charleston in Süd-Carolina 769, bis Neu-Orleans 1428, bis Buffalo 357, bis Cincinnati 722, bis St. Louis 1046 Meilen.

Die Oberfläche des obern Theiles der Insel ist sehr uneben, der höchste Punkt liegt 238 Fuß über dem Meere. Der untere Theil, auf welchem die Stadt Neu-York steht, war früher gleichfalls sehr uneben; dort waren Hügel, Löcher, Sümpfe, Marschen, Teiche, abschüssige Felsen vorhanden, die nun alle längst verschwunden sind. Auch kleine Bäche sind ausgetrocknet, und die Einschnitte, welche der Hudson und der East-River ins Land machten, ausgefüllt worden. Ja ein Theil des Bodens im südlichen Theile der Stadt ist künstlich geschaffen, so daß die ursprüngliche Wasserlinie allmälig eine große Abänderung erfahren hat. So ist zum Beispiel die Battery eine künstlich angelegte Esplanade, die zum Theil auf einer Felsenleiste und zum Theil auf Boden steht, welchen man dem Wasser abgewonnen hat. Ein gleiches ist der Fall mit der Front- und South-Straße am East-River, und der Greenwich-, Washington- und West-Straße am North-River. Pearl-Straße bis in einige Entfernung oberhalb der Wall-Straße ist auch den Flüssen abgewonnen worden. Der Boden, auf welchem der am dichtesten bebauete Theil der Stadt sich befindet, fällt von dem höchst gelegenen Punkte sanft nach beiden Flüssen ab, so daß die Hauptstraße der Stadt, Broadway, auf dieser Höhe hinläuft.

Der Boden besteht auf seiner Oberfläche aus einer sandigen Aufschwemmung und ist nicht eben fruchtbar, die Unterlage ist hauptsächlich Gneiß; aber der nördliche Theil der Insel besteht vorzüglich aus körnigem und primitivem Kalkstein, der gut bricht und als Kingsbridge Marmor bekannt ist. Auf der Gneißunterlage liegt tertiärer Sand in beträchtlicher Mächtigkeit, und auf diesem ein Diluvium von zehn bis achtzig Fuß Dicke.

Gegenwärtig dehnt sich die Stadt nach Norden hin von der Battery ab ungefähr drei Meilen weit, und nimmt etwa

ein Fünftel der ganzen Insel ein. Der compacte Theil hält mehr als neun Meilen im Umfang; der übrige Theil ist noch meist unter Pflug oder Spaten.

Ursprünglich wurde bei Anlage der Stadt gar kein regelmäßiger Plan befolgt, und die ersten Straßen waren eng und krumm. Die Ansiedler richteten sich ein, wie eben ihr Bedürfniß es erforderte, und sie hatten gar keine Ahnung davon, daß diese Stadt jemals sich zu einer Weltbedeutung erheben werde. Nicht einmal der großen Vorzüge ihrer Lage waren sie sich bewußt; war doch das Hinterland zumeist noch eine Einöde. So stieg in keinem Menschen der Gedanke auf, daß die Felder, auf denen damals die Schafe weideten, einst alle mit prächtigen Häusern oder Waarenlagern bedeckt sein würden.

Von den früheren Unebenheiten des Bodens sind jetzt kaum noch Spuren vorhanden. Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges nahm man, in Voraussicht einer künftigen sehr beträchtlichen Vergrößerung der Stadt, systematische Verbesserungen vor. Die oberen Theile wurden zwischen den Jahren 1811 und 1821 vermessen und in sechszehn „Avenuen" ausgelegt, welche in parallelen Linien von der vierzehnten Straße ausliefen, und mit großem Kostenaufwand durch Felsen und Hügel gegraben wurden. Man durchschnitt sie in rechten Winkeln mit 156 Querstraßen, die von Fluß zu Fluß liefen und nach den Nummern benannt wurden; so bildete man Squares, Vierecke, von etwa zweihundert bis achthundert Fuß. Im untern Stadttheile sparte man weder Geld noch Mühe, um die Straßen gerade und breiter zu machen, und fährt auch gegenwärtig damit fort.

So giebt es nur noch wenige eigentlich altmodische Gebäude in der Stadt. Der Baustyl ist elegant und die Häuser werden bequem eingerichtet. Auf den Stellen, wo alte Läden und Magazine standen, erheben sich neue geräumigere, die alle

massiv oder aus Backsteinen aufgeführt werden; der letztere ist vorzugsweise das Baumaterial in der obern Stadt. In dieser letztern wohnt die bei weitem überwiegende Menge der Bevölkerung von Neu-York, während die Unterstadt mehr Geschäftslokale enthält. Derjenige Stadttheil, welcher vorzugsweise die Geschäftsgegend bildet, liegt innerhalb der Linien vom untern Ende des Broadway, der Fultonstraße und des East-River. Im December 1835 wurde dieser Stadttheil durch eine große Feuersbrunst arg verwüstet, aber rasch und weit besser wieder aufgebaut. In der Wallstraße machen die Geldleute ihre großen Geschäfte, die Spekulanten in Stocks und Bonds, in Häusern, Ländereien u. s. w. Dort sind die Geschäftslokale der Mäkler, der Banken, der Wechsler, der Versicherungsgesellschaften; auch steht dort die Börse, Merchants Exchange, und das Zollhaus. In der South-Straße wohnen vorzüglich die großen Rheder; dort stehen auch die Geschäftslokale der verschiedenen Paketlinien. Die Importeure und die Kaufleute, welche sich vorzugsweise mit dem Verkauf der „trockenen Waaren" abgeben, haben vorzugsweise Pearl-Straße, sodann William-, Broad-, Pine-, Ceder- und Liberty-Street inne. In Water- und Front-Street und den angrenzenden Straßen findet man die Großhandlungen von Kolonialwaaren, die Kommissionsgeschäfte und Handwerker, welche mit dem Schiffsbau zu thun haben. Broadway ist eben so wohl eine Geschäftsstraße, als eine Avenue, auf welcher die elegante Welt sich blicken läßt. Dort haben Buchhändler, Kunsthändler, Juweliere, Möbelfabrikanten, Huthändler, Kleiderfabrikanten, Putzmacherinnen und dergleichen ihre prunkhaft ausgestatteten Läden. Die Eisen- und Metallwaarenhändler findet man besonders in Platt- und Pearl-Straße, die Lederhändler in der Ferry- und Jacob-Straße.

Neu-York hat nun am Wässer auf einer Strecke von sieben Meilen Werfte (d. h. Schiffsländen, Uferstaden) und

Docks. An jedem Flusse giebt es etwa sechszig Hafendämme (Piers), von zwei bis dreihundert Fuß Länge und fünfzig bis sechszig Fuß Breite. Die Schiffe legen sich zumeist in den East-River, der sicherer ist, als die andere Seite. Die Docks sind fast immer mit Fahrzeugen gefüllt, welche dort abwarten, bis die Reihe zum Verladen an sie kommt. Um den Bau von Uferstaden, Hafendämmen zum Anlegen und Verladen, und von Aufnahmebecken zu erleichtern, welchen der wachsende Geschäftsverkehr der Stadt erforderlich machte, bildete sich 1840 die Atlantic Dock Compagnie mit einem Capital von einer Million Dollars, und erhielt die Genehmigung der Legislatur des Staates.

Der North-River ist da, wo die Fähre nach dem gegenüberliegenden Jersey City sich befindet, etwa eine Meile breit, und da wo gegenüber Hoboken liegt etwa anderthalb Meilen. Die Breite des East-River beträgt ein Drittel bis zu einer halben Meile; bei der Südfähre beträgt die Breite 1300 Yards, bei der Fultonfähre 731 Yards, bei der Catherinefähre 736 Yards. Die Bay hat eine Breite von anderthalb bis sechsthalb Meilen, und drei bis acht Meilen Länge; sie hat fünfundzwanzig Meilen im Umfang, und ist ein Hafenbecken, in welchem alle Flotten der Welt sicher vor Anker liegen könnten.

Die Bay von Neu-York steht mit der Newark-Bay vermittelst der sogenannten Kills in Verbindung, im Westen zwischen Staten Island und Bergen Neck; sodann im Süden mit einer andern Bucht, dem Außen- oder Unterhafen vermittelst der Narrows, dieser schmalen Straße zwischen Staten Island und Long Island. Die letztere Bucht öffnet sich unmittelbar in den Ocean. Der Binnenhafen ist einer der besten und schönsten der Welt; schon seine natürliche Scenerie bietet einen entzückenden Anblick dar; dazu kommen noch die gewaltige Stadt mit ihren Häusermassen, die tausende von Schiffen,

welche am Ufer, auf den Flüssen und auf dem Meere liegen oder fahren.

Die Strömung ist sowohl in den Flüssen als im Meere außerordentlich stark, und hält insgemein das Wasser noch frei, wenn schon längst weiter nach Süden gelegene Ströme und Buchten mit Eis bedeckt sind. Im Jahre 1780 aber war der ganze Hafen von New-York mit einer festen Eisblänke belegt, was dann aber bis 1820 nicht wieder vorkam. Seit dem letztern Jahre ist nur selten auf einem der beiden Rivers Eis gewesen; nur 1851 auf 1852 war der East River eine Zeitlang durch Eis gesperrt, der North River blieb aber offen. Die Fluth erreicht eine Höhe von beinahe sieben Fuß englisch. Weiter nach Norden steigt sie an der Küste des atlantischen Oceans immer höher, in der Fundy-Bay sogar bis zu neunzig Fuß. Dagegen vermindert sie sich nach Süden hin, und hat im mexikanischen Meerbusen nur 18 Zoll. Die Zeit des Eintritts der Fluth an anderen Küstenplätzen oder in Gewässern, welche mit dem Ocean in Verbindung stehen, ist von jener bei New-York verschieden. Sie tritt früher als in New-York ein, zu: — Halifax um 2 Stunden 15 Minuten; — New Bedford 1 St. 40 M.; — Providence 41 M.; — Sandy Hook 2 St. 45 M.; — Norfolk 41 M.; — Richmond 2 St. 25 M. Sie tritt später ein, zu: — Eastport um 2 St. 9 M.; — Portland 1 St. 39 M.; — Boston 2 St. 19 M.; — Holmes Hole 1 St. 4 M.; — Philadelphia 5 St. 19 M.; — Baltimore 5 St. 7 M.; — Charleston 10 St. 19 M.; — Mobile Point 1 St. 54 M.; — Albany 6 St. 34 M.; — Quebec 8 St. 49 M.

Das Wasser hat an den Uferstaden sechs bis sieben Fuß Tiefe, wird aber gleich um ein Bedeutendes tiefer und kann die allergrößten Schiffe tragen. Im alten Kanal auf der Barre von Sandy Hook beträgt die Tiefe bei Ebbe 21 Fuß, bei voller Fluth 27 Fuß. Man hat auch einen neuen Kanal entdeckt, der

bei Ebbe 32 Fuß Tiefe hat. Jene im Binnenfahrwasser wechselt von 35 bis zu 60 Fuß.

Der Hafen von Neu-York ist sehr gut durch Vertheidigungswerke geschützt. Die bedeutendsten derselben befinden sich an den Narrows, an den Stellen, wo die Enge nur eine Drittel Meile breit ist. Dort stehen auf der Küste von Long Island die Forts Hamilton und Lafayette; dieses letztere erhebt sich auf einem Felsenriff, etwa zweihundert Yards vom Wasser entfernt, und hat drei Geschützreihen. Auf Staten Island liegen die Forts Tompkins und Richmond, und zwar das erstere auf der Anhöhe; es hat mehrere Durchgänge unter der Erde. Diese Forts befinden sich alle in vortrefflichem Zustande. Die Einfahrt aus dem Sunde zum East River wird vom Fort Schuyler vertheidigt, das auf Throgs Neck steht. Im Hafen selbst liegen Batterien auf den Inseln Bedlow und Ellis an der Westseite der Bay; auf Governors Island, 3200 Fuß von der Stadt entfernt, erhebt sich Fort Columbus in der Gestalt eines Sterns und deckt die Südseite der Einfahrt; auf den nordwestlichen Punkten dieser Insel steht Castle William, ein runder Thurm, der bei 60 Fuß Höhe 600 Fuß im Umfange und drei Reihen Geschütze hat. Auf der Südwestseite hat man eine Batterie angelegt, welche die Einfahrt durch den Buttermilk Channel bestreicht.

Nun lassen wir einige historische Angaben folgen, die zeigen, wie allmälig die Stadt zu ihrer großen Bedeutung heranwuchs. Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft hatte einen kühnen und erfahrenen Seemann, Heinrich Hudson, ausgeschickt, um eine westliche Durchfahrt nach Indien zu suchen. Auf seiner Reise entdeckte er am 3. September 1609 die Insel Manhattan. Er segelte mit seinen 20 Mann starkem Schiffsvolk im „Halbmond" an der Insel hin und den Strom hinauf, welcher seitdem des unternehmenden Seemannes Namen trägt. Schon im nächsten Jahre schickten die Holländer wieder ein

Schiff nach Manhattan, das Pelzhandel trieb, und mehrere Nachfolger fand, da es gleich gute Geschäfte machte. Bald stellte sich das Bedürfniß zur Besitznahme der Insel und einer dauernden Niederlassung auf derselben heraus. Andere Ansiedelungen wurden von Leuten gegründet, welche Europa wegen politischer oder religiöser Verfolgungen verlassen hatten; Neu-York dagegen verdankt lediglich dem Handel seinen Ursprung, und diesen Anfängen ist es in seiner ganzen Entwickelung getreu geblieben. Schon 1612 wurde ein kleines Festungswerk am untern Ende der Insel errichtet; 1613 entstand der Ort Neu-Amsterdam, der 1614 aus vier Häusern bestand, welche außerhalb des Forts lagen. Die erste Zeit verlief nicht durchaus friedlich, denn aus dem kurz vorher von Engländern besiedelten Virginien kam ein Hauptmann, Argal, mit einem Haufen Bewaffneter und eroberte Neu-Amsterdam; „denn schon früh gelüstete es den Engländern nach diesem holländischen Weinberge.“ Die Holländer erhielten indessen das ihnen Geraubte zurück; die ehrsamen „Knickerbockers“ konnten sich noch ein halbes Jahrhundert lang ihres Lebens in aller Ruhe freuen, und die kleine Kolonie zur Blüthe bringen. Dann verlohnte es sich schon eher der Mühe, sie ihnen abzunehmen.

Im Jahre 1615 wurde in Neu-Amsterdam, dem jetzigen Neu-York, eine Volkszählung vorgenommen, die in einer halben Minute geschehen war, denn der Ort zählte gerade dreißig Seelen.

Für die Jahre 1615 bis 1618 wurde das ausschließliche Recht, mit den Indianern Handel zu treiben, einer Handelsgesellschaft, der Vereinigten Compagnie von Neu-Niederland, ertheilt, welche große Thätigkeit zeigte. Sie gab den Geschäften mehr Schwung und schloß einen Vertrag mit den fünf Nationen (Irokesen), der bis ans Ende der niederländischen Herrschaft von beiden Theilen getreulich gehalten wurde. Als der Freibrief jener Compagnie abgelaufen war, erhielten einzelne Kauf-

leute „Speciallicenzen," vermöge welcher es ihnen gestattet war, mit den Indianern zu handeln; doch mußte dieses System schon 1621 einem Monopole weichen; denn die holländische Regierung ertheilte damals das ausschließliche Vorrecht in jener Gegend Amerikas Handel zu treiben, ausschließlich der holländisch-westindischen Compagnie, welche ihre Geschäfte in Amerika durch einen Generaldirector und einem aus 5 Mitgliedern bestehenden Rath verwalten ließ; diese standen ihrerseits unter der Aufsicht der Oberen, der Directoren in Holland. Sie hatten übrigens die Befugniß in der Colonie, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt auszuüben. Während ihrer Verwaltung betrug in den vier Jahren von 1624 an die Ausfuhr den Werth von 68,000 Doll., die Einfuhr 45,000 Doll.

Im Jahre 1623, also zehn Jahre nach der Gründung von Neu-Amsterdam, wohnten der Generaldirector, der Commandant, die übrigen Offiziere und manche bürgerliche Colonisten innerhalb des Forts. Die Zahl der Bewohner kann also unmöglich groß gewesen sein. Die außerhalb der Festung befindlichen Häuser standen auf dem Platze, welchen heute die Pearl-Straße einnimmt. An eigentliche Colonisation hatte man bis dahin noch nicht gedacht. Neu-Amsterdam war lediglich ein Handelsposten. Als aber das Geschäft nach und nach immer größern Gewinn abwarf, beschloß man eine dauernde Ansiedelung zu gründen und von dieser aus die holländischen Besitzungen in Amerika weiter auszudehnen. Es schien den Holländern räthlich, zu diesem Behuf die Insel Manhattan in aller Form anzukaufen, und sie zahlten den Indianern dafür den Werth von etwa 24 Dollars!

Um dieselbe Zeit hatte der Schreiber des holländischen Generaldirectors ein freundliches Begrüßungsschreiben nach Neu-Plymouth überbracht, durch welches ein nachbarlicher Verkehr mit den puritanischen Pilgervätern angebahnt wurde. Diese hatten ohnehin als englische Flüchtlinge längere Zeit im Lande der

Holländer, namentlich in Amsterdam und anderen Städten gelebt, und so waren beide Theile einander schon seit einiger Zeit näher bekannt. Als die „Knickerbockers“ den Puritanern die Hände schüttelten, war die Ansiedelung der letzteren gerade sechs Jahr alt.

Einige Directoren der holländisch-ostindischen Colonie kauften am North River, am Delaware und auf Staaten Island große Landstrecken, nachdem Allen, welche in Neu-Niederland Ansiedelungen gründen würden, wichtige Privilegien zugesichert worden waren. Aber die Colonisten geriethen in Streit mit den Indianern, welche eine Colonie am Delaware ausrotteten; und nach der andern Seite hin, im Norden, raubten die Engländer ohne Anstand einen Landstrich am Flusse Connecticut, obschon der Generaldirector Wouter van Twiller Grund und Boden den Indianern abgekauft hatte. Ueberhaupt ließen sich die Engländer immer mehr und mehr lästige Uebergriffe zu Schulden kommen, und als die Schweden sich am Delaware festsetzten, erstand dort den Holländern ein neuer Feind. Der hitzige Generaldirector Kieft schürte nicht nur mit beiden europäischen Nachbaren den Kampf, sondern gerieth auch mit den Indianern in blutige Streitigkeiten. Den Engländern waren die Neu-Amsterdamer freilich nicht gewachsen, dagegen unterlagen ihnen die Schweden, und von den Indianern wurde einigemal „der Friede erobert.“

Inzwischen gingen die Handelsgeschäfte vorwärts. Im Jahr 1635 führte die ostindische Compagnie 14,891 Biberfelle und 1413 Otterfelle aus, die man zusammen auf einen Werth von 134,025 Gulden abschätzte. Im Jahr 1638 wurde bereits Tabak in einiger Ausdehnung gebaut, auch waren schon Negersclaven vorhanden. Nicht lange nachher eröffnete Neu-Amsterdam einen Handelsverkehr mit Curaçao, überhaupt mit Westindien und mit Afrika.

Schon früh zeigte sich, wie in den englischen Colonien so auch in der holländischen Ansiedelung, ein reges Streben nach Erweiterung und Befestigung politischer Gerechtsame, und der letzte holländische Gouverneur oder Generaldirector, Peter Stuyvesandt, fand es gerathen, den Forderungen der Colonisten Genüge zu leisten. Eine aus 9 Männern bestehende Versammlung, bildete die **Volksvertretung**, welche der Gouverneur bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen mußte, und die auch in manchen bürgerlichen Rechtsfällen zu entscheiden hatte. Uebergriffe, welche der Gouverneur sich erlauben wollte, wurden mit Entschiedenheit zurückgewiesen.

Im Jahr 1652 zählte Neu-Amsterdam ungefähr 1000 Seelen; es erhielt neue Gemeinderechte, eine Incorporationsakte, und die Verwaltung ging von der westindischen Compagnie auf zwei Bürgermeister und fünf Beisitzer über, die Schöffen hießen; neben ihnen gab es noch einen Schout oder Scheriff. In dem genannten Jahre wurde die erste Schule eröffnet.

Im Jahre 1653 zogen die Holländer eine aus Erde und Steinen aufgeführte Mauer quer über die Insel von einem Flusse zum andern, zwischen der heutigen Pine- und Wallstraße; wahrscheinlich hat diese letztere daher ihren Namen. Diese Mauer hatte ein Thor im Broadway, das sogenannte Landthor, und ein anderes da, wo jetzt die Ecke von Wall- und Pearlstraße sich befindet; sie führte an den East River, welcher zu jener Zeit noch weit einwärts reichte. Diese Mauer war hauptsächlich zur Vertheidigung gegen die Indianer bestimmt, die sehr widerborstig blieben, obwohl sie viel „gepeitscht" wurden.

Im Jahre 1656 hatte der Ort 120 Häuser und immer noch nicht viel über 1000 Einwohner; 1656 ließen die Bürgermeister da, wo nun Whitehall-Straße steht, den ersten Uferstaden bauen, und 1660 schickte Gouverneur Stuyvesandt einen Plan der Stadt nach Holland.

Es war gerade noch Zeit, denn die Herrschaft der Holländer ging auf die Neige. Im September 1664 erschienen nämlich vier englische Fregatten mit 300 Soldaten in der Bay von Neu-Amsterdam und forderten die Stadt zur Uebergabe auf. Sie beriefen sich auf ein Patent, welches König Karl II. seinem Bruder, dem Herzog von York, gegeben und worin er ihm ganz Neu-Niederland zugesprochen habe. Die Holländer leisteten der Aufforderung ohne Schwertstreich Folge. Nun wurde der englische Oberst Nichols Gouverneur der Provinz, die gleich der Stadt den Namen Neu-York erhielt, zu Ehren des neuen Besitzers; die städtische Verwaltung bekam englischen Zuschnitt, einen Major und mehrere Aelterleute. Sodann wurde alles Eigenthum der holländisch-westindischen Compagnie eingezogen; den friedlichen nur auf Handelsgewinn bedachten Einwohnern wurden 1200 Gulden Steuer abgepreßt. Die Engländer setzten sich gemächlich fest.

Im Jahre 1673 wurde eine Postverbindung zwischen Neu-York und Boston eingerichtet, und zwar so daß ein Postreiter einmal in je drei Wochen ein Felleisen mit Briefen besorgte. Zur Zeit der Eroberung hatte Neu-Amsterdam ungefähr 1500 Einwohner; 1673 war diese Zahl auf 2500 angewachsen. Aber im Juli 1673, neun Jahre nach dem englischen Handstreich, erschien ein holländisches Geschwader, nahm die Stadt wieder ein und nannte sie Neu-Oranien. Die Freude dauerte aber nur kurze Zeit, denn im nächsten Jahre waren die Engländer wieder im Besitz, und seitdem nahm der Handel einen immer größern Aufschwung. Schon damals war die Mehlausfuhr verhältnißmäßig nicht unbedeutend und das Produkt weit und breit gesucht. Die Engländer verfuhren praktisch; 1675 wurde verordnet, daß der Grund und Boden, welcher im Besitz von Privatleuten war, von diesen aber nicht angebaut wurde und unbenutzt liegen blieb, taxirt und zu dem abgeschätzten Preise an beliebige Käufer überlassen werden solle.

Im folgenden Jahre verbot ein Gesetz, den Indianern Branntwein zu verkaufen. Wenn ein rother Mann betrunken auf einer Straße gefunden wurde und nicht wußte wo er den Branntwein erhalten habe, dann solle die ganze Straße gestraft werden. Es war verboten Getreide zu destilliren, man nahm deshalb Syrup.

Die Stadt hatte ein Monopol auf den Mehlhandel; dagegen führten die Ansiedler auf dem platten Lande Beschwerde; sie verlangten gleiche Berechtigung, welcher aber die Stadt sich aus dem Grunde widersetzte, weil zwei Drittel ihrer Einwohner vom Mehlgeschäft ihren Lebensunterhalt gewannen. Sie verlangte noch 1692 in einer Eingabe an den Kolonialrath Aufrechterhaltung ihres Monopols. Aber es half nichts, sie mußte sich die Concurrenz der Provinz gefallen lassen.

Im Jahre 1677 hatte Neu-York 12 Straßen mit 384 Häusern; 1694 aber schon 983 Häuser; 600 Hausinhaber lebten vom Mehlgeschäft. 1683 gehörten den Bewohnern 3 Barken, 3 Brigantinen, 26 Slups und 48 offene Boote; 1685 war die Rhederei schon angewachsen auf 9 oder 10 Dreimaster, von je 80 bis 90 Tonnen Gehalt, 200 Kits (Ketches), von je 40 Tonnen, und 20 Slups, von je 25 Tonnen; 1694 waren schon 60 Schiffe, 25 Slups und 40 Boote vorhanden. 1696 aber nur 40 Schiffe, 62 Slups und 60 Boote. Das steuerpflichtige Vermögen wurde 1685 auf 75,694 Pfd. Sterling abgeschätzt; von jedem Pfunde mußten drei Farthings abgegeben werden.

König Jakob II. von England trachtete nach Willkürherrschaft, entzog 1686 auch seinen amerikanischen Besitzungen die Volksvertretung und verbot den Gebrauch der Buchdruckerpresse, welcher den Despoten immer Aergerniß gegeben hat. In demselben Jahre zahlte die Stadt 324 Pfund Sterling für Erweiterung ihres Freibriefes; sie mußte diese Summe aufborgen.

Zwei Jahre später gab es folgende Wards: Nord, Süd, Ost, West, Dock Ward, mit Harlem und Bowery.

Als König Jakob im Mutterlande des Thrones entsetzt worden war, ernannte die Stadt einen Kaufmann, Jakob Leisler, zum Gouverneur. Er wurde von Soldaten unterstützt; der Major zog sich, obwohl auch er die Partei Wilhelms und der Maria ergriffen hatte, nebst einigen angesehenen Einwohnern nach Albany zurück. Leislers Schicksale sind tragisch; er büßte sein Leben ein.

1690 versammelte sich ein Congreß der Colonien in Neu-York; 1691 lag die Wallstraße noch außerhalb der Stadt; 1691 wurde verordnet, daß Abends Licht in den nach der Straße hinausgehenden Fenstern brennen solle; wer dem zuwider handelte, zahlte 9 Pence Strafe für jeden Fall. Im December sollte aus jedem siebenten Hause eine brennende Laterne hängen, deren Kosten die sieben Hausbesitzer aufzubringen hatten. Im Jahre 1696 zählte Neu-York 4302 Einwohner, wovon 575 Neger waren; 1700 war die Bevölkerung auf 6000 Seelen angewachsen.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewann der Handel eine immer beträchtlichere Ausdehnung; die Stadt war eine Art von Stapelplatz für die Waaren der nördlichen Koloniecen geworden; man verschiffte sie zumeist von Neu-York aus nach England und Westindien. Doch aber wurden die Docks und Slips jährlich für die geringe Summe von 25 Pfd. Sterling verpachtet. 1711 wurde ein Sklavenmarkt in der Wallstraße unweit vom East River eröffnet; 1718 in Broadway eine Reperbahn angelegt, 1720 ein Zoll von 2 Procent auf alle aus Europa eingeführten Güter gelegt. Dieses ist der erste Zolltarif, welchen die Geschichte der Stadt kennt. Die erste Zeitung, die Neu-York Gazette, erschien 1725; einen abermals erweiterten Freibrief erhielt die Stadt vom Gouver-

neue Montgomerie, und er ist noch heute, obwohl mit einigen Abänderungen, in Kraft und Gültigkeit.

Die erste Fahrpost nach Boston und Philadelphia wurde 1732 eingerichtet. Diese Post ging von Boston alle Monat einmal, und brauchte für ihre Fahrt vierzehn Tage. 1759 wurden für einen Acre Land an der Außenstraße schon die Summe von 30 Pfd. Sterling bezahlt; die Beleuchtungskosten für die Stadt betrugen 760 Pfd. Sterling im Jahre 1770; die Stadtbehörde zahlte 1796 für Druckerkosten 35 Pfd. St.

Am 21. September 1776, bald nachdem die Engländer Neu-York eingenommen hatten, wurde die Stadt von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, die zu beiden Seiten des Broadway furchtbar wüthete und 493 Häuser oder ein Achtel des ganzen Ortes, auf einmal in Asche legte. Von 1741 auf 1742 hatte das gelbe Fieber viele Menschen hinweggerafft.

Im Jahre 1712 hatten die Neger sich erhoben, die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesteckt und viele Leute erschlagen. Sie wurden aber gebändigt und 119 Schwarze verbrannt oder gehenkt. Im Jahre 1741 auf 1742 machte die sogenannte große Negerverschwörung großes Aufsehen, die übrigens sehr übertrieben worden ist. Einige irische Katholiken hatten sich mit den Negern eingelassen; 154 der letzteren und 20 Weiße wurden ins Gefängniß geworfen, und 13 Neger am Pfahle verbrannt, da wo jetzt die Ecke von Chatham- und Pearlstraße ist; der Platz lag aber noch außerhalb der Stadt; 20 wurden gehenkt, davon einer in Ketten, und zwar auf einer Insel im Süßwasser-Teiche, wo jetzt Elm-Straße liegt; 78 wurden aus der Kolonie gejagt.

Im Jahre 1730 zählte die Stadt 1400 Häuser, 1731 schon 8628 Einwohner; 1746 standen 1834 Häuser, 1746 schon etwa 2000 mit 10,381 Einwohnern. Die Zahl derselben war 1771 auf 21,876 gestiegen. Beim Ausbruche des

Revolutionskrieges hatte New-York 4000 Häuser mit 25,000 bis 30,000 Einwohnern; aber drei Jahre nach dem Schlusse des Unabhängigkeitskampfes, also um 1786, nur noch 23,614.

Was den Handel betrifft so kostete 1742 der Buschel Weizen 3 Schilling 6 Pence; Kohlen kamen aus England und waren billiger als Holz. Von 1749 auf 1750 liefen 232 Schiffe in den Hafen ein und 286 liefen aus. Die Ladung der letzteren bestand hauptsächlich in 6731 Tons Provisionen, zumeist Mehl und Getreide. In 1755 waren 12,528 Hogsheads Leinsamen nach Irland verschifft worden. Im Jahre 1769 betrugen die Einfuhren 188,976 Pfd. Sterling; davon kamen aus Großbritannien für 75,931 Pfd. St., aus Westindien für 97,420 Pfund; einige Kleinigkeiten auch aus Südeuropa und Afrika. Die Importe aller englischen Kolonieen Nordamerikas aus Großbritannien betrugen in jenem Jahre 1,029,519 Pfd. Sterling, die Ausfuhren dorthin 673,002 Pfd. St. Charleston in Süd-Carolina war bei den ersteren mit 306,600 Pfd. St., bei den letzteren mit 387,114 Pfd. St. betheiligt.

Die unzweckmäßigen Maßregeln der englischen Regierung waren für den Handel der Kolonieen ungemein hemmend, und erregten eine Erbitterung, welche in nicht geringem Maaße zum Ausbruche der Revolution beitrug. In New-York wurde 1765 nebst dem Bildnisse des Gouverneurs auch die Stempelakte verbrannt, und Abgeordnete der Kolonieen traten in der Stadt zu einem Congreß zusammen. Die Kaufleute traten der Uebereinkunft wegen Nichteinfuhr englischer Waaren willig bei. Während New-York von den Engländern besetzt gehalten wurde, hatte es viel zu leiden; die öffentlichen Gebäude wurden ausgeplündert, alle Kirchen, mit Ausnahme der anglikanischen Episkopalkirche, wurden von den Soldaten als Kasernen, Spitäler, Reitbahnen, Ställe oder Gefängnisse benutzt, und die Schulen geschlossen. Begreiflicherweise lagen alle Geschäfte schwer darnieder, und das dauerte volle sieben Jahre lang. Erst 1783

zogen die Engländer ab, und die amerikanische Selbstständigkeit war gesichert.

Von jetzt an beginnt der wunderbare Aufschwung von Neu-York. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts zählte die Stadt schon 60,000 Seelen; unter allen nordamerikanischen Städten war ihr an Volksmenge nur noch Philadelphia voraus. Der Handel hatte angefangen sich in riesenhaften Verhältnissen auszudehnen, als die Dampfschifffahrt gerade zu rechter Zeit erfunden war und in weiterm Umfange praktisch angewandt wurde. Das gab wieder neuen Schwung. Ferner gewann Neu-York unberechenbar durch den Erie-Kanal, welcher ihm eine unmittelbare Wasserverbindung mit den großen Seen sicherte. So wurden die Nachtheile, welche der Krieg von 1812 mit England im Gefolge hatte, bald verschmerzt. Die Packetlinien nach allen Haupthäfen hatten mächtigen Zuwachs im Schifffahrts- und Handelsverkehr im Gefolge, und die Dampfschifffahrt an der Küste und auf den Binnengewässern wurde immer wichtiger. Dazu kamen die Eisenbahnen, welche allmälig bis weit ins Innere reichten; es wurde ein natürlicher Ausgangspunkt für die Hauptbahnen nach Norden, Süden und Westen.

Indessen ist auch in der amerikanischen Periode Neu-York von mancherlei Widerwärtigkeiten heimgesucht worden. Im Jahre 1798 raffte das gelbe Fieber 2086 Menschen hinweg; 1805 erschien diese Seuche abermals, und obwohl ihr nur 280 Menschen erlagen, so war doch die Bestürzung so groß, daß ein gutes Drittel der Einwohner die Stadt verließ. Auch 1822 kam dieses gelbe Fieber noch einmal; es starben 388 Menschen. Die asiatische Cholera machte 1832 ihren ersten Besuch; ihr erlagen nicht weniger als 10,359 Menschen! Auch an verheerenden Feuersbrünsten hat es nicht gefehlt; jene von 1804 legte 40 Gebäude in Asche und verursachte einen Schaden von zwei Millionen Dollars; jene von 1811 zerstörte mehr als 80

Häuser in der Chathamstraße; in der Nacht vom 16. December 1835 verbrannten 648 Häuser; ein Flächenraum von 30 bis 40 Acres war eine Wüstenei geworden, der Schaden betrug an achtzehn Millionen Dollars; und 1845 zerstörte das Feuer Eigenthum im Werth von sieben Millionen. Ins Jahr 1837 fällt die große Handelskrisis, welche weit und breit im Lande Bestürzung verbreitete und in Neu-York Tausende von Leuten um ihr Vermögen brachte.

Und trotz alledem, welch ein Schauspiel bietet Neu-York in der Gegenwart dar!

Die Stadt Neu-York entwickelte aus kleinen und unscheinbaren Anfängen sich zu einer Weltstadt. In welchem Verhältniß die Bevölkerung sich vermehrte und wie sich überhaupt die Populationsverhältnisse gestaltet haben, ergiebt sich aus folgenden Ziffern. Die Volksmenge der Stadt bestand:

1656	aus	1,000	Seelen	1810	aus	96,373	Seelen
1696	=	4,302	=	1814	=	92,448	=
1731	=	8,628	=	1816	=	100,619	=
1756	=	10,381	=	1820	=	123,706	=
1773	=	21,876	=	1825	=	166,086	=
1786	=	23,614	=	1830	=	202,589	=
1790	=	33,131	=	1835	=	270,089	=
1800	=	60,489	=	1840	=	312,710	=
1805	=	75,770	=	1845	=	371,223	=

Die Zählung vom Jahre 1850 ergab 515,545 Seelen, oder binnen fünf Jahren eine Zunahme von mehr als 140,000! Im Durchschnitt betrug von 1656 bis 1850 die Bevölkerungszunahme für jede zehnjährige Periode 40 Procent. Nur während der Zeit des Unabhängigkeitskrieges und des Krieges mit England von 1812 bis 1814 ist ein Rückgang bemerklich, im Uebrigen geht die Zunahme ununterbrochen fort. Doch dauerte es lange, bevor Neu-York die Städte Boston und

Philadelphia, welche ihr voraus waren, einholte; nachdem aber dies einmal geschehen war, überflügelte es beide und ist nun längst die größte Stadt in der neuen Welt. In welcher Weise dies geschah, ergiebt sich aus nachfolgender Zusammenstellung. Es hatten Einwohner:

Jahre	Neu-York	Philadelphia	Boston	Baltimore
1690	3,000	. . . .	4,500	. . . . .
1700	4,800	. . . .	6,700	. . . . .
1750	9,800	7,635	15,731	. . . . .
1790	33,131	42,520	18,038	13,503
1800	60,489	81,005	24,297	26,514
1810	96,373	111,210	35,250	46,455
1820	123,706	137,097	43,298	62,738
1830	202,589	188,961	61,392	80,620
1840	312,710	258,037	93,383	102,513
1850	515,545	408,815	138,788	189,048

Außer diesen vier genannten Städten gab es 1820 in den Verein. Staaten nur noch acht Städte, welcher über zehntausend Einwohner zählten, nämlich Portland, Salem, Providence, Albany, Pittsburg, Richmond, Washington und Neu-Orleans. Aber 1830 waren solcher Städte mit mehr als 10,000 Seelen schon sechszehn, 1840 schon ein und dreißig, und 1850 schon fünf und sechszig. Jene von 1840 sind außer Neu-York folgende:

Boston, Portland, Lowell, Salem, Neubedford, Charlestown, Springfield, Providence, Neuhaven, Brooklin, Philadelphia, Albany, Rochester, Troy, Buffalo, Utica, Newark, Pittsburg, Richmond, Petersburg, Baltimore, Norfolk, Charleston, Savannah, Mobile, Neu-Orleans, Louisville, St. Louis, Cincinnati, Washington.

Es gab 1790 sechszehn Staaten, welche sämmtlich, jeder einzeln genommen, eine stärkere Bevölkerung hatten, als die

Stadt Neu=York. Diese, damals mit 33,131 Seelen, kam der Volksmenge von Tennessee, damals 35,791 Seelen, am nächsten. Es erreichte von den übrigen Staaten nicht die Hälfte der Volkszahl, ausgenommen jene von Delaware, das 59,096 Seelen zählte.

Gegenwärtig hat die Stadt Neu=York eine stärkere Volkszahl, als jeder einzelne der nachbenannten Staaten: Neu=Hampshire, Vermont, Connecticut, Rhode=Island, Neu=Jersey, Delaware, Florida, Louisiana, Texas, Arkansas, Michigan, Wisconsin, Jowa und Californien. Und ziehen wir nur die weiße Bevölkerung in Betracht, so können wir noch fünf andere Staaten hieher rechnen, nämlich Maryland, Süd=Carolina, Georgia, Alabama und Mississippi; vielleicht auch noch Nord=Carolina.

Rechnet man die Neger und Farbigen ab und bringt nur die weiße Bevölkerung in Anschlag, so hatte die Stadt Neu=York 1850 so viele Seelen als folgende fünf Staaten: Arkansas 126,071 Weiße, Delaware 71,888, Florida 47,120, Texas 133,131, Rhode Island 144,012: Total 522,222 Weiße. Oder so viel als die beiden Staaten: Louisiana 254,271 Weiße, Süd=Carolina 274,775: Total 529,046 Weiße. Oder, nach einer andern Gruppirung, so viele Seelen als die weiße Bevölkerung betrug in Arkansas, Delaware, Florida, Texas und Süd=Carolina, — zusammen mit etwa 600,000 Seelen. Oder so viele als zusammen: Delaware, ganz Florida, Rhode Island und Jowa, zusammen 1850 mit 518,694 Seelen.

In Europa haben nur London, Paris, St. Petersburg und Konstantinopel mehr Einwohner als Neu=York 1850; rechnet man aber die unmittelbar bei Neu=York liegenden Städte Brooklyn, Williamsburg und die Umgegend mit hinzu, so zählte es mehr Köpfe als die Hauptstädte Rußlands und der Türkei, nämlich 757,000. Beschränkt man die Annahme aber auf die 19 Stadttheile oder Viertel, Wards, des eigentlichen Neu=York,

mit 515,000 Einwohnern, so kamen ihm Neapel und Wien am nächsten; Berlin hat jetzt etwa gleiche Volksmenge mit Philadelphia.

Von 1790 bis 1850 hat Neu-York ihre Volksmenge viermal verdoppelt, also durchschnittlich in einer Periode von fünfzehn Jahren. Folgende Städte und Staaten haben sich in folgenden Perioden an Volkszahl verdoppelt: seit 1800 (Cincinnati, Louisville und Buffalo sind neuer): Neu-York in 15 Jahren, Boston in 20½, Philadelphia in 22, Baltimore in 20, Cincinnati in 6⅔, Neu-Orleans in 15, St. Louis in 10, Brooklyn in 9, Pittsburg in 7⅔, Louisville in 8, Washington in 14, Charleston in 33, Albany in 13½, Buffalo in 8½, Staat Neu-York in 19, Staat Virginien in 70, Neu-England in 45, der Nordwesten in 7, die Vereinigten Staaten in 23½, London in etwa 40 Jahren.

An Wohnhäusern hatte die Stadt Neu-York: im Jahr 1656: 120 Häuser, à 8½ Bewohner; 1756: 2,000 Häuser, à 5½ Bewohner; 1850: 37,730 Häuser, à 13⅔ Bewohner.

Gegenwärtig kann man etwa im Durchschnitt drittehalb Familien auf jedes Haus rechnen; in Boston, das 1850 Häuser 15,194 hatte, kamen etwas über 9 Köpfe auf jedes Haus; in Philadelphia 7½ Kopf.

Die Volksmenge selbst besteht aus dem allerbuntesten Gemisch, das sich nur denken läßt; fast alle Völker der Erde haben in Neu-York ihre Vertreter. Nach der Zählung von 1845 war die Bevölkerung der Stadt in folgender Weise zusammengesetzt:

Geboren im Staate Neu-York	194,916	Personen
Geboren in Neu-England	16,079	=
In anderen Theilen der Vereinigten Staaten	25,572	=
Geboren in anderen amerikanischen Ländern	508	=
Geborene Amerikaner	237,075	Personen

Geboren in britischen Landen	96,581	Personen
Geboren in Deutschland	24,416	=
Geboren in Frankreich	3,710	=
In anderen Ländern Europas	3,277	=
Geborene Europäer	127,984	Personen.

Von diesen Ausländern waren 60,946, also über die Hälfte, noch nicht naturalisirt. Im Jahre 1855 stellte sich die Gesammtbevölkerung des Staats Neu-York auf 3,466,212 Seelen, von welchen 632,746 Fremde waren. In Deutschland waren davon 226,549 geboren, und von diesen wohnten in der Stadt Neu-York 97,903 Köpfe. Neger und Mulatten, überhaupt farbige Menschen, gab es 1850 in der Stadt Neu-York 13,724, was gegen 1840 eine Abnahme von 2034 Köpfen zeigt. Die Einwanderung von Ausländern stellte sich in Neu-York in den zwölf Jahren von 1840 bis 1851 in folgender Weise:

	Einwanderer.		Einwanderer.
1840	60,712	1846	108,264
1841	55,885	1847	147,170
1842	74,014	1848	176,671
1843	45,961	1849	220,742
1844	60,597	1850	212,996
1845	81,291	1851	289,601

Demgemäß betrug die Einwanderung vom Auslande her im Laufe von zwölf Jahren über anderthalb Millionen Seelen, allein in der Stadt Neu-York. Im Jahre 1857 wanderten 118,990 Deutsche in die Union ein, von 1847 bis 1857 überhaupt 1,187,008 Köpfe aus Deutschland; nach amtlichem Berichte betrug die Zahl der gesammten Einwanderer von Anfang 1844 bis Ende 1857 nicht weniger als 3,907,018 Köpfe.

Von jenen 1,533,904 Einwanderern kommen auf die Jahre:

1840 bis 1843	....	236,572	Köpfe
1844 = 1847	....	397,322	=
1848 = 1851	....	900,010	=

Bei einem solchen Zuflusse von Fremden kann von einem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, stetigen und regelmäßigen Sterblichkeitsverhältnisse keine Rede sein. Eine große Anzahl von Menschen bringt die Keime tödtlicher Krankheiten aus anderen Ländern mit sich, und auch die ansässige Population erhält aus den verschiedensten Gegenden immer neuen Zuschuß. Im Jahre 1805 stellte sich die Sterblichkeit auf 1 von 32.98, und 1810 auf 1 von 46.49; 1815: 1 von 41.83, und 1850, bei 16,978 Todesfällen, auf 1 von 30.37. Im Jahr 1851 betrug die Zahl der Sterbefälle 22,024, was 1 von 25 beträgt, wenn man annimmt, daß in diesem Jahre die Bevölkerung um 30,000 Köpfe gegen das vorhergegangene angewachsen war.

In anderen Städten der Union ergab sich folgendes Sterblichkeitsverhältniß:

Boston 1845	1 auf 49	Washington 1850 .	1 auf 43⅗
Boston 1850	1 = 38	Wisconsin = .	1 = 106
Lowell 1845	1 = 69	Vermont = .	1 = 100
Lowell 1850	1 = 65	Massachusetts = .	1 = 51
Cincinnati 1840 ..	1 = 35	Utah = .	1 = 47½
Baltimore 1846—48	1 = 20¼	Louisiana = .	1 = 43
Chicago 1849 ...	1 = 15	Glasgow, Schottland 1836 ..	1 = 26
Chicago 1850 ...	1 = 42	Manchester, England 1842 ...	1 = 30
Louisville 1840—43	1 = 17¾	London 1841	1 = 41

Die mittlere Lebensdauer in Neu-York stellt sich im Vergleich zu nachbenannten Städten und Gegenden folgendermaßen heraus:

		Jahr			Jahr
Neu-York	1811—20	26.15	Boston	1811—20 .	27.75
=	1821—30	24.36	=	1821—30 .	25.88
=	1831—40	19.46	=	1831—40 .	22.72
=	1845—50	20.78	=	1841—45 .	21.43
=	1850 . . .	20.67	=	1850. . . .	21.06
Philadelphia	1811—20	26.25	Charleston	1822—30 .	30.59
=	1821—30	25.53	=	1831—40 .	31.05
=	1831—40	22.64	=	1841—48 .	30.39
=	1845 . . .	21.85	. . . .	. . . . . .	
Massachusetts	1843—48	52.18	England	1841 . . .	20.00
London	1841 . . .	27.00	Liverpool	1841 . . .	20.00

Die Armenverwaltung der Stadt Neu-York giebt durchschnittlich an 6000 Arme Unterstützung; außerdem erhalten zwischen 35 bis 40,000 Individuen, zumeist dürftige Einwanderer, gelegentliche Beihülfe. Die Armenausgaben betragen ungefähr 400,000 Dollars. Im Staate Neu-York wurden 1857 nicht weniger als 173,249 Menschen von den Ortschaften oder Counties unterstützt mit einer Summe von 1,354,383 Dollars. Von den Unterstützten im County Neu-York bildeten die Irländer beinahe 50, die Deutschen kaum 4 Procent.

Die Criminalstatistik giebt folgende Notizen. Im Jahre 1851 wurden 16,522 Personen ins Stadtgefängniß abgeliefert, wo am 1. Januar noch 221 befindlich waren. Macht zusammen 16,743. Davon wurden 12,955 wieder entlassen, 3390 wurden ins Zuchthaus, 192 ins Staatsgefängniß abgeführt, 3 wurden hingerichtet. In den höheren Criminalgerichten wurden 2494 verurtheilt; darunter 8 wegen Mordes, 8 wegen Todtschlags, Angriff in der Absicht zu tödten 8, Ueberfall und

thätliche Mißhandlung 703, Unruhstifter 6, Fälschung 17, Diebstahl mit Einbruch bei Nacht 47, großer Diebstahl 105, kleiner Diebstahl 1530 ꝛc. Im Jahre 1836 belief sich die Gesammtzahl der Verurtheilten auf 854 oder 1 auf 315; im Jahre 1851, bei einer Bevölkerung von etwa 550,000 Seelen, kommt 1 Verurtheilter auf 225 Personen. In London kam 1828 1 auf 415, in Boston 1845 1 auf 262.

Die Polizeimannschaft besteht aus 900 Angestellten; die Kosten der Polizeiverwaltung betragen etwa eine halbe Million Dollars. Zur Miliz des Staats stellt die Stadt Neu-York ungefähr 45,000 Mann; unter diesen befinden sich 4000 uniformirte „Freiwillige", die jeden Augenblick ausmarschiren können. Die Löschanstalten oder sogenannten Feuercompagnien beschäftigen 2000 Mann. — In den verschiedenen Theilen der Stadt giebt es vierzehn Marktplätze. Die Handelskammer wurde 1768 gegründet; sie erhielt 1770 von König Georg III. einen Freibrief, der 1784 einige Abänderungen erlitt.

Ein sehr nützliches Bauwerk ist die Croton-Wasserleitung. Diese ist 40¼ Meile lang; im Innern bis zu 5 Fuß 5 Zoll breit; 5 bis 8 Fuß 5¼ Zoll hoch; sie kann täglich bis zu sechszig Millionen Gallons in die Stadt liefern; das Minimum beträgt an jedem Tage 27 Millionen Gallons. Die Anlagekosten belaufen sich auf etwa neun Millionen Dollars. Hier mag bemerkt werden, daß die Cochituate-Wasserleitung zu Boston nur 20 Meilen Länge hat und an zehn bis vierzehn Millionen Gallons Wasser liefert; sie kostete fünf Millionen Dollars.

Für den Schulunterricht wurden im Jahre 1850 verausgabt 221,773½ Dollars. In dem Schuljahr bis zum 5. Februar 1851 besuchten 107,363 Schüler die Lehranstalten. Die Zahl der öffentlichen Schulen betrug 114, der Districtsschulen 72, der Corporate-Schulen 21, zusammen 207 Schul-

anstalten. Die Geldkosten, welche durchschnittlich der Schüler verursachte, betrugen 6 Dollars 87 Cents.

Die Anzahl erwachsener Leute, welche laut der Zählung von 1850 weder Schreiben noch Lesen konnten, betrug in der ganzen Stadt 18,807. Davon waren 16,449 Ausländer, zumeist Irische, und von den 2,358 Eingeborenen 1,667 Neger; 12,271 waren Weiber. In Boston beläuft sich die Ausgabe für die öffentlichen Schulen auf etwa 8 Dollars für den Kopf, wenn man alle Schüler von 4 bis 16 Jahren zusammenrechnet. Im Staate Massachusetts auf etwa 3 Dollars. In Philadelphia wurden 1851 für öffentliche Schulen 435,938 Dollars verausgabt, oder etwa 5 Dollars für jedes Kind zwischen 5 und 15 Jahren.

Neu-York hatte 1851 nicht weniger als 261 Kirchen, welche sich auf die erhebliche Zahl von neunundzwanzig verschiedenen Sekten vertheilen, von denen jede einzelne behauptet, sie sei im Besitz der religiösen Wahrheit, was die übrigen dann nicht gelten lassen wollen. Doch lernt sich bei so großer Buntschäckigkeit der religiösen Ansichten, Meinungen und Ueberzeugungen die Verträglichkeit von selbst, und in Bezug auf bürgerliche Berechtigung hat keine Sekte vor der andern etwas voraus.

Die verschiedenen „Kirchen" waren folgende: Protestantisch-Bischöfliche 45, Methodisten 30, Afrikanische 4, Presbyterianische 36, Associirte Presbyterianer 4, Associirte reformirte Presbyterianer 2, Reformirte Presbyterianer 4, Baptisten 31, Congregationalisten 10, Wesleyanische Methodisten 1, Methodistische Protestanten 2, Unitarier 2, Niederländisch-reformirte 19, Lutheraner 5, Römisch-katholische 21, Jüdische Synagogen 12, Neu-Jerusalem 2, Urchristen 4, Universalisten 4, Quäker 4, verschiedene andere Sekten 9 Kirchen.

Zusammen 261 Kirchen, so daß für etwa 2100 Köpfe eine solche zu rechnen ist. In Philadelphia befinden sich,

in der eigentlichen Stadt, 84 Kirchen mit 83,171 Sitzen, rechnet man aber die Vorstädte hinzu, 247 Kirchen mit 185,539 Sitzen. In Boston 1845 78 Kirchen und 21 Hallen mit 84,174 Sitzen; in Baltimore 1850 106 Kirchen, in Lowell 1845 33.

Wir gehen nicht in die Einzelnheiten des Handelsverkehrs ein, weil sie uns an diesem Orte zu weit führen würden; uns kam es nur darauf an, zu zeigen, aus welchen schwachen Anfängen sich allmälig diese Stadt zu einer so großartigen Bedeutung entwickelte, und in dieser Beziehung sind die scheinbar dürren Ziffern äußerst beredt. Unter allen amerikanischen Häfen steht Neu-York in Bezug auf die Ein- und Ausfuhren über See voran. In der gesammten Union betrugen 1857 die Einfuhren 360,890,141 Dollars, die Ausfuhren 362,949,144 Dollars; diese Handelsbewegung erreichte also die Ziffer von nahe an 724 Millionen Dollars. Davon kamen auf Neu-York für die Einfuhr etwa zwei Drittheile, nämlich 236¼ Million, und auf die Ausfuhr 119,197,301 Dollars.

2. Der Getreidemarkt von Chicago in Illinois.

Die westlichen Staaten sind ungemein rasch angewachsen, und während der letztverflossenen zwanzig Jahre so bedeutend und volkreich geworden, daß sich schon jetzt der politische Schwerpunkt dorthin rückt. Sie bilden die eigentlichen Kornkammern Nordamerikas und haben für ihren Ueberschuß an Erzeugnissen bequeme Fahrbahnen, nach Norden die Seen, nach Süden den Mississippi, nach Osten den Hudson und die Neu-Yorker Kanäle. Auch begriffen sie rasch, von wie großer Wichtigkeit für sie die Eisenbahnen sein würden, deren der Staat Ohio 1858 nicht weniger als 2946 Meilen hat, Illinois 2678, Indiana 1799, Neu-York 2590 Meilen.

Scheinbar liegen diese Staaten an den nördlichen Seen und am obern Mississippi weit entfernt, aber durch die raschen Communicationsmittel sind sie der Küste nahe gerückt, und in

dem letzten Jahre sind sogar aus dem innern Winkel des Michigan-See, von Chicago aus, Getreideladungen direkt nach Liverpool gegangen. Auch vom Erie-See ist die unmittelbare Schifffahrt nach Europa in Gang gebracht worden. Im Juni 1858 lagen zu Toledo im Staat Ohio Betten zur Verladung nach England, und zu Sandusky desgleichen, welche für die Insel Helgoland bestimmt waren. Schiffe von Cleveland und Detroit haben die Fahrt nach Liverpool schon in 35 Tagen zurückgelegt, andere bedurften 46 Tage Zeit.

Unter den sogenannten „Getreidehäfen" im Westen ist Chicago in Illinois am bedeutendsten und kann schon heute als der wichtigste Kornmarkt auf Erden betrachtet werden. Im Jahre 1836 wohnte auf der Prairie, welche jetzt mit mehr als zehntausend Häusern bedeckt ist, noch kein weißer Mann; vor zwei und zwanzig Jahren wurden die ersten Blockhütten gebaut; im Juli 1855 zählte Chicago schon 78,511 Seelen, die 1858 auf mehr als 120,000 angewachsen sind. Dieser Stapelplatz liegt mehr als zweihundert deutsche Meilen von der Meeresküste entfernt an der südwestlichen Ecke des Michigan-See's, in welchen der Chicago-Fluß mündet. Ein recht gesundes Klima kann man ihr nicht nachrühmen, und die Wechselfieber haben die Stadt in einen schlimmen Ruf gebracht; aber die Handelslage ist in jeder Beziehung so ungemein günstig, daß sie nicht besser gedacht werden kann. Man hat, 1015 Fuß über dem Wasserspiegel des atlantischen Oceans, unter 40 Grad 50 Minuten nördlicher Breite und 87 Grad 10 Minuten westlicher Länge von Greenwich, die Stadt in einem länglichen Viereck angelegt, und zwar in der Weise, daß sie vom Flusse in drei Theile gesondert wird. Der nördliche Arm desselben ist nur auf eine kurze Strecke schiffbar, der südliche dagegen auch für große Schiffe zwei Stunden weit zugängig. Die verschiedenen Stadttheile sind durch Brücken mit einander verbunden, welche der Schifffahrt nicht

das geringste Hinderniß in den Weg legen. Zu Ende 1853 hatte Chicago 15 große Avenuen, 5 öffentliche Parks, 5 Plätze, 4 Gerichtsgebäude, 183 größere Straßen und im Ganzen 9316 Gebäude. Davon waren 7627 Wohnhäuser, 379 Fabriken, 61 Kirchen, 54 Schulen, 1184 Waarenläden, 1 Theater, 3 Gymnasien, 1 Gefängniß, 7 Hallen, 3 Hospitäler und 3 Markthallen. Die Einwohnerzahl betrug 60,652; einige Monate später, im Juli 1854: 62,872, wovon 25,677 eingeborene Amerikaner und 35,879 im Auslande Geborene, zu vier Fünfteln Deutsche.

Das Anwachsen der Bevölkerung bezeichnet zugleich den Aufschwung, welchen Gewerbe und Handel genommen haben. Im Jahre 1840 betrug sie 4479 Köpfe, mit einem beweglichen Eigenthum von 94,437 Dollars.

	Seelen.	Eigenthum.	
1845 . .	12,088	3,065,022	Doll.
1850 . .	28,269	7,220,249	„
1853 . .	60,652	16,841,831	„
1854 . .	65,872	24,394,239	„

Schon im Jahre 1854 liefen 5060 Schiffe ein, 5045 liefen aus, jene mit einem Gehalt von 1,608,845 Tonnen. Nicht weniger als siebenzehn Eisenbahnen finden ihren Anfangs- oder Endpunkt in dieser Stadt und alle laufen durch getreidereiche Gegenden. Sie hatten zusammen eine Länge von 2455 englischen oder nahezu 500 deutschen Meilen; aber durch Anschluß- oder Verbindungsbahnen sind noch etwa 5000 englische Meilen hinzugekommen, und der Illinois- und Michigankanal eröffnet diesem Markt eine Wasserverbindung auch mit dem Mississippi. Die Einfuhren betrugen 1854 schon 30 Millionen, die Ausfuhren 24,709,000 Dollars.

Im Jahr 1847 betrug die Getreideeinfuhr erst 68,000 Buschels, 1854 aber mehr als 15 Millionen. Davon waren

in runden Zahlen: Mais 7½, Weizen 3, Hafer 4½ Millionen, Roggen 85,000, Gerste 201,000 Buschels. Dazu kommt noch eine bedeutende Quantität Mehl.

Chicago hatte 1855 eine Einfuhr von 16,933,813 Buschels Getreide aller Art. Vergleiche man dieselbe mit jener andrer Häfen, so tritt sogleich das Uebergewicht dieser Stadt hervor. Denn es gingen 1854 ein: in Odessa 7 Millionen, in Galatz und Braila 8,320,000, Danzig 4½, St. Petersburg 7 Millionen, Archangel 9½ Millionen Buschels. Ferner brachte Chicago 1854 in den Handel: 2,143,569 Pfund Butter, 73,980 Schweine, 2,887,120 Pfund Schweinsfett, 13,188,815 Pfund Schweinefleisch; etwa 1½ Pfund Rindstalg, 2,026,000 Pfund Häute, 252 Millionen Fuß Timber (Bauholz), 113 Millionen Fuß Schindeln, 37 Millionen Fuß Latten, 6½ Millionen Fuß andere Hölzer, 1,030,000 Pfund Wolle, 3,252,000 Pfund Blei und 3½ Millionen Pfund Fische.

Man sieht, wie kolossal der Verkehr dieses binnenländischen Seehafens ist. Der ungeheure Aufschwung, welchen die Verkehrsmittel unserer Zeit dem Handel geben, zeigt sich gerade im westlichen Nordamerika am auffallendsten. Chicago hat dort nur Eine Stadt, die sich mit ihr an raschem Gedeihen messen kann und an der sich gleichfalls der wunderbare Einfluß nachweisen läßt, welchen die Eisenbahnen ausüben, besonders wenn sie an einem Strome oder an einem See münden, welchen Dampfer beleben. Ich meine Cincinnati. Die Reise von dort nach Neu-Orleans ist nun um neun Zehntel gegen früher abgekürzt worden eben durch die Dampfschifffahrt. Dazu kamen die verschiedenen Ohio-Canäle und die Dampfschifffahrt auf den Seen, und vermittelst derselben konnten Neu-York, Philadelphia und Baltimore einen großen Theil des Waarenzuges, der früher den Mississippi abwärts gegangen war, nach den atlantischen Gestaden ablenken. Die Macht der Dampfer ist nun im Binnenlande durch die Eisenbahnen theilweise neutralisirt. Die

letzteren vermindern Zeit und Entfernung dermaßen, daß sie für große Distanzen sich oftmals als die billigsten Communicationswege herausstellen. Denn auf langen Linien ist der Zeitgewinn von mehreren Tagen oder gar Wochen oft ein äußerst beträchtlicher Gewinn in Bezug auf die Benutzung des Marktes, besonders wenn es sich darum handelt, Conjuncturen für den Exporthandel zu benutzen. Chicago aber hat zu dem ausgedehnten Eisenbahn-Netze noch die großen nördlichen Seen vor sich und hat Wasserverbindung durch Canäle sowohl nach Canada wie Neu-York. Es liegt mitten im Binnenlande und hat doch vorwiegend atlantische Interessen.

3. Das Stromgebiet des Mississippi.

Wir haben weiter oben einige Andeutungen über die Region der großen nördlichen Seen gegeben und lassen einige Betrachtungen über das innere Thalbecken von Nordamerika folgen, das eine sehr große Ausdehnung hat. Denn es reicht etwa vom 29. Grade nördlicher Breite bis zum nördlichen Polarkreise und umfaßt die ganze nördliche gemäßigte Zone; im Osten und Westen wird es von den Alleghanies und dem Felsengebirge begrenzt; es nimmt von Süden nach Norden hin an Breite und Ausdehnung zu. Ein Arzt in Cincinnati, Dr. Drake, welcher ein lehrreiches Werk über die Krankheitsverhältnisse im Stromgebiete des Mississippi veröffentlicht hat, schätzt den Flächeninhalt Nordamerikas auf 8,000,000 englische Geviertmeilen, wovon er drei Viertel auf das Thalbecken rechnet. Die nördliche Hälfte ist für Leute europäischer Abstammung durchaus nicht bewohnbar; die übrigen drei Millionen Geviertmeilen sind jetzt erst etwa zu einem Drittel, aber auch noch sehr dünn, von civilisirten Menschen bevölkert. Die Felsengebirge liegen im Durchschnitt etwa 10 Grad westlich vom Stillen Weltmeere, gegen welches sie steiler abfallen als nach Osten, wo sich mächtige Ebenen vor ihnen ausbreiten, zum Theil in der Form von Tafellän-

dern, die entweder mit dem Gebirgsstock zusammenhängen oder vereinzelt daliegen. Zu den letzteren gehören die Sweetwater Mountains und die Schwarzen Hügel, die mit Pfählen versehene Ebene (Llano estecado), die Ozarkgebirge, und weiter im Norden die Coteau des Prairies. Die Alleghanies, welche die Ostgrenze des Thalbeckens bilden, reichen nicht, wie die Rocky Mountains, bis ans Polarmeer, sondern sind durch die großen canadischen Seen und den St. Lorenz unterbrochen, und verschwinden, bevor sie Labrador erreichen. Der nördliche Theil des Thalbeckens besteht aus einer ungeheuern Ebene, die von den Felsengebirgen bis Labrador sich erstreckt und mannigfach von tiefen Buchten des nördlichen Oceans eingeschnitten ist. An der Nordseite liegt die Hudsonsbay, im Süden der mexikanische Meerbusen, welche beide tief ins Land eindringen und zwei Aufnahmebecken für große Ströme bilden, welche im Centrum dieser Region entspringen. Im südwestlichen Theile kommen Seen kaum vor, dagegen sind sie im Norden desto häufiger. Besonders merkwürdig erscheint jene Seenkette, welche im nordwestlichen Theile des Beckens, etwa unter 127° westlicher Länge, mit dem Großen Bärensee beginnt, darauf südöstlich bis zum Erie (40° n. Br. 80° w. L.) sich erstreckt und dann im Ontariosee und im St. Lorenz nach Nordosten zieht. Dies ist die längste Seekette auf Erden.

Das Thalbecken ist äußerst reich an Strömen; diese haben ihre hydrographischen Achsen oder Centren, in denen sie entspringen und durch welche sie in eben so viele besondere Gruppen getheilt werden, als besondere Centren vorhanden sind. Einige dieser Achsen liegen im Thalbecken selbst, andere in den westlichen oder östlichen Gebirgen. Zu den ersteren gehören: — 1. Die Region im Westen des Obern-Sees (mittlere Breite 47°, mittlere Länge 95°); ihre mittlere Erhebung mag sich auf etwa 1500 Fuß belaufen; von ihr fließen die Ströme nach drei Richtungen ab. Der Mississippi strömt südöstlich

durch die Centralmulde des Thalbeckens; der St. Lorenz, welcher in seinem obern Laufe St. Louis heißt, zieht nach Nordosten in den atlantischen Ocean; der nördliche Red River fließt nach Norden und gehört der Hudsonsbay an. — 2. Die Gegend im Westen des Michigan-Sees (mittlere Breite 45°, Länge 89 bis 92°); ihre Achse ist jener der vorigen durchaus untergeordnet; ihre Gefließe strömen meist zum Mississippi, ein Theil gehört indessen dem Gebiete der großen Seen an. — 3 Auf der andern Seite des Michigan-Sees liegt ein besonderes Centrum von 500 bis 1100 Fuß Höhe, von welchem Wasser nach Westen, Norden und Osten abfließen. — 4. Die Region, welche die Staaten Ohio und Indiana umfaßt, erhebt sich in ihrem östlichen Theile bis zu 1100 Fuß, hat aber in ihrer westlichen Abtheilung die meisten Flüsse. Die Gewässer dieser Achsen fallen in die großen Seen, wie der St. Joseph, Maumee, Sandusky, Cayuhoga und Grand; oder in den Ohio, wie der Kankakee, welcher als der eigentliche Quellfluß des Illinois betrachtet werden muß, der Wabash, der große Miami, Sciote, Muskingum und Big Beaver. — 5. Im Süden liegen die Hochlande von Alabama und Mississippi; von diesen Centren fließen einige Gewässer von kurzem Laufe nach Norden zum Tenessee; nach Süden der Big Black und der Yazoo in den Mississippi; der Pearl und Pascagula fallen in den Golf; der Tombighbee und Black Warrior, vermittelst des Alabama, gleichfalls in den mexikanischen Meerbusen. — 6. Die Ozarkberge; von diesen kommen verschiedene Zuflüsse des Arkansas und des Missouri; in den Mississippi ergießen sich der Maramac, St. Francis, White und Washita (vermittelst des Red Rivers). — 7. Die Schwarzen Hügel (Black Hills) im Missourigebiete; von diesen fallen die östlichen Flüsse direkt in den Missouri, die westlichen mittelbar durch den Yellow Stone. — 8. Das Wassertafelland im Norden zwischen der Hudsonsbay und den Seen. Von demselben fließen Ströme

nach Norden wie nach Süden hin. — 9. Die sterile Region im hohen Norden und Nordwesten; ihre Gewässer fließen zum Polarmeer ab.

Die hydrographischen Achsen der Centren am westlichen Gebirgsrande sind — 1. Jene der nördlichen Felsengebirge (mittlere Breite 51°, Länge 115°) von 10,000 bis 12,000 Fuß Erhebung. Dort entspringen die größten Flüsse des nordamerikanischen Continents. Zum Stillen Weltmeere laufen der Fraser und der Nordarm (Clarke) des Oregon oder Columbia; von der Ostseite kommen die Flüsse, welche den Mackenzie bilden, der zum Polarmeer strömt; die Quellengewässer des Saskatschewan und der Maria, der nördliche Zweig des Missouri. — 2. Die Achse der südlichen Felsengebirge (mittlere Breite 41°, Länge 107°), mit einer durchschnittlichen Erhebung von 11,000 Fuß. Von der Westseite hinab fließen der Lewis oder südliche Hauptarm des Columbia, und der Colorado, welcher sich in den californischen Meerbusen ergießt. Auf der Ostseite entspringen die südlichen Arme des Big Horn, des Platte und Kansas, beide Zuflüsse des Missouri; Arkansas und Red River; sie gehören sämmtlich dem Mississippi an. Der Rio del Norte ergießt sich in den mexikanischen Golf.

Die hydrographischen Achsen des östlichen Gebirgslandes: 1. Die Weißen Berge und die Grünen Berge; von diesen fallen die Ströme nach Norden und nach Westen ab, zum St. Lorenz- und zum Champlain-See; nach Süden ergießen sich der St. John, Penobscot, Kennebec und Connecticut in das atlantische Weltmeer. — 2. Die Achse zwischen den Seen Ontario und Champlain, von welchen eine Anzahl kleiner Gewässer nach allen Richtungen abfließt. Unter diesen ist der Hudson am bedeutendsten. — 3. Das Centrum in Neu-York und Pennsylvanien mit einer durchschnittlichen Höhe von 1800 Fuß. Von demselben fließen im Norden der Genesee

und Oswego, im Osten die westlichen Arme des Susquehannah, im Südwesten die Quellflüsse des Alleghany. — 4. Die Region in Virginien zwischen 38° und 39° n. Br. und 79° bis 80° w. L.; mittlere Erhebung etwa 2000 Fuß. Von hier ab fließen gen Osten der Potomac und James, nach Norden der Monongahela, nach Südwesten der Greenbrier, ein Zweigarm des Kenhawa. — 5. Die zumeist 3000 Fuß hohe Region in Nordcarolina, die sich in das südwestliche Virginien hinein erstreckt und auch die nördlichen Theile von Südcarolina und Georgien in sich begreift und auch den östlichen Theil von Tenessee umfaßt (mittlere Breite 36°, Länge 86°). Von ihr herab strömen nach Osten und Süden der Roanoke, Cape Fear, Gadkin, die Zuflüsse des Santee und der Savannah; an der Westseite entspringen der Kenhawa, Big Sandy, Kentucky, Cumberland, Tennessee, Chattahoochie und Alabama; an den Vorhöhen und im Hügellande auf der Ostseite der Pedee und Atamaha; auf der Westseite der Guyandotte, Licking und Green.

Aus diesen siebenzehn hydrographischen Centren, die hier nur im Allgemeinen angedeutet wurden, kommen fast alle Flüsse Nordamerika's. Das Innere des großen Thales wird von einer tiefen, gewundenen Depression durchzogen, welche sich vom mexikanischen Meerbusen bis zur Hudsonsbay erstreckt. Zu beiden Seiten dieser gewaltigen Mulde steigt eine geneigte Ebene an, die an Höhe zunimmt, je mehr sie sich dem Gebirge nähert. Die auf der Ostseite ist bei weitem nicht so ausgedehnt wie jene auf der Westseite. Diese Mulde oder Achse durchströmt der Mississippi von der Mündung des St. Petersflusses etwa 44° 52' n. Br. bis zum Golf. Oberhalb des St. Peters folgt sie dem Laufe dieses Flusses bis zum Big-Stone-See, geht dann durch den Travers-See, den Swan Creek und Red River entlang bis zum Winipeg-See und weiter am Nelson (Misinipi) zur Hudsonsbay, 57° Br. Diese Achse hat eine Neigung nach

Norden wie nach Süden. Ihr Culminationspunkt ist der nur drei englische Meilen breite Landsaum zwischen dem Big-Stone- und dem Travers-See, etwa 975 Fuß hoch. Vom Big-Stone-See neigt sich die Achse zum mexikanischen See in der Weise, daß etwa zwölf Zoll auf jede Breitenminute kommen. Vom Travers-See ist die Neigung nördlich, aber bis zum Winipeg-See nur schwach (Höhe 750 Fuß); dann folgt ein steiler Abfall zur Hudsonsbay. Die Culminationslinie, welche diese nach zwei Seiten geneigte Achse zwischen den Seen Big-Stone und Travers kreuzt, reicht westlich bis zu den Felsengebirgen (49° Br.), östlich bis zum Obern-See, welcher hier ihre Grenze bildet.

Von der Region im Westen des Obern-Sees beginnt eine andere Culminationskette, welche ungefähr südöstlich zieht, beinahe in rechten Winkeln mit der eben erwähnten, um das obere Ende des Michigan-Sees, bis sie 41° n. Br. erreicht, von wo sie sich nach Nordosten bis zu den nördlichen Quellen des Alleghany fortsetzt, etwa 42° 15′ n. Br., 78° 30′ w. L. im Staate Neu-York. Von der Nordseite dieser Kette fließen die Gewässer zum Theil vermittels des Red-River in die Hudsonsbay; der bei weitem größere Theil fällt jedoch in den St. Lorenz. Jene im Süden gehören dem Stromgebiete des Mississippi an. Diese Culminationskette hat eine correspondirende synclinale Achse, welche sich vom Obern-See, der Seenkette und dem St. Lorenzstrom entlang erstreckt, bis zum St. Lorenzbusen. Beide Achsen haben einst eine ausgedehnte Wasserverbindung mit einander gehabt, besonders vermittels des Illinois.

Somit haben wir hier drei verschiedene hydrographische Becken. Das erste, welches etwa ein Drittel des Ganzen umfaßt, wird im Norden durch jene Culminationsketten begrenzt, im Westen durch die Felsengebirge, im Osten durch die Alleghanies und im Süden vom mexikanischen Golf, welcher für die abfließenden Gewässer das große Aufnahme-

becken bildet. Dies ist das sogenannte Stromgebiet des Mississippi; da aber dieser Strom dem ganzen südlichen Theile dieses Gebietes, also Texas, Ost-Mexiko, Ost-Mississippi, Süd-Alabama, West-Georgien und West-Florida nicht zum Abzugskanale dient, so ist jene Benennung nicht bezeichnend genug, und man sagt daher auch wohl: das südliche oder mexikanische Becken. Das zweite Becken ist jenes des St. Lorenz; das dritte jenes der Hudsonsbay. Dieses erstreckt sich über 20 Breitengrade und liegt zwischen 70° und 115° westlicher Länge. Ein viertes, in allen seinen Einzelnheiten noch nicht genugsam bekanntes Becken begreift das ganze nördliche Küstenland von der Baffinsbay bis zu den Felsengebirgen. Man kann es als Polarbecken bezeichnen.

Wir schalten hier einige Bemerkungen über die geognostische Beschaffenheit des südlichen Beckens ein. Der Boden besteht natürlich aus verschiedenartigen Bestandtheilen, aus zersetzten Stoffen der unterliegenden Gesteinarten. Aber diese zersetzten Theile werden unablässig durch den Einfluß des Wassers weggeschwemmt; in dem niedriger liegenden Gelände bildete sich die Alluvion, wurde theilweise von den Flüssen abwärts getrieben und lagerte sich als angeschwemmtes Erdreich den Ufern entlang, das sogenannte Bottomland, welches in seiner Zusammensetzung sehr mannigfaltig erscheint. Hinter diesem Bottomlande trifft man an vielen Flüssen höher liegende Ablagerungen von Materialien, die gleichfalls dorthin geschwemmt sind, wo sie nun lagern. Sie haben nicht die Ausdehnung wie jenes, waren aber offenbar einst breiter als gegenwärtig. In enger Verwandtschaft mit diesen Formationen stehen die Ablagerungen auf der dermaligen Oberfläche des Landes, welche gleich vom südlichen Meeresstrande an bis zu etwa 1500 Fuß an den Bergabhängen und in den Höhen der Thalebene reichen. Sie haben eine Mächtigkeit von einigen Fuß bis zu 100 Fuß, und sind gebildet aus Bestandtheilen, welche zum großen Theil durch

Wasser vom Norden hergeschwemmt worden sind. Mit und unter diesen diluvialen Gebilden liegen ungeheuere Granitblöcke und andere Trümmer von Urgebirgsmassen, weit ab von ihrer heimathlichen Lagerstätte. Sie sind einst vom Norden hergetrieben worden, wahrscheinlich mit schwimmenden Eismassen.

Vom mexikanischen Meerbusen an, thalaufwärts, folgen verschiedene Ablagerungen. Um den Golf sehen wir breite und tiefe alluviale Ablagerungen, dann folgen diluviale und nach diesen tertiäre Gebilde. Auf diese folgt im südlichen Alabama und Mississippi eine Kreideablagerung, die sich in's westliche Tennessee hineinerstreckt. Auf sie folgen die Kohlenformationen von Illinois und Missouri, im nördlichen Illinois und Wisconsin Sandsteine unter dem Kohlenbecken; darauf Uebergangskalkstein, Sandstein und Schiefer, zuletzt Granit und anderes Urgestein, welches nördlich vom Obern-See bis zum Polarmeere reicht. Sowohl im Westen wie im Osten dieser ganzen Linie breiten sich diese Formationen in weiter Ausdehnung mit vieler Regelmäßigkeit aus, und das große Thalbecken hat neben seiner geographischen Einheit auch eine geologische, wohlgemerkt nicht etwa die Einheit einer einzelnen Formation, sondern die Einheit eines Systems von Formationen, die über einen weiten Raum gelagert und denselben Einflüssen unterworfen sind. In keinem andern Lande von gleich großem Flächeninhalt ist der geologische Bau so einfach und gleichmäßig, in keinem andern bildet er so entschieden eine natürliche Gesammtheit.

Diese Formationen haben nur wenig Durchbrüche erfahren. Allerdings bestehen die Ozarkhügel in Arkansas und Missouri aus Urgestein, welches aus secundärem Gestein hervorgehoben wurde. In Arkansas deutet auch einiges auf vulkanische Erscheinungen, z. B. die heißen Quellen am Washita, auch war in jenen Gegenden der eigentliche Heerd der großen Erderschütterungen von 1811. Aber diese vulkanische Region ist ver-

hältnißmäßig von geringer Bedeutung, wenn man dagegen die gewaltige Ausdehnung des Thalbeckens hält, das anderwärts kaum eine Spur von vulkanischer Thätigkeit aufzuweisen hat.

Doktor Drake hat das südliche hydrographische Becken sehr ausführlich erläutert und auch den mexikanischen Meerbusen mit seinen Strömungen, seiner Temperatur, Ebbe und Fluth, die Ueberschwemmungen, die Küstenstriche rc. bis in die Einzelnheiten behandelt. Oberhalb des Mississippidelta's, bis etwa zur Mündung des Missouri, liegt auf beiden Ufern eine Reihenfolge niedrigen, angeschwemmten Bodens, den man in viele verschiedene Bottoms theilt: jenen des Tensas, des Yazoo, St. Francis und American; oberhalb dieses letztern beginnt der obere Mississippi; der St. Francis-Bottom endet etwa 30 Meilen oberhalb Cairo. Jene untere Alluvialregion ist die ausgedehnteste in Nordamerika; sie hat einen Flächeninhalt von etwa 20,000 englischen Geviertmeilen, reicht in gerader Linie 400 Meilen, und rechnet man die Windungen des Stroms, wohl 500 Meilen. Der größte Theil dieses Bottomlandes ist jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, kann aber durch Wasserbauten vor ihnen gesichert werden. Es leidet keinen Zweifel, daß er einst in seiner ganzen Ausdehnung der Cultur völlig gewonnen wird. Das Land zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen ist noch zum größten Theil Wildniß.

Eine andere Region von eigenthümlichem Charakter in hydrographischer wie geographischer Hinsicht wird gebildet vom östlichen Louisiana, ganz Mississippi, dem größten Theile von Alabama und West-Florida mit West-Georgien. Der nordöstliche Theil derselben, welcher die letzten Ausläufer des Alleghanygebirges in sich begreift, ist gebirgig und hügelig. Die Gebirge in Georgien und Ost-Alabama bestehen aus Urgestein, jene weiter westlich aus secundärem Kalkstein und aus Sandstein, welcher der Kohlenformation angehört. Am Black Warrior und Catawba treten hin und wieder Kohlen zu Tage. Im Süden

und Westen derselben liegt die ausgedehnteste Kreideformation, welche man bis jetzt in Nordamerika kennt; und in dieser Gegend treten die Flüsse über ihre Ufer. Im Süden der Kreideformationen finden wir tertiäre, nachtertiäre, diluviale und alluviale Ablagerungen, welche bis zum mexikanischen Golf reichen.

Das Ohiobecken ist in mancher Beziehung die wichtigste Region im südlichen Drittheile des großen Thalbeckens. Die centralen Staaten desselben sind Kentucky und Ohio, welche jedoch nicht innerhalb des Bassins liegen; dagegen begreift es noch den größten Theil von Tennessee, das Nordende von Alabama, den Westen Nordcarolina's, Virginiens und Pennsylvaniens, einen Theil der Südwestecke von Neu-York, Indiana und etwa die Hälfte von Illinois. Abgesehen von den Gebirgen ist seine Bodenerhebung (700 bis 1000 Fuß) doppelt so beträchtlich, als jene der vorher beschriebenen Regionen. Einzelne Berge haben 2500 bis 5000 Fuß Höhe. Im Süden des Ohio ist die Oberfläche meist hügelig, im Osten gebirgig, im Nordwesten liegen weite Flächen, die mit den Ebenen Alabama's manches überein haben. Nach den Mündungen des Ohio und Tennessee zu findet man Kreideablagerungen; sonst sind hier auf der Oberfläche die geognostischen Formationen überall älteren Ursprungs. Im Westen, Süden und Osten dieser Region hat man sehr ausgedehnte Kohlenlager, mit ihrer gewöhnlichen Begleitung von Sandstein, Muscheln und Kalkstein; im mittlern Theile waltet Uebergangskalkstein vor.

Hier empfängt der Mississippi den Ohiofluß. Dieser strömt von da ab, wo er den Tennessee aufgenommen, in einem breiten Bette, aber oberhalb bis zum Gebirgslande sind seine Ufer höher, und sie zeigen nicht selten zwei bis drei Terrassen. Die niedrigsten Bottoms sind thonig und mit tiefem Humus bedeckt; die zweite und dritte Terrasse bestehen aus Geröll, Kieseln, Kies und Sand; über diesen liegt Thon, der mit einer

Schicht Dammerde bedeckt ist. Das Geröll wird gebildet aus Fragmenten aller Gesteine, die man bisher im Osten, Nordosten und Norden des Ohio gefunden hat, und sie werden um so größer, je mehr man nordwärts kommt. In allen diesen Terrassen trifft man auf organische Ueberreste, die in zähem blauen Thon ruhen. Hinter den Terrassen, in einer mittlern Entfernung von etwa einer englischen Meile landeinwärts, läuft eine durchschnittlich 400 Fuß hohe Hügelreihe, parallel mit dem Flusse, und zwar auf einer Strecke von 600 Meilen, bis sie die Ausläufer der alleghanischen Kohlenformation erreicht.

Der übrige Theil des südlichen Beckens ist ein schmaler Streifen Landes, welcher sich mehrere Breitengrade am östlichen Ufer des Mississippi von der Mündung des Ohio an erstreckt; seine südliche Hälfte liegt in Illinois, die nördliche in Wisconsin. Diese Region ist im Allgemeinen wellenförmig, und Prairien kommen in allen Theilen häufig vor. Die südliche Abtheilung erhebt sich bis zu 800 Fuß, die nördliche bis zu 1500 und 1800 Fuß. Im Süden lagert die Kohlenformation von Illinois, nach Norden hin erscheinen ältere Gesteine und nach den Quellen des Mississippi hin Urgebirgsarten.

Die Achse des großen Thales läuft von der heißen bis zu der kalten Zone so ziemlich in demselben Meridian; dasselbe bietet daher in klimatischer Beziehung die größeste Mannigfaltigkeit. Bekanntlich übt die in einer Gegend vorhandene Wassermenge Einfluß auf das Klima. Im südlichen Becken sind der mexikanische Golf, das Delta von Mississippi, und dieser Strom selbst beinahe allein diejenigen Theile der Oberfläche, welche zu allen Zeiten mit Wasser bedeckt sind. Nur hier, und nicht in den übrigen Theilen, werden diese Dünste erzeugt. Ganz anders verhält es sich im Becken des St. Lorenz, denn dort sowohl wie weiter nach Norden hin kommen Seen ungemein häufig vor. Die ausgedehnten Wälder sind dem Eindringen der Sonnenstrahlen hinderlich, sie verzögern

die Erwärmung des Erdbodens bei Tage und vermeiden die Ausstrahlung der Wärme bei Nacht. Auch wird durch sie die Geschwindigkeit der Winde gehindert, und sie üben somit auf das Klima einen sehr merklichen Einfluß. Im südlichen Becken ist die Ostseite viel wälderreicher als die Westseite, die weit mehr Prairieland ist. Das St. Lorenzbecken ist im Allgemeinen bewaldet. Auch die Gebirge sind von großer klimatischer Bedeutung. Die Alleghanies bestimmen die Richtung gewisser Winde; wenn eine östliche Luftströmung vorwaltet, wird die Temperatur niedriger und feuchter, so daß im Centrum des Thalbeckens der Südost immer kälter ist als der Südwest. Aber auch die Gebirge im fernen Westen üben einen unmittelbaren Einfluß auf die Witterungs- und Temperaturverhältnisse des Thales aus. Weit nach Süden hin finden die vom großen Ocean herströmenden Luftbewegungen eine Passage über die Landenge von Panama zum caraibischen Meere und mexikanischen Golf und, allerdings vielfach modificirt, auch in das Thal. Nördlich vom Isthmus dagegen und hinauf bis zum Polarmeere hält die hohe Gebirgskette die vom westlichen Ocean herkommenden Winde zurück. Aber die Niveauverschiedenheit zwischen diesen Gebirgen und der ausgedehnten geneigten Ebene, welche sich von ihnen nach Osten hin bis zur Thalmulde des Mississippi erstreckt, ist Ursache, daß häufig ein kalter Luftstrom von Westen her kommt. Deshalb gelangen die ursprünglich warmen Winde des großen Oceans sehr abgekühlt und trocken in das Thal.

Im Süden des letztern und bis zum 30° n. Br. finden wir eine große Masse warmen Wassers, von dessen Oberfläche jene warmen und feuchten Südwinde kommen, welche über das innere Thal ziehen; Südwestwinde, die aus den gebirgigen Gegenden im Westen des Golfes herwehen, sind kälter und weniger feucht. Im Norden dringen, wie schon früher bemerkt wurde, die Hudsonsbay und das Polarmeer in das große Thal

ein, und innerhalb des arktischen Meeres liegt auch der Kältepol, und kein Süd- oder Südwestwind vermag diese Gegend zu erreichen, ohne vorher über die schneebedeckten Gipfel der Felsengebirge zu streichen. Daher rührt zum Theil die niedrige Temperatur jener Gegenden. Die von hier kommenden Winde sind allemal kalt, sie kommen aber nicht so häufig vor als die aus dem Süden wehenden. Da das Thal zwischen dem warmen mexikanischen Golf und dem kalten Polarmeere liegt, und keine von Westen nach Osten laufende Gebirgskette den Nord- und Südwinden Hindernisse in den Weg legt, so begreift man, daß dasselbe extremen Temperaturwechseln unterworfen ist.

Unter den bisher beobachteten höchsten Temperaturen im Thale stellen sich folgende heraus: Fort Leavenworth (39° 23′ N. Br.) 105°; St.-Louis 109°; Fort Gibson (35° 48′ N. Br.) 116°. Unter den niedrigsten Temperaturen: Felix Harber (70° N. Br.) 47°; Insel Melville 55°; Fort Enterprise 57°; Fort Reliance (62° 46′ N. Br.) 70° F.

Beim Wechseln und Umschlagen befolgen die Winde eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit. Sie drehen, angenommen, daß der Beobachter sein Gesicht nach Norden oder Süden gerichtet hat, von der Linken zur Rechten. Ihr relatives Verwalten (für das ganze Thal und mit den am wenigsten häufig vorkommenden beginnend) ist Ost, West, Nord, Süd. Doch wehen sie nicht direkt aus den Cardinalpunkten, sondern kommen gewöhnlich aus zwei neben einander liegenden, und, in obiger Reihefolge, aus Südwest, Südost, Nordwest, Nordost. Im gesammten Thale überwiegen westliche Luftströmungen die östlichen im Verhältniß von 57 zu 43; nördliche über südliche von 54 zu 46.

Am mexikanischen Meerbusen trägt im Pflanzenwuchs vieles ein tropisches Gepräge; aber landeinwärts schlagen die Gewächse der gemäßigten Zone vor, und man findet an

manchen Stellen auch schon solche, die sonst nördlicheren Breiten eigenthümlich sind. Am nördlichen Bogen des Golfes wechseln Nadelhölzer und Laubhölzer mit einander ab. Die größte Mannigfaltigkeit der Waldbäume findet man aber im mittlern Theile des Thales, etwa zwischen 36° und 42° N. Breite. Doch sind hier die immer grünen Bäume nicht mehr vorhanden; Eichen, Eschen, Wallnüsse, Ulmen, Ahorn, die gelbe Pappel, der Cottenbaum rc. walten vor, im östlichen Theile aber Nadelhölzer. Die Wälder dieser Breiten reichen bis zum Obern-See, wo jedoch im Norden einzelne Baumarten nicht mehr gut fortkommen. Weidenbäume, wie sie am Mississippi wachsen, findet man indessen bis in die Nähe der Mündung des Mackenzie. Von cultivirten Pflanzen finden wir im heißen Gestadelande Mexiko's die Banane; auf Cuba den Kaffee; den Orangenbaum bis 30°, das Zuckerrohr im Süden des 31°, den Reis nördlich bis 36° 30′, bis wohin auch Baumwolle gedeiht, die Feige bis 33°; Mais, wovon zwischen den Wendekreisen jährlich drei Ernten erzielt werden können, gedeiht bis 49°; die Batate oder süße Kartoffel wächst bis 41°, die gewöhnliche Kartoffel ist am vortrefflichsten unter dem 43. und 44. Grade, Weizen unter 43; der Apfel gedeiht südlich vom 33. Grade nicht mehr gut.

Die weiße Bevölkerung in diesen Thalbecken bietet das wunderbarste Gemisch dar, welches die Erde aufzuweisen hat. Alle Länder Europa's haben ihren Beitrag zu derselben geliefert. Diese europäischen Menschen leben dort unter anderen klimatischen Verhältnissen als in der alten Heimath; sie vermischen sich mit einander, erwerben ohne große Anstrengung ihren leiblichen Unterhalt, finden ganz neue gesellschaftliche und politische Zustände. Begreiflicherweise treten, wie schon früher gesagt wurde, allmälig andere Sitten und Gewohnheiten, Anschauungen und Bedürfnisse an die Stelle der früheren, der ganze Mensch wird schon in der zweiten, gewiß aber in der

dritten Generation ein anderer; auch seine physische Eigenthümlichkeit modificit sich, runb es kann kaum ausbleiben, daß nach und nach eine eigenthümliche Race aus dieser bunten Kreuzung entsteht. Im Durchschnitt ist die Körpergestalt der Engländer, Schotten und Iren etwas höher als jene der Deutschen, Franzosen und Juden, dagegen ist bei den Deutschen das Gewicht schwerer als bei den übrigen; die Amerikaner kommen ihnen darin am nächsten. Von den eingebornen weißen Amerikanern erreichen jene im westlichen Virginien, Kentucky und Tennessee die beträchtlichste Höhe. Im Durchschnitt für die Gesammtheit ergeben sich 5 Fuß 7 Zoll 8 Linien englisch; durchschnittliches Gewicht 146 Pfund 13 Unzen, schlankster Wuchs 6 Fuß 2 Zoll, stärkstes Gewicht 192 Pfund. Die Leute nähren sich reichlich, genießen aber verhältnißmäßig zu viele Fleischspeisen. Auch kochen die Amerikaner im Durchschnitt sehr schlecht, die Deutschen und Franzosen besser. Jene essen die schlecht zubereiteten Speisen viel zu schnell, sie kauen kaum, sie schlingen nur hinab, zum großen Nachtheil ihrer Gesundheit. Der Genuß berauschender Getränke nimmt allmälig immer mehr ab.

4. Der Staat Minnesota am obern Mississippi.

Am Ufer des „Vaters der Gewässer" wohnen gegenwärtig an den Quellen, welche im Itasca-See liegen, bis hinab zu seiner Deltamündung am mexikanischen Meerbusen, weiße und betriebsame Menschen. Jene entdeckte Schoolcraft am 13. Juli 1832, die Mündung sah schon im Jahre 1519 Alonzo de Piñedo. Weder die Spanier noch die Franzosen wußten die schönen und fruchtbaren Gegenden am Mississippi zu benutzen, und diese lagen gleichsam todt, bis sie zu Anfang des laufenden Jahrhunderts in die Gewalt germanischer Menschen kamen. Diese sind nun bis an die Wasserfälle des heiligen Antonius und bis über die Saukstromschnellen hinaufge-

drungen, wo blühende deutsche Dörfer liegen. Dort, zu beiden Seiten des obern Mississippi liegt der neue Staat Minnesota.

Schon früher ist auf die ungeheure Macht der Ausdehnung hingewiesen worden, welche den „Sachsen" oder „Neugermanen" auf der westlichen Erdhalbe inne wohnt. Gerade in diesem Augenblicke treten abermals Ergebnisse zu Tage, welche den Beweis liefern, wie gewaltig diese expansive Kraft wirkt. Binnen vierzehn Jahren sind der großen amerikanischen Union zehn neue Staaten oder Gebiete hinzugefügt worden: Texas, Iowa, Wisconsin, Californien und die Territorien Neu-Mexiko, Nebraska, Kansas, Washington, Oregon und Minnesota. Die beiden letzteren traten als Staaten in den Bund ein, welcher fortan deren dreiunddreißig zählt; ein neues Gebiet, das zum größten Theil im Westen des obern Mississippi liegt, führt den Namen Dakota.

Minnesota umfaßt das Quellgebiet des Mississippi und liegt in der Mitte zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer. Es wird durchzogen von vielen, zum großen Theil schiffbaren Flüssen, hat eine Menge fischreicher, klarer Seen, aus deren einem, wie gesagt, dem Itasca, der Vater der Gewässer herausströmt. Nicollet gab der ganzen großen Region, um ihren landschaftlichen Charakter zu bezeichnen, die Benennung Undine. Sie besteht zumeist aus wellenförmigen Wiesen, hat als Fruchtboden reichen, sandigen Lehm, der vortrefflich geeignet ist, während der kurzen, aber heißen Sommer die Frucht zu raschem Reifen zu bringen. Ueberall ist das Uferland dicht bewaldet, über die weiten Prairien sind Eichenlichtungen zerstreut, ein großer Theil ist mit Fichten bestanden, die auf lange Zeit hinaus einen reichen Ertrag an werthvollem Nutzholz geben werden. Kein Gebirge durchzieht das Land, aber die hohen Hügel sind bis zum Gipfel anbaufähig. Die Winterkälte ist streng, häufig gefriert das

Quecksilber, aber auch dann wird das Arbeiten im Freien nicht unterbrochen, weil es zu den Eigenthümlichkeiten des Klima's in der Undine-Region gehört, daß bei einem hohen Kältegrade die Luft ganz still bleibt. Die Hitze wird während der Sommermonate durch erfrischende Regenschauer unterbrochen; Frost stellt sich spät ein; Wasserkraft ist in unversiechbarer Fülle vorhanden; Moräste kommen, im Gegensatz von Michigan, nur wenig vor. Die Seen senden ihren Abfluß zumeist in den Mississippi, welcher das Land von Norden nach Süden durchströmt und einem Stamme mit Aesten gleicht, an welchen die vielen Seen gleichsam die Früchte bilden.

Diese schöne Wildniß wurde zuerst vor nun zweihundert Jahren von einem Europäer betreten, als Pater Ménard 1658 von Canada aus bis in das Gebiet der Sioux oder Dakota-Indianer zu gelangen suchte; 1673 beschifften Joliet und Marquette den obern Mississippi, und Pater Hennepin drang 1680 bis zu den St.-Antons-Katarakten vor. Aber das Land oberhalb dieser Wasserfälle wurde erst hundert Jahre später näher bekannt, seitdem 1794 eine Pelzhändler-Gesellschaft, die Nordwest-Compagnie, am Sandy Lake, westlich vom Obern-See, ein Fort gegründet hatte; Pike kam 1805 bis zum Blutegel-See (Beach Lake); Fort Snelling, an der Mündung des St. Peters in den Mississippi, in welches die Vereinigten Staaten einige Compagnieen Soldaten legten, um die Indianer im Zaume zu halten, wurde 1819 gebaut; im folgenden Jahre unternahm General Caß, damals Gouverneur von Michigan, seine Reise zur Aufsuchung der Quellen des großen Stromes, welche erst zwölf Jahre später, am 13. Juli 1832, Henry Rowe Schoolcraft fand; 1839 vermaß Nicollet diese Gegenden und einen Theil der Regionen am Missouri.

Damals wohnten in Minnesota noch keine weißen Ansiedler; die an Pelzthieren reiche Einöde wurde nur von Jägern und canadischen Ruderknechten durchzogen. Südlich und west-

lich bildeten Iowa und Wiskonsin schon volkreiche Staaten; von diesen aus wurden allmälig Ansiedelungen über ihre Grenzen hinaus vorgeschoben, nach Norden hin bis zur Mündung des St. Peters, welchen die Sioux den schlammigen Fluß, Mini sota, nennen. Einzelne Squatter bauten Blockhäuser bei den großen Katarakten. Als am 3. März 1849 dieser ehemalige Theil des großen Nordwest-Gebietes, unter dem Namen Minnesota, zu einem Territorium der Vereinigten Staaten organisirt wurde, hatte er kaum 5000 Seelen, deren Zahl 1850 auf 6077 gestiegen war. Gegenwärtig, zu Anfang des Jahres 1857, ist sie im Congresse zu Washington auf 175 bis 200,000 angegeben worden. Der neue Staat wird einen Flächen-Inhalt etwa von der Größe Missouri's haben, ungefähr 70,000 englische oder mehr als 3000 deutsche Geviert-Meilen, und es leidet keinen Zweifel, daß ihm dieselbe Blüthe bevorsteht wie den übrigen neuen Staaten im Nordwesten.

Minnesota wird recht eigentlich ein Staat der Mitte; er liegt, wie schon gesagt, halbwegs zwischen beiden Oceanen. Der Mississippi hat von seinem Ausfluß aus dem Itasca-See bis zur Mündung in den mexikanischen Golf einen Lauf von 2986 englischen Meilen, er ist länger als die Strecke von St. Petersburg bis nach Cairo; von den St.-Antons-Katarakten bis zur Mündung beträgt der Lauf 2200 Meilen, oder so viel wie von Stockholm bis Tunis; der Weg von Neu-York nach Astoria am Columbia-Strom, über die Prairien und Felsengebirge, ist mehr als vierthalbtausend Meilen lang und etwa eben so weit wie die Entfernung zwischen Bremen und Neu-York. Der neue Staat wird das am meisten nördlich gelegene Culturland in den Vereinigten Staaten bilden, hier zu beiden Seiten des obern Mississippi steht einem frischen Gedeihen von Ackerbau, Gewerben und Handel nichts entgegen, und schon heute ist der Verkehr ungemein lebhaft.

So rasch wie Minnesota ist überhaupt noch kein neues Land besiedelt worden; der Zug dorthin dauert ununterbrochen fort, und schon darin liegt der Beweis, daß jene Region eine mannigfache Anziehungskraft ausübt. Im Süden des neunundvierzigsten Breite-Grades gedeihen noch alle Getreidearten, auch der Mais giebt keine Fehl-Aernte; die Kartoffeln bringen reichen Ertrag, alle mittel-europäischen Früchte und Gemüse lohnen den Anbau in erwünschter Weise. Die ganze Region von Wisconsin und dem Obern-See nach Westen hin bis zum Missouri eignet sich vortrefflich zum Ackerbau; ein unbefangener Mann wie Schoolcraft rühmt die Fruchtbarkeit des Bodens und das gesunde Klima.

Ich will der Botschaft, welche Gouverneur Ramsey 1853 zu St. Paul in der Volksvertretung des Gebietes vorlas, einige Stellen entlehnen; sie sind bezeichnend für die Art und Weise, wie in jenem weiten Westen neue Staaten erwachsen. „Vor vierthalb Jahren", sagt er, „betrat ich den Boden von Minnesota. Hier an diesem Orte standen damals nahezu ein Dutzend Häuser aus Fachwerk, die aber noch nicht alle fertig waren, und acht oder zehn kleine Blockhütten, sämmtlich mit Baumrinde gedeckt. Daraus sollte die Capitale des neuen Gebietes erwachsen. Behörden und Gerichte hatten wir erst in einem einzigen County an der Grenze von Wisconsin; nur dort wohnten weiße Menschen. Was darüber hinaus lag, war alles noch Wildniß und Einöde. Wer aus den Staaten frisch anlangte, fand sich in fremdartiger Umgebung. Er sah Indianer mit bemaltem Gesicht, in Decken gehüllt, canadische Voyageurs in Mocassins und rothen Gürteln, Bois Brulés, das heißt die Mischlinge vom Red River, und nur wenige von unseren Landsleuten. Aber sogleich ging die Civilisation mit ihren hundert Armen und Händen rasch ans Werk und begann ihre zugleich wohlthätige und unwiderstehliche Herrschaft zu gründen. Mir wurde die ehrenvolle Aufgabe, den Schutz

der Gesetze in diese fernen Gegenden zu bringen, und welch einen anderen Anblick gewährt nach Verlauf von nur einundvierzig Monaten dieses neue Gebiet! Es ist uns allen, als erlebten wir handgreiflich eine Fabel aus Tausend und Eine Nacht. Statt jenes Dutzends von armseligen Blockhütten sehen wir nun eine prächtige Stadt mit lebhaftem Handelsverkehr und großen Speichern, in welchen Waaren aus allen Weltgegenden lagern, wir haben Kirchen mit hohen Thürmen, ein Capitol mit einer Kuppel, eine Menge dauerhaft und schön gebauter Häuser; wir zählen unter unseren Mitbürgern Männer jeglichen Berufes. Bei uns ist in vierthalb Jahren der Fortschritt so rasch gewesen, wie in der alten Welt in einem Jahrhundert. Wir haben eine Regierung gegründet in der Wildniß, hier eine gesetzgebende Versammlung gebildet, eine Reihe von Gesetzen gegeben und Anordnungen getroffen, wie sie für unsere Zustände passen; unsere Volksmenge hat sich mehr als verfünffacht, Städte und Dörfer wachsen überall aus dem Boden hervor, die von Dampf getriebenen Räder peitschen die Wellen des Mississippi zu Schaum, und ein Fahrzeug nach dem andern bringt Hunderte von fleißigen und kräftigen Ansiedlern ins Land."

Styl und Auffassung in dieser Botschaft sind, wie man sieht, durchaus amerikanisch, aber Gouverneur Ramsey ist der Sohn eines Vaters aus Schottland und einer deutschen Mutter aus Pennsylvanien. Er hebt weiter hervor, daß durch den Ankauf von vierzig Millionen Acres Land, welche die Sioux-Indianer abgetreten, Minnesota einen ungemein werthvollen Zuwachs auf dem westlichen Ufer des Mississippi erhalten habe, und die Civilisation ungehindert bis an den fernen Missouri vordringen könne. „Dort liegt", wie er sagt, „der eigentliche Garten des Nordwestens, und sechs Monate nach Abschluß des Kaufes waren bereits Hunderte von Wohnorten gegründet worden, Mühlen klapperten, und gebahnte Wege wurden befahren.

Mit allem dem haben wir zwar erst Anfänge, aber die Grundlagen für nationales Gedeihen und für die Wohlfahrt der Einzelnen sind damit gegeben, und sicherlich steht uns eine glänzende Zukunft bevor. Man braucht kein Prophet zu sein, um das zu wissen, denn es ist so klar vor Aller Augen geschrieben, daß man es überall lesen kann, wohin man geht. Die gütige Natur hat unser Land reichlich bedacht, und wir haben nirgends Boden, welcher den Anbau nicht lohnte. Blicken Sie nur auf die blumigen Prairien, auf die Haine von belaubten Bäumen und die Fichtenwaldungen, auf unsere Seen und klaren Flüsse; wir haben Wasserkraft für viele Städte wie Lowell oder Manchester. Unsere geographische Lage allein schon könnte uns eine große Zukunft verbürgen. Wir haben den Strom, welcher für uns fahrbar ist, von der Quelle bis zur Mündung; wir haben den Oberen-See mit seinem unerschöpflichen Reichthum an Erzen. Diese werden künftig wir verarbeiten und allen, welche dort die Schätze zu Tage fördern, obendrein Kleidung und Lebensmittel zuführen. Die Einwanderung fluthet herein nach unserem Minnesota. In zehn Jahren werden wir ein Staat sein, nach zehn Jahren später eine halbe Million Bewohner zählen, und auch diese Prophezeiung ist nicht etwa luftig. Ich sehe im Geiste die Tage, da wir in unserem Norden mehr als Eine Stadt wie Stockholm oder St. Petersburg besitzen. Ich sehe Dampf auf dem Wasser und Dampf auf den Schienen, die von Süden und Osten her in unser Land führen und dasselbe wie ein Netz durchziehen. Die blauen Wasser des Superior und die rothe Fluth des Mississippi sind durch Eisen verbunden; St. Paul steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Michigan-See. Die große Bahn von Neu-Orleans bis Minnesota verknüpft uns mit der Region, in welcher Palmen und Zuckerrohr gedeihen, wir sind nicht etwa abgeschlossen vom sonnigen Süden. Wir tauschen seine Erzeugnisse gegen Pelzwerk und Produkte aus, die wir vom Polarkreise

holen, wir befahren den nördlichen Red River mit Dampfern und bauen eine Eisenbahn bis zum Athabaska-See. Sage doch Keiner, daß ich mich einer bloßen Vision überlasse und unpraktische Gesichtspunkte aufstelle. In unseren Tagen hat der Mensch andere Laufbahnen und andere Ziele als früher, namentlich in unserem Lande. Alle Präcedentien menschlichen Fortschrittes, des Wachsthumes und Gedeihens der Staaten, der Entwickelung von großen Reichen überflügeln wir durch stürmische Originalität unseres Handelns und Verfahrens; unser eigenes Verfahren ist für uns zugleich Thatsache und Präcedens. Ohne Zweifel hat die allwaltende Fürsehung in ihren unerforschlichen Zwecken beschlossen, daß das amerikanische Volk einen schnelleren Uebergang von der wilden Natur zur Reife gesellschaftlicher Ausbildung haben solle, als andere Völker; wir haben eine kürzere Spanne zwischen dem Samenkern und dem fertigen grünen Baume. Und indem wir uns Glück wünschen zu unserer gegenwärtigen Wohlfahrt und überzeugt sind, daß unser Gedeihen für und für wächst, ziemt es uns, demüthig, aber inbrünstig Dank zu sagen Ihm, der die Nationen in seiner hohlen Hand hält und jedem Volke sein Geschick vorzeichnet."

Die Stelle, in welcher Ramsey hervorhebt, daß man in Amerika das eigene Verfahren als Thatsache und Präcedens betrachte, ist durchaus bezeichnend; sie stellt unwillkürlich den Gegensatz zwischen dem englischen National-Charakter, wie wir ihn früher nach Emerson geschildert, und jenem der Nordamerikaner heraus. Uebrigens ist Minnesota unendlich rascher vorwärts gekommen, als der Gouverneur in seiner poetisch gefaßten Botschaft annahm, die Vision ist bei Weitem überflügelt worden, denn das Territorium ist schon ein Staat, und die Stadt St. Paul zählt heute mehr Kirchen als 1849 Häuser, mehr Schulen als damals Branntwein-Läden, über 20,000 Einwohner und der junge Staat mehr als 200,000 Seelen. Die drei

ersten Bedürfnisse, welchen der „Sachse“ in der Wildniß Rechnung trägt, sind Kirche, Schule und Zeitungsblatt.

Der Zug der Ansiedler kommt von Süden und theilweise von Osten her ins Land, denn so lange die Eisenbahnen noch nicht vollendet sind, bildet der Mississippi den großen Zugang. Zu Galena, dem Hauptorte des Grubenreviers, in welchem bekanntlich viel Blei gewonnen wird, besteigen sie den Dampfer, fahren an Dubuque in Iowa vorüber, das am westlichen Stromufer liegt, berühren Gothenburg, Prairie du Chien, Lansing und Prairie à la Crosse, und schiffen zwischen der Menge niedriger Inseln hindurch, mit welchen der Mississippi hier gleichsam besäet ist. Aber seine Uferhöhen, die Bluffs, erheben sich bis zu dreihundert und fünfhundert Fuß; sie bilden mit ihrem glatten Abfall, der auf weite Strecken hin vollkommen gleichförmig ist, eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Beim Anblick derselben drängt sich der Gedanke auf, daß das Bett des Stromes einst viel höher gelegen und wahrscheinlich das ganze umliegende Prairieland einen gewaltigen See gebildet habe. Der höchste Theil der Bluffs hat manchmal eine pyramidenartige Gestalt. Weiter aufwärts wird der Mississippi breit und bildet den schönen Pepin-See, der von einer Mauer steiler Bluffs eingeschlossen ist. Diese haben nach der Landseite hin nicht etwa einen Abhang, sondern bilden nur den Rand eines ausgedehnten Tafellandes, einer Hochprairie, die sich weit ausdehnt, manchmal sanfte Bodenwellen bildet und vielfach mit Bäumen umstanden ist. Hin und wieder hat diese Prairie Einrisse von etlichen Hundert Fuß Tiefe, in ihnen finden die klaren Flüsse den Weg zum großen Vater der Gewässer, der sie alle aufnimmt. So hat denn jeder kleine Wasserlauf gleichfalls seine Bluffs, die nur andere Randabfälle derselben Prairie bilden.

Der Pepin-See ist ein herrlicher Wasserspiegel. Am rechten Ufer erhebt sich, gleichsam eine riesige Schildwacht, eine

mächtige Felsenspitze empor, weiter aufwärts springt ein anderes Vorgebirge kühn in die See hinaus, und jener Theil des Sees ist wie ein Amphitheater. Die Bluffs bieten sehr verschiedenartige Gestalten in reichem Wechsel, sie zeigen Winkel, Vierecke, Kegel, Pyramiden, nackte, senkrechte Felsen von Thurmeshöhe. Und auch die Romantik fehlt nicht, denn der Pepin-See hat seinen Jungfernfels oder Liebchens-Sprung, der dicht ans Wasser reicht und steil abfällt. Einst entbrannte, wie die Sage erzählt, Winona, ein Mädchen aus dem Stamme der Wapaschas, in Liebe zu einem Jäger; aber die Eltern versprachen die Tochter einem Krieger, der im Kampfe mit den Odschibwäs manche Schädelhaut erbeutet hatte. Die Jungfrau aber blieb dem Jäger treu, und als der Vater sie in den Wigwam des von ihm Erkorenen abführen wollte, erklimmte sie den Gipfel des Felsens, stimmte einen Liebesgesang an und warf sich hinab in die Tiefe!

Nachdem man bei Point Douglaß vorübergefahren ist, wo der St. Croix einmündet, und einen Blick auf Stillwater und Kaposia geworfen hat, gewahrt man St. Paul. Noch vor wenigen Jahren hatten in der Nähe Sioux, das heißt Dakota-Indianer, ihre Hütten aufgeschlagen; damals sah der Reisende bei Kaposia Flaggen auf hohen Stangen; unter denselben etwa zehn Fuß über der Erde lagen auf Gerüsten Indianer-Leichen in roth und weiß bemalten Särgen. Der Dakota begräbt seine Todten in der Höhe; es würde im Winter für ihn schwierig sein, sie unter die hartgefrorene Erde zu schaffen; er vertraut die Leiche der Luft an, damit sie nicht den Wölfen zur Beute werde. Auch will er nicht, daß die Erde sogleich auf die Brust des Mannes drücke. Der Körper eines angesehenen Häuptlings bleibt wohl ein paar Jahre auf dem Gerüste, jener eines gewöhnlichen Kriegers nur einige Monden; dann bestattet man ihn zur Erde.

St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota, liegt am linken Ufer des Mississippi, zu Lande acht, zu Wasser funfzehn englische Meilen von den St.-Antons-Katarakten entfernt. Der mittlere Theil steht auf einer Hochfläche, welche nach dem Strom hin in einem steilen, achtzig Fuß hohen Bluff abfällt; am obern und untern Ende tritt diese Uferhöhe ein wenig zurück und bildet zwei Landungsplätze. Grund und Boden, auf dem die Stadt sich erhebt, welche nun etwa zwanzigtausend Einwohner zählt, wurde im Jahre 1848 mit 1¼ Dollar für den Acker bezahlt. Die erste Hütte dort hat ein französischer Pelzjäger aus Canada, Benjamin Gervais, 1840 aufgeschlagen, 1842 eröffnete der Amerikaner Jackson einen Waarenladen in der Wildniß, 1843 kam ein zweiter hinzu, vier Jahre später zählte St. Paul drei weiße Familien und eine Schule, 1849 waren bereits 143 Gebäude vorhanden, darunter vier Magazine von Großhändlern, zehn Kleinhändler-Läden, zwei Druckereien und einige Schulen. Auch hatten sich schon zwölf Advokaten niedergelassen.

Die Stadt, unter 44° 52′ 46″ nördlicher Breite, 93° 4′ 54″ westlicher Länge von Greenwich, ist der Mündung des St. Peters oder Minnesota-Flusses gegenüber erbaut, welcher vom Westen her, von dem Höhenzuge der Coteaux des Prairies, herabkommt. Diese Mündung liegt nur etwa achthundert Fuß über dem mexikanischen Meerbusen. Wesley Bond und Seymour, welche vor einigen Jahren Schilderungen von Minnesota entworfen haben, erklären mit Recht St. Paul für den wichtigsten commerciellen Punkt, für den „Handelsschlüssel" im fernen Nordwesten. Die Gegend ist lieblich und reich bewässert, der Boden ergiebig, das Klima gesund. Ohne Zweifel steht dem Ort eine große Zukunft bevor; eine der hübschesten und lebhaftesten Städte ist es schon jetzt, und wenn einst die Eisenbahn nach dem stillen Weltmeer ihn berührt, wird er einen Hauptknotenpunkt für den Verkehr bilden und seine Bewohner nach

Hunderttausenden zählen. Der Weg von Halifax in Neu-Schottland bis zur Fucastraße am stillen Weltmeer wird einst auf der Eisenbahn zurückgelegt werden und zum großen Theil durch fruchtbare Gegenden führen. Der Huron-See ist von London nicht so weit als Neu-York von England, der obere See liegt nur etwa 650 Fuß über dem atlantischen Ocean, eine Eisenbahn von Halifax bis dorthin hat also keine nennenswerthen Steigungen, und man wird einst den Waarenverkehr am oberen Mississippi und nach demselben wohlfeiler über Halifax betreiben, als über Neu-York.

Ein Reisender, der im Jahre 1854 St. Paul besuchte, das vor 1849 „Schweinsauge", Pigs Eye, genannt wurde, entwirft eine lebendige Schilderung. Als die „Stadt" 150 Einwohner zählte, fanden diese es der Würde des Platzes angemessen, daß sie ihr eigenes Zeitungsblatt habe, und sogleich stellte sich auch der Mann ein, welcher einem so dringenden Bedürfniß abhelfen wollte, Oberst James Godhue. Er „startete ein Päper", wie ein pennsylvanischer Deutscher in seinem Kauderwälsch sich ausdrücken würde, und wollte es St. Pauls Epistel nennen. Aber dagegen lehnten die 150 sich auf, und so erschien die Zeitung als Minnesota Pionier. An einem rauhen, bewölkten Apriltage 1849 stand der Oberst mit seiner Druckerpresse, seinen Lettern und was sonst erforderlich war, auf dem Bluff in der Wildniß unter freiem Himmel. Indessen, ein echter Yankee läßt sich durch solche Kleinigkeiten nicht beirren; er suchte und fand einen „Raum" in der dritten Straße, aber dieser Raum war so offen wie eine Bretterscheune und recht hübsch luftig. In dieser Scheune wurde das Blatt geschrieben, gesetzt und gedruckt, bis der Oberst sich dort, wo seiner Meinung nach einst die Mitte der Stadt sein würde, einen Platz kaufte und eine eigene Hütte baute. „Mein Pionier", schreibt er, „war von Anbeginn für Minnesota, für Moralität und Religion!" Als der Oberst Anfangs 1854 starb, hatte

St. Paul vier Zeitungen, die täglich erschienen, eben so viele Wochenblätter und zwei, welche alle drei Monate heraus kamen. Es hat jetzt auch eine deutsche Zeitung. Alles geht mit Hochdruck; daß mehr als ein Dutzend Kirchen vorhanden sind, ist schon erwähnt worden; die Straßen haben gutes Pflaster, das Capitol ist ein stattliches Gebäude, auf die höhere Akademie für junge Ladies thut man sich viel zu Gute, und daß im Jahre mehr als tausend Dampfer anlegen, sieht man natürlich gern. Aber vom November bis März, also vier Monate im Jahre, ruht die Schifffahrt; denn dort, unter gleicher Breite mit Venedig, ist der Strom dann mit Eis bedeckt. Man hat Telegraphen und baut Schienenwege; überall klappern Sägemühlen, welche für die südlicher liegenden Staaten eine ungeheuere Menge von Brettern und Sparren liefern; die offene Prairie wird umgepflügt und mit Weizen bestellt, der acht Tage früher reift als in Illinois. Rindvieh- und Schafzucht wird bereits schwunghaft betrieben, und den Indianern erscheint das ganze Treiben so wenig geheuer, daß sie ihre Mocassins angezogen, ihre Zelte abgeschlagen haben und weiter nach Westen gegangen sind. Aber dann und wann erscheinen in den Straßen noch Odschibwäs und Sioux, um mit den Weißen zu handeln und einander mit grimmigen Blicken zu betrachten. Beide Völker leben seit Jahrhunderten in erblicher Fehde, aber in St. Paul müssen sie Burgfrieden halten.

Die Eisenbahn von St. Paul nach dem mehr als 50 deutsche Meilen entfernten Madison, der Hauptstadt von Wisconsin, ist vollendet; von dort gehen Schienenwege nach Neu-York, wohin man von den St.-Antons-Katarakten reichlich dreihundert deutsche Meilen hat. Bis zu diesen ist die Bahn von St. Paul längst im Betrieb; aber man will auch bis zur westlichen Gränze von Dakota bis an den Missouri eine Eisenstraße bauen, damit die Wildniß noch rascher sich bevölkere; auch die Bahn nach dem Oberen-See ist in Angriff, sie wird

bei der Stadt Superior münden und durch ein holzreiches Land führen. Dieses Superior hat gleichfalls eine große Zukunft: es liegt in der Kupferregion und gewinnt zum Obern=See und dessen Um= und Hinterland eine ähnliche Stellung wie Chicago in Illinois zum Michigan=See.

Nach Norden hin reichen die Ansiedelungen schon bis zu den Kabikon=Falls, der Mississippi hat in seinem oberen Laufe manche Stromschnellen, welche man künftig durch Kanäle umgehen wird, die Niederlassungen werden aber erst zahlreicher im Süden der Sauk Rapids, wo die Stadt Sauk sich erhebt; sie steht mit St. Anthony durch Dampfschiffe in Verbindung. Diese etwa zwanzig deutsche Meilen lange Strecke ist vorzugsweise von Deutschen besiedelt worden, die sich alle im Wohlstande befinden. Sie werden Squatter auf einem Stück Land und gehen rüstig daran, es zu pflügen und zu bestellen; bei der großen Frage nach Arbeitern finden sie stets Beschäftigung vollauf, nach fünf Jahren bekommen sie, dem Landesgesetze zufolge, sechzig Acker geschenkt und sind fortan wohlhabende Farmer.

St. Anthony liegt am linken Ufer des Mississippi, ein wenig unterhalb der gleichnamigen Wasserfälle, auf einer hohen Prairie, die nach dem Strom hin allmälig abfällt. Bis zu diesem Punkte fahren Dampfer, aber jene von großer Trächtigkeit gehen nicht über St. Paul hinaus, das dadurch einen großen Vorsprung gewinnt. Das erste Haus in St. Anthony wurde 1847 errichtet; jetzt hat diese Stadt mehr als achttausend Einwohner, viele Fabriken, Läden, Zeitungen, junge Ladies, Kirchen von vier Denominationen, nämlich: Presbyterianer, Baptisten, Episkopalen und Methodisten; sie ist auch Sitz der Universität von Minnesota, welche 1851 eröffnet wurde und mehr als hundert Studenten zählt. Ueberhaupt wird für das Unterrichtswesen in dem jungen Lande mit großer Freigebigkeit gesorgt.

Die Katarakte sind bei Weitem nicht so großartig als der Niagara-Fall, denn der Mississippi hat dort eine Breite von nur 527 Schritten (Yards); sie bieten aber einen ungemein malerischen Anblick, weil Felsen, Wald und Wasser sich harmonisch gruppiren. Der Strom stürzt zu beiden Seiten einer gewaltigen Masse weißen Sandsteins herab, welcher wie eine Pyramide das Wasser theilt. Dann folgen einige Hundert Schritte weit mehrere breite Stromschnellen, durch jäh absteigende Sandstein-Inseln von schneeiger Weiße in mehrere Rinnsale geschieden. Diese gigantischen Blöcke sind phantastisch gestaltet und dicht mit Birken und Zucker-Ahorn bestanden. Der Felsen, welcher den Fall in jene zwei ungleichen Strombahnen theilt, führt den Namen Katarakt Island, ist mit Bäumen und Gesträuch bedeckt und etwa hundert Schritte breit. Am oberen Ende läuft eine Felsenküste oder Bank quer über die östliche Strombahn, und deßhalb fließt der größte Theil der Wassermenge durch den dreihundert und zehn Schritte breiten westlichen Theil ab. Hier beginnt die Stromschnelle schon weiter oberhalb des senkrechten Falles und brauset und zischt am Felsen vorüber. Nach Seymour hat der eigentliche Katarakt einen Fall von nur 16½ Fuß englisch; unterhalb ist ein gewaltiges Steinchaos. „Diese Felsenmassen, welche in großer Menge im Strombett umher liegen, scheinen zu beweisen, daß der Wasserfall allmälig zurückgewichen ist. Owen meint in seinem geologischen Berichte, der Katarakt habe einst sieben englische Meilen weiter abwärts, in der Nähe von Fort Snelling gelegen (also etwa dicht oberhalb der Stelle, wo von Westen her der St. Peters einmündet); er behauptet, daß die Unterhöhlung und Auswaschung ununterbrochen fortdauere; sie werde nicht eher aufhören, als bis der Katarakt noch sechs englische Meilen weiter aufwärts geeilt sei und den Punkt erreicht habe, wo der Sandstein unter dem Strombette verschwinde. Dort aber würden neue Stromschnellen sich bilden. Eine etwa zwanzig Fuß

mächtige Kalkstein-Schicht lagert auf einem Sandstein, dessen Zerbröckelung so vollständig ist, daß man nur mit Mühe feste Partikeln desselben auffindet. Das Wasser dringt unablässig in die breiten Spalten oberhalb des Katarakts, wäscht allmälig die sandigen Theile, auf welchen der Kalkstein ruht, fort, dieser letztere sinkt nach und nach immer tiefer ein, mächtige Blöcke lösen sich ab und fallen unten in die Stromschnellen. Dieser Sandstein im Mississippi wird noch leichter weggewaschen als der Thonschiefer im Niagara." — Minnesota hat einen fast unerschöpflichen Reichthum an Fichten, und der Holzhandel bildet eine Haupt-Erwerbsquelle namentlich für den östlichen Theil des neuen Staates, in welchem Hunderte von Sägemühlen ununterbrochen in Thätigkeit sind.

Eben jetzt, in der zweiten Hälfte des Jahres 1858, hat Minnesota eine neue Wichtigkeit gewonnen, weil von ihm aus drei Straßen nach dem neuen Goldland in Britisch-Columbia führen, und St. Pauls der Ausgangspunkt für ganze Karavanen geworden ist, welche am Fraserstrom und am Thompson ihr Glück versuchen und das edle Metall dem Schooße der Erde entreißen wollen.

5. Die Wälder im Staate Maine und die Holzfäller.

Im Westen der großen Seen und in der Undine-Region am obern Mississippi wechseln Wald und Wiesen ab, und im Süden derselben sind Illinois und Indiana sogenannte Prairiestaaten. Dagegen bildet die Region im Osten der großen Seen, namentlich jene zwischen dem St. Lorenzstrom und dem atlantischen Meer recht eigentlich eine Hyläa, eine Waldregion, in welcher sich ein ganz andres Leben entwickelt als auf den Prairien.

Wer kennt nicht die sogenannten Hinterwäldler? Ihre Ansiedelungen in den unabsehbaren Forsten der Alleghanies, im „blutigen Grunde" Kentucky, am Ohio und Wabasch, im

westlichen Pennsylvanien, Virginien und Tennessee, ihre Fehden mit den Indianern sind hundertmal geschildert worden, und setzen Jung und Alt in Erstaunen. Die Hinterwäldler sind Gestalten, welche in der Geschichte der Vereinigten Staaten für alle Zeiten berühmt bleiben werden, obwohl nun ihre Zeit vorüber ist, denn der Waldmann hat dem Landmann Platz gemacht. Nicht minder bekannt ist der Fallensteller, der Trapper, der einerseits bis hoch nach Norden hinauf, andererseits weit nach Westen hin, bis in die Felsengebirge und bis zum Gestade des großen Weltmeeres jahrein jahraus die Einöde durchstreift, um Pelzthiere zu erjagen. Er spielt in der Geschichte der geographischen Entdeckungen eine nicht unbedeutende Rolle, und auch sein abenteuerliches Leben und Treiben hat tüchtige Darsteller gefunden.

Aber wie viele wissen etwas von einem kaum minder eigenthümlichen, jedenfalls derben und urkräftigen Menschenschlage, der im Nordosten der Vereinigten Staaten die Wälder lichtet, dessen Axt am Kennebec, am Androscoggin, am Penobscot, am St. Croixflusse erschallt, der jährlich viele Hunderttausende von Stämmen auf jenen Strömen hinabflößt, um sie nach den Sägemühlen zu bringen, und der jährlich für mehrere Millionen Dollars Holz in den Handel liefert? Der Holzschläger, der „Lumbermann," wie die Amerikaner ihn nennen, hat gleich dem Hinterwäldler und Fallensteller ein hartes, an abenteuerlichen Wechselfällen reiches Leben; nur war es bisher weniger allgemein bekannt, weil kein Cooper und kein Washington Irving seine Abenteuer zu schildern unternahmen. Allein jetzt sind wir in den Stand gesetzt worden, dasselbe bis in alle Einzelnheiten zu verfolgen und zu übersehen. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Herr J. S. Springer, welcher den Wald der dumpfen Studirstube vorzog und mehrere Jahre mit den Holzfällern im Staate Maine lebte und arbeitete, macht es uns möglich, einen Blick in das Treiben der „Lumbermen" zu

thun. Sein vor einigen Monaten in Neu-York erschienenes Buch führt den Titel: Forest life and forest trees; comprising winter camp-life among the loggers, and wild-wood adventure. With descriptions of lumbering operations on the various rivers of Maine and New Brunsvic.

Während die Urwälder der mittleren und südlichen Staaten aus laubtragenden Bäumen bestehen, herrscht in Maine, Neubraunschweig und überhaupt am untern St. Lorenz der Nadelbaum vor. Dort sind die Tanne und die Fichte „Monarchen des Waldes", namentlich die Weißtanne, die Pechtanne und die Rothtanne. Besonders die letztere zeichnet sich durch ihren sehr schlanken Wuchs aus, und nicht selten hat sie die ersten Zweige in einer Höhe von achtzig Fuß über dem Erdboden. Springer fällte eine Rothtanne am Mattawamkeag, einem Nebenflusse des Penobscot, an welcher wohlgemessen die ersten Zweige zweiundachtzig Fuß über der Wurzel sich befanden. Die Pechtanne wird nicht ganz so hoch und erreicht nicht über neunzig Fuß; sie giebt vortreffliches Brennholz und zur Erzeugung des Dampfes zieht man sie in Massachusetts allen anderen Holzarten vor. Am meisten wird jedoch die Weißtanne gesucht; sie erreicht im nördlichen Neu-England sehr häufig eine Höhe von 150 Fuß, und es ist noch nicht lange her, daß man im westlichen Neu-York Weißtannen von 240 Fuß Höhe fällte. Die Lambertstanne im nordwestlichen Amerika wird auch reichlich 230 bis 240 Fuß hoch, und die Douglastanne, gleichfalls im Oregon, im Columbiathale erreicht eine Höhe bis zu 300 Fuß.

Ich habe, schreibt Springer, mehrere Jahre in den Wäldern Weißtannen zu Hunderten gefällt; die größte, welche mir zu Gesicht kam, stand an einem Bache, welcher sich in den Jackson-See ergoß, unweit des Baskaheganflusses, im östlichen Theil von Maine. Es war eine sogenannte Pumpkin Pine, ihr Stamm so grade und schlank wie eine gegossene Kerze; er

maß 4 Fuß über der Erde, volle 6 Fuß im Durchmesser (ohne Wurzelwerk), und hatte 144 Fuß Länge; davon waren 65 ohne all und jeden Ast. Ich brauchte volle fünf Viertelstunden, um den Baum zu fällen. Es war an einem schönen Nachmittage; alles ringsum lag in tiefer Ruhe. Nachdem ich wohl eine Stunde lang an ihm herumgehauen hatte, begann der mächtige Riese des Waldes zu beben; er hatte gewiß Jahrhunderte lang an diesem Platze gestanden, hatte allen Sturmwinden und Wettern getrotzt, ragte majestätisch über alle andern Bäume hinaus, und jetzt nahm ein so winziges Geschöpf wie der Mensch ihm sein Leben. Mein Herz schlug stärker, wenn ich meinen Blick zu seinem thurmhohen Gipfel hinan richtete, um zu sehen, ob derselbe auf nahen Umsturz deute. Endlich sank der Gewaltige mit einem ungeheuern Krachen und einem Getöse, das weit hin durch den Urforst drang und an den fernen Hügeln widerhallte. Der Stamm hatte in der Mitte eine hohle Stelle von dem Umfang eines Oxhoftes, und auf dem Stumpf hätte gut und gern ein Joch Ochsen stehen können. Ich zertheilte den Stamm in fünf Blöcke (Logs) und belud damit dreimal ein Gespann von sechs Ochsen. Der erste dickste Block war so groß, daß das Wasser im Frühling, trotzdem es hoch angeschwollen war, ihn nicht fortzuschwemmen vermochte, und ich mußte ihn zu meinem größten Bedauern liegen lassen. Er war gewiß seine fünfzig Dollars werth. Welch ein wichtiger Erwerbszweig das Holzfällen namentlich im Staate Maine und in Neu-Braunschweig ist, ergiebt sich daraus, daß allein am Penobscot wohl zehntausend Menschen damit beschäftigt sind.

Die Tannen stehen in den weiten Wäldern gruppen- und familienweise beisammen. Jetzt findet man nur noch wenige solcher Gruppen, von denen eine allein den Holzfällern während ihres etwa drei Monate dauernden Winterfeldzugs Beschäftigung geben könnte. Vor 25 und 30 Jahren war das noch anders. Damals standen ausgedehnte Gruppen Weißtannen in der Nähe

der Seen und Flüsse; man brauchte nicht lange nach ihnen zu suchen, denn man fand bald, was man nöthig hatte. Aber die Axt des Holzfällers und noch mehr die Waldbrände, welche ungeheure Verwüstungen angerichtet haben, räumten auf, und man muß nun in weiter Ferne, weit hinten in der Wildniß suchen, was man einst näher hatte. Diese Tanne scheint in Folge der Habsucht der Menschen dazu verurtheilt zu sein, allmälig ganz aus angebaueten Gegenden zu verschwinden. Sie theilt ein und dasselbe Schicksal mit den Indianern.

So muß denn der Holzfäller, bevor sein Winterfeldzug beginnen kann, allemal erst Entdeckungsreisende oder Späher voraussenden, welche ihre Expedition gewöhnlich im Frühherbst antreten und manchmal dieselbe noch im Winter fortsetzen, während die übrige Mannschaft sich schon längst im Lager befindet. Dann dringen diese „Holzjäger" auf Schneeschuhen durch die Wälder, und ihr Tagewerk ist wahrlich kein leichtes. Ziehen sie im Herbst aus, was gewöhnlich zu Zweien oder Dreien geschieht, so nehmen sie Schiffszwieback mit sich, gesalzenes Schweinfleisch, Thee und Zucker oder Syrup. Ihr Kochgeschirr besteht in einem Kaffeetopfe oder einer Theekanne, einem Schöpfgefäße aus Zinn und manchmal auch einer Bratpfanne; außerdem hat jeder eine wollene Decke, zuweilen wohl auch zwei, eine Axt, Flinte und Schießbedarf. Das Alles wird auf ein kleines Fahrzeug, ein „Skiff", geladen, wenn die Entdeckungsreise dem Lande am St. Croix gilt, oder ein „Bateau", wenn man den Penobscot aufwärts fahren will. Das geschieht vermittelst langer Stangen; in ruhigem Wasser wird gerudert. So ausgerüstet brechen die „Holzjäger", die man besser Holzsucher nennen könnte, frischen Muthes auf, und steuern auf dem Hauptstrome und auf Nebenflüssen manchmal 200 englische Meilen weit landeinwärts, nach Einöden, die vor ihnen vielleicht keines weißen Mannes Fuß betreten hat. Den Lagerplatz für die Nacht suchen sie aus, bevor es dunkelt; am liebsten

wählen sie ihn in der Nähe eines kleinen Baches. Dort schlagen sie ihr Zelt auf, das heißt, sie stecken einige Stangen in die Erde, bedecken dieselben mit Zweigen und lassen nur die Vorderseite offen, vor welcher sie ein Wachtfeuer anzünden und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Solch ein Zelt gewährt im dunkeln, nächtigen Walde einen hübschen Anblick. Manchmal hängt man wohl auch Decken um die Zeltstangen, und kann man mit Sicherheit Regen erwarten, so stülpt man das kleine Schiff um, das denn auch Schutz gegen die Nässe gewährt. Neuerdings sind kleine tragbare Zelte in Gebrauch gekommen.

Nachdem das Lager fertig ist, geht der Holzjäger daran, sein Abendmahl zu bereiten. Er kocht seinen Thee, den er gern stark trinkt, schneidet eine Scheibe Schweinefleisch ab, steckt ein Hölzchen hindurch und röstet jenes im Feuer. Dann und wann zieht er das Fleisch von der Kohle weg und läßt das Fett auf den Schiffszwieback träufeln. Ist keine Zeit zum Feueranmachen und doch der Hunger stark, so wird wohl das Fleisch roh genommen, in Syrup getaucht, und mundet vortrefflich. Nachher wird eine Pfeife Tabak geraucht.

Nicht selten wird der Holzjäger, wenn er eben eingeschlummert ist, durch schrillenden Eulenruf aus seiner Ruhe aufgeschreckt. In jenen waldigen Einöden hausen Eulen in Menge, und allnächtlich hört man ihr Wu-ho-ho-wa-wu, manchmal so stark, daß eine ganze Garnison Soldaten davor erschrecken würde. An sich ist das Eulengekrächz freilich ganz harmlos; wer aber dadurch im einsamen Urwalde aus dem Schlafe aufgeschreckt wird, findet solch mitternächtige Musik nichts weniger als harmonisch.

„Ich ruhte einst in meinem Zelte am Ufer eines Baches, der in den Penobscot fällt, und fand Gelegenheit, die Stärke meiner Nerven zu prüfen. Es war Mitternacht und Alles um mich her ruhig; kein Lüftchen ging; überall Schweigen. Bevor

ich mich niederlegte, hatte ich in einem Geschichtswerke über die amerikanische Revolution gelesen, wie einst eine Abtheilung weißer Truppen von Indianern überfallen worden war. Mit dem Gedanken an diesen Vorfall schlief ich ein, und träumte. Ich hörte den leise über das gefallene Laub hinrauschenden Tritt des rothen Mannes, und plötzlich erschreckte mich ein gellender Schrei. Im Nu war ich vom Lager aufgesprungen, hatte mein Gewehr zur Hand, und blickte empor nach dem Baume, von welchem her das markdurchdringende Geräusch gekommen war. Vor dem Zelte brannte noch das Feuer, — von den Zweigen herunter leuchteten ein Paar Augen. Ich zielte danach, und sogleich stürzte eine große Eule herab."

Wenn die Holzjäger einen Landstrich finden, auf welchem sie Ausbeute erwarten dürfen, dann ziehen sie ihr Schifflein an's Ufer und stülpen es um. Sie theilen ihr Gepäck auseinander, machen aus den Decken eine Art von Tornister und schlagen sich so in den dichtesten Wald, in welchem sie dann und wann einem stattlichen Moosethiere (amerikanischem Elenn), einem schwarzen Bären, einem flüchtigen Hirsche oder anderm Wild begegnen, das sie vom Lager aufscheuchen. Das Land ist meist nicht flach und der Wald insgemein sehr dicht, deshalb hat man immer nur einen beschränkten Gesichtskreis. Wer sich umsehen will, erklettert einen hohen Baum an einem Abhange, oder steigt auf einen „Pferdsrücken", d. h. eine Bodenerhebung, die aus Sand und Kies besteht und, einem Eisenbahndamm vergleichbar, von 30 bis zu 90 Fuß emporsteigt. Es giebt solcher Landrücken im westlichen Theile von Maine mehrere; die Oberfläche ist allemal ganz eben und so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren könnten. Die „Pferdsrücken" waren einst mit Ahorn, Birken und Fichten bestanden, während zu beiden Seiten im Tieflande Cedern wachsen. Ein Alterthumsforscher könnte leicht in Versuchung gerathen, sie für Werke von Menschenhänden zu halten, sie sind aber diluviale

Gebilde; aus einer nähern Untersuchung hat sich das ganz unstreitbar herausgestellt. Der Späher besteigt gewöhnlich eine Sprossentanne, deren unterste Zweige doch meist zwischen 20 und 40 Fuß über dem Boden sich befinden. Wie da hinauf kommen? Man fällt einen kleinern Baum mit vielen Zweigen, die gleichsam als Leiter dienen, legt ihn gegen den größern Stamm, und erreicht so ohne große Beschwerden seinen Zweck, denn das Hochklettern macht weiter keine Mühe. Dann blickt der Späher, wie der Matrose vom Mastkorbe nach Walfischen, nach Tannen umher und die Weißtanne ist gewissermaßen der Walfisch des Waldes. Er sucht „Klumpen" und „Adern" von Tannen; er ist so eifrig und aufmerksam in seiner luftigen Höhe, wie nur ein Goldsucher sein kann. Hat er entdeckt, was er suchte, so giebt er seinen untenstehenden Gefährten ein Zeichen, indem er nach der Richtung hin, wo die Tannen stehen, Zweige hinab wirft. Ein unten stehender Mann paßt genau auf und merkt sich mit Hülfe eines Kompasses das Nöthige. Bei hellem Wetter giebt freilich die Sonne den Führer ab, bei bedecktem Himmel richtet man sich nach dem Moos an der Nordseite der Bäume; das nennt man den „Indianerkompaß", der aber nicht immer ausreicht, sondern manchmal geradezu irre leitet.

Der Holzjäger untersucht dann die Beschaffenheit der Bäume, namentlich ob sie gesund sind, und darin hat er einen raschen und sichern Blick. Er überschlägt, wie weit die Strecke ist zwischen dem Standort und dem nächsten Wasserlaufe, auf dem man die Blöcke hinabflößen kann, zeichnet die Richtung auf, welche die für den Transport der Stämme oder Blöcke zu bahnende Straße nehmen soll, geht dann nach der Stelle zurück, wo er sein Boot zurückgelassen hat, und rudert wieder stromab, um den Erfolg seiner Bemühungen den Gefährten mitzutheilen.

Nun kommt es darauf an, vom Staate oder vom Privateigenthümer der ausgewählten Landstrecke die Erlaubniß zum

Fällen der Bäume auszuwirken, natürlich gegen eine Entschädigung. Nachdem die Genehmigung erfolgte, geht es rasch an die Arbeit. Vor allen Dingen wird Heu gemacht. An den Stellen, wo die Ströme durch ebene Landstrecken fließen, liegen zumeist weite Wiesengründe, die sich bis zu den bewaldeten Anhöhen, dem „Upland", erstrecken und manchmal viele tausend Morgen umfassen. Sie liefern Gras und Heu in Fülle für die Zugthiere und man geht rüstig daran beim Geschrill der Eule, bei fernher schallendem Geheul des Wolfes, beim Pfeifen herbstlichen Windes das wallende Gras zu mähen, zu trocknen und auf Gerüste, sogenannte Stadel, „Staddles", zu bansen; denn im Spätherbst stehen die Wiesen gewöhnlich unter Wasser und man holt das Heu entweder in Booten ab, wenn das Wasser noch nicht gefroren ist, oder später mit Eisschlitten. Das Heumachen hat übrigens auch seine große Plage, da Millionen lästiger Insekten auf den Wiesen schwärmen und Menschen und Vieh peinigen. Nur wenn es regnet oder ein scharfer Wind wehet, hat man Ruhe vor ihnen. Doch ist das „Wiesenleben" nicht ohne Anmuth. Hin und wieder wird ein Hirsch geschossen, eine prächtige Forelle, ein Lachs oder anderer Fisch gefangen und man hat auch wohl ein anmuthiges Abenteuer mit einem schwarzen Bären. Meister Brun ist zwar kein Raufbold, der Streit anfängt, aber er mengt sich gern in anderer Leute Sachen, ist zudringlich, diebisch und ein frecher Communist. Man hat oftmals mit ihm seine liebe Noth. Einst fuhren zwei Männer, die von der Wiese kamen, über einen kleinen See, und sahen, wie ein Bär von einer Landzunge nach dem gegenüber liegenden Ufer schwamm. Sie machten Jagd auf ihn und waren ihm bald nahe. Als er sah, daß an ein Entweichen nicht zu denken war, schwamm er geradeswegs auf seine Verfolger zu, deren einer ihm einen Schlag mit der Axt auf den Kopf gab. Bevor aber ein zweiter Schlag gegen ihn ge- werden konnte, war er schon auf den Rand des Bootes

geklettert und hatte seine Zähne in das Dickbein seines Beleidigers gehauen. Dann sprang er ins Boot, setzte sich auf die Hinterbeine und schüttelte den Mann wie etwa ein Jagdhund ein Feldhuhn schüttelt. Der andere Schiffer war ganz erstaunt und wußte sich im Augenblick nicht zu fassen; zum Glück besann er sich bald und versetzte dem unwillkommenen Gaste einen sehr derben Schlag auf die Nase. Der Bär ließ nun sein Opfer im Boote los, sprang über Bord und schwamm ans Ufer.

Manchmal erlebt der Heumacher gewaltige Herbststürme, welche in den Wäldern großen Schaden anrichten. Man sieht häufig Windbrüche, die viele tausend Bäume umlegen.

Die erste Expedition besteht also aus Holzjägern, die zweite aus Heumachern; die dritte, und zwar auch stromaufwärts, wird unternommen, um das Winterlager einzurichten und die Straße zu bahnen. Noch vor wenigen Jahren wurde der ganze Weg ins Innere zu Wasser zurückgelegt, und war in mancher Hinsicht sehr beschwerlich. Wo Wasserfälle das Weiterkommen hindern, muß Nachen oder Boot zu Lande bis an fahrbares Wasser geschafft werden; häufig bildet das Wasser eine lange Reihe von so steilen Stromschnellen, daß sie gar nicht zu passiren sind. Jetzt hat man an diesen schwierigen Stellen Straßen gebahnt, auf denen man auch mit Pferden fortkommt, und der Holzfäller hat bei weitem nicht mehr so viele Beschwerlichkeiten und Mühen an jenen Punkten, als ehemals. Aber unter allen Umständen bleibt das Hinaufschiffen von Vorräthen und Lebensmitteln eine Arbeit, welche große Kraft und Ausdauer erfordert; das Umgehen der Wasserfälle, das Weiterschaffen des Gepäcks und Schiffes von See zu See über einen Tragplatz strengt an. Fässer mit Mehl und Fleisch z. B. sind zu schwer, als daß ein Mann allein sie fortschaffen könnte; so müssen denn mehrere zugreifen, und die Waare über umgefallene Bäume, über rauhe, zackige Felsen, über schlüpfrige Wurzeln, durch Schlammlöcher, Moräste und Dickicht schaffen. Wer solche Stromschifffahrt

nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich gewiß nur eine mangelhafte Vorstellung von dem Geschick, der Umsicht und der Körperkraft, welche der Schiffer nöthig hat, um sein Fahrzeug, das allemal schwer beladen ist, flußauf über die Stromschnellen zu bringen. Wer oben am Ufer steht und sieht, wie diese gebrechlichen Kähne, bis zum Rande belastet, durch das wilde Wasser zu Berg geschoben werden, wird das Unternehmen der Schiffer für beinahe unmöglich, in jedem Fall aber für ungemein schwierig halten. Aber der „Flußmensch“ kommt hindurch, mit einer staunenerregenden Sicherheit, auch an Stellen, wo das geringste Versehen für Menschenleben und Waarenladungen verderblich sein müßte. Wenn das Wasser über einen scharfabfallenden Abhang mit glattem Kiesbett strömt, dann hat der Bootsmann alle seine Kräfte anzustrengen, um stromauf zu kommen. Er muß sein Schiff oder Flachboot mit Stangen weiter schieben, während er auf der Reise zu Thal viel leichtere Arbeit findet; er kann dann rudern und gelangt rasch vorwärts.

Endlich ist die Gesellschaft, welche während der Wintermonate Holz fällen will, an Ort und Stelle und kann lustig daran gehen, ihr Lager aufzuschlagen. Man klärt den Platz, wo die Hütte stehen soll, und schafft namentlich alle Blätter und jeden Rasen in der Nähe fort, weil sonst leicht Gefahr einer Feuersbrunst vorhanden ist; das trockene Gras fängt nämlich jeden Funken auf. Während einige in dieser Weise beschäftigt sind, hauen andere die Bäume auf der Stelle um und zerschlagen sie in Stücke von vorgeschriebener Länge. Sobald Vorrath solcher Balken da ist, also schon am ersten oder zweiten Tage, legt man die größeren Blöcke ins Gevierte, indem dieselben an beiden Enden eingehauen und gekerbt werden; eine Lage kommt über die andere, bis diese Wand oder Holz[illegible] [illegible] erforderliche Höhe erreicht; dann legt man kleinere [illegible] Blöcke auf, um das Ganze zu verbinden.

So steigt die Vorderseite der Hütte wohl nicht bis mehr als 9 Fuß auf, denn so hoch ist die gerade Wand; nach hinten zu dacht sie sich ab, bis drei Fuß über die Erde. An diese eine Blockhütte bauet man eine zweite dicht an und bringt in der Mitte den Feuerheerd an. Am liebsten wählt man für den Bau dieser Häuser die Sprossentanne, weil sie zugleich stark, leicht und trocken ist. Das Dach besteht aus vier Fuß langen Schindeln, die man mit der Axt selbst spaltet und nicht etwa aufnagelt, sondern vermittelst mehrerer querübergelegter dicker Balken befestigt. Zuletzt bedeckt man Alles mit Zweigen von Tannenfichten und des Cederbaums, und wenn dann Schnee fällt, ist diese Lagerhütte recht erquicklich warm; die Spalten zwischen den einzelnen Baumstämmen werden natürlich mit Moos ganz dicht ausgefüllt.

Die innere Ausstattung ist sehr einfach. Eine Abtheilung gilt als Speisezimmer, eine andere bildet den Schlafraum, und eine dritte wird als Küche benutzt. Sie sind nicht durch Wände von einander geschieden, sondern durch Stangen auf dem Fußboden. Auch die Bettstelle ist sehr dürftig; sie besteht nämlich aus der Mutter-Erde, die mit einer dichten Lage von Zweigen der Schierlingstanne, der Ceder oder der Fichte bedeckt wird. Die Kleider legt man nur ab, wenn man an der Reihe ist, nicht Wacht halten zu müssen. Aber der Waldmann beneidet Keinen um ein weiches Dunenlager, denn er erfreut sich eines sehr gesunden und erkräftigenden Schlafes. Tische und Stühle sind dem Uebrigen angemessen; man haut sie aus Tannenholz zusammen; auf jeden Fall sind diese Klötze sehr dauerhaft.

Und welchen Appetit hat der Waldmann, wenn er ans Essen geht und die Bratpfanne dampft! Um diese setzt man sich herum, taucht Brod, Kartoffeln, gesalzene Fische in das brodelnde Schweinsfett. Man bäckt Brod in einem eigenen Ofen, der weiter nichts ist, als ein Loch in der Erde, in das man glühende Kohlen und heiße Asche wirft. Das Lagerfeuer brennt

an der Erde nahe bei der vordern Wand des Hauses, wenn es sein kann, zwischen großen Steinen, und Holz wird dabei wahrlich nicht gespart. Da die Waldleute nicht immer vorsichtig genug sind, so ist es schon vorgekommen, daß die Lagerhütte abbrannte und Leute verunglückten.

Es schläft sich vortrefflich im tiefen einsamen Wald nach des Tages Mühen und nach traulichen Gesprächen an den langen Winterabenden. Auch an Musik fehlt es nicht, wenn der Sturm durch den dichten Forst heult. Man erzählt einander die Abenteuer, welche man erlebt hat, und auch Gesang ertönt zuweilen; denn die Waldleute sind nicht ohne Poesie und haben sich Gesänge gedichtet, die unter den „Lumbermen“ sehr beliebt wurden.

Sobald das Wohngebäude vollendet ist, zimmert man den Stall für die Ochsen auf, die nackte Erde bildet den Fußboden, dem Vieh dagegen bereitet man einen solchen aus dicht nebeneinander gelegten, glatt behauenen Latten, zwischen denen man die Lücken mit Erde und Dünger sorgfältig ausfüllt. Ueberhaupt wird den Ochsen wenigstens soviel Sorgfalt zugewandt, wie ein Pferdeknecht den ihm anvertraueten Racepferden angedeihen läßt. Der „Teamster“, d. h. der Fuhrmann, sieht spät Abends, ehe er sich schlafen legt, noch einmal mit der Laterne nach seinen Thieren, und früh Morgens füttert er schon, wenn die übrigen Lumbermen noch schlafen. Er hat den allerschwersten Dienst, und muß seine Augen immer offen haben; jeder Huf, jeder Nagel, jeder Riemen, jede Kette muß stets von ihm beobachtet werden, denn eine Nachlässigkeit kann sehr verhängnißvoll werden.

Sind nun Wohnhaus und Stallgebäude in gehöriger Ordnung, so geht man daran, eine Hauptstraße und einige Nebenwege herzustellen. Wie die Adern im Körper des Menschen im Herzen ihren Mittelpunkt für den Blutumlauf haben, so führen alle diese Wege nach dem „Klump“ Tannenbäume, in

welchem man Holz fällen will. Der Hauptweg windet sich in malerischen Krümmungen durch den Wald, und wird durch die Schleifen und das auf ihm geschleppte Holz glatt, denn der Schnee liegt sehr bald hoch, und die Bahn ist in kurzer Zeit steinhart. Diese Fahrbahn muß man als eine prächtige Straße bewundern; keine Stadt kann sich einer solchen rühmen, denn der Weg führt durch einen herrlichen Forst, welcher ihn zu beiden Seiten einfaßt. Aber es kostet nicht geringe Mühe ihn zu bahnen. Vor allen Dingen muß die beste Richtung ermittelt, nachher alles Gestrüpp weggehauen und zur Seite geschafft werden; sodann haut man alle im Wege stehenden Bäume glatt über der Erde ab, so daß ein mindestens zwölf Fuß breiter Raum gewonnen wird. Löcher und Unebenheiten werden mit Stangen und Zweigen ausgefüllt, und über Pfützen und Teiche legt man Brücken, die aus an einander befestigten Stangen und Aesten bestehen.

Für den Waldmann hat das wilde Leben im Forste etwas Bezauberndes, im Herbst wie im Winter, der bald genug sich ankündigt. Es wird schon kalt, wenn eben alle jene Vorkehrungen getroffen worden sind; während der Nacht gefriert das Wasser, auch kommen leichte Schneegestöber. Die Holzleute sind bereit an's Werk zu gehen und harren nur noch des Fuhrmanns mit einer Spannung, wie der Seereisende nach langer Fahrt des Einlaufens in den Hafen. Der Teamster kommt nämlich ganz zuletzt an Ort und Stelle; er bringt den übrigen Mitgliedern der Ansiedelung im Walde Zeitungen und Briefe von den Angehörigen mit.

Manchmal verspätigt sich eine Partie, welche eine zweite Abtheilung Proviant zu bringen hat. Dann gehen die Flüsse wohl schon mit Eis, und das Hinaufschieben des Fahrzeuges die Stromschnellen aufwärts ist unendlich mühsam. Die Handschuhe frieren an den Schiebestangen fest, die Finger werden so steif und kalt, daß sie kaum noch die Stange halten können.

Der Matrose auf dem Seeschiffe kann sich auch im heftigsten Wintersturme so viel Zeit abmüssigen, um die Arme heftig über einander zu schlagen und sich so einigermaßen zu erwärmen. Der „Lumberman“ darf es auf keinen Fall während seiner Bergfahrt über Stromschnellen; er braucht alle Augenblicke jeden seiner Finger, und läßt er sich das geringste Versehen zu Schulden kommen, dann sind Leben, Schiff und Ladung aufs Aeußerste gefährdet.

Wo es die Beschaffenheit des Weges erlaubt, jocht man die Ochsen vor eine lange, nur leicht beladene Schleife, die über schlammigen oder unebenen Boden gezogen wird. Fehlt es an einem Boote, so wird rasch ein Floß gezimmert. Ueber breite Ströme schwimmen die Ochsen mit Leichtigkeit, wenn das Wasser noch nicht mit Eis geht; ist aber dieses der Fall, so sperren sie sich anfangs wohl ein wenig, folgen aber am Ende doch dem freundlichen Zureden des Treibers.

Ein Gespann — Team — besteht aus vier, sechs oder auch wohl acht Ochsen. Im Monat November und December, wenn Erde und Sümpfe gefroren sind und der Frühschnee gefallen ist, wird das Gespann vor die Langschleife gejocht und zieht waldein. Springer erzählt Folgendes:

„Wir waren schon etwa hundert Meilen weit vorwärts gekommen und dann bis zum Baschahegan=See gefahren, über den wir hinüber mußten, weil sich unser Lager auf der andern Seite desselben befand. Wir erreichten das Ufer spät am Nachmittage. Das Eis war noch nicht so dick als wir vermuthet hatten, und es blieb sehr zweifelhaft, ob wir mit unsrer Last ungefährdet hinüberkommen würden. Doch lag uns aus mehr als einem Grunde sehr daran, noch am Abend zum Lagerplatze zu gelangen. Der Ufersaum war so schlammig und morastig, daß wir die Fahrt um den See herum gern vermeiden wollten, und es wurde daher beschlossen, die Fahrt über das Eis z[illegible]en. Wir hatten zwölf Ochsen; das leichteste Joch

schickten wir voran, um die Stärke des Eises zu prüfen, und es zum Herausziehen der andern Joche zu benutzen, falls diese einbrechen würden. Sie bildeten gleichsam unsere Reserve. Auf sie folgte eine mit Heu und dergleichen beladene Schleife; darauf kam ein Viergespann und nachher, versteht sich gleichfalls in angemessener Entfernung, noch ein Viergespann. So kam nicht allzuviel Schwergewicht auf ein und denselben Raum. Dann setzten wir den Zug in Bewegung; das Eis knarrte und krachte unter uns, wir erreichten glücklich eine Landspitze, als eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wipfel der hohen Tannen vergoldeten. Der Abend war bitter kalt, der Wind pfiff scharf über die eisige Fläche des Sees. Aber wir machten uns frischen Muthes daran, auch die noch vor uns sich ausdehnende Strecke zurückzulegen. Dort war freilich das Eis nicht so dick als in der Bucht, welche wir bereits hinter uns hatten; kaum hatten wir etwa ¾ Meilen zurückgelegt, als das letzte Viergespann mit Schleife und Allem durchbrach. Sogleich wurde für die ganze Linie das Lärmzeichen gegeben und die übrigen Gespanne hielten an. Und als wir beschäftigt waren, jenes zu retten, sank auch das andere Viergespann ein, und endlich lagen sie alle im Wasser, die Reserve allein ausgenommen. Wären sie sämmtlich in Bewegung geblieben, so geschah wohl das Unglück nicht; durch das Anhalten und längern Druck auf ein und dieselbe Stelle brach aber die Decke. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, welche Mühe es kostete, die Thiere wieder auf das Eis zu ziehen; auch war nicht geringe Gefahr dabei. Die armen Thiere zitterten wie Espenlaub; wir schafften sie ans Ufer, rieben sie ab und gaben ihnen zu fressen. Es war nun spät Abends geworden, wir zündeten ein mächtiges Feuer an, und ein Theil unserer Leute machte sich auf den Weg, um den Lagerplatz zu suchen, an welchem sich unsere am Tage vorausgegangenen Gefährten befanden. Diese mußten uns durchaus behilflich sein, wenn wir die eingesunkenen

Schleifen wieder aus dem Wasser ziehen wollten. So war also an keinen Aufschub zu denken, und wir machten uns auf den Weg. Als wir uns mitten auf dem See befanden, wurde das Schneegestöber immer dichter, und wir wußten gar nicht mehr, welche Richtung zu nehmen war. Indessen wir trafen es glücklich, und nach einigen Stunden sehr angestrengten und anstrengenden Marsches erreichten wir das Ufer, unweit von der Straße, welche zum Lagerplatz führte. Dieser befand sich etwa eine halbe Meile landeinwärts. Aber nun fragte es sich: lag er zur Rechten oder zur Linken? Nach Yankeeart „vermutheten" wir, wo er etwa sein müsse, und wir hatten es getroffen. Unsere Gefährten lagen im süßen Schlafe; Mitternacht war schon vorüber. Bald aber summte der Theekessel, und nachdem wir uns durch Trank und Speise erquickt hatten, ruheten wir vortrefflich bis Tagesanbruch, um dann mit den Uebrigen den Zurückgelassenen Hilfe zu bringen. Sie hatten allerdings eine sehr unangenehme Nacht verlebt."

Es verursacht viele Mühe, alljährlich im Herbst die Zugthiere so weit ins Innere, oft manchmal zweihundert Meilen weit, zu schaffen. Oft vermeidet man das, indem man sie im Frühjahr in der Wildniß, auf den Wiesen, zurückläßt, wo sie bis zum Herbst sich selbst überlassen werden. Sie gedeihen dort ganz vortrefflich, sind aber sehr wild, wenn man sie im Herbst wieder einfängt, was nicht ohne Schwierigkeit abgeht. Doch gewöhnen sie sich rasch wieder in das Joch, und man sieht ihnen ordentlich die Freude darüber an, daß sie ihren Fuhrmann wieder haben. Manchmal freilich wird von solchen Thieren nichts wieder gehört oder gesehen; das eine ist im Schlamme versunken, das andere hat sich verlaufen, das dritte ist von Wölfen oder Bären zerrissen worden; denn diese wagen sich manchmal auch an den stärksten Ochsen.

Nachdem die Waldleute sich einige Tage Ruhe gegönnt haben und Schnee gefallen ist, beginnen sie damit, die Blöcke

an den geeigneten Platz zu schleppen. Alles ist beschäftigt; die Arbeit aber ist regelmäßig unter verschiedene Klassen von Waldleuten getheilt. Jeder von ihnen hat seine besonderen Obliegenheiten.

Das Ganze wird angeordnet und geleitet vom „Boß"*), die „Choppers" oder Hauer suchen die Stämme aus, hauen sie ab und theilen sie in Blöcke; einer von ihnen ist Master-Chopper. Die „Swampers" bahnen und ebenen die Straße bis zu der Stelle, wo die Bäume gefällt werden. Der „Barker" und der „Loader" schälen die Rinde vom Stamme ab, was an dem Theile des letztern geschieht, der auf dem Schnee schleifen und daher möglichst glatt sein muß; sie helfen auch dem „Teamster" oder Fuhrmann beim Aufladen. Der „Hauptmann vom Stachelstocke", nämlich eben der Fuhrmann, ist Herrscher über das Gespann; endlich erscheint der Koch als eine keineswegs unwichtige Person, die freilich nicht allemal vorhanden ist, so daß die übrigen sich reihum dazu verstehen müssen, die Speisen für den Tisch herzurichten.

Beim Fällen des Stammes kommt es vor Allem darauf an, so zu verfahren, daß er nach der gewünschten Richtung hin niederstürzt. Dabei muß man in Obacht nehmen, nach welcher Seite hin der Baum sich neigt und wie stark und von woher der Wind weht. Auf alles das verstehen sich die Chopper vortrefflich; erhebt sich aber der Baum am steilen Abhang einer Höhe, so schlägt ihre Berechnung manchmal fehl. Wenn solch ein Riese des Waldes niederstürzt, erdröhnt der Boden, und manchmal hört man das Getöse stundenweit. Ehe man ihn zum Umsturz bringt, fällt man kleinere ringsum stehende Bäume, die ihm zum „Bett" dienen, denn er darf nicht zu tief in den

*) Bedeutet wohl so viel wie das niedersächsische und niederländische Baas; so giebt es an der Weser beim Schiffsbau auf jedem Werft einen Zimmerbaas 2c.

Schnee stürzen und läßt sich dann auch mit geringerer Mühe aufladen. Man haut die Zweige ab, die Barkers laufen auf dem dunkeln Stamme umher, wie die Matrosen auf dem Rücken eines Walfisches, und wenn Alles zum Fortschaffen bereit ist, kommt der Fuhrmann mit seiner „Bob-Schleife", welche wahrscheinlich so heißt, weil sie gestoßen und gerüttelt wird, wenn man damit über unebenen Boden fährt. Sie ist allemal sehr stark und fest gearbeitet, denn sie hat eine äußerst schwere Last zu tragen. Das Sechsgespann zieht an, sobald der Fuhrmann ruft, und nun seufzt die Schleife unter der ungeheuern Wucht durch den Tannenforst.

Man schafft gern, wenn irgend möglich und thunlich, den ganzen Stamm auf einmal bis zum Landeplatze, das heißt der Stelle, wo im Frühjahr das Holz in's Wasser geworfen wird. Dort zersägt man ihn in Blöcke von vierzehn bis dreißig Fuß Länge, weil er so besser den Fluß hinabschwimmt. Springer hat einmal einen Stamm in nicht weniger als fünf Blöcke zersägt, wovon der kürzeste eine Länge von vierzehn Fuß hatte. Manchmal werden Stämme von achtzig Fuß Länge und beträchtlicher Dicke fortgeschleppt, was freilich auch in deutschen Forsten mit den sogenannten Achtzigerbalken der Fall ist. So hauet der Waldmann fort und fort, bis der eine „Klump" Bäume erschöpft ist; nachher kommt ein anderer an die Reihe.

Noch vor einem Menschenalter wuchsen die prächtigsten Weißtannen dicht am Ufer der Flüsse und Seen; man fällte sie zu vielen Tausenden und brauchte sie blos in's Wasser zu rollen, so daß die saure Arbeit des Aufladens und Schleifens nicht nöthig war. Aber diese Zeit ist vorbei und man muß nun das meiste Holz aus einer nicht unbeträchtlichen Entfernung herschaffen. Doch ist trotz dieses ungeregelten Ausbeutens [illegible] Wälder und ungeachtet der Hunderte von Millionen Stämme, [illegible] durch Waldbrände zerstört wurden, immer noch Holz [illegible]eurer Menge vorhanden. Aber ein großer Theil die-

ser Tannen ist inwendig angegangen. Sehr viele Bäume unterliegen, nachdem sie völlig ausgewachsen sind, einem innern Zerstörungsprozesse, einer krebsartigen Krankheit, welche die Waldleute Cook oder Konkus nennen. Man erkennt diese Krankheit schon an der Außenseite des Baumes an einem kleinen braunen Flecke, der sich einige Fuß über dem dicken Ende zeigt; er gleicht manchmal einem Stück Pfefferkuchen und ist bald klein, wie etwa ein Viergroschenstück, bald so groß wie ein Hutdeckel. In manchen Klumpen erkennt man die Krankheit nur an einem kleinen gelben Flecken Pech, das herabträufelt. Wer sich auf die Krankheit nicht versteht, ahnt gar nicht, daß manche hoch, kräftig und stattlich aufgewachsene Tanne vom Konkus ergriffen ist. Aber der Waldmann weiß Bescheid. Haut er einen solchen Baum um, so findet er ihn im Innern röthlich und schwammig; die faserigen Theile des Holzes sind freilich noch straff, aber der markige Theil und die Lagen zwischen den Fasern trocken und milchweiß. Und von dieser Krankheit sind oft weite Waldstrecken ergriffen, wo dann unter dreißig Stämmen manchmal nur ein halbes Dutzend gesund erfunden wird. Hin und wieder wird der Holzkäufer betrogen, weil die Waldleute sich darauf verstehen, einen Knorren oder ein Stück von demselben Baume in den Konkus zu treiben und diesen zu verdecken; er gleicht dann einem gesunden Astknoten und erst in der Sägemühle zeigt sich, daß der Stamm nichts taugt. Vieles von diesem Holze ist auch am dicken Ende hohl und ein solcher Stamm dient den Bären zur Winterhöhle. Springer fand einst in einer mächtigen unten hohlen Tanne eine alte Bärin mit vier Jungen; sie waren so fett wie Schildkröten, die Alte wog über drei Centner.

Die Waldleute arbeiten vier volle Wintermonate hindurch im Forste, und man darf es schon glauben, daß ihre Beschäftigung kein Spielwerk ist. Manchmal bauen sie an Bergabhängen sogenannte trockene Schleusen, die vom obern Rande

bis unten in die Tiefe reichen. Sie legen nämlich lange, ganz glatte und schlanke Stämme so neben einander der Länge nach, daß der Stamm, welchen man hinabgleiten lassen will, nicht nach links oder rechts abbiegen kann, sondern blitzesschnell hinunterschießt und sich unten im Schnee begräbt; unterwegs dampft er in Folge der Reibung, als ob er in Feuer stände. Ueberhaupt hat man mehr als eine sinnreiche Art und Weise erdacht, um schöne Stämme unbeschädigt von unzugänglichen Stellen in die Thalebene hinabzuschaffen.

Eine arge Belästigung für die Waldleute ist der raubgierige und gefräßige Wolf, der nicht selten das Gespann Tagelang viele Meilen weit heulend und zudringlich verfolgt. Manchmal springt er wohl sogar auf den Block, wagt sich selbst bis ganz in die Nähe der Ochsen und läßt sich vom Fuhrmann einen Schlag versetzen. Es ist im höchsten Grade auffallend, daß die Waldleute, ganz verschieden von den Hinterwäldlern im Westen, so wenig mit dem Feuergewehr die Bestien des Waldes verfolgen; sie müßten sich doch mit der Flinte leicht der Wölfe erwehren können. Einst ging ein Holzfäller auf dem Eise des Flusses Mattawamkeag. Aus der Ferne vernahm er fürchterliches Heulen, das er mit dem Geächz und Kreischen von vierzig Paar alten Karrenrädern verglich. Es kam von Wölfen, die aus dem Walde nach dem Eise zurannten und einen Hirsch verfolgten. Er stand still und beobachtete sie. Die Wölfe liefen in einer Reihe hinter einander, bis sie der Beute ganz nahe waren, dann theilten sie sich, wie wenn sie sich verabredet hätten, in zwei Linien, deren eine sich gerade vor dem Hirsch aufstellte und dann gemeinschaftlich mit der andern den Hirsch umzingelte. Dann sprangen sie auf ihr Opfer ein, rissen dasselbe auf das Eis nieder und verschlangen es in unglaublich kurzer Zeit, so daß nur die Knochen übrig ..ben. Flugs galloppirten sie wieder in den Wald zurück. ..selben Flusse fand sich einst ein Rudel Wölfe allnächt-

lich vor dem Blockhause eines Ansiedlers ein, der zufällig Gift besaß und dasselbe auf Fleisch streuete. Am andern Morgen lagen in der Umgegend sechs todte Wölfe umher.

Man kann sich leicht denken, daß es bei einer so gefährlichen Arbeit, wie sie den Waldleuten obliegt, ohne schwere Körperbeschädigungen nicht abgeht. Wie soll man sich helfen, da doch kein Wundarzt in der Nähe ist? Einst erhielt ein Holzfäller von einem Nebenmanne einen Schlag mit der Axt in's Dickbein. Es war eine weitklaffende Wunde, die man mit Taschentüchern verband, so gut es eben gehen wollte. Dann trug man den Beschädigten auf Tannenzweigen nach dem Lagerhause, legte ihn auf den Tisch und nähete die Wunde mit einer ganz gewöhnlichen Stopfnadel. Nach einigen Wochen konnte der Kranke wieder an die Arbeit gehen. Manchmal wird man durch herabstürzende Baumstämme geschädigt, und man muß überhaupt sehr auf der Hut sein.

Der „Sabbath“ ist ein sehr willkommener Tag im „Logging Swamp“; dann kann der Waldmann eine Stunde länger schlafen, er braucht Morgens nicht sogleich in die frostige Luft hinaus, sondern wärmt sich ruhig und gemächlich am Feuer; nur der Koch muß Speisen herrichten, und der Fuhrmann das Vieh füttern. Zum Zeitvertreib sucht man in der Nähe frische Zweige für das „Bett“, nachher wird das Zeug gewaschen und geflickt, so gut es eben die harten Hände und Finger zulassen, man schreibt Briefe, liest auch wohl ein wenig, und ist in der Nähe, d. h. nur einige Meilen entfernt, ein Lagerplatz, so stattet man den Nachbarn einen Besuch ab oder erhält Besuch von ihnen. Der eine oder andere stellt auch wohl Marderfallen, doch gilt im Allgemeinen der Satz, daß der Waldmann sein eigentliches Vergnügen und seinen größten Genuß in der Arbeit hat, denn wenn er beschäftigt ist, empfindet er es weniger, daß er auf so lange Zeit aller weiblichen Gesellschaft entbehren muß.

Der Waldmann ist nur ausnahmsweise Jäger; er betrachtet das Waidwerk nur als Nebensache; doch versteht es sich von selbst, daß die leckeren Bissen, welche der Bär und das Moosethier manchmal liefern, von ihm, der zumeist von gesalzenem Fleisch sich nährt, als eine sehr willkommene Gabe betrachtet werden. Ein junger, etwa ein Jahr alter, recht fetter Bär sieht zwar, nachdem man ihm das Fell abgezogen, beinahe wie ein menschlicher Leichnam aus, aber sein Fleisch ist delikat. Das Moosethier ist oft so groß wie ein Pferd von vierzehn Faust; man kommt ihm am besten im Frühjahr bei, wenn der Schnee tief liegt, die Mittagssonne die Eiskruste auf demselben wegschmelzt, und der Nachtfrost wieder eine dünne Decke darüber härtet. Dann sinkt das Thier beim Laufen ein und kann in Schußweite erreicht werden. Das Männchen, oder wie man im Walde sagt, „der Bulle" ist zur Brunstzeit äußerst gefährlich; er verfolgt dann die Menschen, wo er sie sieht. Springer kannte einen Mann, den solch ein Bulle angegriffen hatte. Er war mit gesenktem Kopfe, etwa so wie ein Stier, gegen ihn eingerannt, um ihn auf sein Geweih zu nehmen. Aber, so lautet die Jagdgeschichte weiter, der Mann sprang ihm plötzlich zwischen das Geweih, packte dasselbe, saß ihm auf dem Nacken und klammerte die Füße um den Hals, wie ein Faulthier. „Rasend vor Wuth rannte der Bulle in's Weite und bot Alles auf, um mich abzuwerfen, aber da ich wohl wußte, was auf dem Spiele stand, und da es sich um Leben und Tod handelte, so hielt ich mich aus Leibeskräften fest. Endlich sah er wohl, daß er mich nicht los wurde; er streckte also seine Schnauze in die Höhe und warf das Geweih hinten über; das war sehr gut, denn er gewährte mir dadurch Schutz. Er rannte fort mit rasender Schnelle; ich saß ihm immer auf dem Halse. Bald war er im dicken Gehölz, sprang über hohe umgefallene Baumstämme, tief durch Morast und Schlamm, und sank endlich erschöpft nieder, nachdem er wohl

drei Meilen weit mit mir gerannt war. Diese Gelegenheit nahm ich wahr, zog mein Jagdmesser aus der Scheide, rannte es ihm in den Nacken, schnitt die große Halsader durch, und mein war der Bulle.“ Es ist kaum in Zweifel zu ziehen, daß solche Geschichten im Style des seligen Freiherrn von Münchhausen auch gläubige Zuhörer finden.

Der Bär spielt im Leben der Waldleute begreiflicherweise eine große Rolle. Er ist auch in den Wäldern von Maine ein kräftiges Thier, weiß mit ungemeiner Geschicklichkeit den Schlägen, welche man gegen ihn führt, auszuweichen, ringt oft seinem Gegner die Waffen aus der Hand, hat ein zähes Leben und ist ein Feind, den man in keinem Falle verachten darf. Außerdem ist er ein abgefeimter und dabei unverschämter Dieb. „Als wir, erzählt Springer, einstmals stromauf zogen, folgte uns Meister Brun mehrere Tage hintereinander. Wir machten zuerst seine Bekanntschaft, während wir an der Mündung eines Baches unser Lager aufschlugen, das dort nur vorübergehend stand. Wir ließen daher unsere Sachen im Walde stehen und brachten sie nicht unter Dach und Fach. Nachts kam der Bär heimlich angeschnüffelt und wählte sich einen Packen aus, welcher den Winteranzug eines unserer Gefährten enthielt, namentlich auch große Stiefeln, Rasirzeug und dergleichen mehr. Der Dieb schleppte seine Beute eine Strecke weit fort, ehe er sich die Mühe nahm, den Inhalt zu durchsuchen. Das geschah aber mit einer Genauigkeit, der auch der strengste Zollbeamte seine Anerkennung nicht versagt haben würde. Am andern Morgen fanden wir alle Kleidungsstücke zerrissen, die Stiefel waren zerkauet und selbst der Stiel des Scheermessers war angenagt; an die Klinge hatte der Bär sich weislich nicht gewagt.“

„Einige Tage später, auf einem andern Lagerplatze, war ein Faß, dessen Inhalt in etwa zehn Gallonen Syrup bestand, draußen gelassen worden. Wir vernahmen ein Geräusch, wa-

ren auf unserer Hut und konnten uns schon denken, wer einen Besuch abstattete. Jeder von uns ergriff einen Feuerbrand, wir stürzten hinaus und fanden, daß uns jenes Gefäß mit Syrup fehlte. Wir verfolgten die Spur und fanden das Syrupfaß, aber halb ausgelaufen. Offenbar hatte der zottige Herr sich eine rechte Güte thun wollen, war aber durch unser Schreien und die Feuerbrände gestört worden, ohne jedoch abgeschreckt zu sein. Denn nach etwa zwei Stunden war er schon wieder da, und wir konnten sehen, wie er sich benahm. Wir besaßen ein Gewehr, hatten aber den Schießbedarf an einer etwa hundert Ruthen entfernten Stelle; wir nahmen daher die Laterne, gingen hinaus, holten Pulver und Blei, luden zwei Kugeln und warteten zu. Etwa um Mitternacht kam der Bär zum dritten Male, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre, und stand kaum dreißig Schritte von unserer Lagerhütte entfernt. Wir jagten ihm die Kugeln auf den Pelz; er lief fort und wir folgten, abermals mit Feuerbränden, den Blutspuren; auch hatten wir Aexte mitgenommen und das Gewehr wieder geladen. So rannten wir ihm nach durch den Wald bis zu einem Sumpfe, wohin er sich geflüchtet hatte, und kamen ihm immer näher. Bald hörten wir ihn laut schnaufen und keuchen. Plötzlich sprang er vor uns auf, erklomm mit vieler Anstrengung eine Anhöhe, die mit Canoebirken bestanden war und sank dort erschöpft zusammen. Wir standen um ihn herum. Bald war die leicht entzündliche Birkenrinde in Brand gesteckt; die Beleuchtung war prächtig, die ganze Scene trug ein wildes Waldgepräge; wir jauchzten und sprangen wie im Kriegstanze um den erschossenen Räuber herum. Endlich machten wir ihm den Garaus, streiften ihn ab und nahmen vorerst ein Viertel des fetten Thieres mit nach dem Lager. Gegen den Bären ist aber der Säbel eine bessere Waffe als die Axt, welche er, wie gesagt, dem Gegner manch-

mal aus der Hand windet; während er am Säbel sich die Tatzen zerschneidet."

Dergleichen Erzählungen dienen Abends zur Ergötzlichkeit, wenn die Leute am Feuer sitzen; der Eine schnitzt einen Stiel für seine Axt, der Andere feilt eine Säge, der Dritte liest, der Vierte raucht seine Pfeife und legt die Hände in den Schooß; der Koch mit aufgekrämpten Hemdsärmeln knetet Mehl, um Brod zu backen; Alle aber sind zufrieden. Manchmal wird auch Karte gespielt; die Partie sitzt dann um einige hell-leuchtende Fichtenspäne. Weil aber bei diesem Spiel so häufig Zank und Streit sich erhoben, so hat man dasselbe, gleich dem Rum und Branntwein, möglichst verbannt.

Noch vor zwanzig Jahren galten die Waldleute für arge Trinker und Unterthanen des tyrannischen Königs Alkohol; sie tranken Rum als wäre er Wasser, und begreiflicherweise waren Streit und Schlägereien etwas ganz Gewöhnliches. Am St. Croix consumirte 1832 eine Bevölkerung, die zwischen vierhundert bis fünfhundert Köpfe zählte, nicht weniger als 3500 Gallonen Rum. Die Leute waren damals in dem thörichten Wahn befangen, daß sie ohne etwas „Starkes" gar nicht arbeiten könnten. Es kostete daher große Anstrengungen, auch nur einige wenige zur Enthaltsamkeit zu vermögen. Aber es gelang am Ende, und als Leute, die zwanzig Jahre an's Rumtrinken gewöhnt waren, zum ersten Male einen „Winterfeldzug" ohne Branntwein überstanden hatten und sich wohler als je zuvor fühlten, war schon viel gewonnen. Das gute Beispiel fand Nachahmung. Mit dem Branntweintrinken sind auch viele alte Rohheiten in Abgang gekommen und jetzt sind die Waldleute eine achtbare Menschenklasse.

Nach der Spätherbst- und Winterzeit sehnen sie sich das ganze übrige Jahr hindurch; als ihre eigentliche Heimath betrachten sie den Forst. Wenn sie von ihren Wohnorten aufbrechen, die meist in der Gegend der Meeresküste liegen, fin-

den sie während der ersten Tage noch leidlich eingerichtete Herbergen. Sobald sie aber die Seitenpfade durch die Forsten betreten, hört das auf, denn nur in weiten Zwischenräumen liegen sogenannte Log-Shanties zerstreut, welche eigentlich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Fuhrleute eingerichtet wurden, die dort für sich und ihr Zugvieh für die Nacht Unterkommen finden; während der Sommermonate stehen dieselben leer, weil dann kein Mensch jene Einöden besucht. Diese aus Baumstämmen roh zusammengeschlagenen Gasthäuser sind auch im Innern äußerst einfach hergerichtet und haben nur zwei Gemächer. Das eine dient als Küche, Speise-, Schenk- und Wohnzimmer; hier sitzen oft in nicht geringer Anzahl die Teamsters und lassen sich die aufgetragenen Speisen vortrefflich munden. Das andere Gemach ist ein Schlafzimmer; die über einander gestellten Betten sind so angebracht, daß der Schlafende seine Füße dem Feuer zukehrt.

Nachdem im Walde so viel Holz gefällt worden ist, daß man eine gute Erndte gemacht zu haben glaubt, dann nahet das Frühjahr, welches eine ganz andere Art von Beschäftigung mit sich bringt. Es handelt sich darum, die Blöcke, welche der Teamster aus dem Forste zu dem „Landungsplatze" geschafft hat, bei Aufgang des Wassers hinabzuflössen; man hat dann mit dem „Breaking up" und dem „River driving" alle Hände voll zu thun. Sobald warmer Regen und mit demselben Thauwetter einfällt, muß der Teamster seine Arbeit einstellen. Man erwartet den Aufbruch des Eises mit Ungeduld; der Waldmann ist ja dann vier volle Monat vom Hause, von Familie und Freunden entfernt gewesen; kein Wunder also, daß er sich einmal heim sehnt. Er denkt daran, wie er im Wohnorte seinen festlichen Einzug halten will; denn allemal erscheint er wie eine Art Triumphator.

Auf der Schleife werden hohe Stangen befestigt, von welchen Fahnen herabwehen, selbst die Ochsen werden mit bunten

Tüchern geschmückt, denn die treuen, arbeitsamen Thiere, die Gefährten so beschwerlicher und gefahrvoller Arbeit, sollen auch Theil an der Ehre haben. Natürlich darf dem Waldmann ein buntes Band auf dem Hute nicht fehlen, ein rother Gürtel um den Leib gilt für einen stattlichen Putz, und ein mächtiger Bart für eine nicht geringe Zier. So zieht die Karawane in den Ort ein; manchmal zählt sie vierzig bis sechszig Ochsen beisammen, und eben so viel Menschen. Alles läuft vor die Thüren und begrüßt die Neuankommenden; jedes Joch wird gemustert und beurtheilt; der Teamster hält also möglichst darauf, daß man es gut bei Fleische finde. Vor zwanzig Jahren noch ging es beim Einzuge dieser Triumphatoren wild her; Rum wurde in Menge getrunken; jetzt ist das, wie schon bemerkt, Alles anders.

Das Hinabflößen der Blöcke ist nicht so angenehm, wie die übrigen Arbeiten des Waldmannes sind. Es beginnt im April und erscheint äußerst beschwerlich. An vielen Stellen pflegt sich die gewaltige Holzmasse zu stauen, und manchmal haben sich Tausende von Blöcken fest in einander geschoben, sie bilden eine „Zusammenklemmung", Jam, und es erfordert zuweilen Wochen, solchen Jam wegzuräumen, während es dagegen manchmal genügt, ein paar Blöcke wegzuziehen und die Masse in Bewegung zu bringen. Es kommt also darauf an, die geeignete Stelle aufzufinden, wo sich der Hebel am besten ansetzen läßt. Der Jam stauet sich in Stromengen zwischen hohen Ufern auf. Dann schlingt ein Mann sich ein Tau um den Leib, und seine Genossen lassen ihn an die Stelle hinab, wo eine Breche*) gemacht werden soll, was allemal am untern Ende des Staues geschehen muß. Liegt der letztere sehr fest,

*) Ich schreibe Breche, wie die Deutschen noch vor 200 Jahren; seitdem ist mißbräuchlich die französische Form Bresche angenommen worden, die ganz dasselbe bedeutet.

so bindet der Mann ein Tau um den Block, und die am Ufer stehende Mannschaft beginnt anzuziehen; der Jam setzt sich nun sogleich ganz oder theilweise in Bewegung, oder es ist nur ein Anzeichen vorhanden, daß dieses bald geschehen werde, dann wird der Mann an's Ufer gehißt. Manchmal genügen aber einige Schläge mit der Axt, um das gewünschte Ergebniß zu erreichen, und dann brauset die Masse stromab, wenn der Waghals, welcher sie in Bewegung brachte, nur erst wenige Fuß emporgezogen worden ist. Das Geräusch ist betäubend; die mächtigen Blöcke reiben sich an einander und wirbeln umher, als wären sie leichte Strohhalme; die Leute am Ufer aber jubeln, daß ihr Werk ihnen so vortrefflich gelungen ist.

Die Fahrzeuge, mit welchen die Waldleute stromab fahren, um die Blöcke an den „Boom" zu bringen, heißen Wanguns, nach einem indianischen Worte, das Lockspeise der Erfrischung bedeutet, und für ein mit Lebensmitteln und Vorräthen benutztes Boot gebraucht wird. Mit „Running the Wangun" bezeichnet man das Hinabschaffen dieser „Bateaux" auf dem Strome von Haltort zu Haltort, namentlich in schnellströmendem Wasser. Dazu ist ein sehr erfahrener „Wassermann" nöthig, der sich auf das „Swampen" des Wangun wohl versteht. Manchmal geht das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde.

Endlich, nach allen diesen Mühen, Fährlichkeiten und Beschwerden gelangen die Blöcke an ihren Bestimmungsort, das ist an den „Boom" oder sogenannten Hafenbaum; wir wollen denselben als Aufnahmebecken bezeichnen. Am Penobscot nimmt dasselbe eine beträchtliche Strecke zwischen sehr günstig gelegenen Inseln ein, wo von einem Eilande zum andern allerlei zweckmäßige Wasserbauten angebracht worden sind, welche quer über den Strom reichen. So geht kein einziger Block verloren. Aehnliche Vorkehrungen sind auch am St. Croix getroffen worden. Am Penobscot reicht der Boom zwei Meilen aufwärts; am obern Ende ist ein quer und schräg übergelegter Baum ange-

bracht, damit die herabschwimmenden Blöcke gehörig an Ort und Stelle kommen.

Die Boom-Corporation am Penobscot hat ihre Verordnungen von der Staatsgesetzgebung erhalten und steht unter amtlicher Ueberwachung. Das ihr bewilligte Gebiet umfaßt eine sechs Meilen lange Abtheilung des Stroms. Der Beauftragte muß auf alle ankommenden Blöcke Acht geben und die Compagnie ist verantwortlich. Der Boom-Meister flößt mit seinen Leuten die Blöcke, welche einem besondern Individuum oder einer Gesellschaft gehören, in besonderen Abtheilungen; er erkennt sie an den verschiedenen Zeichen, welche in die einzelnen Blöcke als Marken gehauen sind. Jeder Block, der ohne Zeichen ankommt, wird Eigenthum des Boom-Meisters.

Soviel von den Waldmännern in Maine und ihren Beschäftigungen.

Für den Staat Maine ist der Holzhandel von großer Bedeutung; er hauptsächlich beschäftigt die Rhederei der dreizehn Hafenplätze, welche alljährlich eine ungeheure Menge von Brettern und Blöcken ausführen. Am Penobscot ist Bangor der wichtigste Platz. Wie erheblich für denselben der Handel mit Holz ist, ergiebt sich aus folgenden Zahlen. Im Jahre 1849 wurden dort 160,418,808 Fuß gemessen; allein nach Californien gingen in jenem Jahre 38 Schiffe mit 5,043,819 Fuß Bauholz ab. So zimmert man am Gestade des großen Weltmeeres Häuser aus Tannenholz, das tief im Inlande in den Gestaden von Maine wächst!

6. Die ersten Jahrzehnte der Stadt Louisville in Kentucky.

Wir haben gesehen, wie sich in unsern Tagen ein Staat rasch zur Blüthe emporgehoben, und in wie prosaischer Weise ein solcher heranwächst. Die große Union ist so mächtig, daß die Staatenbildung einen im Allgemeinen regelmäßigen Gang nehmen kann. Aber im letzten Drittel des vorigen Jahrhun-

derts hatte das Land am Mississippi und am Ohio noch eine romantische Zeit, wie sich aus den nachfolgenden Schilderungen ergeben wird.

. Bei uns in der alten Welt sind manche Städte Jahrtausende alt, seit Jahrhunderten sind nur wenig neue Ortschaften entstanden und das Aufblühen ging nur allmälig von Statten. In Amerika dagegen ist Alles noch jung, wenigstens insofern als weiße Menschen dabei betheiligt sind; kaum sind vierthalbhundert Jahre verflossen, seit Columbus dieses „westliche Indien“ entdeckte. Vor nun hundert Jahren zählte das Gebiet, welches jetzt die Vereinigten Staaten einnehmen, wenig mehr als eine Million Bewohner; jetzt leben dort nahe an fünf und zwanzig Millionen. Wenn der atlantische Küstensaum sich rasch entwickelt hat, so ist im letztverflossenen halben Jahrhundert der Westen nicht weniger schnell emporgekommen. Von einem solchen Gedeihen giebt es anderwärts kein Beispiel. Wir wollen hier erzählen, wie aus schwachen Anfängen sich eine Stadt emporarbeitete, welche einst im Westen eine große Rolle spielen wird und schon jetzt für ein Hauptquartier unserer deutschen Landsleute gilt, deren nahe an zwanzig Tausend in derselben leben.

Wir meinen Louisville in Kentucky. Die Stadt liegt am südlichen Ufer des Ohio, da wo der Fluß Stromschnellen bildet, in 38° 3′ nördlicher Breite und 85° 30′ westlicher Länge von Greenwich. Die Lage ist ganz vortrefflich; dort ist ein natürlicher Anhalte- und Hafenplatz; auf zwei Stunden Weges bildet der Fluß zu Berg eine breite herrliche Fläche mit stillem Wasser, in welches einige kleinere Flüsse sich ergießen, die hier geräumige Buchten und gute Ankerplätze für Barken, Kielboote und Flachboote bilden, die hier weder vom Winde noch vom Eisgang irgend etwas zu besorgen haben. Zu beiden Seiten der Stromschnellen, welche man sich nicht etwa als einen Wasserfall denken muß, — denn sie werden durch eine unter dem Wasser quer über den Fluß ziehende Kalksteinbank gebildet, —

liegt weite fruchtbare Ebene, und dieses bildet den sogenannten Garten von Kentucky.

Hoch oben am Ohio hatten die Engländer da, wo jetzt Pittsburg liegt, das Fort Pitt gegründet; von dort kamen zuerst 1770 Soldaten flußabwärts bis zu diesen „Fällen"; doch weiß man darüber nichts Näheres, wohl aber, daß 1773 aus Virginien ein Capitain, Thomas Bullit, in dem damaligen Territorium Kentucky erschien, um Vermessungen vorzunehmen. Die Vortheile, welche Land und Wasser an den Stromschnellen darboten, entgingen ihm nicht, und er würde dort eine Niederlassung gegründet haben, wenn er nicht plötzlich Todes verblichen wäre. Ein Theil der Ländereien war schon vor seiner Ankunft als Vergütung für geleistete Kriegsdienste an andere Männer vergeben, aber noch nicht in Besitz genommen worden; bis 1778 durchstreiften nur einzelne Jäger und Handelsleute jene Gegend, dann aber wurde ein Versuch zur Gründung einer Niederlassung gemacht. Ein in der Geschichte der Abenteuer im Westen wohlbekannter Mann, Oberst Georg Rogers Clark, tritt auf den Schauplatz. Er stammte aus dem Albemarlebezirk in Virginien, war, wie Washington, anfangs Feldmesser und ein Mann von ungewöhnlicher Klugheit. Schon 1772 hatte er einmal Kentucky besucht, 1774 in dem bekannten Lord Dunmores-Krieg Dienste gethan und war als Major nach Virginien zurückgegangen. Kentucky hatte ihm wohlgefallen; er wollte sich in diesem neuen Lande ansiedeln, welches damals einen Zubehör des virginischen Bezirks Fincastle bildete, doch ohne daß die in Kentucky lebenden Weißen auf Schutz und Unterstützung von Seiten des Staates hätten rechnen können. Nicht einmal Pulver wollten die Virginier den Ansiedlern geben, und erst nachdem Clark vielfach gedroht hatte, erhielt er etwas. Sie wollten Kentucky nicht zugestehen, daß das Land einen besondern Bezirk bilde; aber auch das wurde am Ende durchgesetzt. Während des Unabhängigkeitskrieges leistete dieser Mann erhebliche Dienste

gegen die Engländer; vom Fort Pitt schiffte er den Ohio bis zu den Stromschnellen hinab, nahm dort von Corn-Island, dem heutigen Louisville gegenüber, Besitz und legte ein Fort an, in welchem dreizehn Familien Schutz fanden. Diese Leute waren ganz allein mitten in Feindes Lande; die nächstwohnenden Weißen mochten wohl vierhundert englische Meilen weit entfernt sein; die Indianer lagen stets auf der Lauer, um den Eindringlingen, welche ihnen ihr Jagdgebiet verkümmern wollten, das Lebenslicht auszublasen. Nichtsdestoweniger gingen diese Kentucky-Schanzgräber an's Werk und brachen den Acker um. In der einen Hand hielten sie die Büchse, in der andern Hacke und Pflug, säeten, pflanzten und brachten eine Maiserndte ein; daher der Name Corn-Island. Man kennt nicht einmal ihre Namen; man weiß nur, daß Capitain James Patton der erste war, der ein Boot durch die Stromschnellen lootsete, und von den ersten Ansiedlern der Stadt weiß man nur die Namen von Vieren.

Die Ansiedler auf der Korninsel sahen sich vorzugsweise auf den Ertrag ihrer Gewehre angewiesen, denn bei der Feindseligkeit der Indianer stand die Erndte immer in Gefahr. Glücklicherweise war Wild in Menge vorhanden; aber bald fühlte man, wie unbequem es sich auf dieser Insel lebte, da man am Ufer und in den Wäldern jagen und die Beute allemal über das Wasser schaffen mußte. Deswegen baueten im Herbst 1778 oder im Frühjahr 1779 die Ansiedler am östlichen Ufer des Flusses ein kleines Fort. Das war der Anbeginn der Stadt Louisville.

In jenem Jahre kehrte auch schon der Luxus ein. Man hatte ein kleines Stück Acker mit Weizen bestellt, der vortrefflich gedieh. Er wurde auf einer einfachen Handmühle gemahlen, und da glücklicherweise die Mutter eines der Ansiedler ein Gazetuch besaß, so konnte man das Mehl durchbeuteln und Kuchen backen, der durch reichliche Zuthat von Waschbärenfett

äußerst schmackhaft wurde! Die Frauen hatten damals beschwerliche Obliegenheiten und durften keinen Augenblick müssig sein. Sie mußten melken, kochen, den Flachs zubereiten, spinnen, weben, Kleider für sich selbst und für die Männer verfertigen. Diese gingen auf die Jagd und schafften die Beute heim; pflügten, säeten, erndteten, dreheten die Handmühle oder stampften das Getreide in einem Mörser, wobei auch die Frau mithalf, wenn anders ihre Zeit es erlaubte; der Mann hatte außerdem die Indianer abzuwehren, mußte die Hütte im Stande halten und am Fort bauen helfen. Von auswärts durch den Handel kamen noch keine Vorräthe; der Ansiedler mußte Alles selbst beschaffen. Man hatte fast nur hölzerne Geschirre, und Zinnteller oder Näpfe waren so selten wie eiserne Gabeln. Jeder Jäger führte sein Messer bei sich; oft mußte die ganze übrige Familie sich mit einem einzigen Messer behelfen. Tische und Stühle waren von der einfachsten Art; der Familienvater hatte sie mit der Axt zurechtgehauen, und nicht minder einfach war auch die Bettstelle.

Aber die Speisen waren kräftig und nahrhaft; man hatte die fetteste Milch, saubere Butter, saftiges Fleisch, und wer in die Hütte trat, wurde gastlich bewirthet. Pelzwerk gab es in Hülle und Fülle; aber außer einigem entwertheten Papier hatte man kein Geld im Lande; ein Biberfell wurde in diesem Courant mit fünfhundert Dollars berechnet.

Das Fort bestand aus Hütten, Blockhäusern und Pfahlwerk; eine Reihe der ersteren bildete die eine Seite des Festungswerkes. Die Mauern an der Außenseite waren zehn bis zwölf Fuß hoch, das Dach fiel nach Innen zu ab. Die Blockhäuser standen da, wo das Fort Winkel bildete, so daß man von ihnen aus die ganze Mauer bestreichen konnte; diese war kugelfest. Bei alledem ist wohl in Obacht zu nehmen, daß eine solche Festung auch nicht einen einzigen Nagel hatte, überhaupt war

kein Stückchen Eisen daran, denn wo sollte man dergleichen hernehmen?

Bei Hochzeiten ging es lustig her, und ein Hausstand für das junge Paar ließ sich bald herrichten. Man suchte irgend einen passenden Fleck Land aus, und die Nachbarn verabredeten einen Tag, an welchem sie gemeinschaftlich den Neuvermählten ein Haus bauen wollten. Einige hieben Bäume um und zertheilten die Stämme; Andere schleppten diese letzteren an Ort und Stelle, wo sie zurecht gelegt wurden, während einige im Zimmerhandwerk Erfahrene Bretter und Schindeln hieben, denn ein Dach mußte das Haus doch haben. Manchmal war am Abend des ersten Tages der Palast nahezu vollendet, jedenfalls wurde am zweiten Tage gerichtet und am Abend stand das Ganze fertig da. Am dritten Tage machte man Tische, Stühle, Bettstellen, und dann war die Zeit das „Haus zu wärmen", d. h. man tanzte darin die ganze Nacht. Am vierten Tage hielt das Paar seinen Einzug. Ganz dicht mochte freilich solch eine Wohnung nicht sein; glücklicherweise war aber an Holz zur Feuerung kein Mangel, und so konnte man den harten Winter von 1779 auf 1780 in Kentucky wohl ertragen. Damals erfror das Wild im Forst. Und gerade in jenem strengen Winter waren viele Familien unterwegs, welche sich in dem neuen Lande ansiedeln wollten; und als die Flüsse ihre Eisdecke verloren hatten, kamen binnen wenigen Wochen wohl an 300 Boote mit Einwanderern den Ohio hinab, um sich unter dem Schutz des Forts anzusiedeln.

Im Mai des Jahres 1780 ging in der Gesetzgebung von Virginien eine Acte durch „zur Gründung der Ortschaft Louisville an den Fällen des Ohio". Nun wurde der Stadtplan entworfen; demzufolge sollten öffentliche Plätze und schattige Spaziergänge innerhalb der Ortschaft bleiben, und hätte man sich nach dem Plan gerichtet, so wäre Louisville jetzt vielleicht

die hübscheste Stadt in Amerika; aber die Geldgier der Bauspeculanten nahm auf das Schöne keine Rücksicht.

Jetzt gilt Louisville mit vollem Recht für eine sehr gesunde Stadt; während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens war sie jedoch das Gegentheil. Damals befanden sich in der Stadt selbst viele Teiche und stehende Sümpfe, welche schädliche Dünste aushauchten, besonders nachdem man die schattenspendenden Bäume niedergehauen hatte. Es galt damals für so ungesund, wie heute Neu-Orleans im Sommer oder wie die Westküste von Afrika; man nannte es nur den Kirchhof am Ohio. Da wo nun ausgedehnte Stadttheile ganz mit Häusern und Gärten bedeckt sind, lag Sumpf neben Sumpf, und eine Karte der Stadt glich noch vor dreißig Jahren einer Karte mit einem Archipelagus. Aber 1805 machte man mit dem Austrocknen der Sümpfe den Anfang, fuhr 1822 und 1823 damit fort, und als die schmutzigen Lachen entfernt waren, verschwanden auch die todbringenden Fieber.

Im Jahre 1780, als, wie bemerkt, die Stadt gegründet wurde, kamen unter den Ansiedlern auch mehrere gebildete und wohlhabende Leute aus den atlantischen Staaten, um sich in dem „wilden Westlande" niederzulassen. Doch waren nicht alle Ankömmlinge so willkommene und nützliche Bürger. Schutz gegen die Indianer hatte man hinlänglich, seit 150 Mann Soldaten unter Oberst Slaughter nach Louisville verlegt worden waren; aber gerade nun wurden die Ansiedler sorgloser und deshalb oft von den Indianern überrascht. Ihnen gehörte nämlich zu jener Zeit noch alles Land auf dem rechten Ufer des Ohio; dieser Fluß schied Freund und Feind. Nichts war für den rothen Mann leichter, als nach Kentucky hinüberzukommen, denn unbemerkt schlich er sich bis an sein Ufer und setzte bei nächtlicher Weile über das Wasser, wo er wollte, überfiel eine Ansiedelung und war vor Tagesanbruch schon wieder innerhalb seiner eigenen Grenzmarken, wohin man ihn nicht verfolgen

konnte. Es darf somit gar nicht Wunder nehmen, daß Soldaten ganz in der Nähe des Forts von den Indianern erschossen wurden, daß diese Gefangene wegschleppten und Pferde stahlen. Begreiflicherweise übten die Weißen das Vergeltungsrecht aus.

So hat auch Louisville viele romantische Erinnerungen, und die Kinder und Enkel der ersten Ansiedler besitzen einen nicht geringen Familienschatz an solchen, die reichlich so interessant sind wie die mittelalterlichen Erzählungen und Sagen vom Raubadel, der zecht, mordet, auf der Landstraße stiehlt und minniglich koset. Die Vorfahren der Kentucker sind zum größten Theil respectablere Leute, als jene Stegreifritter der europäischen Vorzeit; jedenfalls sind sie nicht minder tapfer und unerschrocken. Hier ein Beispiel. Vier Knaben — zwei Brüder Linn, Wells und Brashears — gehen auf die Jagd an einem Sumpfe, der etwa zwei Wegstunden südwestlich von Louisville lag. Das Glück ist ihnen günstig und sie schießen unter andern auch einen jungen Bären. Sie legen ihre Gewehre einen Augenblick ab, weil sie den Bären dem ältern Linn fest auf die Schultern binden wollen. Da werden sie plötzlich von Indianern überfallen, auf die andere Seite des Ohio geschleppt und in ein Indianerdorf am Whiteriver gebracht, wo sie mehrere Monate in Gefangenschaft blieben. Einer der Knaben wurde in ein anderes Dorf geführt; die drei, welche zurückblieben, faßten im Herbst den Entschluß zur Flucht. Bei nächtlicher Weile stehen sie vom Lager auf, versetzen der alten Indianerin, in deren Hütte sie wohnten, einige Schläge mit einer kleinen Axt, um sie zu betäuben, eilen dann aus dem Wigwam und brechen gen Louisville auf. Gegen Tagesanbruch suchten sie Schutz in einem hohlen Baum, in dessen Nähe mehrfach Indianer vorübergingen. Am Abend setzten sie auf gut Glück ihre Wanderung fort; die Richtung nahmen sie an den Sternen ab. Nach einiger Zeit, während welcher sie sich von dem genährt hatten, was der Wald darbot, gelangten sie an den Fluß auf der Stelle, wo

jetzt Jeffersonville liegt; dort riefen und schrieen sie, um den Weißen auf dem andern Ufer dadurch ein Zeichen zu geben. Aber Niemand hörte sie. Und doch war keine Zeit zu verlieren; die Indianer waren ihnen auf den Fersen, und wurden die Knaben eingefangen, so war es um ihr Leben geschehen. Da zwei von ihnen nicht schwimmen konnten, so wurde in aller Eile eine Art von Floß aus allerhand Treibholz, das man am Ufer fand, vermittels der im Walde abgebrochenen Weinreben zusammengebunden. Die zwei, welche nicht schwimmen konnten, setzten sich auf das Floß; Brashears aber sprang in's Wasser, schwamm mit der einen Hand und gab mit der andern dem gebrechlichen Fahrzeuge die Richtung. Bevor dasselbe auf dem andern Ufer anlangte, wollte es sinken, und die beiden Knaben wären verloren gewesen, wenn nicht eben noch, als es schon die allerhöchste Zeit war, ein Boot gekommen wäre.

Im Mai des Jahres 1780 wurde der bisherige Bezirk (County) Kentucky nun in drei Bezirke getheilt; so verordnete die Gesetzgebung von Virginien. Im folgenden Jahre erhielt Clark seine Bestallung als Brigadier-General und ließ eine Art von Rudergaleere zimmern, die aber keine erheblichen Dienste gegen die Indianer geleistet hat. Viel größere Aufmerksamkeit erregte zu jener Zeit ein anderer Umstand. Es kam nämlich in das Land Kentucky, wo es an jungen heirathsfähigen Männern keineswegs fehlte, eine ganze Schaar junger Mädchen eingewandert. Darob ist denn großer Jubel gewesen.

An den Stromschnellen baute man ein neues Fort, gegenwärtig weiß aber Niemand mehr, auf welchem Platze dasselbe stand; es war keinen Falls so bedeutend als Fort Nelson, welches 1782 von den Truppen und der Miliz errichtet wurde; dieses lag mitten in der heutigen Stadt, zwischen der sechsten und achten Straße, war mit einem zehn Fuß tiefen Graben umzogen, hatte Pfahl- und Brustwerk und mehrere Sechspfünder. Das Jahr war für die Ansiedler in Kentucky sehr verhängniß-

voll, nicht sowohl für jene an den Fällen, welche unter dem Schutze des Forts wohnten, sondern für die im Lande zerstreuten Ansiedler. An der Spitze der Indianer standen kriegserfahrene weiße Landläufer, wie Mackee und Girty, und Clark sah sich genöthigt, eine Streitmacht von mehr als tausend Mann gegen sie aufzubieten.

In jene Zeit fällt der Anfang einer Art von Verkehr zwischen den Ansiedelungen am Ohio und Neu-Orleans. Zwei Franzosen, Tardiveau und Honoré, von welchen der letztere noch vor ein paar Jahren in Louisville am Leben war, machten die Reise von Brownsville bis Neu-Orleans und später fuhren sie von Louisville nach den französischen und spanischen Plätzen am Mississippi. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß schon einige Jahre früher Oberst Richard Taylor nebst seinem Bruder Hancock Taylor von Pittsburg bis zur Mündung des Yazoo die Ströme befahren hatten; auch waren 1776 Gibson und Linn bis nach Neu-Orleans hinabgeschifft, um von dort nach Pittsburg Kriegsvorräthe für die Truppen zu holen; es gelang ihnen auch, 156 Faß Pulver zu bekommen, die im Herbst 1777 bei Louisville anlangten.

Nachdem einmal Bahn für den Verkehr mit dem Unterlande gebrochen war, gestaltete sich derselbe bald ziemlich regelmäßig, seit *Barken* den Strom zu befahren angefangen hatten. Das Schiffsvolk auf denselben, die sogenannten *Barkenmänner*, waren eine merkwürdige Menschenklasse, die ein Vierteljahrhundert lang im Westen eine bedeutende Rolle spielte und viel von sich reden machte. Auch sie charakterisiren das Mittelalter im Stromgebiete des Mississippi, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen. Sie waren ein Menschenschlag, der keine Furcht kannte, roh, gewaltthätig, ausschweifend, aber ehrlich gegen die Kaufleute, welche ihnen Güter anvertrauten. Ihr Beruf war mit den größten Gefahren verbunden; denn nicht nur hatten sie sich der Indianer zu erwehren, sondern

auch völlig organisirter Räuberbanden, welche am Strom ihr Unwesen trieben und die Ladungen der Schiffe als gute Beute ansahen. Dazu kam, daß die spanische Regierung den Amerikanern die Beschiffung des untern Mississippi verboten hatte. So mußte der Boot- und Barkenmann immer auf seiner Hut sein und durfte die Waffe niemals ablegen; tagtäglich schlug er sein Leben in die Schanze; deshalb wollte er es auch in seiner Weise in vollen Zügen genießen. Man erzählt im Westen noch jetzt hunderte der interessantesten Abenteuer aus jener Zeit, die unglaublich klingen und doch buchstäblich wahr sind.

Audubon, der „Mann der Wälder und Savannen", der die Barkenleute sehr wohl kannte und genau beobachtete, hat eine anziehende Schilderung derselben entworfen. Er zeigt, mit wie vielen Schwierigkeiten die Bergfahrt verbunden war. Ein Boot, das am 1. März Neu-Orleans verließ, erreichte oft nicht vor dem Juli die Stromschnellen des Ohio und manchmal gar erst im October. Und nach so unsäglichen Mühen, Beschwerden und Gefahren hatte es dann nur so und so viel Sack Kaffee und höchstens einhundert Faß Zucker am Bord. Das dauerte so bis etwa 1808; die Zahl der Barken überstieg 25 oder 30 nicht und die größte hielt nicht über einhundert Tonnen Last. Eine Barke, welche binnen drei Monaten von Neu-Orleans bis Louisville hinauffuhr, hatte das Ungewöhnliche geleistet und man sprach lange davon.

Zu den gefährlichsten Feinden der Barkenmänner gehörten namentlich die schon erwähnten Räuberbanden, die sogenannten Boatwreckers. Das Land an beiden Ufern des Ohio von Louisville bis zur Mündung war eine damals noch völlig unangebaute Einöde. Auf der rechten Seite des Flusses vom Fort Massac bis zum Mississippi hausten jene Banditen; es gab unter ihnen wundersame Charaktere, die sich um Leib und Leben wenig kümmerten und heitern Muthes wilde und gefährliche Abenteuer aufsuchten und bestanden. Im Allgemeinen waren sie Räuber

der verworfensten Art, es war gar nichts vom Gentleman in ihnen. Am liebsten lockten sie die Mannschaft eines vorüberfahrenden „Broad-Horn“ an's Land, um mit derselben Karten zu spielen. Die Bootsleute waren dem Kartenspiel mit Leidenschaft ergeben und wurden fast allemal von den Boatwreckers unbarmherzig betrogen. Gelang aber wider Vermuthen ein beabsichtigter Betrug dieser Art nicht, so lootseten sie wohl das Boot nach gefährlichen Stellen, oder gaben dem Steuermann vom Ufer ab Winke und Fingerzeige, welche eine falsche Richtung andeuteten; das Schiff lief dann gegen verdeckte Baumstämme oder auf Sandbänke. Hüteten sich die Barkenleute auch davor, dann suchten die Räuber sich bei Nacht und Nebel dem Fahrzeuge zu nähern und bohrten es an oder zogen den Werg heraus, damit es voll Wasser lief. Kam es dann zum Sinken, so ruderten sie mit ihren Nachen heran und halfen eifrig die Ladung in Sicherheit zu bringen, nämlich für sich selbst, denn sie steuerten in die nur ihnen bekannten Bäche hinein, die tief in das bewaldete Land führten, und ließen nichts wieder von sich sehen.

Der berüchtigtste unter diesen Boatwreckers war ein Oberst Flüger aus Neu-Hampshire, dem Namen nach zu schließen von deutscher Abkunft, welcher er freilich keine Ehre machte; im Westen nannte man ihn gewöhnlich Colonel Plug. Dieser Biedermann war längere Zeit Hauptmann und Anführer der Räuberbande, welche sich in der Nähe der Mündung des Cash Creek festgesetzt hatte. Er besaß Schlüssel zu allen Lagerhäusern zwischen jenem Punkte und Louisville und hat nicht selten Gebrauch von ihnen gemacht. Seine Ehehälfte hatte den Spitznamen Pluggy, war aber leider in ihrer Treue nicht standhaft, und Flüger hatte sie im Verdacht, daß sie gegen seinen Lieutenant mit Gunstbezeugungen nicht gerade spröde sei. Besagter Lieutenant war dem Volk als Neunauge (Nine-Eyes) bekannt. Zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch:

„Verdammt sei Deine Seele! Glaubst Du, daß ich so eine geheime Liebschaft (candlestick ammer statt clandestine amour) so hingehen lasse? By gosh, ich will es Dir einträuken, oder Du sollst es mir einträuken!“

So sprach der würdige Oberst, und Neunauge entgegnete: „Ich bin mit Allem zufrieden.“ Beide griffen nun zu ihren Büchsen und maßen nach allen Regeln des Zweikampfes die Entfernung ab. Dann schossen sie einer dem andern eine Kugel in's Bein, und erklärten nun, daß Genugthuung geleistet worden sei.

„You are al grit!“ sprach Oberst Plug, und Nine-Eyes entgegnete: „And you waded in like a raal Kaintuck.“

Jetzt wurde des Obersten Sohn und Erbe, über dessen Abkunft von väterlicher Seite Flüger einige bescheidene Zweifel hegte, herbeigerufen und mußte eine Flasche mit Branntwein Mitte Wegs zwischen beide Kämpen stellen. Bis zu dieser Stelle hinkten sie einander entgegen, umarmten sich über der Branntweinflasche und schworen einander zu, sie seien doch zu gute Freunde, als daß ein bischen kaltes Blei sie zu Feinden machen solle. Ohnehin war ja durch den Zweikampf Pluggy's Ehre und Unbescholtenheit über allen Zweifel hergestellt.

Wir müssen leider gestehen, daß das rohe und rauhe Volk der Barkenleute einen so großartigen und chevaleresken Gentleman, wie Colonel Plug, mehr als einmal äußerst unsanft behandelte. Die würdigen Gefährten des Obersten hatten einst einem „Broadhorn“ aus Louisville übel mitgespielt, die Barkenleute wollten aber diese Beraubung nicht ruhig dulden, sondern sich im nächsten Jahre rächen und entschädigen. Und das geschah. Als die Barke während der nächsten Fahrt in den Bereich von Colonel Plug's Herrschaft kam, verließen einige von der Mannschaft das Boot und gingen am Ufer voraus bis zum Landungsplatz, doch so, daß sie von Niemand gesehen wurden. Das Boot selbst mit seiner nur schwachen Bemannung

[illegible], wo die Barkenleute von Plug's [illegible] empfangen und zu einem Spielchen [illegible] setzten sich nieder und zogen ihr Geld [illegible] Plug's Signalpfeife, sie gab seinen [illegible] Ueberfall. Aber auch die versteckten [illegible], was der Pfiff zu bedeuten hatte, kamen [illegible], und so entstand ein Kampf, der nicht [illegible] von Plug's Bande wurden kurz und gut [illegible], während die übrigen flohen und ihren [illegible] leistenden Anführer im Stiche ließen. Aber [illegible] Muth? Die rohen Bootsleute entkleideten [illegible] Haut, banden ihn an einen Baum, nahmen [illegible] Ochsenziemer und peitschten ihn unbarmherzig [illegible] keinen heilen Fleck mehr am Leibe hatte. So [illegible] blutig am Baume, und er blieb angebunden, bis [illegible].

[illegible] Oberst hat es dann nicht lange mehr gemacht. [illegible] in seinem Beruf. Einst war eine Barke angelangt [illegible] Bemannung derselben auf eine Weile an's Land ge[illegible]. Da fuhr Flüger in seinem Nachen an das Boot, um [illegible] aus den Fugen zu ziehen und es anzubohren. Das [illegible] begann zu sinken, es sank sehr rasch, eben erhob sich ein [illegible], Colonel Plug sank mit und wurde nicht mehr gesehen.

Unter den Bootsleuten erscheint als der bei weitem be[illegible] Michael Fink, ein Deutscher aus dem Alleghany-[illegible] in Pennsylvanien. Er ist gleichsam der Herkules des [illegible] und Mississippi, an den sich schon ein ganzer Sagenkreis [illegible]. Er hat leibhaftig gelebt und noch haben viele die Augen [illegible], welche ihn persönlich gekannt; im Westen wird aber so [illegible] von ihm erzählt, daß Manche ihn für eine fabel[illegible] Person halten.

[illegible] in früher Jugend diente Michael, oder wie man [illegible] sagt, Mike Fink als Späher gegen die Indianer

und leistete als solcher erhebliche Dienste. Später ging er auf das Boot und zeichnete sich bald in einer andern Weise aus. Die Bootsleute bliesen gern auf dem Waldhorn, und Michael konnte mit dem Munde alle Töne des Hornes nachahmen. Als er in Neu-Orleans die Leute französisch sprechen hörte und sah, daß sie alle Tage „Sonntagskleider" trugen, fand er sich in eine ganz neue, für ihn wunderbare Welt versetzt. Bald schwang er sich zur Berühmtheit empor, denn schon war am Ohio und Mississippi kein besserer Schütz als Mike Fink, und wenn irgendwo ein Freischießen anberaumt war, und Fink erschien, so erhielt er ohne Weiteres den fünften Theil vom Preisochsen, nämlich Haut und Fett, ohne daß er nur ein Gewehr abzufeuern brauchte. Da er sich allemal freigebig zeigte und Anderen reichlich einschenken ließ, so gönnte Jeder ihm gern seinen Gewinn und über seine „Streiche" lachte man von Pennsylvanien bis Louisiana. Als er einst den Ohio hinabfuhr, sah er am Ufer eine Heerde Schafe weiden. Ihm fehlte es gerade am frischen Fleisch und Geld wollte er dafür nicht ausgeben. Bald wußte er Rath, nahm spanischen Schnupftabak, ließ sich an's Ufer setzen und rieb einem halben Dutzend Schafen den Tabak in die Nasen. Das Schnucken und Prusten der Thiere wollte nun kein Ende nehmen. Mike Fink schickte in aller Eile einen von seinen Leuten zum Besitzer der Heerde und ließ diesen herbeiholen. Er erzählte, daß weit und breit unter den Schafen eine Krankheit, und zwar die sogenannte schwarze Seuche, ausgebrochen sei, und daß ihm, Fink, es ganz den Anschein habe, als sei dieselbe auch in dieser Heerde. Dafür sprach allerdings der Augenschein. Am Ende ließ sich Fink erweichen, die angeblich kranken Thiere niederzuschießen und warf sie in's Wasser, wo sie von einem seiner Leute aufgefischt wurden und ein leckeres Mahl abgaben.

Dergleichen Eulenspiegelstreiche Fink's erzählt man sich im Westen mit großem Behagen und jedes Kind kennt sie. Eine andere

Geschichte ist auch nicht löblich. Am Ufer des Mississippi stand ein Neger und sah das Boot vorübergleiten. Die Afrikaner haben bekanntlich zumeist weit nach hinten hinausstehende Hacken am Fuße, der so etwas affenartig wird. Mike fand dergleichen an einem Menschen ganz unsymmetrisch, beschloß dem Uebel abzuhelfen, nahm flugs sein Gewehr und schoß dem Schwarzen den Hacken weg. Der Neger schrie ganz entsetzlich. Fink wurde wegen dieses „Streiches", wie er sich ausdrückt, in Saint Louis vor Gericht gestellt und verurtheilt, man weiß aber nicht, ob eine Strafe an ihm vollzogen worden ist. In der Registratur des Gerichts zu Saint Louis befinden sich die Akten; Fink vertheidigte sich damit, daß er sagte: „der Bursch konnte ja nicht einmal einen anständigen Stiefel über seinen Fuß ziehen, und man mußte es so machen, daß es ihm möglich wurde!"

Einst sah er im Walde, daß ein Indianer auf einen Hirsch angeschlagen hatte, wartete bis der Schuß fiel, drückte in demselben Augenblick sein Gewehr ab, erschoß den rothen Mann, lud den Hirsch auf und hatte nun, wie er sich nachher rühmte, zwei Vögel mit einem Steine getödtet. Auch mit anderer Leute Eigenthum scheint er es in seiner „scherzhaften" Weise nicht allemal genau genommen zu haben. Aber die Gerichte konnten ihn nicht zum Verhör bringen, bis er endlich in Louisville selbst einwilligte sich zu stellen. Man hatte nämlich einen Preis für den ausgeschrieben, welcher ihn zur Haft liefern würde. In Louisville nun traf Fink einen alten Bekannten, der Constabler geworden war und den berühmten Mann mit vollem Rechte für äußerst gefällig und gutmüthig hielt. Er stellte ihm vor, daß der ausgesetzte Preis einen armen Familienvater aus aller Verlegenheit helfen könne und daß ein Herr, wie Fink, doch am Ende auch wohl Mittel und Wege finden werde, dem Gefängniß den Rücken zu kehren. Mike willigte ein, doch nur unter der Bedingung, daß er bei seinen Leuten und *in seinem Schiffe* bleibe. Wenn man ihn in seine Jölle setze, so habe

er nichts dagegen, vor Gericht gestellt zu werden. Somit richtete man einen großen Wagen her, auf welchem die Jölle Platz fand, und spannte Ochsen vor, um den Angeklagten nach dem Gerichtsgebäude zu fahren. Der Weg war damals noch nicht gepflastert und die Auffahrt steil. Von der Jölle aus halfen Finks Leute den Ochsen, sie schoben den Wagen vermittelst ihrer dicken Bootsstangen mit hinauf; aber Mike machte sich das Vergnügen, dreimal ein Zurück zu befehlen und der Wagen sammt den Ochsen rollte wieder bis an's Ufer. Endlich war es ihm genehm, in seiner Jölle vor Gericht zu erscheinen, das ihn aus Mangel an hinlänglichen Beweisen laufen ließ. Anderweitig wurde er auch wohl verurtheilt, es fand sich aber Niemand, um den Ausspruch der Gerichte Kraft zu geben und es mit Finks Bootsleuten aufzunehmen.

Als die Dampfboote auf dem Mississippi erschienen, war es mit den Barkenmännern vorbei. So verließ auch Michael Fink die Störme und schloß sich mit seinen Busenfreunden Carpenter und Talbot einer Trappergesellschaft in Missouri an. Mit dieser zog er an die Mündung der Yellowstone, wo sie ein Fort baueten. Fink erzürnte sich damals mit seinen Freunden wegen einer Indianerin, doch wurde der Zwist ausgeglichen. Aber Mike trug es dem Carpenter nach, der übrigens ein eben so guter Schütz war, als er selbst. Sie pflegten zur Ergötzlichkeit einer dem andern eine mit Branntwein gefüllte Schaale auf den Kopf zu stellen und diese auf siebenzig Schritt herunterzuschießen. Mike schoß dem Carpenter gerade vor den Kopf und rühmte sich später in berauschtem Zustande dieser That vor Talbot, der im Nu sein Pistol zog und dem Mörder eine Kugel ins Herz jagte. Vier Monate später war auch Talbot nicht mehr; er ertrank, und mit ihm war der letzte „Boatman" von der Erde verschwunden.

Man sieht, die erste Periode in der Geschichte der Stadt Louisville ist wesentlich romantisch, sie bleibt es auch noch längere

Zeit, obwohl der Frieden mit England längst abgeschlossen war. Allmälig wuchs nun die Zahl der Einwanderer in Kentucky; man dachte an behaglichere Einrichtung der Wohnungen, gründete auch schon einige Schulen, und bei Louisville wurde ein Acker nach dem andern mit Weizen bestellt. Das Jahr 1783 machte Epoche für die Stadt, denn bei den „Fällen“ kam die erste Waarenladung direct aus Philadelphia an, und Daniel Broadhead eröffnete einen Kaufmannsladen. Jetzt konnten Frauen und Mädchen auch einmal modische Kleider tragen, Stoffe, welche nicht von ihnen selbst gesponnen und gewebt waren; ja bei Festlichkeiten trugen sie nun bunten Calico und Hornkämme. Damals erhielt man auch die ersten Glasfenster; bis zu jener Zeit war ein solcher Luxus in Louisville wie überhaupt im Lande Kentucky unbekannt gewesen. Ein Knabe, dessen Vater Brillen trug, sah eines Tages mit äußerster Verwunderung Glasscheiben an einem Hause, lief zu seiner Mutter und sprach: „M'a, da ist ein Haus, das hat Brillen auf.“

Im Jahre 1784 ereignete sich für Louisville nichts von Bedeutung. In Danville wurde eine Convention abgehalten, welche in Erwägung zog, ob Kentucky nicht von Virginien sich abscheiden und einen eigenen Staat bilden solle. Man ließ aber die Sache noch einige Zeit beruhen. Eine Buchdruckerpresse gab es im Staate noch nicht; Neuigkeiten erfuhr man nur auf mündlichem Wege. Ein Reisender berichtet, daß 1784 Louisville 63 fertige Häuser hatte, 37 waren zum Theil fertig, 22 waren gerichtet aber noch nicht gedeckt, auch gab es schon über 100 Hütten, Cabins.

Im Januar 1786 erklärte Virginien, es sei mit der Unabhängigkeit Kentuckys einverstanden, falls der Congreß seine Genehmigung ertheile. Diese erfolgte 1791. Inzwischen hatte Clark die Schahni-Indianer zu Paaren zu treiben, und die Frage über freie Fahrt auf dem Mississippi regte die Gemüther im ganzen Westen nicht wenig auf. Spanien hatte

1781 erklärt, der Mississippi sei sein Eigenthum und vom Nordwesten Besitz ergriffen, suchte auch die Amerikaner nicht nur zu einer Verzichtleistung auf jedes Anrecht an den Mississippi zu bewegen, sondern auch zu jener auf einen Theil der Besitzungen im Westen. Es wurde dabei von Frankreich unterstützt. So lagen die Dinge bis 1785 und 1786, als ein spanischer Bevollmächtigter vor dem Congreß erschien. Jay, welcher die Unterhandlungen führte, war geneigt, das Anrecht der Amerikaner auf Beschiffung des Mississippi fallen zu lassen. Darüber entstand so große Aufregung im Westen, daß man im Ernst davon sprach, sich von der Union zu trennen, denn auf einen Antheil am Mississippi, in welchen der Ohio und alle anderen westlichen Gewässer fallen, konnte und wollte man nicht verzichten. Man belegte spanisches Eigenthum mit Beschlag, warb Soldaten an, traf noch sonst kriegerische Vorkehrungen, wollte überhaupt zwanzigtausend Mann ins Feld stellen, und drohte, im Nothfall sich den Engländern in die Arme zu werfen. Nach vielen Unruhen und Irrungen wurde dann 1795 ein Vertrag mit Spanien geschlossen, in welchem den Vereinigten Staaten das Recht zuerkannt wurde, den Mississippi zu befahren; auch durften die Amerikaner in Neu-Orleans eine Niederlage halten. Das letztere wurde jedoch vorerst nur auf drei Jahre bewilligt, doch sollte man im Fall der Aufkündigung an einem andern Platze unweit der Mississippimündung dasselbe Recht haben. Im Jahre 1802 entzog der spanische Intendant den Amerikanern das Niederlagsrecht, ohne ihnen einen andern Platz anzuweisen. Spanien hatte offenbar den Vertrag verletzt, und der Westen war darüber wieder in voller Gährung, die sich erst später legte, als Napoleon Louisiana an die Vereinigten Staaten abtrat.

Louisville hatte auch unter den Münzwirren, von welchen die Vereinigten Staaten heimgesucht wurden, viel zu leiden. Im October 1786 wurde der „Neger Tom, ein Sclave, Eigen-

... Daniel, zum Tode verurtheilt, weil er zwei ... Cambric und etwas Band und Zwirn, ... James Patton, gestohlen hatte." Der Werth ... Sachen mochte damals wohl nicht ganz uner... denn es ist ein Inventarium vorhanden, daß ... eines Verstorbenen ein Rock sammt Weste zu ... Sterl. taxirt wurde, ein alter blauer Rock zu 50 ... Theil von einem alten Hemde 3 Pfund, ein Taschen... Pfund, 2 Buschel Salz 480 Pfund Sterl.; dieses zu... auf 789 Pfd. Sterl. abgeschätzt wurde. Damals ... der Preis für eine Pinte Whiskey auf 30 Pfd. Sterl. ... festgestellt; ein Nachtlager kostete 6, ein Frühstück 12 Pfd. Sterling — Alles nach der damals schon sehr entwerthe... Colonialmünze berechnet.

Im Jahre 1787 erschien die erste Zeitung in Kentucky, zu Lexington, wöchentlich einmal auf einem halben Bogen; 1788 wurde im Lande eine lateinische Schule eröffnet, ein Kalender gedruckt, der erste Tanzunterricht gegeben, Alles in Lexington, und 1789 wurde das erste Backsteinhaus in Louisville gebaut, um dieselbe Zeit, als der Stadtplan von Cincinnati ausgelegt wurde; 1796 wurde die erste Papiermühle in Kentucky in Betrieb gesetzt, und von 1797 sind einige statistische Angaben über Louisville vorhanden. Die Stadt zahlte damals 31 Pfd. 15 Schill. 6 Pence Eigenthumssteuer. Die Einwohner besaßen 50 Pferde, jedes zahlte 1 Sixpence; 65 Neger zu je 1 Schill.; 2 Billardtafeln, jede zu 20 Schill.; 5 Schenkgerechtigkeiten, zu je 6 P.; 5 Detailläden, je 10 Schill.; 80 Zehntpflichtige, jeder zu 3 Schilling. Doch kostete es dem Steuererheber nicht geringe Mühe, diese Taxen einzutreiben. Im Jahre 1809 betrug die Steuer schon 991 Dollars. Im Jahre 1797 wurden auch Piloten für die Stromschnellen er... 1799 wurde Louisville zum Eingangshafen erhoben und ... Zollhaus.

Es ließ sich nun schon ganz gemächlich dort wohnen, die Umgegend war angebauet, Alles sah einigermaßen civilisirt aus. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts zählte der Ort achthundert Einwohner. 1830 war die Zahl auf 10,341, und 1850 auf 43,200 angewachsen. Gegenwärtig beträgt sie ungefähr Sechszigtausend.

7. Ein Blick auf Californien.

Wir wenden uns zu den Gestaden des Großen Weltmeeres, die in unseren Tagen von so großer Wichtigkeit geworden sind.

Californien bildet den ersten Kern zu einem angelsächsischen Reiche am großen Weltmeere, und offenbar ist diesem Lande eine große Zukunft beschieden. Seit dreihundert Jahren kennt man seine Gestade, vor etwa neunzig Jahren erhielt es die ersten weißen Ansiedler, aber erst vor kaum einem Jahrzehnt ist es für den Weltverkehr erschlossen worden.

Die Spanier kannten Ober-Californien seit 1542; Drake fuhr 1579 die Küste entlang; daß Drake's Port oder Drake's Bay gleichbedeutend sei mit der Bucht von San Francisco, ist eine Annahme, für welche kein stichhaltiger Grund vorliegt, und Kieperts Karte legt Drake's Bay (oder Jack's Harbour) mit Recht nordöstlich von der Punta de los Reyes. Jenes herrliche Wasserbecken blieb auch den Spaniern bis 1769 unbekannt, wie sie denn überhaupt einer so fernen Küste erst dann einige Aufmerksamkeit zuwandten, als die seefahrenden Völker Europa's anfingen, den stillen Ocean zu besuchen, von welchem die mißtrauische und nicht ohne Grund besorgte Politik des spanischen Hofes sie gern ausgeschlossen hätte. Ansons Fahrten und Unternehmungen hatten gezeigt, daß die Silbergalleonen im 18. Jahrhundert eben so wenig sicher waren, wie zu jener Zeit, als das Freibeuterwesen seine größte Ausdehnung erreicht hatte. Man schien endlich zu begreifen, wie wichtig und für Spaniens Colonialreich gefährlich Californien werden könne,

wenn es in den Besitz einer fremden Macht geriethe. So lange dieses Land nicht von weißen Menschen bewohnt war, konnte man möglicher Weise Spaniens Anrecht auf den Besitz desselben in Zweifel ziehen oder dasselbe unbeachtet lassen; um jeden Vorwand abzuschneiden, beschloß man in Madrid, Missionäre nach Neu=Californien zu senden und die Glaubensboten durch eine Anzahl Truppen zu schützen, welche befestigte Punkte anlegen sollten. So entstanden seit 1769 eine Anzahl von Missionen und Presidios. Die erste Mission war San Diego; sie wurde unter Leitung des tüchtigen Franciscaners Junipero Serra in's Leben gerufen. Seinem Orden war die Bekehrung der Indianer übertragen worden; derselbe gründete von dem genannten Jahre bis 1776 nicht weniger als 19 Missionen, zu welchen 1815 und 1823 noch zwei andere kamen. Sie sollten die Keime für eine Colonisirung des Landes bilden und standen unter dem Schirm von vier Presidios, deren Befehlshaber die Anweisung hatten, dem Wunsche der Patres gewärtig zu sein und ihnen Soldaten gegen jeden Feind zur Verfügung zu stellen.

Jedes Presidio bildete zugleich eine „Jurisdiction." Das von San Francisco umfaßte die Ortschaft San José de Guadalupe und die Missionen San Francisco Solano, S. Rafael, S. Francisco, Santa Clara, S. José und Santa Cruz. — Das Presidio von Monterey: das Dorf Branciforte und die Missionen S. Juan Bautista, San Carlos, Unsere liebe Frau de la Soledad, S. Antonio, S. Miguel, S. Luis Obispo. — Das Presidio von Santa Barbara: die Missionen La Purisima, Sta. Ines, Sta. Barbara, Buenaventura, S. Fernando; sodann die Stadt Reyna de los Angeles. Das Presidio von San Diego endlich die Missionen San Gabriel, San Juan Capistrano, San Luis Rey und Diego. Die Gesammtbevölkerung aller dieser Punkte wird für das Jahr 1831 auf 23,025 Seelen angegeben, wovon 10,272 erwachsene männ=

liche, 7632 weibliche Personen waren, 2623 Knaben und 2498 Mädchen. Die Missionen befanden sich bis 1824 in einem ziemlich gedeihlichen Zustande; aber es war eben so wenig frisches Leben und Aufschwung in ihnen, als überhaupt im spanischen Amerika; wir finden jene Stagnation, die überall eintritt, wo Priester ausschließlich die Gewalt über ein schwaches Volk üben. Die Indianer wurden streng gehalten, noch strenger als Leibeigene; ihre Bekehrung war, was sie überhaupt sein konnte, eine mechanische; denn es ist bis jetzt durchaus noch nirgends gelungen, von Hause aus wilde Indianerstämme innerlich für das Christenthum zu gewinnen; vielmehr hat sich Alles nur auf äußere Formeln und Gewohnheiten, wohl auch auf Anhänglichkeit an die sinnlich in's Auge fallenden Ceremonien beschränkt. Uebrigens spielten in den Franciscaner-Missionen Stock und Peitsche eine wesentliche Rolle, und schon La Perouse verglich den Zustand der californischen Indianer in den Missionen mit jenem der Negersklaven auf den Antillen.

Nach Mexiko's Trennung vom Mutterlande bildete Californien ein Territorium der neuen Republik, denn zur Bildung eines Staates reichte die geringe Volkszahl nicht aus; auf keinen Fall waren mehr als allerhöchstens 6000 Weiße im Lande. Die vollziehende Gewalt übte ein Generalcommandant als Gouverneur; doch blieb den Missionaren noch einige Zeit ein bestimmender Einfluß auf eine „Deputation," welche, vom Volke gewählt, gewissermaßen das repräsentative Element bildete. Californien wurde von Mexiko aus geradezu stiefmütterlich behandelt. Der Congreß decretirte in pseudophilanthropischer Wallung die „Manumission" der Indianer, und damit war den Missionen die Axt an die Wurzel gelegt. Das Schicksal jener Guaranis, welche am Uruguay und Parana von den Jesuiten einigermaßen gesittigt worden waren, nach Entfernung der fürsorglichen Patres jedoch gleich wieder in Barbarei zurückfielen, hätte als warnendes Beispiel dienen und belehrende Fingerzeige

geben können. Der mexikanische Radicalismus, welcher in ähnlicher Weise verfuhr, wie die abstracte Philanthropie, kehrte sich aber nicht an Natur und Erfahrung, er hatte seine einmal fertige Freiheitsformel. Den Franciscanern wurde befohlen, alle Indianer frei zu lassen, die „gut geartet seien und so viel von Ackerbau oder von irgend einem Handwerke verständen, daß sie sich selber forthelfen könnten." Solchen Leuten solle ein Stück Landes zugewiesen und das Gebiet in Pfarrsprengel je unter einem Curate getheilt werden. Bis dahin hatte jeder Missionar einen Jahresbeitrag von 400 Piastern aus dem Staatsschatze erhalten; dieser wurde eingezogen.

Aber der Indianer konnte nicht auf eigenen Füßen stehen; sobald er der Aufsicht und des Zwanges überhoben war, verwilderte er. Die angebliche Freiheit war ihm willkommen, weil sie ihn jeder Verpflichtung zum Arbeiten überhob; das ihm zugetheilte Land war schon in den nächsten Monaten verspielt, und der Indianer wurde Landstreicher, Bettler oder Räuber. Man sah sich endlich gezwungen, das alte Verhältniß wieder herzustellen; aber alle Versuche scheiterten nun an der Widerspenstigkeit der Indianer; auch waren inzwischen Fremde ins Land gekommen und die frühere Abgeschlossenheit ließ sich nicht länger aufrecht erhalten. Der Handel äußerte seinen Einfluß; — auch die Franciscaner handelten mit Landeserzeugnissen. Sie waren bisher noch im Besitz der Missionen geblieben, und Mexiko ließ sie bis 1833 gewähren. Dann aber setzte die demokratische Partei im Congreß eine unverständige Maßregel durch. Ohne auf die jüngste Erfahrung Rücksicht zu nehmen, wurde verfügt, daß die Ländereien unter weiße Ansiedler und Indianer vertheilt werden sollten; das Vermögen der Patres habe der Staat sich anzueignen. In Folge einer Revolution, durch welche Santa Anna an's Ruder kam, wurde zwar dieser Schlag abgewendet, aber die Demokraten hatten eine Aufforderung erlassen, in welcher sie unternehmende Leute

zur Einwanderung nach Californien aufmunterten. Als dann eine Anzahl von Ausländern kam, um sich anzusiedeln, wurden sie kühl empfangen, weil sie für die Gegner der Demokraten unwillkommene Gäste waren. Einige kehrten wieder heim, aber Viele blieben im Lande; sie waren von vorne herein mißgestimmt gegen die mexikanische Regierung.

Dasselbe war der Fall mit den eingeborenen Creolen, welche durch das unablässige politische Experimentiren in steter Aufregung erhalten wurden. Die Centralisten in Mexico, an deren Spitze Santa Anna stand, nahmen, um ein strafferes Regiment führen zu können, den einzelnen Staaten und Gebieten manche Rechte, welche die Föderativ-Verfassung von 1824 ihnen zuerkannt hatte. Schon 1836, als ganz Californien nicht viel über 6000 weiße Bewohner zählte, brach zu Monterey ein Aufstand aus. Californien sollte, diesem Pronunciamiento gemäß, so lange unabhängig bleiben, bis die Föderativ-Verfassung wieder hergestellt sei; im nördlichen Theile des Landes ging man aber weiter und erklärte das Land rundweg für unbedingt unabhängig. Hier traten zuerst Nord-Amerikaner auf; an der Spitze des Aufstandes im Norden stand ein Yankee, Graham; mit ihm ging der Engländer Coppinger Hand in Hand. Den Californiern gelang es, unter Vallejo's Führung die mexikanischen Soldaten aus dem Lande zu treiben; doch ließen sie sich 1837 die neue mexikanische Verfassung gefallen und traten in den alten Verband zurück.

Die Missionare wurden endlich aller Ungewißheit überhoben: man beraubte sie von Staatswegen ihres Eigenthums. Das Vieh wurde weggetrieben oder geschlachtet, das Feld ferner nicht bestellt, und schon im Jahre 1845 war keine Spur mehr von dem ehemaligen Gedeihen der Missionen vorhanden. Ein Theil derselben wurde im öffentlichen Aufstrich verkauft, ein anderer verpachtet.

Californien hat nie einen innern Zusammenhang mit dem übrigen Mexiko gehabt; es lag demselben völlig abseit und war von den bevölkerten Landestheilen durch weite Wüsten getrennt. Mexiko konnte eine Seemacht werden, wenn es Californien zu würdigen und zu benutzen verstanden hätte. Südlich von San Diego liegt am großen Ocean, bis zur Fonsecabay abwärts, kein einziger guter Hafen; dagegen hat die californische Küste deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl, und dazu eine unerschöpfliche Fülle trefflichen Bauholzes, fruchtbaren Boden in Menge, ein gemäßigtes Klima, schiffbare Ströme im Innern, wie sie das ganze übrige Mexiko nicht besitzt, und eine ausgezeichnete Handelslage. Alle diese Vortheile hat Mexiko nicht zu würdigen verstanden, obwohl sie allen seefahrenden Völkern in die Augen sprangen. Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft hatten die Russen etwa 25 Stunden nördlich von San Francisco an der Bodegabay sich niedergelassen, und bald nachher 15 Stunden weiter nördlich das Fort Slawinskoi Ros angelegt. Sie wollten dort Robben schlagen und Getreide bauen, um mit demselben ihre Besitzungen im hohen Norden zu versorgen. Fast zu derselben Zeit machten sie bekanntlich auch einen Versuch, sich auf den Sandwich-Inseln festzusetzen. Dieser mißlang, aber die beiden Punkte an der californischen Küste behaupteten sie bis 1841*). Damals wurden sie an denselben Capitain Sutter verkauft, auf dessen Ländereien am Rio de los

*) Die Russen hatten sich auch auf dem südlichsten Eilande der Farallones, also gerade dem Eingange zur San Franciscobay gegenüber, niedergelassen. Dort schlugen sie Robben, deren jene Insel in einem einzigen Jahre nicht weniger als 80,000 lieferte. Robinson fand dort die Russen 1829. Life in California, during a Residence of several years in that Territory. New-York 1846, S. 8. Das Buch ist vor dem Kriege der Vereinigten Staaten mit Mexico geschrieben, der scharfsinnige Verfasser sagt aber die Dinge, welche nachher kamen, mit einer wunderbaren Zuversicht voraus.

Americanos man späterhin das erste Gold entdeckt hat. Bodega war für Sitka und die Stationen der russischen Pelzjäger überflüssig geworden, seitdem der Gouverneur von Neu-Archangel mit der Hudsonsbay-Gesellschaft einen Vertrag geschlossen hatte, durch welchen die letztere sich verpflichtete, die Stationen im hohen Norden mit dem erforderlichen Getreide zu versehen.

Bis zum Jahre 1826 waren außer den Russen wenig oder gar keine Fremde im Lande. Nachdem aber zwei rivalisirende Gesellschaften, die Columbia- und die nordamerikanische Pelzhandels-Compagnie, sich vereinigt hatten, begannen die Biberfänger und Pelzthierjäger über die Grenze hinaus zu schwärmen; einzelne machten Ausflüge bis nach San Francisco und Monterey; sie hatten demnach den Continent in seiner ganzen Breite, vom St. Lorenz und der Jamesbucht in der Hudsonsbay bis zum Stillen Ocean durchzogen; sie waren die eigentlichen Bahnbrecher und Schanzgräber, und zeigten Anderen, die nach ihnen kamen, den Weg. Den mexikanischen Behörden flößten die unwillkommenen Gäste mit ihrem barschen Benehmen und streitbaren Sinne nicht geringe Besorgnisse ein; sie erließen Gesetze, denen zufolge keinem Ausländer Zugang in Californien gestattet sein sollte. Aber an diese Verordnungen kehrten sich weder die Trapper, noch die Walfischfänger; jene stiegen über die Päſſe der Sierra Nevada, diese liefen in die Häfen ein; andere Abenteurer, besonders aus den Vereinigten Staaten, siedelten sich, ohne Erlaubniß einzuholen, in fruchtbaren Gegenden an. In den Hafenplätzen waren schon seit längerer Zeit einzelne Kaufleute ansässig und die Vereinigten Staaten schickten 1843 einen Consul nach Monterey, der damaligen Hauptstadt. Mit dem Aufschwunge, welchen der Walfischfang im Stillen Ocean nahm, wuchs auch die Wichtigkeit der californischen Häfen, denn sie boten sichere Zuflucht und sehr willkommene Erfrischungspunkte. Damals führte Californien nur Häute und Talg aus, der Viehstand war sehr beträchtlich und

wurde von den bekehrten Indianern besorgt, welche sich für ein Hirtenleben besser eigneten, als für den Ackerbau. Jenes entsprach dem Geschmack und den Neigungen von Menschen, welche ein herumschweifendes Leben der Stätigkeit vorzogen, ohne welche die Bestellung des Ackers nicht möglich ist. Ueberhaupt ist der Indianer ein weit besserer Viehhirt als der Neger. Man baute Gerste, Mais und vortrefflichen Weizen, auch Oel und Wein bei den Missionen; ein Ochse kostete 2 Piaster, ein Pferd von 5 bis zu 10. An der Bucht von San Francisco lagen fünf ehemalige Missionen (Dolores, Santa Clara, San José, San Francisco Solano und San Rafael); in denselben lebten etwa 5000 Indianer und nur 200 Weiße. Sie besaßen mehr als 40,000 Häupter Hornvieh und eine verhältnißmäßige Menge von Schafen, Pferden und Maulthieren. Bei San José lieferte eine Aussaat von 8 Fanegas (Himpten) Weizen eine Ernte von 1200 Fanegas, und im folgenden Jahre, ohne daß der Acker neu besäet wurde, noch einmal 700. Von dieser Mission bezogen die Russen längere Zeit jährlich vier bis fünf Schiffsladungen Getreide; auch nahmen sie Fleisch an Bord. Im Allgemeinen ließen aber die Missionäre nur wenige Aecker bestellen, und Forbes giebt in seinem bekannten Werke an, daß um 1830 die Erzeugung von Brodfrüchten nur 63,000 Buschel Weizen, 28,000 B. Mais, 18,500 B. Gerste betrug; dazu kamen etwa 4000 B. Bohnen und 3000 B. Erbsen. Diese Ziffern sind wohl etwas zu niedrig gegriffen. Der Viehstand betrug 216,727 Häupter Rindvieh, 32,100 Pferde, 2844 Maulthiere, 177 Esel, 153,455 Schafe, einige Tausend Stück Ziegen und etwa 900 Schweine.

Ueberhaupt waren die Zustände von ganz primitiver Art. Für rüstige unternehmende Abenteurer mußte gerade ein so fruchtbares, von wenigen Tausend Menschen bewohntes Land in hohem Grade anziehend sein; sie betrachteten es ohne Weiteres als ihr Eigenthum. Dem Walfischfänger und Fallensteller folgte der

Schenkwirth, und in dessen Nähe ließen sich Squatter nieder und alte Matrosen, welche des Umherschweifens überdrüssig waren. Es kümmerte sie nicht, ob sie willkommen waren; man hätte sie nur mit Waffengewalt vertreiben können. Sie bildeten nun ein thätiges Element in einem bis dahin völlig passiven Lande und hoben sich im Verlaufe einiger Jahre durch Arbeitsamkeit zu Wohlstand empor. Dadurch war festgestellt, daß Californien eine geeignete Region für die Ansiedelung im Großen sei, und Robinson sagte schon vor 20 Jahren mit Bestimmtheit voraus, daß die paar Tausend Creolen das Land nicht würden behaupten können. Die Regierung sah, wie wir schon früher andeuteten, die Einwanderung ungern und hielt längere Zeit an dem alten spanischen System fest. Wer ein Stück Land in Besitz nehmen und als Eigenthum behalten wollte, mußte vor allen Dingen ein Zeugniß beibringen, durch welches der Vorstand der Mission, zu welchem die Felder gehörten, sich damit einverstanden erklärte. Es ist begreiflich, daß ein solcher Schein am allerwenigsten ausländischen Protestanten eingehändigt wurde. Selbst spanische Offiziere im königlichen Dienst durften ohne ausdrückliche Genehmigung der Missionare nicht heirathen.

Durch die Freilassung der Indianer wurden allerdings die Missionen zu Grunde gerichtet, aber seitdem die Ländereien dieser letzteren nicht mehr geschlossen und in todter Hand blieben, konnte der Privatmann sich freier bewegen. Bald waren einige Hundert Fremde angesiedelt, und damit ging die Zeit zu Ende, in welcher Creolen zwar 4000 Kühe besaßen, aber nicht ein Pfund Käse oder Butter verfertigten; ja, auf mancher Estancia war nicht einmal Milch zu haben. Von nun an begann auch die Ausfuhr von Landesproducten nach den Sandwich-Inseln; man brachte für das Getreide europäische und nordamerikanische Fabrikate zurück, und so entstand allmälig ein schwunghafter Handel. Im Jahre 1846 besaßen die cali=

fornischen Creolen überhaupt nur **drei** Seeschiffe, sämmtlich kleine Schooner; die eigene Rhederei sämmtlicher Häfen, welche Mexiko am stillen Weltmeer besaß, beschränkte sich auf etliche zwanzig kleine Schiffe, die zusammen nicht so viel Tonnengehalt hatten, wie drei oder vier unserer großen Bremer Dreimaster.

Das Verfahren der mexikanischen Behörde erregte den Unwillen der fremden Ansiedler. Im Jahre 1840 ließ Gouverneur Alvarado etwa hundert Fremde, zumeist Nordamerikaner und Engländer, verhaften, in Monterey einsperren und zum Theil in Eisen legen; viele wurden nach St. Blas abgeführt und manche starben in Folge der Mißhandlungen. Die Mexikaner waren mißtrauisch geworden, seitdem Texas Tausende von Nordamerikanern an sich gezogen hatte, die sich um die Central-Regierung gar nicht mehr bekümmerten; man erklärte geradezu, daß man eine künftige Verschwörung und Schilderhebung der Fremden befürchte und derselben zuvorkommen wolle. Alvarado gedachte die Einwanderung abzuschrecken, aber sein Plan gelang nicht.

Der Seehandel Californiens war allmälig in die Hände der Nordamerikaner gefallen, deren Kriegsschiffe in nicht langen Zwischenräumen sich in den Häfen blicken ließen. England wurde besorgt und ging mit dem Vorsatz um, ein so werthvolles Land sich abtreten zu lassen. Es hätte damit festen Fuß auf der Westküste Amerika's gewonnen, eine Region erworben, die ungleich werthvoller erschien, als Oregon, das, von der nordamerikanischen Regierung in Anspruch genommen, späterhin derselben auch völlig überlassen werden mußte. Die Bay von St. Francisco und der Hafen von Monterey hatten eine bessere Weltlage, als der Nutkasund. So entstand der Plan, die auf etwa 50 Millionen Piaster sich belaufende Schuld, welche Mexiko in England contrahirt hatte, für getilgt zu erklären, wenn Californien abgetreten würde. Man betrieb aber den

Plan nicht mit Ernst und ließ ihn fallen. Wenige Jahre später war Californien sammt Neu-Mexiko für eine ungleich geringere Summe in die Hände der Nordamerikaner übergegangen, welche sich damals auch schon im Besitze von Texas und Oregon befanden.

Die Eroberung Californiens verursachte geringe Mühe und kostete nur wenig Blut. Die Amerikaner hatten den Streit mit England über die Abtretung von Oregon vorausgesehen; sie wollten sich aber um jeden Preis in den Besitz der Mündung des Columbia setzen, und der Gedanke, auch Californien sich anzueignen, lag ihnen wenigstens seit 1842 nicht mehr fern. In diesem Jahre erschien am 19. October Commodore Jones mit der Fregatte „United States" und der Kriegsslup „Cyane" (derselben, von welcher aus vor vier Jahren Capitain Hollins St. Juan de Nicaragua in Brand schoß) vor Monterey und nahm diese Stadt unter dem Vorwande, zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten sei ein Krieg ausgebrochen. Er zog die amerikanische Flagge auf und erließ eine Proclamation, in welcher er ganz Californien für einen Gebietstheil der Vereinigten Staaten erklärte. Nach 24 Stunden segelte er freilich wieder ab, weil er unmittelbar nach Besetzung der Stadt andere Verhaltungsbefehle erhalten hatte; die Sache selbst ist aber bezeichnend genug. Im folgenden Jahre schickte dann, wie wir schon erwähnten, die Washingtoner Regierung einen Consul nach Monterey.

Für Mexiko selbst nahmen inzwischen die Dinge eine mehr und mehr bedenkliche Gestalt an. Die Creolen waren ihm feindlich gesinnt und trugen das Joch, über welches sie häufig Beschwerde führten, nur mit Widerwillen. Sie hegten aber auch Abneigung gegen jene ketzerischen Eindringlinge, die nun schon anfingen, das große Wort zu führen und auf ihre Waffenstärke zu pochen. Bisher hatten sie vereinzelt gelebt, nun traten sie als eine geschlossene, verbündete und streitbare Körperschaft

auf. Nordamerikanische Gesellschaften zur Besiedelung von Oregon und Californien waren schon 1839 am Missouri gebildet worden, und manche Mitglieder derselben gleich damals nach dem weiten Westen gegangen; aber erst seit 1843 begann ein stärkerer Zug über die Felsengebirge und über die Sierra Nevada. Capitain Sutter saß damals schon seit einigen Jahren in seiner mit Kanonen bespickten Mission am St. Sacramento. „Der Pfirsich wurde nun reif.“ Damals war Fremont von seiner zweiten Reise zurückgekehrt und hatte die ersten umfassenden und zuverlässigen Berichte über das große Binnenbecken und Ober-Californien gegeben.

Wir übergehen die inneren Kämpfe unter der Handvoll Creolen*), die sich bald gegen Mexiko auflehnten, bald freiwillig oder gezwungen mit den Gouverneuren gegen die Fremden gemeinschaftliche Sache machten, und bemerken, daß im Frühjahr 1846 der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten ausbrach. In Californien hatten die Feindseligkeiten aus örtlichen Ursachen schon früher, ganz unabhängig von den Vorgängen am atlantischen Ocean, begonnen. In denselben spielt von Anfang an Johann Karl Fremont, der ausgezeichnete Reisende und späterhin Präsidentschafts-Candidat der Freibodenmänner oder Republikaner, eine hervorragende Rolle.

Fremonts Vater war ein Franzose, der eine Virginierin heirathete. Sie gebar ihm diesen Sohn am 31. Januar 1813

---

*) Robinson hat sie dargestellt. Viele Einzelnheiten finden wir in: Three Years in California, by Rev. Walter Colton. New-York 1854, und in dem sehr ansprechend geschriebenen Buche; A Tour of Duty in California; including a Description of the Gold Region, and an Account of the Voyage around Cape Horn; with Notices of Lower California, the Gulf and Pacific Coasts, and the Principal Events attending the Conquest of the Californias, by Joseph Warren Revere, edited by Joseph H. Balestier. New-York 1849.

zu Savannah in Georgien. Er zeigte früh große Anlagen für die mathematischen Wissenschaften, ging 1833 auf See, kam nach Verlauf von dritthalb Jahren wieder heim, wurde Eisenbahn-Ingenieur und vermaß die Landstrecke zwischen Charleston in Süd-Carolina und Cincinnati in Ohio. Bald nachher war er bei der Aufnahme des Landes beschäftigt, welches im Westen des Mississippi den aus Georgien vertriebenen Cherokesen als neue Heimath angewiesen war, und begleitete einige Zeit später Nicollet auf seiner Erforschungsreise an den obern Mississippi in den Jahren 1838 und 1839. Alle diese Arbeiten betrachtete er als Vorübungen zu einer großen Reise nach dem Westen, die er im Mai 1842 antrat und auf welcher er den berühmten Südpaß näher erforschte. Auch bestieg er damals den höchsten Gipfel des Windrivergebirges, jenes mächtigen Knotens, in welchem die Quellgebiete der größten nordamerikanischen Ströme liegen. Für seine wichtigen Entdeckungen erhielt er von der Londoner geographischen Gesellschaft die große goldene Denkmünze.* Bald nachher trat er eine zweite Entdeckungsreise an. Es handelte sich darum, die Resultate seiner ersten Expedition zu vervollständigen und mit den Aufnahmen des Commodore Wilkes an der Küste des Stillen Oceans in Verbindung zu bringen. Fremont brach mit 28 Begleitern am 29. Mai 1843 vom Dorfe Kansas (39° 5′ 57″ N. Br., 94° 25′ 46″ W. L.) auf, und kam erst im August des nächsten Jahres zurück. Während dieser Reise erforschte er das große Binnenbecken (das heutige Mormonengebiet Utah) zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada, überstieg diese letztere und ging in das californische Thalgelände hinab, von welchem er eine meisterhafte Beschreibung geliefert hat. Im Jahre 1845 finden wir ihn auf seiner dritten Reise, auf welcher er von Californien insbesondere die nördlichen Theile und Oregon bis zum Columbiastrome näher erforschen sollte. Diesmal wurden seine wissenschaftlichen Zwecke vereitelt; der Geograph sah sich, wie wir

weiter unten erzählen, genöthigt, als Feldherr an die Spitze seiner Landsleute zu treten und die Region, welche er für die Wissenschaft erschlossen hatte, mit den Waffen erobern zu helfen. Es mag hier noch erwähnt werden, daß der unermüdliche Mann später aus eigenem Antriebe und auf seine Kosten eine vierte Reise nach Westen unternahm, um südlich vom Südpasse, unweit der Quellgegend des Arkansas, einen bequemen Paß durch das Gebirge zu suchen, über welchen, wie er hoffte, eine Eisenbahn nach Californien geführt werden könne. Er brach mit 33 Begleitern und mehr als 100 Maulthieren von Puebla am obern Arkansas, auf, wurde durch seine Führer irre geleitet und gerieth in der Sierra de St. Juan in eine entsetzliche Lage. Ein Drittel seiner Begleiter kam um; er selbst erreichte mit äußerster Noth Santa Fé, wohin er nichts als das nackte Leben rettete. Ohne alle Zweifel gehört Oberst Fremont zu den ausgezeichnetsten Reisenden aller Zeiten*).

Im Frühlinge des Jahres 1846 befand sich Fremont mit etwa 60 Begleitern in der Nähe von Monterey. Der Befehlshaber dieser Stadt, Juan de Castro, verbot ihm ein weiteres Vordringen und gab den Fremden die Weisung, das Land zu verlassen. Des Ingenieurs Bemühungen, jenen Creolen von der Harmlosigkeit seiner Zwecke zu überzeugen, waren dem äußern Anschein zufolge nicht vergeblich; der amerikanische Consul Larkin ermittelte jedoch, daß der Commandant seinem Landsmanne eine Falle legen wollte und einen Verrath beab=

---

*) Notes of travel in California; comprising the prominent geographical, agricultural, geological and mineralogical Features of the country. Also the Route from Fort Leavenworth in Missouri to San Diego in California, including parts of the Arkansas, del Norte and Gila Rivers. From the official Reports of Col. Fremont and Major Emory. New-York 1849. Das Buch enthält Fremont's Geographical Memoir upon Upper California, Major Emory's Narrative und Fremont's Reisen von 1842 bis 1844.

sichtigte. Nun pflanzte Fremont die nordamerikanische Flagge auf und erklärte, daß er sich bis auf den letzten Mann vertheidigen werde. Dieser Entschluß bewies den Mexikanern, daß sie einen muthigen und streitbaren Gegner vor sich hatten; er konnte unbelästigt abziehen, sie stachelten aber die Indianer gegen die Reisenden auf und ließen ihnen den Weg verlegen, während sie zugleich umfassende Vorkehrungen trafen, sämmtliche fremde Ansiedler mit einem Schlage aus Californien zu vertreiben. Die Verhältnisse waren der Art, daß nur eine kühne That den Plan der Mexikaner vereiteln und Rettung bringen konnte. Fremont, dessen gesammte Mannschaft sich auf 62 Köpfe belief, erklärte auf eigene Hand den Krieg. Am 15. Juni wurde der Militärposten Sonoma von Nordamerikanern überrumpelt, welche dort 9 Stück Geschütz und 250 Musketen erbeuteten. Sie hatten die Flagge mit dem Zeichen des Bären aufgehißt und ein Neu-Engländer, Wilhelm Ide, übernahm den Befehl in der „Festung". Eine Proclamation, welche er am 18. Juli erließ, ist sehr bezeichnend. Er verspricht zunächst allen Californiern Sicherheit für Leben und Eigenthum. „Die Absicht des Ober-Befehlshabers ist, sich und seine Waffengefährten zu vertheidigen. Sie sind in dies Land gekommen, nachdem man ihnen Ländereien zugesagt hatte, und darauf hin wollten sie sich mit ihren Familien ansiedeln. Man hatte ihnen eine republikanische Regierung versprochen. Als sie aber in Californien angekommen waren, verweigerte man ihnen das Recht, von ihren Freunden Land zu kaufen oder zu pachten. Statt ihnen Theilnahme an einer republikanischen Regierung zu gestatten oder ihnen vermittelst einer solchen Schutz angedeihen zu lassen, wurden sie durch Militärdespotismus unterdrückt. Ja die hohen Beamten, welche diese Despotie ausübten, drohten in einer Proclamation, sie auszurotten, wenn sie nicht das Land räumen und ihre Waffen, ihr Lastvieh, überhaupt ihr Eigenthum hier zurücklassen würden. So wären sie

vertheidigungslos und eine sichere Beute der Indianer geworden. Es ist nun der unwandelbare Vorsatz der tapferen Männer, welche mich zu ihrem Befehlshaber ernannt haben, eine Regierung zu stürzen, die einst das Eigenthum der Missionen nahm, um sich zu bereichern; welche das arbeitende Volk von Californien zu Grunde gerichtet und schändlich bedrückt hat; auch legte sie ungeheure Eingangszölle auf die Waaren, welche in's Land kamen." Ide erklärt dann, daß fortan eine wahrhaft republikanische Regierung die Verwaltung des Landes führen werde *).

Inzwischen war Fremont in das Thal des St. Sacramento marschirt, um dort Verstärkungen an sich zu ziehen; denn vorzugsweise in jener Gegend hatten die Amerikaner sich niedergelassen. Es gelang ihm, nachdem eine Anzahl von Squatters sich um seine Bärenfahne geschaart hatten, das von Castro bedrohte Sonoma zu entsetzen. Sodann wurde Californien für unabhängig erklärt. Das Alles geschah von Seiten der Amerikaner, ohne daß sie Kunde vom Ausbruche des Krieges zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten gehabt hätten. Als aber Commodore Sloat im Juli mit einem amerikanischen Geschwader ankam und Monterey besetzte, als gleich nachher Commodore Stockton den Oberbefehl übernahm, begriffen sie, daß ihre Sache gewonnen sei. Die Eroberung Californiens nahm nur wenige Monate in Anspruch, und der Widerstand der Creolen und Mexikaner wurde ohne erhebliche Anstrengungen beseitigt. Im Februar 1848 trat Mexiko durch den Friedensvertrag von Guadalupe Hidalgo das Land an die Amerikaner ab. Die Grenzlinie zwischen beiden Staaten bildete fortan der Rio grande bis zum 32° N. Br.; von dort lief sie westwärts der Südgrenze Neu-Mexiko's entlang, bis sie den Gila erreicht,

*) The Annals of S. Francisco etc. by Frank Soulé, John H. Gihon and James Nisbet. New-York 1855. S. 92.

verfolgte denselben bis zur Mündung in den Colorado, und berührte eine Legua südlich von St. Diego den stillen Ocean. Die Schifffahrt auf dem Colorado von der Mündung des Gila bis zum californischen Meerbusen ist für beide Theile frei, nicht minder jene auf dem Golfe selbst. Die Vereinigten Staaten befanden sich somit im Besitze von Texas, Neu-Mexiko, Utah und Ober-Californien, und zahlten für alle diese Länder an Mexiko eine Summe von 15 Millionen Dollars. Später ist durch Kauf noch der nördliche Theil des Staates Sonora, im Süden des Rio Gila von den Nordamerikanern erworben worden; er bildet das an edelen Metallen reiche Gebiet Arizona.

Californien war nun nordamerikanisch, und die Einwanderung strömte dem Lande in erhöhetem Maße zu, bevor noch Gold gefunden worden war. Der fruchtbare Boden und die ausgedehnten Weidegründe lockten den Ackerbauer, die sicheren Häfen und die vorzügliche Handelslage zogen den Kaufmann an, und 1848 war die Zahl der Fremden bereis auf 15,000 Köpfe angewachsen. Als dann im Anfange des genannten Jahres das edle Metall entdeckt ward und die Nachhaltigkeit der Schätze keinem Zweifel unterlag, lenkte sich eine neue Völkerwanderung nach dem westlichen Dorado, welches zu Ende des Jahres 1852 schon von mehr als 300,000 Seelen bevölkert war; diese Ziffer war zu Anfang 1856 auf etwa eine halbe Million gestiegen. Zuerst waren Mexikaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon, und Kanackas, Eingeborene der Sandwich-Inseln; tausende von Anwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen, fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über die Felsengebirge und die Sierra Nevada, oder über Panama, oder endlich auf dem Wege um das Cap Horn; endlich stellte auch Australien sein Contingent, und zuletzt erschienen Chinesen zu Tau-

senden. Dazu rechne man die eingeborenen Creolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, selbst vom Nutka-Sunde her, die Neger, Mulatten und Mestizen, und man wird gestehen, daß ein bunteres Gewirr verschiedener Racen und Volksthümlichkeiten nicht zu denken ist. Ein ähnliches Schauspiel, wie Californien es auch in ethnologischer Beziehung darbot, hatte die Geschichte nie zuvor gekannt.

Wie sollte sich das Alles zurecht rücken, wie irgend eine Ordnung in dieses Chaos kommen? Eine monarchische Gewalt, welche den Ausschlag hätte geben können, war nicht vorhanden, die Gesellschaft in dem neuen Lande ohne allen innern Zusammenhang; zehn verschiedene Sprachen schwirrten durcheinander, Alles war atomistisch zerklüftet, das Individuum kümmerte sich lediglich um sich selber und ging seinem Vortheil, seinen Neigungen und Leidenschaften nach. Nicht mit Unrecht ist Californien mit einem großen Kessel verglichen worden, in welchem Substanzen aller Art durcheinander brodeln. Es war vollkommen in der Ordnung, daß der Schaum und Schmuz oben auf kam und zumeist sichtbar wurde; es war aber nicht minder erklärlich, daß man sich bemühte, ihn zu entfernen. Es würde in jedem alten europäischen Staate Mühe kosten, hunderttausend Abenteurer aus allen fünf Erdtheilen in Band und Zaum zu halten, obwohl man über Polizei und bewaffnete Macht verfügt; in Californien war es doppelt schwierig, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Zwei Jahre lang wurde das Land von der Bundesregierung in unbegreiflicher Weise vernachlässigt und sich selber überlassen. Glücklicher Weise überwog bald die Zahl der eigentlichen Amerikaner, welche dorthin gekommen waren, um sich dauernd niederzulassen, nicht um Raubbau auf Gold zu treiben, alle übrigen Nationalitäten; auch Handwerker und Kaufleute aus Deutschland und Frankreich hatten sich in Menge eingefunden; endlich wirkte selbst das Gold zur Aufrechterhaltung der Gesetze, denn wer etwas besaß, wollte das

gleichviel ob leicht oder mühsam erworbene Metall behalten; auch um mehr gewinnen zu können, verlangte er Schutz für seine Person. So ist es erklärlich, daß Richter Lynch aushalf, wenn die Behörden zu schwach oder zu pflichtvergessen waren, um dem Verbrecher Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Man übte rasche Justiz und erreichte seinen Zweck. In St. Francisco bildeten sich Ueberwachungs= und Sicherheitsausschüsse, um Räuber, Mörder und Brandstifter zu bestrafen, und die Spieler, überhaupt die Abenteurer aller Art in Schranken zu halten. Das gelang. Als späterhin die politische Corruption um sich fraß, die verschiedenen Parteien zu unwürdigen und ungesetzlichen Mitteln griffen, um ihren Anhängern einträgliche Stellen zu verschaffen und um die öffentlichen Gelder zu plündern, als sie sogar das Palladium der Nordamerikaner, die Stimmurne, nicht heilig hielten und die Resultate derselben verfälschten; als in Folge derartigen Betruges die höchsten Aemter und die Richterbänke mit ungeeigneten Männern besetzt waren, erhoben sich in der Mitte 1856 die rechtlichen Leute abermals, bildeten in allen größeren Städten Vigilanz=Comiteen, hingen Mörder an den Galgen, verbannten die gefährlichsten Menschen aus dem Lande und bildeten „die bewaffnete Macht der Ordnung"; sie machten „eine Revolution im Interesse der Ruhe, des Friedens und der Gesetze". Das Alles ist eigenmächtig, das ganze Verfahren erscheint gewaltthätig; aber es ist ein Erzeugniß der Nothwendigkeit, es geschieht in einem Lande, das noch immer als eine Ausnahme dasteht.

Alles wohl erwogen, muß man sich wundern, daß überhaupt so rasch die Verhältnisse in Californien, dem Schauplatze, auf welchem ein äußerst buntes Menschengewirr sich tummelte, eine im Allgemeinen geregelte Gestalt annahmen. Der Instinkt der Yankees zeigte sich dabei in sehr vortheilhafter Weise. Sie traten zusammen, „um den Vulkan zu stopfen". Als der Congreß in Washington säumig war, gaben sie sich

selber eine Verfassung. In St. Francisco, Sonoma und Sacramento wählten die Bürger gesetzgebende Versammlungen, denen sie provisorisch die höchste Gewalt übertrugen; gleich nachher wählte man im Lande 48 Bevollmächtigte, welche im September 1849 zusammentraten, um eine Verfassung zu entwerfen. Unter diesen Delegaten befanden sich auch Creolen, Deutsche und Engländer. Die Versammlung berieth zu Monterey vom 4. September bis zum 13. October die Verfassung unter dem Vorsitze eines baumlangen Kentuckiers, Robert Semple, der das erste Zeitungsblatt in Californien gedruckt hatte; die Sclaverei wurde ausgeschlossen. Am Schlusse der Berathung feuerte man 31 Kanonenschüsse ab; Californien hatte seinen Stern dem sternenbesäeten Banner der großen Union hinzugefügt. Der Bundescongreß genehmigte im September 1850 die Aufnahme nach langen und heftigen Erörterungen, und Californien schickt seitdem Senatoren und Repräsentanten nach Washington.

Fremont hat in seiner geographischen Beschreibung Californiens das Land im Westen der Sierra Nevada mit Italien verglichen, mit dem es allerdings in Bezug auf Flächenraum, Klima und Erzeugnisse manche Aehnlichkeit darbietet; aber es ist keine auf drei Seiten vom Meere umflossene Halbinsel und hat auch im Binnenlande eine ganz verschiedenartige Gebirgs- und Stromentwickelung. Der Ocean bespült den Staat vom 42. Grade N. Br., von der Pelicanbay, bis zum 32° 28' N. Br., wo etwas südlich von San Diego und der Lomaspitze sich der Tafelberg erhebt. Die Ausdehnung von der Küste bis zur Ostgrenze ist, wie ein Blick auf die Karte zeigt, verschieden. Man hat nicht etwa die Kammhöhe der Sierra Nevada als Grenze angenommen, sondern dem Staate einen Theil des großen Binnenbeckens und des Colorado-Stromgebietes einverleibt. So erhielt er einen Flächeninhalt von 188,982 englischen Geviertmiles, oder beinahe 8,900 deutschen Quadratmeilen. Das californische Culturland liegt jedoch westlich von

der Sierra Nevada, und auch hier ist nur etwa der dritte Theil für den Ackerbau geeignet, der freilich dort überall reichlich lohnt und namentlich auch in den südlichen Theilen wunderbar ergiebig ist; sobald man den Boden bewässert. Die bunte Mannigfaltigkeit des Landes, die Abwechselung von Hügel, Thal und Ebene, die malerische Landschaft, die Menge kleiner Flüsse und Bäche, und der kräftige Baumwuchs am Abhange der Gebirge, besonders aber in dem Lande nördlich von San Francisco, wird von allen Reisenden hervorgehoben; sie erstaunten insbesondere über die gewaltigen Fichten, welche sich bis zu einer Höhe von 300 Fuß erheben. Der ganzen Küste entlang, von Santa Barbara nach Norden hin bis zur Grenze von Oregon, laufen Höhenzüge, welche das innere californische Thal von dem Gestade trennen, und dem durch seine eigenthümliche Configuration höchst bemerkenswerthen Stromsysteme des San Joaquin und San Sacramento nur eine einzige Verbindung mit dem Ocean frei lassen, vermittelst der nicht minder merkwürdig gestalteten Bay von San Francisco, welche von Süden wie von Norden her den größten Theil der californischen Wasser aufnimmt. Beide Ströme fließen einander entgegen und vereinigen sich zu einer Deltamündung, bevor sie in die Suisunbucht fallen; der Sacramento kommt von Norden, wo sich im obersten Theile seines Gebiets der Schastaberg bis zu 14,000 Fuß Meereshöhe erhebt; der San Joaquin fließt von Süden her; beide empfangen eine unzähliche Menge Zuflüsse sowohl von der Küstenkette, wie von der Sierra Nevada und sind auf einem beträchtlichen Theile ihres Laufes auch für größere Dampfschiffe fahrbar.

Dieses etwa 100 deutsche Meilen lange Thal bildet zugleich die berühmte californische Goldregion, die von 40 bis zu 50 englischen Meilen breit ist und den Windungen der Sierra folgt. Die zahlreichen Gefließe, die von den schneebedeckten Höhen herabfallen, und die Regenbäche, die gleichfalls

tiefe Schluchten in das Gestein gerissen und gewaschen haben, lagern eine große Masse fester Bestandtheile an den Hügeln ab, welche sich am Fuße des Gebirges gebildet haben. In diesen, und am Ufer wie im Bette der Flüsse und Bäche, liegen die ungeheuren Goldschätze, welche seit Februar 1848 zu Tage gefördet werden; nicht minder kommt das Gold in den Quarz eingesprengt vor. Dieser letztere wird nachhaltigeren Ertrag geben, als die „Placeres" in den „Cañones" und „Barrancas", wo man das Gold aus dem Schlamme und Sande wäscht. Nach Blake's Mittheilungen läuft das goldführende Quarzgestein der ganzen Sierra Nevada entlang in einer Breite von mindestens 10 englischen Meilen; es kann auch bei sehr gesteigertem Betriebe und unter Anwendung der besten Maschinen auf Jahrhunderte hinaus eine jährliche Ausbeute geben, welche der seitherigen allermindestens gleich kommt. Schon seit sechs Jahren wird auf der ganzen Strecke vom Mariposafluß im Süden bis zum Klamath an der Grenze von Oregon im Norden, also auf einer Strecke von etwa 500 englischen Meilen, Gold zu Tage gefördert, und alljährlich, ja allmonatlich werden neue „Adern" entdeckt, neue „Placeres" gefunden.

Die Production ergab vom Februar 1848 bis Ende des Jahres 1850 laut einem Bericht der Münzstätte zu Philadelphia . . . . 63,915,376 Doll.

laut den Manifesten der Dampfschiffe	1851	34,492,642	=
= = = = =	1852	45,559,177	=
= = = = =	1853	56,560,569	=
= = = = =	1854	51,282,595	=
Depositen in der Münze zu San Francisco vor dem 30. November 1854 . . .		5,122,535	=
Daselbst für November und December	1854	1,310,662	=
Dazu für vier Jahre Gold in den Händen der Passagiere, zusammen mindestens		40,000,000	=
		298,243,538	Doll.

Wir schlagen gering an, wenn wir für das Jahr 1855 einen Gesammtertrag annehmen von	60,000,000 Doll.
Vom 1. Januar bis 30. Juni 1856 waren allein in Neu-York aus Californien angekommen	21,836,847 „
Im Juni desselben Jahres kamen in Neu-York an etwa	4,000,000 „

Dabei ist noch nicht gerechnet, was von den zurückkehrenden Passagieren nach den Vereinigten Staaten, Mexiko, Süd-Amerika, Australien, China und Europa gebracht worden ist; der Betrag dieses Goldes mag ohne Uebertreibung auf 12 Millionen Dollars geschätzt werden. Dazu kommt ferner die Goldmenge, welche seit Jahren über Panama nach England ging und die Vereinigten Staaten gar nicht berührte. Außerdem sind für Millionen Dollars in der Münzstätte zu San Francisco geprägt worden und die Landeseinwohner selbst haben für ihren Bedarf in Californien mindestens 6 Millionen zurückbehalten. Nehmen wir an, daß nach England nur für etwa 10 Millionen Dollars Gold (von 1848 bis Mitte 1856) direct gegangen ist, daß in San Francisco seit 1855 für 3 Millionen Dollars geprägt worden sind, und rechnen wir für 6 Millionen im Lande selbst umlaufender Goldmünzen, so erhalten wir für 90 Monate eine Goldproduction von mehr als 400,000,000 Dollars, oder im Durchschnitt für das Jahr 50 Millionen. Nichts würde die Annahme rechtfertigen, daß auf Jahre hinaus der Goldertrag minder ergiebig ausfallen werde, vielmehr deutet, wie schon bemerkt, Alles an, daß er sich nach und nach um ein Beträchtliches steigern könne. In den ersten Jahren kannte man lediglich Raubbau und Alles war dem Zufalle anheimgegeben; seit längerer Zeit verfährt man jedoch in vielen Gegenden bergmännisch und arbeitet mit beträchtlichen Capitalien, und die Zahl der „Quarzminen-Com-

pagnien" wächst allmonatlich. Schon 1854 waren in den vier Counties Shasta, Nevada, El Dorado und Amador 14 Minen in Angriff genommen werden; sie hatten ein Anlagecapital von 793,000 Dollars; außerdem waren zu Ende 1854 noch 31 andere Quarzminen in den oben genannten Counties, in Calaveras, Plumas, Sierra, Siskiyou und Klamath in Betrieb; alle lohnten reichlich und ergaben mindestens 50 Procent Bruttoeinnahme auf das Anlagecapital. Außerdem waren in dem genannten Jahre weitere 15 Quarzminen in Angriff genommen worden, und im Ganzen zählte man in den sieben Counties Amador, Calaveras, El Dorado, Nevada, Placer, Sierra und Tuolumne nicht weniger als 109 Minencompagnien. Gegenwärtig beträgt im ganzen Staate die Zahl derselben zwischen 300 und 400; man arbeitet vielfach mit guten Maschinen, und auch das Goldwaschen wird in manchen Gegenden von Gesellschaften betrieben, die Dämme bauen und rationell verfahren.

Die Besitztitel gaben Anfangs zu allerlei Streitigkeiten Anlaß, es hat sich aber allmählich eine Praxis ausgebildet, die man allgemein anerkennt, und welche auch durch einen Beschluß der Gesetzgebung besondere Gültigkeit erhalten hat. Nur die Unions-Regierung kann unter Umständen Ansprüche gegen Inhaber oder Besitzer geltend machen, thut es aber nicht. Das Recht, irgendwo nach Gold zu graben (to dig), heißt ein Claim, Anspruch. Bei den „Miners" wird in Bezug darauf ein Herkommen beobachtet, demgemäß ein Einzelner von einer „Quarzader" nicht mehr als 100 Fuß in der Länge „claimen" kann. Die Dinge regeln sich in folgender Weise. Ein Mann entdeckt eine Quarzader. Das wird ruchbar; sogleich erscheinen andere Miners, stecken sich jeder eine Front von 100 Fuß ab und gehen ohne Weiteres an die Arbeit. Nun wird dem ersten Entdecker eine Extrafront von weiteren 100 Fuß zugebilligt diese bildet seine Belohnung. Nachdem sämmtliche An-

theile abgemarkt worden sind, wählen Alle, welche bei der neuen Fundstätte arbeiten, einen Recorder, und dieser verfaßt eine Urkunde, in welcher sämmtliche Claims verzeichnet sind; sie wird als Beweisdocument beim Countyschreiber niedergelegt. Dergleichen Urkunden haben, laut einem Beschlusse der Gesetzgebung, dieselbe Gültigkeit, wie alle Actenstücke, welche von öffentlichen Beamten aufgenommen werden. Der Inhaber eines Claims kann übrigens denselben verkaufen, und der Verkaufstitel ist nie anzufechten. Für manchen derartigen „Anspruch" werden wohl Tausende von Dollars gezahlt, während andere keinen Thaler werth sind. Der Erfolg entscheidet*).

Es ist in der neuern Zeit dargethan worden, daß die mexikanische Regierung schon im vorigen Jahrhunderte vom Vorkommen des Goldes in Californien Kunde besaß; sie glaubte indessen den Bergbau in jenem fernen Lande nicht aufmuntern zu müssen. Der bekannte englische Seefahrer Capitain Shelvoke erhielt 1790 in einem californischen Hafen etwas Erde, die ihm Goldstaub zu enthalten schien.. Proben californischen Goldes wurden vor nun etwa 12 Jahren, kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit den Vereinigten Staaten, in der Stadt Mexiko von den Behörden vorgezeigt, aber nur einzelnen Privatleuten. Ein Mitglied des Congresses erhielt den Auftrag, über das Vorkommen des Goldes in Californien einen Bericht zu erstatten; es verlautete damals, daß in der Nähe von Los Angeles sehr ergiebige Placeres vorhanden seien. Man gab sich aber gleich nachher alle Mühe, die Sache in Vergessenheit zu bringen, um die Nordamerikaner nicht noch gieriger nach dem schönen Lande zu machen**). Unser Landsmann Adolf Erman,

*) Gold Mining Operations, in Hunt's Merchants Magazine. October 1855, S. 445 ff.

**) Brantz Mayer, Mexico; Aztec, Spanish and Republican. Hartford 1854 Vol. II, p. 395.



der auf seiner Reise um die Erde auch Californien besuchte, schrieb am 8. December 1829 bei San Francisco folgende Stelle in sein Tagebuch: „Die hier durch Verwitterung in eine gelbe erdige Masse übergehenden Talkgesteine und der hier so häufige Magnetsand erinnern an das Vorkommen des Goldes am Ural; und wenn man noch die durchsetzenden Quarzgänge und Stöcke hinzunimmt, so wird die Analogie der Verhältnisse noch bedeutender und verdiente wenigstens einen Waschversuch. Ich schlug dem Capitain Chramtschenko (einem Beamten der russisch-amerikanischen Handels-Compagnie, der die Corvette Helena führte) vor, einen solchen zu veranlassen; denn da man wohl sicher auf Uebereinstimmung der geognostischen Beschaffenheit zwischen San Francisco und dem benachbarten Fort Roß rechnen könne, so würde die Auffindung des Goldes für die russisch-amerikanische Compagnie von directestem Nutzen sein". Neunzehn Jahre später wurde bei Sutters Mühle Gold gefunden und der Scharfsinn des deutschen Gelehrten in glänzender Weise bestätigt*).

Californien wäre jedenfalls auch ohne die Goldentdeckung aus seinem langen Schlafe erweckt worden, aber die Entwickelung hätte eine ungleich längere Zeit gebraucht und würde einen mehr normalen Verlauf genommen haben. Seitdem die Nordamerikaner einmal entschlossen waren, sich an der westlichen Küste zu behaupten und Oregon um jeden Preis in Besitz zu nehmen, konnte auch Californien den Einflüssen eines so unternehmenden Menschenschlages nicht lange mehr entzogen bleiben. Der Besitz des oregonischen Gestades war ohne Zweifel sehr werthvoll; die Mündung des Columbia liegt jenen der chinesischen Riesenströme gegenüber und zeigt nach Japan. Aber

*) Californiens Gegenwart und Zukunft von J. Hoppe. Nebst Beiträgen von A. Erman über die Klimatologie von Californien und über die geographische Verbreitung des Goldes. Berlin 1849. S. 98.

das Hinterland der Region am Pugetsunde (wo 1858 das Gold am Fraser und Thompson gefunden wurde), wie jenes am Columbia, hält keinen Vergleich aus mit dem südlicher gelegenen Californien, dessen Küsten leicht zugängig sind und das eine ungleich vortheilhaftere Weltlage hat. Das „goldene Thor", welches den Eingang zur Bucht von San Francisco bildet, ist in der That eine Pforte, durch welche der Verkehr von und nach Asien eröffnet wird. Dieses Wasserbecken hat in keinem andern Erdtheile ein Nebenstück, und steht in der That einzig da. Man werfe einen Blick auf die Karte. Die „Chrysopylen", in welche der Schiffer zwischen der Punta Bonita und der Punta de los Lobos einfährt, eröffnen ihm den Zugang vermittelst eines Fahrwassers, das auch für die größten Schiffe eine mehr als hinreichende Tiefe besitzt; sie ist nirgends geringer als 5 Faden, durchschnittlich beträgt sie aber etwas mehr als 16 Faden. Die vorliegende Barre, welche sich allmälig in Form eines Bogens weiter hinaus in die See geschoben hat, legt den Fahrzeugen keine Schwierigkeiten in den Weg und bietet keine Gefahren; sie können unter Benützung der Strömungen an jedem Tage im Jahre mit gleicher Leichtigkeit ein- oder ausfahren. Die mittlere Einfahrt zur Bay liegt in 37° 48′ N. Br., 122° 30′ W. L. von Greenwich. Die „Pforte" selbst ist etwa 5 Miles lang und durchschnittlich 1 Mile breit. Am östlichen Eingange dehnt sich von Norden nach Süden der herrliche Wasserspiegel aus, in einer Länge von reichlich 70, einer Breite von 10 bis 12 Miles. Man hat seine Configuration wohl mit unserer germanischen Ostsee verglichen, und allerdings erinnert sie, freilich in etwas entfernter Weise, an unser nordisches Binnenmeer. Die südliche Abtheilung umfaßt etwa zwei Drittel der ganzen Länge und die überwiegende größere Fläche dehnt sich nach Süden hin; sie bildet die Bucht von San Francisco im engern Sinne. Nach Norden hin, jenseits der Spitzen San Pablo

und San Pedro, liegt die von jener Bucht topographisch beinahe abgeschlossene San Pablo-Bay, welche nach Osten hin vermittelst der etwa eine Meile langen und bis zu 10 Faden tiefen Carquines-Straße und aus der Vallejobucht das Wasser der Suisunbay aufnimmt; diese ist die nordöstliche Abtheilung des großen Binnenspiegels und in sie fallen die beiden einander hier begegnenden Zwillingsströme, nachdem sie ein vielfach verschlungenes Delta, das Slough (Morastloch), gebildet. Diese Deltamündung des San Sacramento und San Joaquin liegt etwa unter der Breite von Lissabon. Die Entfernung vom Ocean bis zum nordöstlichen Winkel der Suisunbay beträgt, wenn man dem Fahrwasser folgt, etwa 60 Miles. Bis Benicia an der Nordseite der Carquinesstraße können auch die größten Seeschiffe fahren; dort hat die Unionsregierung Seearsenal und Schiffswerfte angelegt. Jenseits ist das Wasser theilweise nicht tief genug für große schwer beladene Fahrzeuge, und einzelne Deltamündungen des San Sacramento sind wegen der Verschlammungen und Sandbänke gar nicht oder nur schwer practicabel.

Das Land, welches im Norden die Pablo- und die Suisun-Bay umgiebt, ist wohl bewässert von vielen Flüssen und Bächen, z. B. vom Suisun, Napa, Sonoma und Petaluma. In die Thäler derselben hat sich nach und nach eine nicht unbeträchtliche Menge von Ansiedlern gezogen, welche ausschließlich einen sehr lohnenden Ackerbau treiben. Diese Agriculturgegend liegt abseit von dem Zuge, welchen der große Verkehr nimmt. Die Hauptstraße zum Innern bildet der San Sacramento; in ihn münden, als belebte Nebenstraßen, der Puta, der Rio de los Americanos, der Federfluß, der Butte und viele andere; Hauptzuflüsse des San Joaquin sind der Mokelumne, Calaveras, Stanislaus und Tuolumne. In diesen Flußthälern wurden schon Hunderte von Ortschaften gegründet, die theilweise bereits zu bedeutenden Städten herangewachsen sind, wie San

Sacramento, Marysville und Nevada nach Norden, Stockton und Sonora nach Süden hin.

Mittäglich von der Pablo- und der Suisun-Bay und im Osten der eigentlichen San Francisco-Bucht liegt der Bezirk Contra Costa, eine gebirgige Gegend, in welcher der Monte Diablo sich nach neueren Messungen bis zu 3960 Fuß (nach früheren 3770) erhebt. Berge und Hügel, meist bewaldet, wechseln mit niedrigerem wellenförmigen Gelände ab, und der Küste entlang zieht sich ein mehrere Miles breiter Marschboden, der sich bis hoch in das Thal von San José fortsetzt. Im Westen der Bay liegt die Halbinsel San Francisco, ein District von etwa 30 Miles Länge und 16 Miles Breite, dessen vom Ocean bespültes Ufer unfruchtbar und kalt ist, während die innere Seite ein mildes Klima hat und den Anbau reichlich lohnen würde; seither wird der Boden vorzugsweise für die Viehzucht benutzt. Das Land am Südende der Bucht, am Guadalupe, der dort mündet, die Gegend, wo die Städte San José und Santa Clara liegen, bildet eine höchst anmuthige, fruchtbare und gesunde Gegend; man bezeichnet sie mit Recht als Kornkammer und Obstgarten für San Francisco. Weizen giebt die Aussaat achtzigfach zurück, Mais anderthalbhundertfältig, Kartoffeln erreichen ein Gewicht bis zu acht Pfund und sind dabei äußerst schmackhaft; Möhren werden drei Fuß lang, Kohlköpfe wachsen bis zu einem Durchmesser von zwanzig Zoll.

Bei den Indianern gab es eine Sage, der zufolge die Bucht von San Francisco einst ein Süßwassersee gewesen sei; aber bei einem Erdbeben habe sich das Küstengebirge geöffnet, das Meer sei in's Land geströmt, und seitdem habe die Bay ihre gegenwärtige Gestalt. Das überschüssige süße Wasser sei durch die Thäler von San José und San Clara nach Süden hin abgeflossen und in der Bucht von Monterey dem Ocean zugeströmt.

Die Stadt San Francisco, der wichtigste Hafenort und der bedeutendste Handelsplatz an der gesammten Westküste Amerika's, war noch nicht vorhanden, als die Nordamerikaner die alte Hauptstadt der Azteken eroberten und „in Montezuma's Hallen Tafel hielten". Da, wo nun mehr als 70,000 Menschen wohnen, standen im Anfange des Jahres 1848 einige Lehmhütten. Das große Emporium liegt in einer keineswegs angenehmen oder fruchtbaren Gegend, nahe der nordöstlichen Spitze der oben erwähnten Halbinsel (37° 48′ N. Br., 122° 25′ W. L.), zwischen sandigen Hügeln, aber die Rücksicht auf den Handelsverkehr und die Seeschifffahrt war bei der Gründung maßgebend. Zwei Miles östlich von der Stadt liegt die kleine Insel Yerba buena; diesen Namen führte auch das armselige Dorf, welches der prächtigen Stadt Platz gemacht hat. Wir gehen hier auf eine Schilderung der letztern nicht ein, weil wir gelegentlich San Francisco als Welthandelsstadt näher zu behandeln gedenken, und bemerken nur, daß der Geldwerth ihrer jährlichen Ausfuhren jenem von Neu-York nicht nachsteht. San Francisco is the point! schrieb Robinson vor zwölf Jahren in seinem oben erwähnten Buche, und der spürende Yankee hat das Richtige getroffen.

Zu den interessantesten Thälern in der Nähe des großen Wasserspiegels gehört das Thal des Napa, eines kleinen Flusses, welcher von Norden her in die San Pablo-Bay fällt. Bartlett hat dasselbe im März 1852 besucht und beschrieben*). Er fand dasselbe von einigen fleißigen Ansiedlern bewohnt, die von der Ortschaft Napa aus einen Dampfer bis nach San Francisco fahren ließen. Bei der Ausmündung in die San

---

*) Personal narrative of explorations and incidents in Texas, New Mexico, California, Sonora and Chihuahua, connected with the United States and Mexican boundary commission, during the years 1850, 51, 52 and 53. By John Russell Bartlett. New-York 1854. Vol. II, p. 13 ff.

Pablo-Bay hat das Thal eine Breite von etwa 6 Miles; weiter nach Norden wird es enger und bildet einen großen, mit mächtigen Eichen bestandenen Park, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Das Ganze erscheint als eine reizende Einöde, in welcher Wohnungen nur erst sehr vereinzelt und meilenweit auseinander lagen. Der Reisende bemerkt ausdrücklich, daß er nur Bäume sah, die schon Jahrhunderte alt waren, daß er nirgends jungen Nachwuchs fand, wie denn auch Unterholz ganz fehlte. Er meint, daß daran das Verfahren der Spanier schuld sei, welche den Boden abzubrennen pflegten, oder daß wegen der umherziehenden Viehheerden junge Triebe nicht haben aufkommen können. Die Berge, welche das Thal einschließen, sind bis zum Gipfel bewaldet; einzelne Felsenmassen springen in phantastischer Gestalt weit vor. Auf Hügelreihen wachsen rothe Cedern; der Lauf des Näpa ist mit Weiden eingefaßt. Der Patriarch in diesem wilden Paradiese, der Missourier Yaunt, war vor fünfzehn Jahren in's Land gekommen und hatte von der Regierung eine beträchtliche Strecke Landes erhalten; er benutzte aber seine 5000 Morgen vorzugsweise nur als Viehweide. Revere hat einen Abriß der Lebensgeschichte dieses Abenteurers gegeben; so wie er sind und waren Tausende jener Männer, die im weiten Westen ihr Glück suchten. Er hatte unter Jackson in der Schlacht bei Neu-Orleans mitgefochten, später den Krieg gegen die Seminolen in Florida mitgemacht. Von diesen war er gefangen genommen und bereits an den Pfahl gebunden worden, um abgeschlachtet zu werden. Nur ein Zufall rettete ihm das Leben. Er kam später nach Californien, um Pelzthiere zu fangen, und schiffte mehr als einmal in einem kleinen Boote der Küste entlang. Im Jahre 1836 gelangte er zufällig in die Mündung des Napa: das Thal war damals nur von Indiänern bewohnt. Bei dem Stamme der Caymäs suchte der alte Trapper eine Ruhestätte, weil in seiner Jugend eine Wahrsagerin ihm prophezeiet hatte,

daß er einst in einem fern gelegenen Thale Glück haben werde. Alle Jäger sind abergläubig. Yaunt ging nach Monterey, wurde californischer Bürger und erhielt eine Strecke Landes, auf welchem er sich ansiedelte. Mit den Wilden schloß er ein Bündniß, errichtete ein Blockhaus, führte die Caymas gegen andere Indianerstämme in's Feld, und war nach einigen Jahren thatsächlich Beherrscher des ganzen Napathales; die Indianer wurden so fügsam, daß sie ihm seine Heerden weideten und Holz für ihn fällten, namentlich die werthvollen Eichen und Cedern, die im Unterlande gesucht waren. Stämme von 280 Fuß Höhe sind auch in diesem Thale nicht selten; auch hier ist eine Heimath der Riesenbäume.

Genauere Nachrichten von den alles bis dahin bekannte Maß überschreitenden Coniferen am Columbia brachte, so viel ich weiß, zuerst Ross Cox, im Jahre 1819; man nahm aber seine Berichte Anfangs ungläubig auf. Später ergab sich, daß er nicht im Mindesten übertrieben hatte, als er von Bäumen sprach, die eine Höhe von mehr als 250 Fuß erreichen. Eine sehr ausführliche Schilderung der verschiedenen Waldbäume in jener westlichen Region entwirft J. M. Bigelow, der als Naturforscher den Lieutenant Whipple begleitete, als von diesem 1853 eine practicable Fahrstraße unter dem achtunddreißigsten Breitengrade aufgesucht wurde. (Report of explorations for a railway route near the 38th parallel of latitude, from the Mississippi river to the pacific Ocean, by Ltnt. Whipple, P. 71 ff. Description of special forest trees along the route, by J. M. Bigelow, M. D. Botanist.) Manche dieser Zapfen tragenden Bäume haben eine ausgedehnte Verbreitungs-Sphäre, während andere nur in einer geringen Anzahl von Individuen vorkommen und so viel wir bis jetzt wissen, nur auf einige wenige Standörter beschränkt sind. Die Douglass-Tanne (Pinus Douglassi), die man bei San Francisco in Californien Oregon pine oder auch hemlock

(Schirlings-Tanne) nennt, fand Bigelow zuerst am Sandia-Gebirge in Neu-Mexiko, östlich vom Rio Grande, zwischen diesem und den Pecos, dann weiter westlich, 90 englische Meilen von dem Rio Grande und der Sierra Madre, und in geringerer Menge in den Bergen bei Zuni. Aber in der Quellgegend des Rio Gila kam sie wieder häufiger vor, und in unzähligen Exemplaren als entschieden vorwaltender Baum in der Sierra Nevada und in der californischen Küstenkette. Während sie am Rio Grande nur 90 bis 120 Fuß hoch wird, erreicht sie in Californien 250 Fuß Höhe bei 8 bis 10 Fuß im Durchmesser. Ihr grobkörniges Holz eignet sich für feinere Arbeiten nicht, aber zu Bauzwecken ist es unvergleichlich, und in den californischen Städten wird es vorzugsweise zu Pfeilern, Bretterstrahlen, beim Bau von Werften und Eisenbahnen benutzt. Dagegen hat die Balsam-Tanne, Abies oder Pinus balsamina, ein schöner Baum, der nur im Hochgebirge wächst, leicht vergängliches Holz, das gegen Wind und Wetter nicht Stand hält. Jenes der Pech-Tanne (Pinus brachyptera) ist gleichfalls weich und leicht zu bearbeiten, aber dabei dauerhaft. Sie kommt in Neu-Mexiko und Californien häufig vor, namentlich überall dort, wo die Douglass-Tanne wächst, und in sehr schönen Exemplaren an den Ausläufern und Vorsprüngen der Sierra Nevada; hier erreicht sie weit über 130 Fuß Höhe. Es ist, beiläufig bemerkt, eine Thatsache, daß alle Coniferen auf der Westseite dieses Gebirges ein weit kräftigeres Wachsthum haben, als auf der Ostseite.

Die Pinus edulis, welche die Amerikaner als Nuß-Tanne, die Mexikaner als Piñon bezeichnen, tritt überall neben der Ceder auf, von den Hügeln am Rande der abgepfählten Ebene (Llano estacado), 150 englische Meilen östlich vom Rio Grande, nach Westen hin bis zum Cajon-Paß in der Sierra Nevada. Sie erreicht die geringe Höhe von 30 bis 60 Fuß, hat zähes, elastisches Holz und ist wichtig,

weil ihre süße Frucht, welche die Größe einer Haselnuß erreicht, eßbar ist. Sie wird von den Indianern gern genossen, wie ja auch die Araucaner, im südlichen Chili, in den Früchten der Araucaria ein Haupt=Nahrungsmittel finden. In Neu=Mexiko bildet diese Fichten=Nuß einen Handels=Artikel, welchen die Bewohner des reich bewaldeten Oberlandes den Leuten der Region unterhalb El Paso's zuführen. Ungeachtet des terpentinartigen Beigeschmackes mundet sie den Eingebornen trefflich und ist in der That von Werth in den dürren Gegenden, wo Getreide fehlt. Von Bären und Schweinen wird sie begierig aufgesucht. Auch die Saamenkerne der Weiß=Tanne (Pinus flexilis) in den Felsengebirgen und Neu=Mexiko, hat eßbare Früchte; sie wird in Californien 130 Fuß hoch. Sequoia sempervirens, schon länger unter dem Namen Taxodium sempervirens bekannt, wird von den Nordamerikanern als Redwood, Rothholz bezeichnet. Man kann diesen schönen Baum, der auf die Küsten=Region beschränkt ist, von Monterey bis zur Bodega=Bucht in Californien verfolgen; ob auch weiter nach Norden hin, ist noch nicht genau bestimmt; nur so viel weiß man, daß er nicht weit ins Innere geht. In Bergschluchten bei San Francisco hat man gefallene Sequoien von 200 Fuß Länge und 11 Fuß Durchmesser gefunden; Bigelow sah manche, die er für weit höher hielt; er konnte sie aber nur nach Augenmaß schätzen, weil zu genauen Messungen ihm die Zeit fehlte. Er meinte, daß er einzelne Individuen von 180 bis nahe an 300 Fuß Höhe gesehen habe. Das Holz ist so leicht und läßt sich so gut poliren wie jenes von der Ceder; zum Bauen eignet es sich besser als alle Oregon=Hölzer, und die S[illegible] gewinnen aus einem einzigen Stamme eine ganz [illegible] Menge von Zaunpfählen und Stäben, Brettern [illegible] icht minder werthvoll ist das ungemein dauer[illegible] lbe Holz der sogenannten weißen Ceder [illegible] (Libocedrus decumens); sie ist von dem

Baume, welcher in den atlantischen Staaten Ceder heißt, völlig verschieden. Bigelow fand sie ohnweit Sonora's, in der Quellgegend des Stanislaus, südlich vom achtunddreißigsten Breitengrade, eben so am obern Calaveras und Mokelumne, in Exemplaren von 200 Fuß Höhe.

Aber alle diese Bäume können sich nicht messen mit den eigentlichen Giganten des Waldes, der Lambers-Fichte und der Wellingtonia. Die Pinus lambertiana oder Sugar Pine bildet den wahren Schmuck der Sierra Nevada, tritt aber schon südlich bei San Bernardino auf und reicht bis Oregon hinein. Die prächtigsten Individuen findet der Wanderer bei Sonora, Mokelumne Hill und Downieville und auch sonst überall in dieser Gegend, in einer Meereshöhe von 5000 Fuß. Dort erreichen die Stämme, bei schönem Ebenmaß und schlankem, anmuthigem Nadelwuchs, eine durchschnittliche Höhe von 200 Fuß bei 6 bis 10 Fuß im Durchmesser; das Holz hat ein feines Korn und läßt sich vortrefflich sägen und spalten.

Die Wellingtonia gigantea erfüllte die ersten Hinterwäldler, welche über die Gebirge nach Californien kamen, mit sprachlosem Erstaunen. Sie fanden diesen Mammuth-Washington-Baum mitten in der Region, in welcher das Gold zu Tage gefördert wird, zwischen Sonora und Mokelumne Hill, nördlich von diesen beiden Punkten, da, wo der Calaveras und der Mokelumne entspringen. Erst vor wenigen Jahren erfuhr Dr. Randall, Präsident der californischen Akademie der Naturwissenschaften, daß dieser Baum von der Sequoia verschieden sei. Er sandte eine Beschreibung nach Neu-York ab, sie ging aber auf der Landenge von Panama verloren. Inzwischen hatte ein Schotte, Lobb, der in Californien Saamen verschiedener Pflanzen sammelte, Proben von den Früchten des gewaltigen Baumes nach England geschickt und eine ausführliche Beschreibung hinzugefügt, welche Lindley in der londoner Garten-Zeitung veröffentlichte. So erhielt der

Name Wellingtonia gigantea in der Wissenschaft Geltung, und Randall's Vorschlag, ihn als Washingtonia zu bezeichnen, verlor durch jenen Unfall die Priorität.

Bigelow bemerkte über Höhe und Stärke dieses Giganten unter den Coniferen Folgendes. Er untersuchte einen Stamm, der 18 Fuß über der Wurzel gefällt worden war; dort hielt der Stumpf 14¼ Fuß im Durchmesser; er schätzte ihn nach den Jahresringen auf 1885 Jahre. Torrey untersuchte dieselbe Wellingtonia, die er auf 1000 Jahre schätzte, während Lindley mindestens 3000 Jahre herausrechnete und die Ansicht aussprach: jener Baum habe wohl schon über der Erde gestanden, als Moses noch ein Knabe gewesen. Jedenfalls ist der Baum uralt. „Keine Beschreibung ist im Stande, einen richtigen Begriff von diesem Giganten zu geben. Ich gebrauchte 31 Schritte, 3 Fuß auf den Schritt gerechnet, um den Stamm zu messen. Damit er gefällt werden konnte, mußte ich ihn zuvor mit Brunnenbohrern durchlöchern, und beschäftigte mit dieser Arbeit fünf Leute volle zweiundzwanzig Tage. Nachdem der Stamm vom Stumpfe getrennt war, stand aber jener auf diesem noch immer fest und in vollem Gleichgewicht, und meine fünf Arbeiter hatten wieder zwei Tage nöthig, um von allen Seiten her Keile einzutreiben. Dann erst gelang es, ihn umzustürzen; nach damaligem californischem Arbeitslohne kostete das Fällen dieser einen Wellingtonia 550 Dollars. In der Nähe befand sich ein anderer noch weit größerer Stamm, der vor etwa einem halben Jahrhundert durch irgend einen Zufall umgesunken war. Eine Strecke weit war er etwas hohl, und als ich mich dort befand, rieselte ein förmlicher Wasserbach aus ihm hervor. Der Stamm war über 300 Fuß lang, der Gipfel abgebrochen und, wie mir schien, durch Feuer zerstört worden. An dieser Stelle, 310 Fuß über dem Stumpfe, hielt der Stamm 40 Fuß im Umfang und mehr als 12 Fuß im Durchmesser. Bruchstücke von dem Baume liegen weit um-

her, und ich halte es für gewiß und ausgemacht, daß dieses Individuum einst eine Höhe von mindestens 450 Fuß gehabt hat. Am Stumpfe mißt er 110 Fuß im Umfang und 36 Fuß Durchmesser. Dieser Baumriese liegt in einem dichten Walde von Pech=Tannen und Lamberts=Fichten und noch anderen Nadelbäumen; seine Borke hat an manchen Stellen 15 Zoll Dicke. Die Gesammtzahl von Wellingtonien, junge und alte zusammengerechnet, beträgt an jenem Standorte nicht über 500; sie sind über eine Fläche von etwa 50 Acres verbreitet; aber an solchen riesengroßen Individuen waren nur 80 bis 90 vorhanden. Diese eng begrenzte Oertlichkeit und die geringe Menge der vorhandenen Bäume drängt mir die Ansicht auf, daß vielleicht dieser Gigant bald aussterben werde; seine Reproduction ist ungemein langsam. Er steht noch da als ein Glied, welches unsere Tage mit einer uralten Vergangenheit verknüpft. Ich war im Maimonat dort und fand Zapfen in allen Stadien der Entwickelung; der Boden war mit Samen und Zapfen buchstäblich übersäet. Das Holz ist dunkelroth wie bei der Sequoia, und vom Volke sind lange Zeit beide Bäume mit einander verwechselt worden." Man hat während der letzten Jahre eine Menge von Saamen nach den atlantischen Staaten Amerika's und nach Europa gebracht, um dort wo möglich die Wellingtonia fortzupflanzen.

Bartlett besuchte die schon mehrfach geschilderten „Geyser" im Plutonthale, und ging im April 1852 über San Francisco nach den Quecksilbergruben von Neu=Almaden im Thale von San José, das in mancher Beziehung jenem des Napa ähnelt, nur ist es ungleich länger und breiter. San José hat eine im hohen Grade günstige Lage und ist Mittelpunkt eines höchst ergiebigen Ackerbaubezirkes, dessen Fruchtbarkeit wir schon weiter oben angedeutet haben. Der 13 Miles lange Weg nach Neu=Almaden führt durch eine wahrhaft reireizende Landschaft. Die Maschinen für das Quecksilberwerk

hatte die Compagnie aus England und den Vereinigten Staaten kommen lassen. Bartlett fand schon sechs Oefen in Betrieb. Das Quecksilber wird in gußeiserne Flaschen gefüllt, deren jede 75 Pfund enthält, auf Karren bis an den 20 Miles entfernten Landungsplatz gefahren, und geht von da zu Schiffe nach San Francisco. Damals wurde das Pfund mit 60 Cents bezahlt, halb so viel als die Rothschilde für das Quecksilber von Alt-Almaden in Spanien nahmen. Die Qualität dieser californischen Grube ließ nichts zu wünschen übrig. Zu Ende des Jahres 1851 waren versuchsweise 1000 Flaschen nach Canton verschickt worden, weil in China immer starker Begehr nach Quecksilber ist. Die Ausfuhr aus San Francisco stellte sich im Jahre 1853 auf 18,800 Flaschen; sie hatten einen Geldwerth von 683,189 Dollars. Davon gingen nach Honkong 5642 Flaschen zu 180,272 Dollars, nach Schanghai 812 Flaschen zu 31,199 Dollars, nach Canton 366 Flaschen zu 14,125 Dollars, nach Whampoa 300 Flaschen zu 11,500 Dollars. Der Versuch nach China war also lohnend gewesen und hatte eine beträchtliche Nachfrage zur Folge gehabt. Ferner gingen nach Calcutta 50 Flaschen, nach Mazatlan für die mexikanischen Bergwerke 2811, nach eben demselben Hafen und San Blas 255 und 1942, nach Callao in Peru 1800, nach Valparaiso in Chile 1977, nach Neu-York 1845 und nach Philadelphia 1000 Flaschen.

Wir schließen diese Mittheilung mit nachstehender Tafel, die wir einem Berichte des amerikanischen Seeoffiziers M'Arthur entlehnen. Er war bei der Küstenaufnahme zwischen Monterey und der Columbiamündung thätig; Bache hat die Resultate veröffentlicht *).

*) Notices of the Western Coast of the United States; U. S. Coast Survey. A. D. Bache, Superintendent. Washington 1851. S. 10.

	N. Breite:			W. Länge:		
Punta Pinos bei Monterey .	36°	37′	30″	121°	58′	00″
Santa Cruz, Landspitze . .	36	56	00	122	6	30
Punta Año nuevo . . .	37	11	00	122	23	00
San Pedro, Landspitze . .	37	34	00	122	28	00
Punta Lobos	37	46	30	122	27	30
Fort Point, Einfahrt nach San Francisco . . .	37	48	20	122	28	12
Süd-Farallon	37	36	30	123	00	00
Nordwest-Farallon	37	44	00	123	8	00
Punta de los Reyes . . .	38	1	30	123	2	30
Punta Tornales	38	14	30	123	2	30
Bodega Head	38	18	30	123	5	00
Fort Roß	38	33	00	123	16	30
Blunt's Riff, gegenüber Mendocino	40	27	15	124	30	00
Cap Mendocino, Zuckerhut .	40	27	00	124	27	30
False Mendocino	40	31	00	124	26	00
Eel River, Einfahrt . . .	40	39	30	124	17	00
Table Bluff	40	44	00	124	13	00
Humboldt-Hafen, Einfahrt .	40	51	00	124	8	00
Trinidad-Bay, Ankerstelle .	41	5	40	124	5	00
Klamath-Fluß, Einfahrt . .	41	34	00	124	1	30
Hafen St. George, Ankerstelle	41	43	00	124	4	00
Pelicanbay, Indianerdorf, Ankerstelle	41	55	00	124	4	00

8. Aus dem californischen Tagebuche eines Vielseitigen.

Wir haben gezeigt, wie Californien sich rasch zu einem blühenden Gemeinwesen emporgearbeitet hat und weiter oben geschichtliche Notizen über die Eroberung gegeben. Wir fügen hier Mittheilungen aus einem Tagebuche hinzu, welche von einem der frühesten Ansiedler herrühren. Sie zeigen klar, in

welcher Art sich an jenen pacifischen Gestaden ein neues Leben entwickelte, und sind durchaus kennzeichnend für die Anschauungen und das ganze Treiben der Nordamerikaner. Der Yankee schreibt:

Ich war am 10. Juli 1846 zu Monterey im südlichen Ober-Californien, als das Sternenbanner der Vereinigten Staaten von Nordamerika dort zum erstenmal wehete. Es kümmerte uns wenig, daß damals ein englisches Geschwader an jener Küste kreuzte; wir thaten, was geschehen sollte. Die spanischen Bewohner hatten vorher in einer Versammlung erwogen, ob es angemessen sei, Großbritanniens Schutz anzurufen; man verzichtete jedoch darauf. Ein alter Bürger hatte nämlich gesagt: „Uns mußte daran liegen, Californien selbstständig zu machen; damit ist es jetzt nichts mehr, die Amerikaner sind einmal da, und wenden wir uns an die Engländer, so werden die auch nicht wieder abziehen wollen. Denkt nur an die Frau, welche vom Markt nach Hause ging. Ein Hund hatte ihr eine Schöpsenkeule weggeschnappt und war damit fortgelaufen. Da schickte sie einen andern viel größern Hund hinter ihm her, der jenem allerdings die Keule abnahm, sie aber nicht etwa der Frau brachte, sondern selber verzehrte. So, californische Männer, steht es mit uns, die Schöpsenkeule ist für uns verloren. Ihr habt nur die Wahl zwischen dem ersten Hunde und dem zweiten Bullenbeißer. Ich ziehe den ersten vor; er war am flinksten und möge meinetwegen die Beute behalten."

Wir sollten das Land freilich erst erobern und hatten zu diesem Zweck nur einhundert und sechzig Mann Landtruppen unter Oberst Fremont; fünf Kriegsschiffe lagen in verschiedenen Häfen, und die am Bord derselben befindlichen Seesoldaten sollten theilweise ausgeschifft werden, um uns zu unterstützen. Sie konnten aber den trefflich berittenen Californiern nicht viel anhaben. Fremont ist ein äußerst tüchtiger Mann und

nun schon zum fünften Mal auf dieser westlichen Seite der Felsengebirge; klein gewachsen, aber hart wie Stahl und aus seinen Zügen spricht Festigkeit und Entschlossenheit.

In ganz Californien ist kein einziges Gasthaus, aber Niemand bleibt ohne Obdach, man ist überall willkommen; die Gastfreundschaft des Californiers ist grenzenlos. Wir leben mit ihnen in offenbarem Kriege, es fehlt uns aber nicht an Heiterkeit und Lust; an ihrem Heerde sind wir sicher, Niemand würde seinen Gast verrathen. —

Ich datire den letzten Juli. Hier in Monterey ist schon jetzt eine wahre Musterkarte von verschiedenen Volksthümlichkeiten, jede Nation hat hier Vertreter. Vor meiner Wohnung gingen heute vorüber: Californier, die das Leben leicht nehmen; halbzahme Indianer; Fallensteller, Trapper, die jahrelang im Gebirg umhergestreift sind; Mexikaner, eitle, unzuverlässige Leute; Spanier, deren Sitten ich sehr locker finde; einige Engländer, die mit nichts zufrieden sind und in einem fort zanken und schelten; vierschrötige Deutsche, denen man ansieht, daß sie sich auf harte Arbeit verstehen. Ich sehe ferner unglückliche Irländer, lustige Franzosen, mißvergnügte Mormonen und sogar Russen, die von ihren Niederlassungen an der nordwestlichen Küste hierher gekommen sind, weshalb weiß ich nicht.

Im August. — Ich bin Alcalde von Monterey, also Richter und Polizeidirector in einer Person. Es wird ein schwer Stück Arbeit sein, in diesem bunten Gewirr Ordnung aufrecht zu erhalten. Es giebt hier sonderbaure Käuze. Im Gefängniß sitzen zwei Californier, welche einen Courier der Vereinigten Staaten unterwegs überfielen und beraubten. Sie haben ihr Urtheil noch nicht erhalten, es wird aber vermuthlich auf Todesstrafe lauten, und das können sie sich auch wohl denken. Sie ließen mich um Guitarren bitten, weil die Einsamkeit im Kerker ihnen doch gar zu lästig werde, sie möchten sich gern belustigen. Ich habe ihre Bitte erfüllt. Gestern

Abend, als auf der Straße alles ruhig war und der Mond durch ihre Gitterfenster schien, spielten und sangen die beiden Räuber. Ihre Stimme hatte viel Schmelz, aber die Melodieen klangen zugleich wild und melancholisch. Sie sangen ihr Requiem.

Am 10. August. Ein merkwürdiges Land! Es ist gar nicht selten, daß vierzehn bis achtzehn Kinder neben Vater und Mutter an demselben Tische sitzen. Ich kenne eine Dame, deren zweiundzwanzig Kinder alle am Leben sind, das jüngste hat sie an der Brust; kein einziges bedurfte einer Amme, die eigene Mutter hat sie sämmtlich mit ihrer Milch genährt. Eine andere hat achtundzwanzig lebendige Kinder, alle gesund wie die Fische, und die Gebärerin sieht noch gar nicht übel aus. Ich blicke auf diese Frau mit großer Ehrfurcht. Welch ein Abstand zwischen ihr und unseren elenden Zierpuppen, die ihre schwächlichen Kinder verzärteln und am Ende mit Rosinen und Mandeln und Conditorwaaren und Leckereien um's Leben bringen.

Am 12. August hielt ich Gottesdienst am Bord des Kriegsschiffes Savannah. Es macht den Offizieren alle Ehre, daß sie während der nun schon drei Jahre anhaltenden Kreuzfahrt des Schiffes an allen Sonntagen ohne irgend eine Ausnahme Gottesdienst gehalten haben, obwohl kein Geistlicher auf dem Schiff ist. Statt desselben fungirten abwechselnd zwei Lieutenants, der Arzt und der Capitain. Sie haben auch Sonntagsschulen für die Schiffsmannschaft und die Seesoldaten eingerichtet.

Am 15. August. Heute erschien zum erstenmal in Californien ein Zeitungsblatt. Die Ehre, den Prospectus zu schreiben, ist mir zugefallen; das Blatt wird jeden Sonnabend herauskommen, und die Herausgeber sind Semple und Colton. Ich, Walter Colton, dachte als Redacteur des Northamerican in Philadelphia wahrlich nicht daran, daß ich jemals

am Stillen Ocean ein Journal erscheinen lassen würde. Mein Partner, Robert Semple, ist ein sechs Fuß hoher Kentucker, trägt einen Rock aus Hirschfell auf dem Leibe und eine Kappe von Fuchspelz auf dem Kopfe. Seine Büchse läßt ihn nie im Stiche, mit der Feder ist er rasch und gewandt und am Setzkasten nimmt er es mit Jedem auf. (Er hat drei Jahre später als Delegat einen wesentlichen Antheil an den Berathungen über die Verfassung für Californien genommen. Die betreffende Erklärung ist von ihm mitunterzeichnet.) Robert Semple schaffte die Lettern aus einem Kloster herbei, in welchem einst die Mönche einige Gebetbücher gedruckt hatten. Die Presse hat ein so wunderliches und alterthümliches Ansehen, daß sie in irgend einem Museum eine Stelle verdient; die Ballen waren von Mäusen angefressen worden, wir fanden weder Winkelhaken noch Stege, die Lettern waren kläglich und das W fehlte ganz. Wir mußten jede einzelne Type rein kratzen und waschen. Zum Glück trieben wir in der Stadt etwas Zinn auf, und damit halfen wir uns aus der Noth. Ein Faß Druckerschwärze war da, aber an eins hatten wir nicht gedacht, — es fehlte nämlich an einer Hauptsache, — an Papier. Woher sollten wir es beschaffen? Die Spanier rauchen Papiercigarren; ein kleiner Küstenfahrer hatte Cigarrenpapier am Bord, und wir kauften ihm seinen Vorrath ab. Nun hatte alle Noth ein Ende. Der „Californier" erschien in Octavformat und seine erste Nummer kann sich sehen lassen. Sie bringt viele Neuigkeiten, weil in der vorigen Woche Couriere eingetroffen sind. Einer brachte uns die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten gegen Mexiko. Einige Columnen enthalten spanischen Text.

Am 16. August hielt ich abermals Gottesdienst am Bord der Savannah. Mein geistliches Amt ist mir lieber als das eines Alcalden, das mich zwingt, Verirrte zu strafen.

Am 27. August. Mit der Bestrafung der Verbrecher hat es vor unserer Ankunft eine seltsame Bewandtniß gehabt.

An Zuchthäuser, in welchen die Verurtheilten arbeiten und sich nützlich beschäftigen müssen, dachte Niemand, die spanischen Californier wurden mit Geldstrafen belegt und die Indianer ausgepeitscht. Ich habe das Arbeiten eingeführt, und nun müssen acht Indianer, drei Californier und ein Engländer Ziegelsteine machen. Alle zwölf sind Roß- und Ochsendiebe; jeder hat sein Tagwerk zu leisten: fünfzig Stück Ziegelsteine; was er mehr abliefert, wird ihm bezahlt. In der Regel machen sie jeder fünfundsiebenzig Stück, für jedes gebe ich einen Cent, und dieser Verdienst wird am Sonnabend ausgezahlt. Sie können das Geld nach Belieben verwenden, nur dürfen sie keinen Rum oder Branntwein kaufen. Sie haben gutes Nachtlager und erhalten kräftiges Essen. Einen aus ihrer Mitte habe ich zum Kapitän ernannt; sie arbeiten auf offenem Felde und überwachen freiwillig einer den andern.

30. August. Hier in Monterey sind mehr Tanzhallen als nöthig. Ich würde mir kein Gewissen daraus machen, die eine oder andere in eine Kirche zu verwandeln. Ein Methodist legte schönen weltlichen Melodieen geistliche Texte unter, und als man ihn deshalb tadelte, sprach er: „Soll mir etwa der Teufel alle hübschen Sangweisen wegschnappen?"

Die wilden Indianer haben Vorstellungen von einem jenseitigen Leben. Sie sagen: Wie der Mond stirbt und wieder auflebt, so lebt auch der Mensch nach dem Tode wieder auf. Im Jenseits werden die Bösen von Schlangen gebissen, von Blitzen verbrannt oder über Wasserfälle hinabgestürzt; die Guten dagegen treffen mit jedem Pfeilschuß ein Stück Wild, und in den Wäldern strömen klare Bäche über Goldsand. Jeder Gute erfreut sich ewiger Jugend; Alter, Krankheit, Noth und Tod sind dort unbekannt.

Am 31. August. Ich muß meine Zeit systematisch eintheilen, sonst komme ich wahrlich nicht mehr durch. Ich stehe mit der Sonne auf, lese bis acht Uhr, dann frühstücke

ich; von neun bis drei Uhr bin ich als Alcalde beschäftigt, nachher speise ich zu Mittag. Um vier Uhr gehe ich auf die Jagd und schieße Hühner; gegen Dunkelwerden bin ich wieder in der Stadt, trinke Thee, arbeite für die Zeitung und schreibe leitende Artikel. Am Sabbath halte ich die Predigt, ich schreibe sie nieder, wie und wo es gerade kommt; den Entwurf denke ich mir gewöhnlich im Wald aus, oder im Amtszimmer, auch wohl Abends im Bett. Die besten Gedanken kommen mir, wenn Kläger und Beklagter langes Garn spinnen. Einmal wählte ich in Folge äußerer Veranlassung zum Text die Worte: „Und er gerieth unter die Diebe!"

Beim Tanze lassen die Californier sich durch gar nichts stören; und wenn ein gewaltiges Erdbeben käme, so würden sie doch höchstens eine Pause machen und gleich nachher wieder zu springen anfangen.

Am 4. September 1846 entwarf ich die Liste zum ersten Geschwornengerichte in Californien. Von den zwölf Männern der Jury waren vier Mexikaner, vier Californier und vier Nordamerikaner. Der Kläger sprach englisch, der Beklagte französisch, die Zeugen redeten spanisch; aber Alles ging gut, denn der Dolmetscher, ein geborner Engländer, erwies sich als durchaus tüchtig, und wir hatten glücklicher Weise keine jungen Advokaten. Ich führe als Gerichtspräsident den Vorsitz; das Zeugenverhör dauerte sechs Stunden, die Geschwornen gaben einen verständigen Wahrspruch. Das Volk war ganz erstaunt über eine solche Gerechtigkeitspflege, von welcher es nie eine Ahnung gehabt hatte. Das sei das Richtige, sagten sie, da sei kein Einzelrichter, den man leicht bestechen könne. Wenn ich für irgend etwas in den Tod gehen möchte, abgesehen für meine Religion, so wäre es für das Recht, von einer Jury abgeurtheilt zu werden. Gott erhalte die Geschwornengerichte!

Am 6. September. Heute erschallten, nach einer Unterbrechung von mehreren Wochen, die Glocken der römisch-katholischen Kirche. Ich ließ die Gefangenen katholischen Glaubens zur Kirche führen. An dergleichen hat früher Niemand gedacht. Am Sonnabend hatte ich ihnen Seife geben lassen, sie mußten sich und ihre Kleider säubern und sahen nun ganz ordentlich aus, als sie unter Bedeckung eines Marinesoldaten in die Kirche gingen, wo sie sich denn auch geziemend aufführten. Ich selbst predigte heute am Bord der Savannah, wo die Offiziere des Kriegsschiffes Erie erschienen waren, um am Gottesdienst theilzunehmen.

Am 7. September. Ich habe heute einem Güterverkaufe beigewohnt. Seit hier die amerikanische Flagge wehet, sind Grund und Boden um vierzig Procent gestiegen.

Mein Mitherausgeber des „Californians" ist seit drei Wochen verreist und sein Stellvertreter ist ein Matrose. Seine Finger sind so steif wie ein [illegible], aber er bringt trotzdem einen ganz [illegible] Satz zu Stande. Nur hier, in diesem fernen Winkel der Erde, kann man daran denken, ein Wochenblatt herauszugeben, das von einer alten Theerjacke gesetzt wird, keine Correspondenten und keine [illegible] hat, und dessen Redakteur ein [illegible] auf sich selbst verwiesener Ortsrichter ist, der zugleich das Amt eines [illegible] und Predigers versieht. Ich war nicht wenig erfreut, als ein Jägersmann aus dem Norden eine Nummer des „Spectators in Oregon" nach Monterey brachte, [illegible] Nachrichten aus den Vereinigten Staaten, die erst fünfzehn Monate alt waren.

15. September. Bisher war ich ein von Commodore Stockton [illegible] ernannter Alcalde; heute wählten mich die Bürger zu ihrem städtischen Vorstand. Dieser Beweis von Vertrauen macht mir Freude.

Am 24. September. In der letzten Zeit sind viele Ausländer hierher gekommen. Solch ein Fremder hat in der Regel nichts eiliger, als sich dreierlei zu besorgen: erst kauft er ein Pferd, gleich nachher schafft er sich eine Geliebte an, und drittens nimmt er ein Spiel Karten zur Hand. Gewöhnlich kommt auch noch eine Flasche Rum hinzu; das ist ein Kapital für diese Welt. Doch giebt es auch Ausnahmen.

Als unser Geschwader Monterey eroberte, ließ der Oberbefehlshaber alle Branntweinschenken schließen, damit kein Streit zwischen Matrosen und Seesoldaten einerseits und den Stadtbewohnern andererseits entstehe. Die Rumverkäufer wollten sich erst gar nicht zufrieden geben, und alle mäßigen Strafansätze fruchteten nichts. Der Preis für eine Flasche Branntwein stieg auf fünf Dollars, und eine solche Prämie hatte gar zu viel Verlockendes. Ich ließ aber eifrig nach verbotener Waare suchen und fand einmal Rum mitten in einer Feueresse. Der Rumverkäufer lachte mit, als der Fang geschehen war. Ich strafte ihn, nicht weil er Grog im Schornstein hatte, denn dort mag er meinetwegen immer bleiben, sondern weil er Rum im Einzelnen ausschenkte. Er zahlte willig seine fünfundzwanzig Dollars, bat aber, ich möchte ihm den Rum lassen. Ich nahm aber Alles unter meinen Verschluß und sagte ihm, er möge sein Eigenthum abholen, wenn die amerikanischen Kriegsschiffe fortgesegelt seien.

Am 1. October. Herr Hartwell, aus England gebürtig, ist zum Hafeninspector, Dolmetscher und Ueberſetzer ernannt worden. Er hat einundzwanzig Kinder, und dazu noch fünf Waisen adoptirt. Ein Ehrenmann.

Der spanische Consul wurde von einem schlichten Californier wegen einer Schuld von achthundert Dollars verklagt. Er benahm sich sehr hochfahrend; der Kläger sei einst bei ihm im Dienst gewesen, könne weder lesen noch schreiben, und es sei unverschämt, daß er ihn, den Consul, vor Gericht lade. Ich

sagte: die Hauptsache sei, ob der Mann ein Recht habe, die achthundert Dollars zu fordern; sei das einmal im Klaren, so komme auf das Lesen und Schreiben wenig an. Der Spanier mußte bezahlen, er murmelte etwas von horizontaler Justiz in seinen Bart. Horizontale Justiz muß aber sein; vor Recht und Gesetz alles gleich, ist amerikanische Art.

14. October. Wir haben Nachricht, daß ganze Ströme von Emigranten aus den Vereinigten Staaten sich in das Thal des San Sakramento ergießen, mehr als zweitausend sind in einer Woche angelangt. Sie bringen Intelligenz, Vermögen und Betriebsamkeit ins Land, also lauter Sachen, deren Californien im hohen Grade bedarf. Sie werden dem Lande bald ein ganz anderes Aussehen geben.

Bei uns in Monterey sieht es kriegerisch aus. Die californischen Truppen wollen die Stadt überrumpeln und die an Zahl geringe amerikanische Besatzung in's Meer jagen. Heute sind in den Straßen Verrammelungen aufgeworfen worden, alle zuverlässigen Bürger thun Dienst in der Schaarwacht. Neben meinem Bette liegen eine geladene Doppelbüchse und ein paar Pistolen. Mein Diener ist auch bewaffnet; er stammt aus Sanct Helena. Die californischen Banden sind schlimmes Gesindel. Ich mag mich nicht martern und nachher in Stücke hauen lassen, wie es kürzlich einigen Amerikanern geschah. Ich werde mein Leben theuer verkaufen.

18. October. Ich habe einen strengen Befehl gegen das Hazardspiel erlassen, mit dem namentlich am Sabbath der größte Unfug getrieben wurde. Nun laufen die Spieler aus der Stadt in den Busch. Heute wird mir gemeldet, daß ihrer etliche dreißig schon seit dem frühen Morgen in einer Schlucht spielen.

Unsere Bay wimmelt von herrlichen Fischen, von denen aber keiner auf den Tisch kommt, denn die Californier hier haben auch nicht ein einziges Boot, mit dem man sich auf

Kabelslänge in See wagen dürfte. Und wäre auch ein Boot vorhanden, so verständen diese Californier nicht, es hinauszurudern. Ja, wenn man vom Sattel aus Fische fangen könnte, dann würden sie das Mögliche leisten!

11. November. Ich besuchte heute die Gefangenen bei ihrer Arbeit. Der eine hatte kein Hemd an und gestand, daß er es an einen andern Gefangenen verspielt habe. Nun fehlte es den Leuten doch an Karten, sie wußten sich jedoch zu helfen; sie hatten nämlich einen Knochen genommen und ihn in die Luft geworfen; wer ihn so warf, daß das dicke Ende zuerst die Erde berührte, gewann. Indianer und Californier würden sogar um ihre Zähne spielen, wenn sie nichts anderes einzusetzen haben.

Ich finde in jedem californischen Hause einen Tanzsaal und eine Madonna; Tanzen und Knieen wechseln im Nu mit einander ab. Die Hochzeiten werden zu Roß gefeiert, Braut und Bräutigam reiten. Ueberhaupt ist der Californier von der Wiege bis zum Grabe zu Pferde, aber er mag nicht arbeiten. Es war mir anfangs unmöglich, für schweres Geld Hühnereier aufzutreiben, ich mußte mir selbst Hennen anschaffen und einer Indianerin für das Stück einen Dollar zahlen.

Am 10. December. Heute speiste ein Einwanderer bei mir. Der Mann ist sechsundsiebzig Jahre alt und sein Haar so wenig greis wie das eines Kindes. Er dient als freiwilliger Büchsenschütz und tummelt sein Pferd, daß es eine Lust ist. Vier seiner Söhne stehen mit Oberst Fremont im Felde, sie traten gleich ein, bevor sie noch ihre Satteldecken abgepackt hatten, und nachdem sie eben aus den Vereinigten Staaten über Land zweitausend Meilen weit hergekommen waren; als einzigen Proviant nahmen sie Schiffszwieback und Käse, den sie vom Mississippi gebracht, mit sich. Der Alte war nach Californien gekommen, weil seine Söhne hieher zogen. Ich

fragte ihn, ob er keine Gewissensbisse darüber fühle, daß er gleich nach seiner Ankunft im Lande die Waffen gegen dessen Einwohner ergreife. Er sagte Nein, und führte die heilige Schrift zu seiner Rechtfertigung an! Die Israeliten, sagte er, nahmen das gelobte Land im Osten mit Waffengewalt, und die Amerikaner müssen sich das gelobte Land im Westen in derselben Weise aneignen. — Ich entgegnete, das würde freilich ganz in der Ordnung sein, wenn man nur einen ebenso gültigen Erlaubschein aufweisen könne, wie einst die Kinder Israel. — Die meisten Einwanderer haben ziemlich dieselben Ansichten, wie dieser Alte; Californien gilt ihnen für ein anderes Canaan, und die jetzigen Bewohner werden als Jebusiter, Hetiter und Heviter betrachtet.

Neujahr 1847. Der gemeine Mann hat in Californien ein Haus, das nur aus einem einzigen Gemache besteht; ein Heerd ist nicht vorhanden, und der Fußboden gestampfter Lehm. In solch einem Zimmer wohnen, essen und schlafen zwölf bis fünfzehn Menschen. Die Wände werden aus unbehauenen Pfählen hergerichtet, welche man der Länge nach neben einander in die Erde rammt und nothdürftig mit Lehm bewirft. Durch diese Wände pfeift der Wind und durch die Lücken im Dache glitzern die Sternlein am Himmelsgezelt. Es regnet hier nur selten; wenn aber die Wolken ihre Schleusen öffnen, dann wird solch ein californisches Haus in eine Cisterne verwandelt. Daran sind jedoch die Insassen von Kindesbeinen an gewöhnt, sie machen sich nichts daraus. Das Unwetter wird nur den — Flöhen verderblich; an diesen Thieren ist hier mehr als Ueberfluß. Der Californier hat sich an sie gewöhnt und thut ihnen nichts zu leide.

Die ungeheuere Menge herrenloser Hunde ist sehr lästig; Constantinopel ist in dieser Beziehung nichts gegen Monterey oder Californien überhaupt. In jedem Dorfe laufen die widerwärtigen Köter zu Tausenden herum, selbst dem Indianer

ziehen sie dutzendweise nach. Ich habe ein Blutbad unter ihnen anrichten lassen, die Seesoldaten haben mit ihren Musketen unter dem bellenden Geschlecht wacker aufgeräumt.

Im Januar. Unter den amerikanischen Freiwilligen ist sehr viel nichtsnutziges Gesindel, Abschaum aus den westlichen Grenzgegenden der Vereinigten Staaten, die froh waren, daß sich ihnen ein neuer Schauplatz eröffnete. Sie sind hier eine wahre Landplage, belästigen den friedlichen Hirten und Ackerbauer, marodiren und plündern, daß es eine wahre Schande ist. Nun, sehr lange sollen diese Bursche ihr miserables Handwerk nicht treiben, dafür wird schon gesorgt.

Europäische Offiziere würden hier mancherlei auszusetzen finden. Ein beliebiger Mann, der vierzig oder fünfzig Einwanderer um sich schaart, ist ohne Weiteres Kapitän und zieht mit seiner Schaar auf eigene Hand ins Feld. Es liegt ihm wenig daran, auf welche Weise er sich Pferde, Sättel und andere nothwendige Sachen verschafft; er nimmt dergleichen, wo er es eben findet; er plündert die Californier aus, um sie vermittelst ihrer eigenen Habseligkeiten zu bekriegen. Das Schlimmste ist, daß den Leuten für das Geraubte nicht einmal ein Schein ausgestellt wird, sie erhalten also später gar nichts. In den Vereinigten Staaten würde man Fremde, die ins Land kämen und in solcher Art wirthschaften wollten, sicherlich mit Düngergabeln niederstechen oder mit Dreschflegeln todtschlagen.

Wir haben Mangel an Lebensmitteln. Das Faß Mehl ist kaum für fünfundzwanzig Dollars zu haben; selbst die Besatzung ist auf halbe Rationen angewiesen.

Im März. Neulich entsprang ein Gefangener; ich schickte ihm aber meinen Constable nach, der ihn denn auch etwa dreißig Stunden von hier wieder ertappte. Ich fragte ihn, weshalb er ausgerissen sei, und er entgegnete, der Teufel

habe es ihm eingeblasen. „Der Teufel," entgegnete ich, „hat genug mit seinen eigenen Teufeleien zu schaffen, und Ihr braucht ihm nicht obendrein Dinge aufzuhalsen, mit denen er nichts zu thun hat. Ihr müßt nun sechs Monate länger gefangen bleiben." — Die Sträflinge werden von mir so verwandt, daß sie zum allgemeinen Nutzen beitragen. Jetzt eben müssen sie Steine brechen, aus welchen ein Schulhaus aufgeführt wird, der Grundstein ist bereits gelegt worden. Das Gebäude wird sechzig Fuß lang und dreißig Fuß tief, bekommt zwei Geschosse und eine schmucke Vorhalle. Ich stelle die Schule her vermittelst der Strafarbeit meiner Gefangenen, mit den Abgaben von Rum und den Geldern, welche ich durch Aufhebung der Spielbanken bekomme. Manche meinen, ich sei ein Projektenmacher und würde das Schulhaus nicht fertig bringen, allein das wollen wir doch in Ruhe abwarten.

Ich begegnete auf der Straße einem Californier, der ein lustig Liedlein auf seiner Guitarre spielte und überhaupt guter Dinge war. Ich fragte ihn, wie er so heiter sein könne, da doch die Flagge seines Landes eben jetzt in andere Hände übergegangen sei? Er entgegnete munter: „Wenn wir die Guitarre und den Fandango behalten, so mag der Teufel die Flagge holen." In den Californiern, die freilich alle zusammen nicht so zahlreich waren, wie die Bewohner einer einzigen großen Straße in Neu-York, ist nie nationales Gefühl gewesen, und von Mexiko, das sie stiefmütterlich behandelte, wollten sie ohnehin nichts wissen.

Am 25. März. Heute erschien eine californische Mutter und klagte mir, daß ihr erwachsener Sohn sie geschlagen habe. Nach Landesbrauch kommt es hier der Mutter zu, ihre Söhne körperlich zu züchtigen, so lange sie unverheirathet sind und bei ihr im Hause leben; er dagegen darf sich nicht an ihr vergreifen. Ich ließ den Burschen holen und sprach sehr eindringlich; daraus schien er sich aber nichts zu machen. Gut.

Er mußte seine Jacke ausziehen, ich gab der Mutter ein tüchtiges schwankes Rohr in die Hand und die Weisung, den frechen Buben recht tüchtig durchzugerben. Die Frau hatte einen starken Arm und führte einen guten Hieb. Bei jedem Streich, der auf den Buckel fiel, sprang der Bursch hoch auf. Mit zwölfen hatte er reichlich genug. Ich denke, diese Kur wird schon helfen.

Im Gefangnenhause kann man die Sträflinge nicht überwachen; es ist ohnehin unsauber, und wer will, kann ausbrechen. Ich lasse ein neues Gefängniß bauen und zwar durch die Sträflinge. Es ist ihre Schuld, daß überhaupt solch ein Gebäude erforderlich wird, und so erscheint es mir nicht mehr als billig, daß sie selber es herrichten. Jeder Vogel baut sich sein eigenes Nest.

Am 12. Mai. Es sind sehr unwillkommene Gäste hier in Monterey erschienen, nämlich eine Spielerbande. Sie haben in einer Kneipe, welche den stolzen Namen Astor Hotel führt, gestern Abend Bank aufgelegt. Sie kamen mir gerade zu passe für mein Schulhaus. Ich nahm eine Rotte Soldaten mit mir, besetzte Abends spät in aller Stille die Thürausgänge des „Hotels“ und ging rasch die Stufen zu dem Zimmer hinauf, in welchem sich die Spielhöhle befand. Ich hörte einen Pfiff, und gleich nachher polterten alle auseinander. In dem Saale war weiter Niemand, als ein Sonoraner, der sich gemüthsruhig an den Tisch lehnte und seine Cigarre schmauchte. Ich tauschte höfliche Begrüßungen mit ihm aus und ersuchte ihn dann, mich gefälligst seinen Herren Kollegen vorzustellen. Da vernahm ich plötzlich aus einem Bette, das im Winkel stand, ein lautes Schnarchen, offenbar nicht von einem schlafenden Manne, es war künstlich. „Ah, da sind ja die Herren! Nun, Sie da, stehen Sie rasch auf, Sie werden wissen, wo die Anderen sind.“ Der Mann zeigte unter das Bett; ich leuchtete hin und fand nun wunderbar

viele Köpfe und Beine, es war ein Rattenkönig von Spielern. „Hallo, Freunde, nur immer heraus, kommt nur hervor!“ Und etwa ein halbes Dutzend wickelte sich unter dem Bett heraus, alle tüchtig bestaubt und besiedert. Sie konnten das Lachen nicht lassen, als sie einander betrachteten, und ich meinerseits machte auch kein mißvergnügtes Gesicht. Nun ging ich mit meinem Schreiber in ein anderes Zimmer, wo ich abermals Schläfer fand, die nicht schliefen, in und unter den Betten, zwei sogar in einem großen Fasse, einen in der Feueresse und noch einen an einem gewissen Orte. Da war auch ein baumlanger Missourier, welcher den Spitznamen Prairiewolf hatte; er lag zwischen mehreren Bettdecken. Es half ihm nichts, er mußte hervor. Gerade an ihm lag mir viel, denn er war der Fähnchenführer, ist Spieler von Handwerk und schlägt überall, wohin er kommt, einen Montetisch auf. Er hat kein anderes Buch, als sein Spiel Karten. Ferner fand ich einen Kollegen, nämlich den Alcalden von San Francisco, der auf Besuch hier war. Er hatte indessen nicht mitgespielt, sondern nur zugesehen. Mitgefangen, mitgehangen. Kurz, ich ließ alle in das große Zimmer schaffen, wo ihrer dann nahe an fünfzig beisammen waren. Meine Rede nahm nicht viel Zeit weg. „Meine Herren, Sie haben sich gegen das Gesetz vergangen; jeder von Ihnen zahlt mir auf der Stelle eine Buße von zwanzig Dollars. Damit basta!“ Einige wollten sich sperren, schützten Unschuld vor, man habe weder Karten noch Geld auf dem Tische gefunden, und ein freier Mann habe das Recht, nach seinem Belieben in oder unter einem Bette zu schlafen. Dagegen erwiderte ich, das letztere sei allerdings Sache der Liebhaberei und des Geschmacks und kümmere mich auch nicht; ich wolle aber zwanzig Dollars Strafe einkassiren. Ein Doktor S. war der Erste, welcher sich dazu verstand. „Wir wollen zahlen und weiter kein Aufheben machen. Der Alcalde bedarf des Geldes für das Schulhaus,

in welchem hoffentlich unsere Kinder Besseres lernen, als die Beispiele, welche wir ihnen geben." Das war verständig gesprochen. Nun zahlte auch der Prairiewolf, und nach zehn Minuten hatten sie alle, Chilenen, Sonoraner, Oregonier, Californier, Engländer und Amerikaner ihre Buße auf den Tisch gelegt. Es war eine buntscheckige Gesellschaft. Ich nahm das Geld, ließ mir dann noch einhundert Dollars vom Wirthe zahlen, packte Alles hübsch in einen Beutel und wünschte freundlich gute Nacht. Ich hoffe, des Doktors Prophezeihung wird sich erfüllen, wenigstens ist es nicht meine Schuld, wenn es anders sein sollte. Uebrigens leistete kein einziger Spieler Widerstand, die Leute wußten, daß ich meine Schuldigkeit that.

Am 18. Juni. Beim Bau machte sich der Engländer über die Arbeit eines andern Gefangenen lustig, und es kam bei dieser Gelegenheit an den Tag, daß er seines Handwerks ein Steinhauer sei. Ich wollte ihn als solchen verwenden, er stellte sich aber höchst ungeschickt an. Nun ließ ich ihn an einem Brunnen graben, Steine bohren und abhacken. Nach einigen Tagen begriff er dann, daß es sich oben in freier Luft besser arbeiten lasse. Er ist ein sehr geschickter Steinhauer und fördert das Schulhaus sehr. Die Zierarbeiten sind sein Werk.

Oktober. Ich habe Muße gefunden, eine Bärenjagd mitzumachen. Unsere ganze Partie war beritten, mit Büchsen, Pistolen und Wurfschlingen bewehrt. Wir zogen in's Gebirge zu einer einsam im Walde liegenden Bude. Das Mondlicht spielte in magischem Glanze durch Cypressen und Eichen, Weiden und Birken, der Abend war wunderschön. Die Jäger schossen einen wilden Stier, zerlegten ihn und schleiften die einzelnen Stücke im Gebüsch umher, um dem Bären die Witterung zu geben. Dann speisten wir zu Abend, tranken Londoner Porter und wickelten uns in unsere Decken. Um Mitternacht kam der

Wächter mit der Meldung, daß der Bär im Gebüsch sei; im Nu waren wir alle im Sattel, ritten still über die nasse Wiese, stellten uns an und hatten das kleine Gebüsch völlig umzingelt. Die Pferde witterten ihren Gegner bald, wir sahen es daran, daß sie die Ohren nach vorne zu spitzten, die Nüstern aufbliesen und tief aufathmeten. Die Reiter wickelten ihre Wurfschnüre los; so war alles bereit. Der Bär polterte aus dem Dickicht hervor, durchbrach unsern Ring und eilte über die Wiese dem düstern Walde zu, in welchem er sicher vor uns gewesen wäre. Nun schwirrten aber die Lassos und umschlangen den Meister Brun. Jetzt heulte oder brüllte er, es kam wie Rollen eines fernen Donners aus seiner Kehle, und wüthend sprang er gegen ein Pferd an, das sich tapfer hielt und ohne daß der Reiter Zügel oder Sporen brauchte, sich so wandte, daß der Lasso immer dichter angezogen wurde. Der Bär packte die Wurfschnur mit seinen Tatzen und wollte sie zwischen die Zähne ziehen, um sie zu durchnagen, aber ein gewandter Sprung des Rosses vereitelte sein Vorhaben. Gleich nachher glückte es ihm, die Schnur über den Kopf wegzustreifen und er lief von dannen. Aber der Reiter sprengte nach und brachte ihn wieder zum Stehen, der Lasso umschlang ihn abermals, und so wurde er, wie Laokoon von Schlangen, von der zähen Rindshaut wohl zehnmal umwickelt und fest an einen alten Eichbaum gepreßt. Dort war er wie angebannt. Wir alle kehrten nun in die Bude zurück, aber wer hätte schlafen können? Als der Tag heraufdämmerte, wurden vier Vaqueros, Hirten, ausgeschickt, um einen wilden Bullen einzufangen. Nach Verlauf von etwa anderthalb Stunden war er da und ebenso wüthend, wie der Bär, in dessen Nähe man ihn brachte. Meister Brun wurde nun vorsichtig losgewickelt und stand seinem gehörnten Feinde frei gegenüber. Wir ritten ein wenig zurück, damit der Gebieter der Wiesenflur und der Herr des Waldes freien Spielraum gewännen. Wer von Beiden wird Sieger bleiben? Sie

standen eine Weile regungslos einander gegenüber, blickten sich wüthend an und sprangen dann, wie auf Befehlwort, gleichzeitig ein. Der Stier traf den zottigen Feind nicht, der nun mit einem ungeheuern Satze ihm auf den Rücken setzte, um ihm das Rückgrat zu zerbrechen. Der Bulle stürzte zu Boden, rannte aber dabei dem Feind ein Horn in die Weiche. Da lagen nun die beiden Ungethüme und rangen mit einander, wälzten sich auf dem Grase, schäumten, brüllten, ächzten und stöhnten und röchelten in Angst und Wuth und Schmerz. Endlich machten wir dem grauenvollen Schauspiel mit unsern Kugeln ein Ende; es war selbst für Californier nicht mehr anzusehen.

Am 8. November. Seit sechs Monaten haben wir nicht einen einzigen Tropfen Regen gehabt. Heute fällt er, warm und weich, wie eine Schmeichelrede in das Ohr eines eiteln Thoren.

Im December. Ich glaube nicht, daß irgend ein Volk in der Welt sich in so vollem Maße des Lebens erfreut, wie diese Californier spanischer Abkunft; ihr ganzes Leben ist einfach, sie haben nur wenige Bedürfnisse und die freigebige Natur spendet ihre Gaben reichlich. Hornvieh, Pferde und Schafe weiden auf Gottes weiten Wiesen, Niemand braucht Heu zu mähen, der Getreideacker wird mit leichter Mühe bestellt und giebt doch einen reichlichen Ertrag. Aus Geld machen sich die Leute wenig, desto mehr aus Musik und Gesang. Hier ist in den Hütten mehr wahrhaftige Zufriedenheit und Seelenheiterkeit, als anderwärts in den Palästen. Die Gastfreundschaft kennt keine Schranken, der Sieche findet aufrichtige Theilnahme, alles kommt von Herzen. Die Californier sind in der That die glücklichsten Menschen, — natürlich in ihrer Weise.

Ein Mann hier aus Monterey war zwei Jahre lang in Mexiko gewesen und kam vor einigen Tagen zurück. Er hatte während dieser Zeit ein lockeres Leben geführt. Jetzt war er eifersüchtig, hielt seine Frau für untreu und verlangte von mir,

ich solle Trennung der Ehe verfügen. Ich entgegnete ihm, wer so etwas beantrage, müsse selber reine Hände haben. Wenn er nun einen Eid auf das Kreuz ablege und beim Heil seiner Seele schwören könne, daß er selber sich nichts habe zu schulden kommen lassen, dann wolle ich ihn von seiner Frau trennen. Er meinte, unter solchen Umständen halte er nicht für gerathen, einen Stein auf sie zu werfen; er wolle sich mit ihr vertragen.

Januar 1848. Der spanische Alcalde von San Juan hatte neulich einen Zeugen abzuhören, in dessen Glaubwürdigkeit er Zweifel setzte. Um eine zuverlässige Aussage zu erhalten, ließ er ihn einen Eid leisten auf die Bibel, auf das Kreuz, bei den heiligen Engeln, bei der heiligen Jungfrau und bei den zwölf — Evangelisten. Ich bat ihn brieflich, mir zu sagen, wo ich etwas Näheres über die anderen acht Evangelisten in Erfahrung bringen könne, da mir nur vier bekannt seien.

Wir bedürfen hier des Waisenhauses nicht, weil jeder Verlassene gute Menschen findet, die sich seiner annehmen. Die Frage ist nur, wer das Glück und den Vorzug haben soll, eine Waise sich anzueignen. Heute war ein ganz schlichter Mann bei mir, der um gerichtliche Erlaubniß bat, sechs Waisenkinder auf einmal in seine Familie einzuführen. Auf meine Frage, wie viele eigene Kinder er habe, gab er zur Antwort: vierzehn. — „Aber sind das nicht genug für Euch? Und wenn Ihr nun noch mehr bekommt?" — „Das thut nichts. Eine Henne mit zwanzig Küchlein hat nicht mehr zu kratzen, als mit einem einzigen." — Dagegen ließ sich nichts einwenden. Er nahm die sechs Kinder zu sich, weil seine Frau Pathe zu ihnen war.

Einem alten mexikanischen Gesetze oder Brauch zufolge soll ein Mörder, der an den Altar einer Kirche sich flüchtet, oder den ein Zufall vor der Vollstreckung der Todesstrafe sicherte, das Leben behalten. Zwei Mörder wurden eingefangen, und ich berief die Geschworenen. Das Urtheil lautete Schuldig und

Tod durch den Strang. Bei der Hinrichtung gaben beide Stränge nach und die Verbrecher fielen zu Boden. Der Priester erklärte, nun hätten sie ihr Leben gewonnen, aber General Mason gab die Verfügung: weil das Gesetz laute, die Mörder sollten am Hals aufgehängt werden, bis sie stürben, so müsse man eine Schlinge machen, die nicht nachgebe. Und so geschah es.

Vor mir stand ein vierzehnjähriger Bursch, der ein Pferd gestohlen hatte. Wie sollte ich ihn bestrafen? Ein Besserungshaus haben wir noch nicht, und ich wollte dem Knaben doch nicht Kugel und Kette anlegen. Ich ließ seinen Vater holen, der auch nicht im besten Rufe stand, und befahl ihm, dem Jungen in meiner Gegenwart vierundzwanzig Hiebe zu geben. Er schlug so entsetzlich zu, daß es mit der Hälfte schon reichlich genug war. Nun gebot ich Einhalt und sagte: „Soto, die übrigen zwölf Hiebe meßt Euch selbst auf, Ihr habt sie verdient, weil Ihr Euerm Sohn ein schlechtes Beispiel gebt." — Viele Amerikaner hier sind keinen Schuß Pulver werth; sie spielen, trinken, betrügen, was das Zeug halten will.

Am 29. Mai. Heute früh war es hier sehr lebhaft. Ein Mann bringt die Meldung, daß am Rio de los Americanos viel Gold gefunden worden sei. Die Leute schwatzen darüber, namentlich die Weiber, es glaubt aber Niemand recht an die Mähr. Einige alte Frauen meinen indessen, die Sache habe ihre Richtigkeit, denn neulich sei es vorgekommen, daß ein weißer Rabe mit einem Kinde gespielt, auch habe eine Eule die Glocke in der Kirche geläutet.

Am 6. Juni. Das Geschwätz über Goldentdeckungen will kein Ende nehmen; ich muß endlich wissen, was daran ist und habe deshalb einen Boten nach dem American River geschickt. Er hat hin und zurück etwa vierhundert Meilen zu machen, aber sein Pferd ist gut und der Mann selbst zuverlässig.

[illegible]

Am 20. Juni. Mein Bote ist wieder da und hat Goldproben mitgebracht. Die Leute machen alle lange Hälse. Als er das gelbe Zeug aus der Tasche zog und den Leuten dicht unter die Nase hielt, schwanden endlich alle Zweifel; nur ein alter Mann meinte, die ganze Geschichte sei von den Yankees ausgedacht worden. Aber er fand keinen Glauben. Jetzt, Nachmittags, bricht schon alles auf, jeder will Gold holen, und eine Amerikanerin, welche früher ein Kosthaus hielt, ist schon seit einigen Stunden fort; sie will auch täglich [illegible]hundert Dollars verdienen.

Am 15. Juli. Mit dem tollen Goldfieber ist es nicht mehr auszuhalten. Dienstboten sind kaum noch zu haben; was hier blieb, will sich höchstens auf eine Woche verdingen. General Mason, Lieutenant Lanman und ich, Walter Colton, Alcalde von Monterey, führen einen gemeinsamen Tisch; wir haben Haus, Küche und alles nöthige Geräth, aber alle Diener sind fort, selbst unser Neger, der bis gestern Abend aushielt, hat am Ende der Verlockung nicht widerstehen können und sich aus dem Staube gemacht. Heute besorgen wir schon zum vierten Male die Küche selbst. Ein General in der Armee der Vereinigten Staaten, der Commandeur eines Kriegsschiffes und der wohlbestallte Alcalde sitzen in einer rauchenden Küche, mahlen Kaffee, schälen Zwiebeln, kochen Fleisch, backen Fische.

Am 18. Juli. Heute kam hier ein Matrose an; er hatte 136 Unzen Gold bei sich, die er am Yubafluß grub. Nun

sind mir auch noch die Zimmerleute fortgelaufen, welche seither am Schulhause arbeiteten. Drei Matrosen vom Warren (einem Kriegsschiffe) sind auch ausgerissen und haben vierjährigen Heuerlohn im Stiche gelassen; auch viele Soldaten gingen durch. Was daraus noch werden soll, mag der Himmel wissen!

Am 27. Juli. Die Moskitos, diese abscheulichen Stechfliegen, sind wenigstens zu etwas nütz; ich höre, daß man sie als eine Art von Justizbeamten verwendet. Ein Taugenichts hatte einem Goldgräber einen Beutel mit Gold gestohlen und denselben wohl versteckt. Er war aber auf keine Weise zum Geständniß zu bringen. Am Ende wurden ihm einhundert Hiebe zuerkannt, dabei sagte man ihm aber, daß es sein Bewenden bei dreißig Stück haben solle, wenn er eingestehe. Er blieb verstockt. Die dreißig zählte man ihm vorläufig auf den Buckel, zog ihm die Jacke aus und band ihn an einen Baum. Sogleich kamen die Moskitos mit ihren langen Rüsseln herbeigesummt und gepfiffen, und nach drei Stunden war der gebläuete Rücken über und über blutig. Der Dieb zitterte am ganzen Leibe, das Fieber schüttelte ihn und er schrie: „Bindet mich nur los, ich will sagen, wo der Beutel ist!“ — „Erst gesagt, wo er liegt!“ Er gestand ein, wurde aber erst losgelassen, als das Gold herbeigeschafft war.

Am 28. Juli. Heute kam ein kleines Mädchen in meine Amtsstube getrippelt und sagte: „Hier schickt meine Mutter Euch einen Strauß Blumen“. Bei näherer Erkundigung brachte ich heraus, daß die Mutter eine Frau sei, der ein Indianer einen silbernen Becher gestohlen hatte, welchen ich ihr wieder verschaffte. Solch ein Geschenk kann jeder Richter mit gutem Gewissen annehmen.

Am 12. August. Mein Diener Bob, ein Irländer, war etwa acht Wochen lang in den Minen, dann kam er mit Gold im Werth von mehr als zweitausend Dollars zurück. Ich zahlte ihm früher allwöchentlich seinen Lohn in baarem Gelde aus,

das er sorgfältig aufbewahrte; er nahm nur einen Vierteldollar für sich, das Uebrige hegte er sparsam auf. Jetzt ritt er ein paar hübsche Pferde und lebte ungemein flott; besonders hielt er auf guten Wein, obwohl er selber keinen Tropfen trank, aber er traktirte seine Freunde. Der Jubel hat etwa vier Wochen gedauert. Heute begegnete mir Bob; er geht wieder in die Minen, weil die zweitausend Dollars verthan sind. Den bei mir erworbenen Sparpfennig hat er noch, will ihn auch nicht angreifen. „Es hat Arbeit gekostet, ehe ich ihn zusammenbrachte, und damit will ich Haus halten; aber die zweitausend fand ich wie beim Kinderspiel. Deshalb habe ich sie wieder flüchtig gemacht."

Am 16. August. Gestern sind vier Bürger unserer Stadt vom Federfluß zurückgekommen; sie arbeiteten dort mit drei anderen, haben dreißig wilde Indianer in Dienst genommen, genau sieben Wochen und drei Tage gearbeitet und für 76,844 Dollars Gold unter sich vertheilt, so daß auf den Kopf mehr als 19,000 kamen. Noch ein Item. Einer meiner Bekannten hat vierundsechzig Tage am Yuba ganz allein gediggert und 5356 Dollars heimgebracht; ein anderer, gleichfalls hier aus Monterey, gewann in siebenundfünfzig Tagen 4534 Dollars; ein Knabe grub am Mokelumne in vierundfünfzig Tagen 3467 Dollars, und so könnte ich noch eine lange Reihe von ähnlichen Beispielen anführen. Kein Wunder, daß wir keine Diener mehr haben, unsere Stiefel und Pferde selber putzen, und daß auch die weiblich[illegible]ienerschaft in die Goldgruben geflogen ist.

[illegible] 1848. Ich gehe auch hin, wo das [illegible] Gesellschaft von Freunden will die Reise [illegible]chen. Am 21. haben amerikanische Freiwillige [illegible]nsere zeh[illegible]erde gestohlen.

[illegible]egean[illegible], die aus den Goldgruben [illegible] ich[illegible]bgerissene, zerlumpte, aus= [illegible] in[illegible]iche Gruppe von Menschen

gesehen. Nur einige besaßen abgemagerte Gäule, die übrigen schleppten sich mühsam mit wunden Füßen weiter; sie baten dringend um etwas Brod und Fleisch. Wir gaben ihnen so viel wir entbehren konnten. Da zog der Eine einen schweren Beutel mit Gold hervor und wollte unsere Gabe bezahlen, er ließ sich nur mit Mühe abweisen. Diese Leute hatten für mehr als hunderttausend Dollars bei sich, fanden aber unterwegs nichts zu essen. Dergleichen kommt hier freilich alle Tage vor.

Am 3. Oktober. Bisher haben wir noch keine Schätze entdeckt. Wir fanden gastliche Aufnahme bei einem Herrn Murphy; er hat sein Zelt unter einem Stamme wilder Indianer aufgeschlagen, die Gold für ihn sammeln; dafür giebt er ihnen Decken und Lebensmittel. Täglich läßt er zwei Ochsen für sie schlachten, und sie vergreifen sich nie an seinem Eigenthum. Er hat des Häuptlings Tochter geheirathet, ein hübsches Weibchen, eine Waldschönheit mit brauner Haut und langwallendem schwarzem Haar. Geistige Getränke duldet er nicht.

Am 4. Oktober. Wir sind in den Minen. Hundert Pfund Mehl kosten zweihundert Dollars, das Pfund schlechten Farinzuckers kostet vier, das Pfund Kaffee fünf Dollars. Es ist kein anderes Fleisch zu haben, als in Streifen geschnittenes, an der Sonne gedörrtes von Bullen. Wie zäh und fade das ist! Heute wurde eine Schachtel voll Brausepulver mit vierundzwanzig Dollars bezahlt; für vierzig Tropfen Opium gab Einer ebenso viele Dollars. Ich habe für eine schon viel gebrauchte Spitzhacke zehn Dollars baar gegeben; das Eisen daran mag etwa vier Pfund schwer sein.

Am 21. Oktober. Wir befinden uns im Lager der Goldgräber, welche aus Sonora herübergewandert sind. Hier hat sich Folgendes ereignet. Ein Arzt, der aus einer etwa fünf Wegstunden entfernten Schlucht hierhergekommen ist, hatte

seine Habseligkeiten auf einen von zwei Maulthieren gezogenen Karren geladen, der leer zurück wollte. Er mußte dafür einhundert Dollars zahlen und that es, ohne auch nur eine Silbe einzuwenden. Einige Tage nachher bekommt der Fuhrmann die Kolik und wendet sich an den Doktor, der ihm Pillen giebt. Der Fuhrmann verschluckt sie und muß genau einhunder Dollars für ärztliche Bemühungen zahlen.

Am 27. Oktober. Die Sonoraner sind Erzspieler; die Bank wird von einer Frau gehalten. Auf dem Tische liegen in buchstäblichem Sinne des Worts ganze Haufen Goldes, die meinem Ueberschlage gemäß zusammen reichlich einen Centner wiegen. Die Bankhalterin mußte heute auf einmal nicht weniger als zehn Pfund an einen Mann auszahlen; im Allgemeinen ist sie aber im Vortheil und gewinnt viel.

Am 29. Oktober. Heute sah ich in einer Schlucht eine Frau aus San José, sie wusch eben Gold. Ich fragte sie, wie lange sie schon hier sei und wie viel sie im Durchschnitt täglich gewinne. Die Antwort lautete kurz: „Drei Wochen und eine Unze." Das erinnerte mich an einen Richter, der einem vom Markte heimkehrenden Mädchen begegnete. Er fragte: „Wie tief ist der Bach und was kostet die Butter?" Sie entgegnete: „Bis an die Kniee und neun Pence." Dem Richter gefiel das; ein Mädchen, meinte er, das keine überflüssigen Worte mache, könne wohl eine gute Frau abgeben, und er heirathete die übrigens recht hübsche Dirne. Er hat es auch nie zu bereuen gehabt.

Das Pfund Mehl kostet zwei Dollars, Zucker und Kaffee sind auf vier gestiegen, für das Quart Rum zahlt man nur zwanzig Dollars. Als die ersten Goldgräber ankamen, waren keine Flaschen da; sie nahmen also ihre Kaffeetöpfe, Pfannen oder was sonst eine Flüssigkeit zu halten im Stande ist. Nach einigen Stunden dachte keiner mehr ans Gold graben, der Irländer lobte seine grüne Insel, der Deutsche sang vom Vater=

land, der Amerikaner brüllte ins Weite oder nörgelte den Yankee doodle, der Engländer hatte Lust, sich mit den Bären herumzuboxen, und so weiter. Dann kam die Nacht, die Feuer erloschen, die Trinker lagen auf den Ohren. Was doch alles in einem Fasse Rum steckt!

Am 8. November. Jetzt sind schon mehr als fünfzigtausend Goldgräber hier aus allen fünf Erdtheilen zusammengeströmt. Einige haben Zelte, andere nicht; einige besitzen Lebensmittel, anderen fehlt jeder Bissen; sie arbeiten mit Brechstangen, Spitzhacken, Spaten, Wiegen und Pfannen, Hämmern und Drillbohrern; an allen Ecken und Enden knallt es, denn man sprengt das Gestein mit Pulver weg. So buntscheckiges Volk ist wohl nie zuvor auf einem Punkte beisammen gewesen! Da, wo vor Wochen eine nun verlassene Lagerstätte war, liegen Todtengebeine umher, welche von den Wölfen ausgescharrt worden sind. Der Sensenmann hält reiche Ernte. — Ein Sonoraner hat mir für mein Paar Pistolen ein vollwichtiges Pfund Gold gegeben.

Am 13. November. Ich habe nun genug von der Goldgräberei gesehen und will wieder heim. Eben komme ich von einer Höhe zurück, von welcher ich weit und breit eine beträchtliche Strecke der Goldregion mit ihren Schluchten und Bächen, Zelten und Menschen überblicken konnte. Ich bin ein weitgereister Mann, habe den Niagara rauschen hören, kenne die Parks und die City von London, die Boulevards von Paris, die schönen Ufer des Rheins, die Trümmer der ewigen Stadt Rom, Pompeji und den feuerspeienden Vesuv. Ich habe auch Mondscheinnächte in Venedig durchträumt, auf der Akropolis zu Athen gestanden und in dem halbbarbarischen Constantinopel verweilt. Aber alle diese Herrlichkeiten zusammengenommen, haben doch keinen so eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, wie diese Diggings in Californien. Er ist geradezu unbeschreiblich.

Februar 1849. Wir kommen hier in Monterey tüchtig vorwärts. Am 27. früh zeigte sich vorne in der Bay eine geisterhafte Erscheinung. Ein Schiff steuerte ohne Segel, ohne Wind und Flut auf die Stadt zu, auf beiden Seiten von einem weißen Wogenschwall umschäumt. Es war ein Dampfer, der erste an dieser Küste! Die Aufregung war ungeheuer, die Leute fielen einander auf offener Straße um den Hals und jubelten, selbst die Schenkwirthe wurden freigebig, der Champagnerwein floß in Strömen. Ein Dampfer! Jetzt war Californiens Zukunft gesichert. Der Qualm, welcher aus dem Schornstein des Fahrzeuges emporwirbelte, bildete ein großartiges Wahrzeichen, das auf ruhmreiche Tage für dieses herrliche Land deutet. Denn von nun an steht es in rascher und sicherer Verbindung mit der übrigen Welt, ein Dampfschiff wird immer andere nach sich ziehen, und die Einwanderer werden von nun an allmonatlich zu Tausenden erscheinen.

Am 8. März. Vor länger als Jahresfrist ließ ich mit dem Bau des Rathhauses anfangen, nun steht es fix und fertig da und nimmt sich recht stattlich aus. Die Steine hat ein Bruch in der Nachbarschaft geliefert. Das Erdgeschoß enthält Schulzimmer; über ihnen befindet sich der große Saal, siebzig Fuß lang, dreißig breit. In demselben sollen die Bürgerversammlungen gehalten werden. Der Portikus findet allgemeinen Beifall, wie denn überhaupt hier zu Lande dieses Gebäude seines Gleichen nicht hat. Die Abgaben von Rum, die Geldbußen der Spieler, die Arbeit der Sträflinge und der Erlös vom Verkauf einiger Baustellen haben es mir möglich gemacht, meinen Plan erfolgreich durchzuführen. Die Schule steht da, und die Leute sehen, daß ich nicht etwa bloße Projekte gemacht habe. In der heutigen Versammlung, der ersten, welche überhaupt in diesem Rathhaus abgehalten worden, haben die Bürger beschlossen, dasselbe nach meinem Namen

zu benennen. Ernster Wille, nebst ruhiger Ausdauer bringen im Leben manches fertig. Das Gefängniß wird in diesen Tagen auch vollendet, die Hauptsache daran haben die Sträflinge gethan. Die Schelme erheitern sich die Arbeit durch manche schlechten und guten Witze; nun, sie baueten ihren eigenen Käfig. Dabei sind sie so fleißig gewesen, daß ich Einigen den Rest der Strafzeit nachlassen, Anderen dieselbe abkürzen werde.

Im Juni. Bis hierher habe ich mein Amt bekleidet. Nun rufen mich meine Pflichten nach Pennsylvanien zurück, von wo ich vierthalb Jahre abwesend bin. Der erste Brief, den ich einst hier erhielt, meldete mir, daß meine liebe junge Frau, die ich wenige Wochen nach unserer Hochzeit verlassen mußte, mir ein Knäblein geboren habe. Ich bin nicht wenig darauf begierig, den Jungen zu sehen, der seinem Papa schon entgegen springen kann. Und mein Weibchen, das mich so lange nicht gesehen hat! Indem ich mich entschloß, nach Californien zu gehen, schlug ich viel in die Schanze; aber für das allgemeine Beste habe ich meine Zeit gewissenhaft angewandt und kann mir selber sagen, daß ich meine Pflicht gethan. —

* * *

Der Verfasser der obigen Tagebuchnotizen ist Walter Colton. Sein Buch führt den Titel: „Drei Jahre in Californien", erschien zu Neu-York und ist in sehr gutem Englisch geschrieben. Wir haben aus den fünfthalbhundert Seiten, welche es enthält, gerade solche Stellen hervorgehoben, welche die Eigenthümlichkeit des Mannes und des Landes kennzeichnen. Das Tagebuch ist in gewisser Beziehung von historischer Wichtigkeit, indem es zeigt, in welcher Weise nach und nach die amerikanische Kultur in Californien Wurzel schlug und wie das alte Creolenwesen, dem jede innere Kraft fehlte, gleichsam über

Nacht beseitigt wurde. Colton selbst vereinigt in sich die guten Seiten des nordamerikanischen Charakters; er ist ein Mann von gesundem Menschenverstande, der immer gerade auf sein Ziel los geht, er hat eine unbeugsame Willensstärke, und während er andere mit Wohlwollen beurtheilt und behandelt, vergißt er doch nie den praktischen Nutzen ins Auge zu fassen. Er ist Reisender, Geistlicher, Richter, Polizeidirektor, Schulmeister, Baumeister, Jäger, Goldgräber, Soldat und Bürger in einer Person, und in jeder Beziehung tüchtig. Wir haben deßhalb ein Recht, ihn als einen „Vielseitigen“ zu bezeichnen, dessen Bekanntschaft, wie wir hoffen, den Lesern nicht unangenehm sein werde.

Ende des ersten Bandes.

Dresden, Druck von E. Blochmann & Sohn.

Geographische

Wanderungen

von

Karl Andree.

Zweiter Band.

Dresden,
Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze.
1859.

Inhalt.

Nordamerikanische Gegenden und Städte.

---

9. Die Mormonen und ihr Land am großen Salzsee.

Wir übersteigen von Californien aus die Sierra Nevada, jene Schneealpen, welche dieses pacifische Gestadeland von dem sogenannten großen Binnenbecken scheiden. In diesem haben Leute eine Heimath gesucht, welche seit Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt lebhaft in Anspruch nehmen.

Die Mormonen oder Heiligen der letzten Tage im nordamerikanischen Utahgebiete bilden ohne Zweifel eine der interessantesten Erscheinungen unseres Jahrhunderts. Joseph Smith, ein Abenteurer und Schatzgräber, zugleich Betrüger und Fanatiker, behauptet, im Jahre 1823 Heimsuchungen von einem Engel Moroni erhalten zu haben und mit demselben in fortwährender Verbindung zu stehen. Vier Jahre später giebt ihm derselbe Engel goldene Platten mit ägyptischen Buchstaben und heilige Sehgläser, welche ihm das Verständniß der unbekannten Zeichen vermitteln sollen. Abermals drei Jahre später ist das Buch Mormon gedruckt und die „Kirche" wird 1830 zu Kirtland im Staate Ohio gegründet. Und heute bilden die Gläubigen, welche auf den Propheten Joseph schwören, einen Staat mit mehr als vierzigtausend Seelen, und die Zahl ihrer über alle Welt verbreiteten Anhänger, welche sich Heilige nennen, soll nicht viel geringer sein als eine Viertelmillion. Sie schicken

Apostel von Chile bis Island und von China bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie glaubten sich stark genug, dem großen transatlantischen Staatenbunde Trotz bieten zu können, von dessen Grund und Boden sie einen Gebietstheil inne haben, und lehnten sich gegen denselben auf „im Namen Jesu Christi und der heiligen Religion.“ In der That, der Wahnsinn ist incommensurabel.

Die Mormonen sind Fanatiker und es ist ihnen bitterer, starrer Ernst mit ihrem Glauben und mit ihren Ueberzeugungen. Sie sind entschlossen, Alles dafür einzusetzen, und das Leben hat für sie nur geringen Werth, weil es lediglich eine Vorstufe für ihren Himmel bildet, der allen Heiligen sicher ist, während die Heiden davon ausgeschlossen bleiben. Sie geben sich für die alleinigen Inhaber des wahren Christenthums aus und behaupten, daß lediglich bei ihnen Logik und strenge Folgerichtigkeit in religiösen Anschauungen und Glaubenssätzen zu finden sei. Es liegt aber klar zu Tage, daß in ihrem ganzen Wesen eine völlige Unverträglichkeit mit jeder andern Staats- und Glaubensgenossenschaft liegt und daß sie für unser Jahrhundert entschieden einen Anachronismus bilden. Doch wann wäre jemals der Fanatismus über sich selbst nicht verblendet gewesen?

Joseph Smith war ein Yankee aus dem Staate Vermont. Sein Vater verließ die Heimath, um sich im westlichen Neu-York anzusiedeln. Man sagt, daß der Sohn als Schatzgräber umhergezogen sei; gewiß ist, daß sich früh in ihm eine ausschweifende religiöse Stimmung entwickelte. Schon in seinem siebenzehnten Jahre hatte er häufig „Erweckungen“, betete lange bange Nächte hindurch und suchte das Licht der Wahrheit. In der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, welche seinen Anhängern für ein heiliges Buch gilt, erzählt er, wie einst ein Strahlenglanz sein Gemach erhellt habe, wie ein Engel ihm erschien, um ihn des rechten und wahren Glaubens theilhaftig zu machen, und wie derselbe ihm gesagt habe, daß auf Erden

noch keine wahre Kirche vorhanden sei. Denn die, welche einst bestand, habe die Satzungen geändert, den ewigen Bund gebrochen und den Glauben verderbt; deshalb sei sie von der Erde hinweggenommen worden. Aber er, Joseph, sei dem Herrn angenehm und solle ein Priester nach der Vorschrift Melchisedech's werden, um die Lehre wieder herzustellen und eine Kirche aus wahren Gläubigen zu bilden, welche dann den Herrn empfangen werde im tausendjährigen Reiche. Je stärker der Glaube sei, um so rascher werde dasselbe erscheinen. Für ihn, Joseph den wahren Propheten, solle die Wahrheit aus der Erde hervorspringen; er, der Engel Moroni, werde ihn leiten zum Hügel Cumora bei Palmyra im Staate Neu-York und ihm dort prophetische Urkunden geben über einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Jerusalem fortzog und in wunderbarer Weise über das Meer nach Amerika gelangte.

Nach manchen Versuchungen durch Satan, denen Joseph widerstand, zeigte ihm der Engel einen steinernen Kasten; in demselben lagen als heilige Kleinode das Schwert Labans, ein goldenes Brustschild, zwei helle und glänzende Steine, und goldene Platten mit Schriftzeichen. Diese letzteren enthielten das Buch Mormon's, in welchem die Schicksale der verlorenen Stämme Israels erzählt werden. Diese, so heißt es, waren nach Amerika herüber geschifft, und auch zu ihnen kam Jesus, nachdem er bei Jerusalem in den Himmel gefahren, und gab ihnen das Evangelium. Joseph, nun vermittelst der Urim und Thummim zum Seher bestellt, konnte jene Schriftzeichen lesen und übersetzen; er bekehrte einen Mann Namens Cowdery, und ließ sich von diesem in Pennsylvanien im Susquehanna taufen. Die Geister des Moses und des Elias waren als Pathen zugegen, nicht minder jene der Apostel Petrus, Jacobus und Johannes. Damit war Anno 1830 die „Epoche der neuen Kirche der Heiligen der letzten Tage“ begründet!

Auf diese Erzählungen Joseph's hin mehrte sich in dem Lande der nüchternen Yankees die Zahl der Gläubigen. Sie schworen auf des „Propheten“ Wort, und begannen zu Kirtland in Ohio einen Tempel zu bauen; doch er blieb unvollendet, weil die „Prophezeiung“ einen andern Platz, im Staate Missouri, bezeichnete. Dort sollte das Neue Jerusalem erstehen und nach einem Muster aufgeführt werden, das vom Himmel herab kommen werde. Nicht auf der östlichen Erdhälfte, sondern in Missouri, in Jackson County, lag das Paradies und dort wurde auch Adam geschaffen. Joseph sah mit eigenen Augen den Altar, auf welchem der erste Mensch geopfert hatte. Den Grundstein zum Tempel legte er genau an derselben Stelle, wo Adam seinen Kindern den Segen ertheilt hatte. So versichert er selbst.

Bald geriethen die Heiligen in allerlei Zwietracht mit den „Heiden“, von welchen sie aus „Zion in Eden“ vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Illinois und gründeten 1840 die Stadt Nauvoo, welche durch sie rasch zur Blüthe gelangt ist, und wo sie 1842 einen weithin sichtbaren Tempel baueten. Aber auch in Illinois zeigten die Heiden eine feindselige Stimmung und legten den Mormonen, theilweise mit Unrecht, schwere Verbrechen zur Last. Joseph wurde sammt seinem Bruder Hyrum, dem Patriarchen, zu Carthago ins Gefängniß geworfen, nachdem man ihn des Hochverraths angeklagt hatte. Noch ehe er sich vor Gericht vertheidigen konnte, stürmte eine gegen ihn äußerst erbitterte Volksmenge den Kerker und erschoß 1844 den Seher sammt dem Patriarchen. Damit hatte „die neue Kirche“ ihre ersten Märtyrer. Aber sie war deshalb nicht verwaist; sie schaarte sich alsbald um Joseph's Busenfreund und Vertrauten Brigham Young. Von nun an erhielt dieser die „Offenbarungen“, er war und ist bis heute Prophet des Herrn und Seher für die Heiligen. Er prophezeiete, daß sie, gleich den Israeliten, sich eine Zeitlang in die Wüste zurückziehen

sollten, um Gefahren zu bestehen und Heimsuchungen zu erdulden. Und als dann abermals eine Verfolgung über die Mormonen hereinbrach, beschlossen sie fürbaß zu ziehen und in weiter Ferne, hinten im Westen jenseits der Hochgebirge, eine neue Heimath aufzusuchen. Sie wollten fortan jeden Verkehr mit den Nichtmormonen vermeiden und für sich allein leben.

So geschah es auch. Denn nun begann jener Auszug der Mormonen, der in der Geschichte wenige seines Gleichen hat. Einzelne Vorläufer wurden über die Prairien und über das Felsengebirge gesandt, um eine ruhige Stätte zu suchen. Das Volk in Masse brach nach ihnen auf, ließ alles unbewegliche Eigenthum in Illinois zurück, wanderte durch Missouri, schlug fliegende Dörfer mitten in der öden Wiesensteppe auf und bauete Korn. Der Winter war hart, die Entbehrung groß, und die Arbeit der Männer unter solchen Umständen doppelt werthvoll. Als aber die Vereinigten Staaten Krieg gegen Mexiko erklärten, stellten trotz alledem die Mormonen eine Schaar von 520 Mann, welche durch ihre Tapferkeit großen Ruhm erntete. Die auf der Prairie zurückgebliebenen Tausende trotzten dem Schnee und Frost, gegen welchen die Zelte keinen Schutz gewährten; sie gruben sich Erdlöcher und blieben unverzagt, auch als die Cholera unter ihnen wie ein Würgengel umging. Denn in alledem sahen sie nur Prüfungen, und sie wollten zeigen, daß sie standhaft seien im Glauben.

Die 143 Männer, welche man als Bahnbrecher vorausgesandt hatte, entdeckten eine abgelegene Wüstenei mit grünen Oasen, und bestellten dort flugs den Boden, damit das Volk fände, wovon es essen könne. Die Mormonenmenge brach mit Anbeginn des Frühlings auf. Am 24. Juli 1847 traf der Seher Brigham Young am großen Salzsee ein, und bevor das Jahr abgelaufen war, hatten sich mehr als sechstausend Heilige aus aller Welt im obercalifornischen Binnenbecken zusammengefunden. Die Felder waren bestellt, das ganze Land

„dem Herrn geweiht“ worden, eine Stadt gegründet, eine Burg gegen die Indianer gebaut, ein großer Bewässerungsgraben gezogen. Aber die Entbehrungen waren fürchterlich; die Lebensmittel reichten nicht aus, die Mormonen fristeten ihre Tage in Jammer und Noth, selbst Leder, womit man einzelne Häuser gedeckt hatte, wurde herabgerissen, gekocht und verzehrt, und Wurzeln, von welchen der Indianerstamm der Yamparicas sich nährt, waren ein leckeres Mahl. Zu alledem kam noch eine entsetzliche Heimsuchung. Das Korn auf dem Felde und das Gemüse in den Gärten schien trefflich gerathen zu wollen und man hielt das Ende der Noth für nahe; da zogen ungeheure Schwärme von schwarzen Heuschrecken heran und zerstörten alles Grün. Jede Bemühung sie abzuhalten war vergebens, und die Heiligen standen machtlos und trostlos da. Doch Hilfe in der äußersten Bedrängniß blieb nicht aus. Von den Inseln im großen Salzsee kamen plötzlich weiße Möven mit rothen Schnäbeln, und vertilgten die Heuschrecken. Darin sahen die Mormonen ein himmlisches Wunder.

Sie haben die Einöde in einen blühenden Garten umgewandelt. Gunnison, der als Ingenieur mit Capitän Stansbury im Auftrage der Vereinigten Staaten Vermessungen am großen Salzsee vornahm, schrieb im Jahr 1851: „Diese Handvoll Menschen hat binnen ein paar Jahren in der That Großartiges geleistet. Die Mormonen erreichten die Blüthe ihres Gemeinwesens durch ihr musterhaftes System, die Arbeitskräfte gemeinschaftlich zur Erreichung eines und desselben Zieles zusammenwirken zu lassen, während doch jeder Einzelne sein besonderes Privateigenthum an liegender und fahrender Habe besitzt. Die Vertheilung von Grund und Boden nahmen sie mit äußerster Umsicht vor, sie gruben Kanäle, um das Land bewässern zu können, weil vom April bis October nur selten Regen fällt. Jeder Einzelne arbeitet mit großer Emsigkeit; überall herrscht gute Nachbarschaft und Ruhe, Friede und Einvernehmen auf

dem Felde und im Hause. Der Fremde, welcher aus den Gebirgsschluchten oder aus wüsten Einöden in das blühende Thal kommt, kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn er sieht, welche Ergebnisse durch eine winzige Anzahl Menschen in so kurzer Zeit erreicht worden sind. Das war aber nur möglich, weil alle diese Arbeitskräfte von einem leitenden Geiste beseelt werden. Da, wo nun ein Volk in Fülle und Behaglichkeit wohnt, hätte man in der gewöhnlichen Art und Weise, in welcher sonst die Amerikaner Wälder und Steppen in Wohnplätze und Aecker umwandeln, gar nichts ausrichten können. Bei den Mormonen wurde die Gemeinschaftlichkeit der Arbeit von religiöser Innigkeit getragen, und der Enthusiasmus hielt die Gemeinsamkeit rege, nachdem sie schon unter mannigfachen Verfolgungen erstarkt war. Die Heiligen hoffen auf eine herrliche Belohnung in der Zukunft; sie meinen, es werde die Zeit kommen, da sie ihre verwüsteten Stätten in Missouri glücklich und in hohen Freuden wieder einnehmen. Unter einem andern Moses werde es ihnen ergehen wie weiland den Israeliten, Aegypten liege schon hinter ihnen. Sie würden ihr Jerusalem erreichen, das himmlischer in seinem Ursprunge, glänzender und schöner sei, als das alte in Palästina."

Die Mormonen konnten sich ungestört im fernen und damals noch abgelegenen Utahgebiete ansiedeln und nach ihrem Belieben einrichten. Sie selber nennen ihr Land Des-er-et; das mystische Wort ist ihrem Buche Mormon entlehnt und soll „Land der Honigbiene" bedeuten. In ihren staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche ein eng zusammenhängendes Ganze bilden, tritt das theokratische Element entschieden hervor und überwiegt alles Andere. Einer ihrer Aeltesten schreibt, daß der Staat der Heiligen eine Theo-Demokratie sei; vorerst könne man freilich nebenher die Gerichtshöfe und gesetzgebenden Versammlungen noch nicht entbehren, weil man doch immer noch mit allerlei weltlichen Menschen

und Dingen zu schaffen habe, aber die vom himmlischen Throne herab offenbarten Gesetze und Weisungen seien ein= für allemal festgestellt und unwandelbar; sie müssen jedem Andern vorgehen und die Richtschnur abgeben, nach welcher auch irdische Angelegenheiten geordnet und ausgeführt werden sollen. Nur jene Männer, welchen der göttliche Wille seine Offenbarungen mittheile, können Gesetze geben, die der Wahrheit entsprechen; sie müssen Regierer und Vollstrecker sein, „gekleidet in Rechtfertigkeit, und der Zweck ist Friede." Deshalb ist der Präsident der Kirche auch staatlicher Gouverneur, denn „er ist der Seher des Herrn und regiert kraft des prophetischen Rechtes über die Heiligen auf Erden." Daraus leiten die Mormonen die Folgerung ab, daß Niemand anders als ein mit Offenbarungen vom Himmel Begnadeter bei ihnen ein Amt bekleiden könne, denn nur ein solcher ist Inhaber der Wahrheit, die eine Heide überhaupt nicht hat.

Von Anfang an war es ein Grundsatz der Mormonen, welchem sie unwandelbar treu geblieben sind, daß Niemand sich in ihre Angelegenheiten mischen solle. So lange ihr oberster Kirchenvorsteher, Prophet und Seher Brigham Young, auch der vom Bundespräsidenten bestallte Gouverneur des Gebietes Utah war, ließen sie es sich gefallen, daß im Namen der Union verwaltet wurde, denn Conflicte konnten nicht leicht eintreten. Beamte, die keine Heilige waren, duldete man Anfangs; die in Utah etwa anwesenden oder durchreisenden Nichtmormonen mochten bei ihnen sich Rechts und Raths erholen, so viel sie wollten, aber für die Heiligen waren dergleichen Beamten so gut wie gar nicht da, weil diese alle ihre Angelegenheiten und etwaige Irrungen innerhalb der Kirchengemeinschaft ordnen; die Kirche gilt ihnen als Gerichtshof für alles Dogmatische, und für alles Andere haben sie ein eigenes Gesetzbuch entworfen, das vom Landrecht der Vereinigten Staaten abweicht; ihr „Gebirgsrecht von Deseret" wurde dem mosaischen nachgebildet, und

ist ungemein hart und streng; Auge um Auge, Zahn um Zahn! — Ihre bürgerliche Gerichtsbarkeit bleibt danach mit der Kirchenorganisation verbunden, und die Beamten sind zugleich weltliche und kirchlich fungirende Männer. Ein Friedensrichter ist zum Beispiel auch Bischof, die Richter am Obergericht sind auch hohe Priester oder Apostel. Der höchste Ordner und Lenker, Brigham Young, der Seher, war bis vor Kurzem auch Gouverneur des Gebietes. Wie theokratisch der ganze Zuschnitt erscheint, ergiebt sich schon allein daraus, daß die Legislatur gar kein Gesetz oder eine Verordnung über Etwas geben kann, das dem Propheten nicht in den „Offenbarungen" mitgetheilt worden ist, welche er angeblich erhält; sie kann nur so weit darüber verfügen, als es sich darum handelt, diesen Offenbarungen eine praktische Wirksamkeit und Anwendung zu geben.

Man sieht, wie viel Anlaß zum Zusammenstoß mit dem öffentlichen Rechte der Vereinigten Staaten durch das Alles gegeben ist. Wir wollen nur einen Punkt hervorheben. Utah ist ein Gebiet der Union; keinem Menschen, gleichviel welcher Kirche er angehöre, kann die Niederlassung in demselben verweigert werden. Jeder Bürger hat ein Recht zur Legislatur zu wählen; wenn nun aber diese nur Befugnisse haben soll, so weit die „Offenbarungen" es gestatten, so ist jeder Nichtmormone gleichsam neben den Staat hinausgesetzt und die Gesetze der Vereinigten Staaten sind bei Seite geschoben. Hier liegt Zwiespalt und Dualismus vor. Sowohl in den Grundsätzen wie in dem ganzen Wesen und Sein der Mormonen liegen Elemente, welche ihr Zusammenleben mit den „Heiden" platterdings unmöglich machen. Sie bilden einen wunderlichen Staat im Staate und erscheinen in hohem Grad ausschließlich. Auf einer Insel in der Südsee möchten sie vielleicht unangefochten nach ihrer Weise leben können, vielleicht auch in Oasen der afrikanischen Wüste; mitten auf einem großen Festlande, in

einer Gegend, durch welche eine belebte Auswandererstraße zieht und als Glied eines großen Staatenbundes erscheinen sie anstößig, und es konnte nicht fehlen, daß sie mit der Außenwelt in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche am Ende verhängnißvoll für sie werden müssen.

Ein Ueberblick der öffentlichen Einrichtungen, des Kirchenregiments, der Lehrsätze und des gesellschaftlichen Verhaltens der Mormonen zeigt sogleich, wie unverträglich ein Zusammenleben Andersgläubiger mit diesen Heiligen ist. Ihre Präsidentschaft besteht aus dem Seher und zwei Räthen, und diese Behörde regiert die „Allgemeine Kirche", das heißt alle Heiligen der letzten Tage auf der ganzen Erde müssen ihr in allen geistlichen Dingen unbedingt Folge leisten. Auf den Glauben kommt Alles an, und die Mormonen, so sagen sie, würden dann, wenn der rechte Tag gekommen sei, alle Secten der Christenheit in sich aufnehmen, denn der König der Könige werde diese erleuchten und für die Heiligen hervortreten. Sie wissen auch ganz genau, wie diese allgemeine Bekehrung vor sich gehen wird. Ein großes Heer rückt heran unter dem Banner des römischen Papstes, aber diesem stellt sich das Banner aller Nationen gegenüber; es sind die Heiligen, welchen ihr Seher voranzieht; er hat das goldene glänzende Schwert Labans in seiner Rechten. Der gewaltige Kampf zwischen Gog und Magog wird ausgefochten, der Herr streitet für sein Volk (die Mormonen) auch mit Pestilenz, Feuer und Hungersnoth, und die Erde fällt den Heiligen als Eigenthum zu. Dann steigt Er herab vom himmlischen Throne und herrscht ein glückliches Jahrtausend lang über sie. Doch bevor diese herrlichen Tage erscheinen, errichten die Juden wieder einen Tempel in Palästina, auf welchem ihr Messias dann im Strahlenglanze steht. Sie werden ihre Vergangenheit bereuen und in unermeßlichem Jubel der Zukunft entgegen jauchzen. Aber die Neu-Israeliten Amerika's (die Mormonen) haben dann ihr Jeru-

salem in Jackson County, im Staate Missouri, und dasselbe wird sein eine Freude und ein Ergötzen für alle Welt. Und dann erscheint der Herr der Majestät, um die in Festländer und Inseln getheilte Erde wieder zusammen zu fügen, wie zu Anbeginn der Schöpfung. Von dem Jerusalem in Palästina bis zu jenem in Amerika sollen Wohngebäude ausgehen und sich über die ganze Erde erstrecken, die Menschen aber werden in Eintracht und Frieden leben. „Und zwischen beiden Jerusalem soll aufgeworfen werden der hohe Pfad, welchen der Fuß des Löwen nicht betrat und des Adlers Auge nimmer sah. Und es wird der Tempel gebaut werden, welchen der Prophet Ezechiel beschrieben, für die zwei Priesterschaften, nehmlich die Aaroniten und den Stamm Levi, die zu ihren Pflichten zurückkehren und die Thieropfer wieder einführen, und für die Melchisedek, die höhere Priesterschaft und diese ist bei denen, welche der Seher Joseph dazu bevollmächtigt. Aber am Ende des tausendjährigen Reiches wird denen, welche nicht aufrichtig waren im Gehorsam gegen den Willen des Herrn, gestattet sein, ihren aufrührerischen Geist unter der Anführung ihres Heerführers Satan eine kurze Zeit zu bethätigen. Aber am Ende werden sie ausgerottet durch die Guten. Die Erde, welche ein lebendiges Wesen ist, wird zum Himmel und glorreich verschönert, zur Freude Aller, die sanftmüthigen Herzens sind."

An solchen chiliastischen Träumereien hängen die Heiligen der letzten Tage mit großer Inbrunst. Sie nehmen die Bibel als Gottes Wort und glauben an die Einrichtungen, welche im Urchristenthum bestanden; aber das letztere legen sie sich in ihrer Weise zurecht. So lautet eine Stelle in ihrem Bekenntnisse: „Wir glauben an die Macht und Gaben des ewigen Evangeliums, nehmlich an die Gabe des Glaubens, das Erkennen der Geister, Prophezeihung, Offenbarung, Gesichte, Heilen, Zungen und das Verdolmetschen der Zungen, an Weisheit, Mildthätigkeit und Nächstenliebe. Wir glauben an Gottes

Wort, wie dasselbe in der Bibel verzeichnet steht; wir glauben aber auch an Gottes Wort, wie es verzeichnet steht im Buche Mormon (der sogenannten Mormonenbibel) und in allen anderen guten Büchern. Wir glauben an Alles, was Gott offenbart hat und was er jetzt offenbart, und glauben, daß er noch viele Dinge offenbaren wird, die sich auf das Reich Gottes und das Wiedererscheinen des Messias beziehen." In einer andern Stelle des Bekenntnisses heißt es: „Wir glauben, daß man sein müsse rechtschaffen, wahrhaftig, keusch, enthaltsam, wohlthätig, tugendhaft, aufrichtig, und daß man allen Menschen Gutes thun solle. Wir folgen Pauli Vorschrift: wir glauben alle Dinge, hoffen alle Dinge, wir haben viele Dinge ertragen, und hoffen im Stande zu sein, alle Dinge zu ertragen. Wir trachten Allem nach was bescheiden, tugendhaft, preiswürdig ist und guten Namen bringt, und blicken auf den Empfang des Lohnes. Aber ein fauler und verdrossener Mensch kann kein Christ sein und nicht selig werden."

Alles, was in der Bibel steht, muß, den Mormonen zufolge, platterdings ganz buchstäblich genommen werden, weil Gott die Menschen nicht durch Doppelsinnigkeit habe täuschen wollen. Aber das Mormonenbuch und einige von ihren Sehern und Oberheiligen verfaßte Bücher haben ganz dieselbe Geltung und eben so großes Ansehen. Dazu kommen dann die fortlaufenden Offenbarungen. Sie spotten der „Heiden," welche annähmen, daß vor achtzehnhundert Jahren die alte Offenbarung ihren Abschluß gefunden habe; die „Heiligen" dagegen empfangen dergleichen in ununterbrochenem Flusse, denn „ein Lichtstrom hat sich in ihre Seelen ergossen und sie emporgehoben, auf daß sie einen Blick haben für die herrlichen Dinge in der Höhe." Sie rühmen sich mit einer „Weiterentwickelung der Offenbarung" begnadet zu sein.

Man sieht, sie haben Methode in ihren Galimathias gebracht. Sie thun sich auf ihre Originalität, die wir ihnen in manchen Dingen nicht abstreiten wollen, viel zu Gute; in anderen haben sie dagegen einen mislungenen Abdruck vom altjüdischen Wesen genommen. Wie sie es vor der Logik verantworten wollen, daß sie „die einzig wahren Christen" seien, wissen wir nicht. „Gott der Vater" ist ihnen ein vervollkommneter Mensch, der im Vergleich zu uns irdischen der Unendliche genannt werden kann; der Sohn hat ein Tabernakel angenommen, der heilige Geist aber, der begleitende und verbundene Wille Beider, hat keinen irdischen Leib angelegt; deshalb ist er auch nicht gestorben. Gott, sagen sie, habe Augen, Mund und Ohren, und zugleich einen Vater, wie in der Apocalypse stehe. Jeder Mensch kann die Fähigkeit erwerben, ein Planet zu werden, wenn er sich durch Gehorsam und Glauben vervollkommnet; thut er das nicht, so ist er im Himmelreiche nur zu einer untergeordneten Glorie geeignet, etwa „zu einer Spülmagd oder zu einem Stiefelputzer." — „Wenn ihr (Heiden) euch," so sagte und schrieb ein Mormonenprediger, „erträglich aufführt und den Heiligen keine Beschwerde verursacht, so könnt ihr vielleicht zu Küfern oder Bäckern aufrücken und bei Staatsangelegenheiten am Wagen unserer Könige im Paradiese ziehen helfen. Denn die Dinge, die Bräuche und Feierlichkeiten sind dort nach dem Muster der irdischen Dinge gestaltet und werden im künftigen Aufenthalte der Götter und in der Geisterwelt fortgeführt."

Wir können uns hier nicht weiter in das wüste Labyrinth der mormonischen Glaubenssätze vertiefen, zu denen ohnehin fortwährend neue kommen, je nach Maßgabe der „Offenbarungen", welche der Seher empfängt. Kindertaufe der Neugebornen gilt für eine zu verabscheuende Sünde; beim Abendmahl darf man sich keines von Heiden gebaueten Weines bedienen. Bevor die Mormonen selber Reben gezogen hatten und bis

vor ein paar Jahren, wurde an jedem Sonntage, wenn das Abendmahl genommen wurde, ein Brot und ein Eimer Wasser herumgereicht; die Bischöfe schöpften aus dem letztern mit einem Zinnbecher oder Glase und reichten „das Blut" umher. Wer die Tempelgebote übertritt und nicht alle Zehnten pünktlich entrichtet, gilt für einen Räuber oder Dieb. Es giebt Urgötter, durch welche Gott Vater geschaffen wurde; Gott hatte keine Macht, den Geist der Menschen zu schaffen, „denn," sagte der Prophet Smith, „die bloße Idee davon erniedrigt den Menschen in meiner Achtung, und ich weiß es besser." Sobald der Mensch im Embryo von seinem Tabernakel Besitz nimmt, dann ist er der Mensch, eine lebendige Seele. Man hat Unrecht, alle Versuchungen dem Oberteufel Satan zur Last zu legen; die Mormonen wissen, daß die meiste Schuld auf böse Geister niedern Ranges komme. Die Auferstehung der Leiber findet statt, aber ohne Blut, das völlig fortbleibt. Bei der Taufe kann der Gläubige sich einen besondern Geist ausbitten, der ihm als Engel dient.

An der Spitze der Mormonenhierarchie stehen, wie schon bemerkt, die drei Personen der Präsidentschaft, welche „den drei ersten Präsidenten der apostolischen Kirche", Petrus, Jacobus und Johannes nachgebildet worden sind. Die zweite Stufe besteht aus den zwölf Aposteln des apostolischen Collegiums; dann folgen die Hohenpriester, Aeltesten, Bischöfe, Lehrer und Diaconen, die Evangelisten und Missionäre.

Unter den gesellschaftlichen Einrichtungen der Mormonen hat namentlich auch die Vielweiberei allgemeinen Anstoß bei den „Heiden" gegeben. Bis vor etwa sieben Jahren lag den Heiligen daran, daß über ihre Polygamie nach Außen hin nichts verlaute, und sie ist deshalb auch längere Zeit von ihnen durchaus in Abrede gestellt worden. Seit 1851 jedoch haben sie ein anderes System befolgt und rühmen sich laut dieser Satzung, nachdem sie in einer besondern Schrift den Beweis

aus der Bibel geführt zu haben glauben, daß jeder Christ ein gutes Recht darauf habe, mehr als eine Frau zu nehmen. Schon Joseph der Seher hatte über diesen Gegenstand Offenbarungen erhalten und sie denen seiner Freunde mitgetheilt, welche er für am stärksten im Glauben hielt. Die Mormonen berufen sich auf das Beispiel Gott wohlgefälliger Könige und Patriarchen, wie Jakob, David, Salomo &c., und sagen, man müsse so viele Frauen nehmen, als man unterhalten könne, „um ein heiliges Hauswesen zu haben für den Dienst des Herrn.“ Aus solchen Ehen, sagen sie, wird ein besonders heiliges Volk für das Reich Gottes hervorgehen, um mit Gott dem Sohne in dem Jahrtausend zu herrschen, und der Ruhm des Mannes wird im Verhältniß stehen zu der Anzahl seiner Frauen, Kinder und Dienstleute. Einer ihrer Aeltesten und Apostel, der in großem Ansehen steht, Orson Hyde, hielt am 24. Juli 1851 eine Festpredigt, in welcher er den Satz einschärfte, daß überhaupt nur der ein Recht zum Heirathen habe, welcher zur Priesterschaft wählbar sei (dieses Recht hängt bei den Mormonen vom Glauben ab). Er sagte: „Die Kinder Abraham's sollten so zahlreich werden wie die Sterne am Himmel oder der Sand auf der Erde, auf daß vor der Auferstehung die vereinigten Erben Jesu Christi das Werk vollbringen, welches ihr Vater that, bis jeder im Mittelpunkte seines eigenen Ruhmes herrschen mag als ein Gott in seiner eigenen Ewigkeit. Laßt es einen geheiligten Wahlspruch sein: die Frau, welche außerhalb der Priesterschaft heirathet, heirathet für die Hölle.“ In dergleichen sinnlosen Redensarten sind die Mormonenprediger überhaupt stark, und die gläubige Menge legt denselben einen tiefen Sinn unter.

Uebrigens, behaupten sie, daß sie die Polygamie nicht aus Unzüchtigkeit eingeführt haben, und nicht etwa ein orientalisches Harenwesen befürworten. Sie sei ihnen eine nothwendige religiöse Einrichtung, vermittelst welcher sie ihr Reich Gottes zu

mehren hoffen. Die Ehe erklären sie für ein reines und heiliges Verhältniß, in welchem lediglich religiöse Beweggründe und Pflichtgefühle zum Leitstern dienen sollen; „wer die Ehe in Absicht auf Befriedigung sinnlicher Lust eingeht, ist vor dem Herrn ein Scheusal.“ Jeder Mann muß wenigstens einmal heirathen. Eine Frau, welche sich einem schon verheiratheten Manne vermählt, wird demselben „angesiegelt“. Der Begriff von der Liebe zu nur einem weiblichen Wesen, gilt den Mormonen für unsinnig; müsse doch auch ein Vater seine Liebe auf mehrere Kinder vertheilen. „Es ist hochherzig, großmüthig und verständig, mehr als Ein Weib zu lieben, und es erscheint als Bigoterie, seine Seelenneigung nur Einem Wesen zuzuwenden.“ Nur der „Seher“ hat das Recht, einem Manne zu gestatten, daß er zu seinem ersten oder dritten oder achten ꝛc. Weibe noch ein weiteres sich ansiegeln lasse. Jede unverheirathete Person hat das Recht, einen Mann zu verlangen, „der Seligkeit wegen,“ und der Präsident ist verpflichtet, für die Ledige zu sorgen. In der Hand des Sehers liegt somit eine große hierarchische Gewalt. Die Mormonen berufen sich auf eine Stelle im Propheten Jesaias und halten die von ihm verkündete Zeit für nahe: „da sieben Weiber sich am Kleidersaume eines Mannes halten und sagen: wir wollen unser eigen Brot essen, aber du, laß uns nach deinem Namen genannt sein.“ Daraus folgern sie, daß die Vielweiberei vorher verkündigt worden, und daß sie eine biblisch gebotene Einrichtung sei.

Eben deshalb wird man sie auch von diesem Glauben nicht abbringen, an dem sie mit äußerster Zähigkeit hängen, weil die Vielweiberei ohnehin für das wirksamste Mittel gegen Ausschweifungen und gegen Verschlechterung der Welt gilt. Dem „Gebirgsrechte“ gemäß, ist es Pflicht für einen Mann, dessen Frau, Schwester oder Tochter verführt worden ist, den Schuldigen zu tödten. In einem solchen Fall erklärte einst das Gericht: „Es giebt Zeugniß von der moralischen Verkom-

menheit anderer Gemeinwesen, daß sie unter derartigen Umständen Schadenersatz an Geld verlangen. Der Grundsatz dagegen, von dessen Richtigkeit und Nothwendigkeit die Bewohner dieses Gebietes durchdrungen sind, lautet einfach so: der Mann, welcher seines Nächsten Frau verführt, muß sterben, und ihr nächster Verwandter muß denselben tödten." Die Mormonen triumphiren darüber, daß bei ihnen keine Häuser der Prostitution seien, wie bei den übermüthigen Heiden; wenn aber allein ihr Seher und Oberheiliger Brigham Young mehr als vierzig Frauen hat, und also keinen türkischen Pascha zu beneiden braucht, was ist das anders als Prostitution in kolossalem Maßstabe?

Capitän Gunnison hat ganz Recht, wenn er in dieser mit aller abendländischen Anschauung und Gesittung unverträglichen Einrichtung ein Hauptelement der Zwietracht und künftigen Auflösung erblickt. Vernunftgründe richten niemals etwas gegen den Fanatismus aus, aber die Weiber werden dem Mormonismus das Rückgrat abbrechen. Manche sind jetzt noch so sehr in den Banden der Schwärmerei befangen, daß sie die Polygamie preisen, aber die Mehrzahl duldet sie nur, vorläufig noch still und gehorsam, weil man ihnen sagt, daß sie auf göttlichem Gebote ruhe, aber es ist doch ein bedeutsames Zeichen, daß Seher Brigham Young schon im Jahre 1857 so oft Predigten gegen die „plärrenden, übellaunigen, im Stillen mißvergnügten Weiber" zu halten sich veranlaßt sah. Die Stellung der Frauen bei den Mormonen ist eine geradezu unwürdige. Beim Eintreten in ein Haus oder in ein Zimmer geht allemal der Mann voran. Täglich wird der Frau eingeschärft, ihr Ruhm bestehe lediglich darin, eine Mutter in Israel, zu deutsch, eine Kinderwärterin zu sein, Heilige zu gebären und aufzuziehen.

Der obengenannte amerikanische Ingenieur Gunnison, welchen sein Beruf ein Jahr lang unter den Leuten am großen

[illegible] Frauen mit der
[illegible] jüngeren aber nicht. Man
[illegible] ob sie Lust habe,
[illegible] vorziehe, mit einem
[illegible] „Wenn ich nun
[illegible] werde, so wird doch
[illegible] sehen lassen,
[illegible] versprechen und
[illegible] einmal zu sehen,
[illegible] du schon meine
[illegible] Mädchen, und
[illegible] Es thut mir leid,
[illegible] aber ich wollte dir
[illegible] dich befindest."
— [illegible] ertrüge ich nicht,
[illegible] alle Heiligen meh=
[illegible] einzige, gelten
[illegible] Man will wissen,
[illegible] mehr als eine
[illegible]

[illegible] und wunder=
[illegible] und im Zu=
[illegible] wir wissen, noch
[illegible] Buch sein.
Denn [illegible] ist zusammen=
[illegible] und gnosti=
[illegible] Principien im Ele=
[illegible] christlichen Lehr=
sätzen. [illegible] Analogien, denn die
[illegible] und Ahriman
erinnern; [illegible] an eine Seelenwanderung.
[illegible] der sogenannten spiri=
[illegible] über Verwandtschaft der

Geister und Sympathie der Seelen. Die Geister der Abgeschiedenen sind Engel, welche auf die Erde zurückkommen und mit ihren Lieben verkehren; sie erhalten Mittheilungen aus dem Geisterreiche, und Gott ist ein vervollkommneter Mensch. Der Stifter Joseph Smith hat auch den Text der Bibel bearbeitet; mit der Veröffentlichung dieser Arbeit halten aber die Mormonen noch zurück, während sie aus dem Commentar, den gleichfalls Joseph geschrieben, hin und wieder Einzelnes veröffentlicht haben. Dieser „Seher", welchem eine hervorragende Stelle in der Geschichte der Thorheiten des Menschengeschlechts für alle Zeiten gesichert bleibt, war ein wenig gebildeter Mann, aber mit viel intuitivem Transcendentalismus begabt. Glaubenslehren und Formeln, welche er vorfand, kümmerten ihn wenig; sein Wunsch und Wille oder ein beliebiger phantastischer Einfall war ihm Glaube, durch welchen, ihm zufolge, das Reich der Wahrheit, Schönheit und Seligkeit erworben wird, wohlverstanden, so wie er sich dasselbe vorstellte. Er war ein Mann von starken Leidenschaften und wandte sich an die Schwachen, welche er mit dem Wasser seines rohen Materialismus taufte.

Zu diesen religiösen Phantastereien bildet die klare Prosa des gesunden Menschenverstandes, welche die Mormonen in allen übrigen Lebensverhältnissen bethätigen, einen wunderbaren, im höchsten Grade schroffen Gegensatz. Niemals hat ein Volk oder eine Secte sich eines solchen ökonomischen Gedeihens zu erfreuen gehabt, nie sind Andere so rasch zu gediegenem Wohlstande gelangt. Die Heiligen schaffen aus der Wüstenei einen Garten; vier oder sechs mal sind sie unter Blut und Streit von Haus und Hof getrieben worden und mußten ihre Habe zurücklassen, aber allemal haben sie, und stets mit wachsendem Erfolge, mit frischem Muthe von vorne angefangen. Durch diese aus aller Welt Enden zusammengewehete Masse geht ein und derselbe Geist; für das bürgerliche Leben halten sie den

Grundsatz fest, daß die höchste Pflicht und das höchste Vergnügen in Verrichtung nützlicher Arbeit bestehe. Alle Reisenden, welche jemals das große Binnenbecken besucht haben, konnten sich der Bewunderung nicht erwehren, als sie das blühende Gemeinwesen der Mormonen sahen.

Im Frühjahr 1847 zogen, wie wir schon sagten, die ersten Heiligen von der Grenze des Staates Missouri aus, um einen ruhigen Fleck Erde aufzusuchen. Vierhundert Stunden weit pilgerten sie durch die Wiesensteppen am Nordarme des Platteflusses hin, welchen die Sioux-Indianer den Nebraska nennen. Dann stieg das Land an; die Heiligen hatten die schwarzen Hügel und den Ostabfall der Felsengebirge erreicht, aus welchen der Nebraska hervorbricht. Sie folgten dem Laufe des Sweetwater, der sie zu dem berühmten Südpasse führte, schritten nach Westen hinab über den grünen Fluß, einen der beiden Hauptstromarme des Colorado. Aber noch war ihres Bleibens nicht, die rechte Stätte hatten sie noch nicht gefunden; sie mußten weiter wandern und die Wahsatschkette übersteigen. Dann aber hatten sie einen entzückenden Anblick, der sie gewaltig ergriff; alle sanken auf die Kniee. Vor ihnen tief unten lag der große Salzsee und erglänzte im Sonnenstrahle, das gelobte Land, in welchem sie Hütten bauen wollten, war endlich gefunden. Ihre Freude steigerte sich, als in der Gestaltung der Gegend manche Aehnlichkeit mit Palästina unverkennbar war. Auch die Juden waren verfolgt worden und hatten durch die Wüste ziehen müssen gleich ihnen; Moses hatte Kanaan nicht mehr gesehen, auch Joseph Smith kam nicht an den Salzsee. Dieser hat keinen Abfluß zum Ocean und gleicht dem Todten Meer; in ihn fließt ein klares Wasser, der Jordan, welcher aus dem Utahsee kommt, diesem „westlichen See von Tiberias". In alle dem sahen die Mormonen einen Fingerzeig vom Himmel, der ihnen das von Weißen noch unbewohnte Thalbecken vorbehalten hatte.

Dieses große obercalifornische Binnenbecken, etwa auf halbem Wege zwischen der Grenze der westlichen Staaten am rechten Ufer des Mississippi und den Gestaden des großen Weltmeeres, ist von der übrigen Welt völlig abgeschlossen. Im Norden wie im Süden wird es durch weite Wüsteneien von den Wohnsitzen anderer Menschen getrennt; im Nordosten erheben sich die Felsengebirge, welche man beim Südpasse übersteigen muß, der sich fast 7500 Fuß über das Meer erhebt; im Osten bilden das Wahsatsch- und das Timpanogosgebirge eine Scheidewand zwischen diesem „Great Basin“ und dem Stromgebiete des Colorado; im Süden ist Wüste, im Westen starren die californischen Seealpen empor. Fremont, welchem wir über diese eigenthümliche, vor zwölf Jahren nur sehr mangelhaft bekannte Region die ersten ausführlichen und zuverlässigen Nachrichten verdanken, hebt hervor, daß dieses große Becken weit mehr einen asiatischen als amerikanischen Charakter habe und in mancher Beziehung dem Lande zwischen dem kaspischen See und dem nördlichen Persien gleiche. Es bildet nun das Gebiet Utah, oder, wie die Mormonen lieber sagen, Deseret, den Staat der Honigbiene.

Durchschnittlich hat dieses Becken, dessen Gewässer nirgends einen Abfluß zum Meere finden, eine Länge und Breite von etwa einhundert deutschen Meilen, und eine Bodenerhebung zwischen vier- und fünftausend Fuß. Im Allgemeinen trägt es den Charakter einer dürren Wüste, die einen Flächenraum von mehr als sechstausend geographischen Geviertmeilen einnimmt. Allein manche Strecken können als fruchtbare Oasen betrachtet werden und in vielen Gegenden, wo Bewässerung möglich ist, wird der Anbau des Bodens reichlich gelohnt. Manche Berge behalten neun Monate im Jahre Schnee und speisen die von ihnen herabrinnenden Gefließe fortwährend mit Wasser. Charakteristisch für das Becken sind der große Salzsee, der Jordan und der süße Utahsee, welche mit einander in Verbindung stehen,

und der Humboldtfluß mit dem Humboldtsee. Westlich vom Salzsee zieht, gegen Abend von der Kette, deren höchsten Gipfel der Pilot Pick bildet, eine andere Kette von Norden nach Süden, welche Fremont als Humboldt-Rivergebirge bezeichnet. In diesem hat jener Humboldtfluß seine Quelle; nach einem dreihundert englische Meilen langen Laufe durch die Einöden, in welchen nur seine Uferränder Grün darbieten, verliert er sich in dem sumpfigen Humboldtsee, welchen er allein bildet und der nur etwa 25 Wegstunden von der Sohle der californischen Seealpen liegt. Diese Humboldtregion ist seit zehn Jahren eine wichtige Passagegegend geworden. Der Wanderer, welcher zu Lande nach Californien geht, nimmt den schon weiter oben erwähnten Weg am Nebraska hin durch das weite Prairieland, übersteigt die Felsengebirge im Südpasse und das Wahsatschgebirge, und geht hinab an den großen Salzsee, wo er bei den Mormonen Rast hält. Von dort zieht er weiter nach Westen unter dem Pilot Pick hinweg, durch die Humboldtgebirge und an dem Wüstenfluß entlang, wo er süßes Wasser, Gras und Holz trifft; dort hat er keine Gefahren mehr zu bestehen; denn den Salmon-Trout-Riverpaß, welcher nur 7200 Fuß über das Meer sich erhebt, erklimmt er ohne Schwierigkeit; Californien liegt dann zu seinen Füßen und im Thale des San Sacramento gelangt er in's Tiefland bis nach San Francisco.

Wir wollen die anderen Flüsse und Seen nicht im Einzelnen aufführen, weil sie auf jeder guten Karte verzeichnet sind, und nur auf einige Charakterzüge der Bodengestaltung hinweisen. Das Innere des Binnenbeckens besteht abwechselnd aus großen Gebirgsketten, meist mit Spitzbergen, die sich bis zu einer Höhe von zehn- bis elftausend Fuß aufgipfeln, oder aus nackten Ebenen. Manche Berge sind kahl, andere dagegen mit Fichten, Cedern und Espen, gewöhnlich aber nur dünn bestanden. An vielen Abhängen geben grasreiche Plätze dem Wilde, namentlich dem [illegible]rgsschafe und dem Hirsche, gute Weide, aber die Thäler

zwischen den verschiedenen Gebirgsketten sind zumeist absolut unfruchtbar; dort gedeiht blos der wilde Salbei. Nur am Fuße einiger auf der Ebene sich erhebenden Gebirgszüge liegen schmale Streifen fruchtbaren Bodens. Sonst ist der Boden, der ohnehin während der sechs Sommermonate kaum jemals vom Regen getränkt wird, dürr, kahl und häufig mit Salzausschlägen belegt; aber am westlichen Fuße der Wahsatschkette liegt auf einer Strecke von etwa siebenzig deutschen Meilen ein Streifen angeschwemmten Erdreichs von durchschnittlich sechstausend Schritt Breite, und im Jordanthale ist der Boden überall ergiebig, so weit die künstliche Bewässerung reicht. Nur diese Streifen und was in anderen Thälern eine ähnliche Lage hat und unter Bewässerung zu bringen ist, kann als anbaufähig betrachtet werden; alles andere ist Wüste. Viele Gießbäche, welche dem Schnee ihr Entstehen verdanken, werden schon nach kurzem Laufe und bevor sie noch Thal oder Ebene erreichen, aufgesaugt und verschwinden in dem porösen Gestein. Wo aber der Boden bewässerungsfähig ist, trägt er reichlich, namentlich Weizen, Kartoffeln und Zuckerrüben. Utah kann, bei solcher Beschaffenheit, niemals eine dicht zusammengedrängte Bevölkerung haben; diese wird stets die Oasen aufsuchen müssen, welche aber bei sorgfältigem Anbau künftig einmal einer Million Menschen Nahrungsmittel werden liefern können. Gegenwärtig beträgt die Seelenzahl höchstens sechszig- bis siebenzigtausend.

In dieser Wüste also glaubten die vielverfolgten Mormonen eine Ruhestätte gefunden zu haben und von der Außenwelt abgeschieden zu sein. Der Gang der Ereignisse hat es jedoch so gefügt, daß Californien in die Gewalt der Amerikaner fiel und die Goldgruben alljährlich Tausende von Auswanderern über die Prairien und die Felsengebirge lockten. Seitdem war kein Abschließen mehr möglich, denn das Land der Honigbiene lag auf der großen Wanderstraße, und die Stadt am Salzsee,

das neue Zion der Heiligen, wurde zu einem viel besuchten Rast- und Haltepunkte.

Noch an demselben 21. Juli 1847, als die 143 Pioniere angelangt waren, begannen sie das Land umzupflügen; mit bewunderswürdigem Scharfsinn hatten sie die beste Lage im ganzen Binnenbecken herausgefunden. Fünf Tage später, nach Ankunft der Präsidentschaft, vermaßen sie eine Strecke, auf welcher Neu-Jerusalem aufgeführt werden sollte; nach Verlauf eines Monats hatten sie Hunderttausende von Ziegelsteinen verfertigt, Holz im Gebirge gehauen und herbeigeschafft und eine Burg gebaut, welche Schutz gegen Ueberfälle der Indianer gewähren konnte. Im nächsten Sommer waren schon neuntausend Morgen Land mit Getreide bestellt; die Mormonen hatten eine Mahlmühle und zwei Sägemühlen, und 1850 waren außer der Hauptstadt schon mehr als zwanzig andere Ortschaften gegründet worden. Ueberall, wo die Oertlichkeit günstig war, standen schon damals Meierhöfe; die Ansiedelungen reichten bereits einhundert englische Meilen nach Süden hin. Im „Thale" wohnten mehr als zwanzigtausend Heilige, sie gaben sich eine „Verfassung für den Staat Deseret"; doch war die Zeit zur Bildung eines solchen noch nicht gekommen und sie mußten sich begnügen, 1850 als Territorium der Vereinigten Staaten organisirt zu werden.

Capitain Stansbury, der zwei Jahre nach Ankunft der ersten Mormonen am großen Salzsee eintraf (August 1849), entwirft eine anziehende Schilderung von ihrem Leben und Treiben. Sie hatten den Plan zur Hauptstadt, welche die Heiden Great Salt Lake City nennen (40° 40′ N. Br., 112° W. L.), in großartiger Weise ausgelegt; sie soll zwei Stunden Länge und anderthalb Stunden Breite haben; die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, sind 132 Fuß breit, mit Seitengängen je von zwanzig Fuß. Jedes Haus muß außerdem zwanzig Fuß nach innen von der Straße liegen

und hat einen Garten; jeder Eigenthümer muß Gesträuch und Bäume pflanzen. Die Stadt hat eine herrliche Lage nahe dem Salzsee am westlichen Fuße des Wahsatschgebirges, am Jordan. Durch die Stadt fließt unablässig im Winter wie im Sommer klares Wasser, das durch sinnreich und zweckmäßig angelegte Gräben durch alle Straßen, und zwar an beiden Seiten hin, geleitet worden ist und allen Gärten und Feldern die erforderliche Feuchtigkeit mittheilt. Im Osten und Norden fällt das Gebirge in Stufen ab und bildet breite Hochterrassen, von welchen man das ganze Jordanthal überblickt. Auch hat man eine warme Quelle in die Stadt geleitet, um die öffentlichen Bäder mit dem wohlthätigen Mineralwasser zu versorgen. Im Westen des Jordan wächst auf den im Uebrigen unfruchtbaren Ebenen ein grobes Gras, das aber den Heerden nahrhaftes Futter giebt; die Niederungen im Norden liefern ein übrigens nicht eben gutes Heu. Durch die Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern in Gärten und Straßen ist Salt Lake City eine wahrhaft liebliche Stadt geworden, deren Anblick um so mehr erfreut und überrascht, weil der Reisende wochenlang durch kahle, sonnenverdorrte Gegenden wandern muß, bevor er das Thal erreicht. Diese Mormonenstadt ist in der That „ein Diamant der Wüste“. Schon 1849 hatte sie achttausend Einwohner, gegenwärtig mag die Zahl das Dreifache betragen. Viele Häuser sind aus Lehmsteinen gebaut, welche in dem trockenen Klima ihre Vorzüge haben; sie sind sorgfältig bedacht und werden sauber angestrichen. Mit Holz, an welchem das Thal Mangel hat, muß man äußerst sparsam umgehen.

In Neu-Jerusalem soll sich der Große Tempel erheben, welcher, den Mormonen zufolge, an Großartigkeit und Pracht alle anderen Gebäude der Welt übertreffen wird; und nur erst, wenn das tausendjährige Reich anbricht, soll noch ein Heiligthum erstehen, gegen das selbst er verschwindet; zu demselben ist ein Platz in Jackson County, Staat Missouri, auserkoren

worden, auf derselben Stelle, wo Adam's Paradies war. Aber dieser Tempel wird erst errichtet, „wenn die Zeit sich erfüllt hat"; bis dahin werden Licht, Wahrheit und der rechte Glaube von dem Tempel am Salzsee über die Welt ausstrahlen.

Der „Becken-Staat" ist vermöge seiner eigenthümlichen Lage tief im Binnenlande vorzugsweise auf sich selbst angewiesen, und auch eine künftige Eisenbahn vom Mississippi zum Großen Weltmeere wird ihn unberührt lassen. Ackerbau und Viehzucht müssen stets die Grundlagen seines Gedeihens bleiben. Im mittlern Utah, wo die meisten Ansiedelungen sich befinden, dehnen drei Salzseen sich aus. In dem größten, in dessen Nähe die Hauptstadt sich erhebt, liegen mehrere beträchtliche Inseln, und die Uferlandschaften gewähren einen großartigen Anblick. Das Wasser ist derart mit Salz gesättigt und so dicht, daß die Menschen gleich einem Kork auf demselben schwimmen und mit Leichtigkeit in demselben gehen können. Das hineinströmende süße Wasser des Jordans und der vielen Gebirgsbäche vermindert den Salzgehalt nicht, weil die Verdünstung so stark ist. Dieser Jordan, ein Abfluß des schönen, dreißig Meilen langen und süßen Utahsees, bahnt sich seinen Weg durch eine tiefe Schlucht über manche Stromschnellen. Seine Ufergegenden sind fruchtbar. Unweit vom östlichen Ufer des Sees, am Provo- oder Timpanogosflusse, haben deshalb die Mormonen die Stadt Provo gegründet, und von hier nach Norden hin bis Ogden City folgt eine Farm der andern und überall leben die Menschen im Wohlstand.

Im Süden des Utahsees und gleichfalls an einem Zufluß desselben haben sie die Ortschaft Payson gebaut; vierzig deutsche Meilen vom See auf der Straße nach Californien im San Petethale steht der Flecken Manti, und sechzig deutsche Meilen südlich von der Hauptstadt Cedar City, in einer an Eisenerzen und Kohlen reichen Gegend. Es ist eine kluge und gewiß richtige Politik der Mormonen, ihre Niederlassungen

und Außenposten immer weiter nach Westen gegen Californien und nach Süden gegen Sonora oder vielmehr das untere Coloradoland vorzuschieben, um eine Kette von Stationen und Verbindungsplätzen herzustellen, welche zugleich Vertheidigungspunkte abgeben können.

Ansiedelungen und Städte gründen sie in eigenthümlicher Weise. Eine Abtheilung erfahrener und abgehärteter Jäger und Bauern, von Handwerkern begleitet, zieht aus, um eine Gegend zu erforschen und einen zur Niederlassung geeigneten Punkt auszuwählen. Nachdem sie Bericht erstattet haben, erscheint ein Kirchenältester, um bei den ersten Arbeiten die Aufsicht zu führen. Andere Ansiedler folgen, theils freiwillige, theils solche, welche die Präsidentschaft auswählt; sie nimmt dabei ganz besonders Rücksicht darauf, daß alle Gewerke möglichst vertreten seien. In dieser Weise wurde die Ansiedelung im San Petethale durch sechszig Familien begonnen, und zwar kurz vor Einbruch des Winters, im October. Ueberall werden sogleich Schulen eröffnet und in der Hauptstadt ist eine Universität gegründet worden.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß bei den Mormonen geistliches und weltliches Regiment zusammenfällt, und daß die Staatsbeamten zugleich die Eigenschaften von Kirchendienern haben. Damit können die Heiligen im großen Thalbecken einverstanden sein; Heiden dagegen, welche doch eben so gut ein Recht haben im Uthahgebiete zu wohnen, sind es keineswegs und finden auch viele andere Einrichtungen anstößig. Jedermann zahlt Abgaben; die Gelder aber werden ohne Unterschied zu weltlichen und kirchlichen Zwecken verausgabt. Die Heiligen erheben Zehnten nach dem Muster der alten Israeliten. Jeder Heilige ist verpflichtet, „in des Herrn Schatz" ein Zehntel von Allem was sein ist zu erlegen; sodann zahlt er noch den Zehnten von dem, um was sein Hab und Gut sich im Laufe des verflossenen Jahres vermehrt hat, und endlich muß er den zehnten Theil seiner Zeit bei Arbeiten zum Zwecke des

allgemeinen Vortheils verwenden, zum Beispiel beim Bau von Straßen und Brücken, beim Anlegen von Bewässerungsgräben und dergleichen mehr. Der Geldertrag fließt in die Koffer der Kirche und wird nur von Mitgliedern derselben erhoben. Das bürgerliche Regiment bestreitet seine Ausgaben von einer Eigenthumssteuer, welche sowohl von Heiligen wie von Heiden erlegt wird. Alle in die Hauptstadt eingehenden Güter tragen eine Abgabe, die von Branntwein, dessen Einfuhr man höchst ungern sieht, die Hälfte des Werthes beträgt.

Diese Zehnten und Auflagen sind sehr beträchtlich; trotzdem leben die Mormonen im Wohlstand. Capitain Stansbury schreibt ähnlich wie Gunnison: „Alles bei ihnen ist im Gedeihen, in friedlicher Eintracht, und durch die ganze Gemeinde geht eine wahrhaft erquickende Zufriedenheit. Mangel ist unbekannt, es fehlt an nichts zum Nothbedarf und zur Anmuth des Lebens. Man dachte einmal daran, für die Zukunft einen Fonds für die Armen zu gründen, nahm aber davon Abstand, als sich ergab, daß in ganz Utah nur zwei der Unterstützung bedürftige Menschen wohnten." Die Mormonen sagen, dieses allgemeine Gedeihen sei auf sie herabgekommen durch die lächelnde Gnade des Himmels und weil sie Auserwählte Gottes seien; sie rührt aber daher, daß eine so große Anzahl kräftiger und in vielen Beziehungen ungemein intelligenter Menschen sich in Zucht, Gehorsam und Leitung äußerst kluger und scharfsichtiger Führer gegeben haben, welche alle verfügbaren Kräfte auf Ein Ziel hinzulenken wissen. Die Mormonen sind über die wirklich staunenswerthen Ergebnisse selbst betroffen. Die Leitung und Controle ihrer gesammten Thätigkeit ist in der That beispiellos. Stansbury, der doch ihren religiösen Anschauungen sehr fern steht, als Beamter der Bundesregierung zu ihnen kam und länger als ein Jahr als aufmerksamer Beobachter in Utah verweilte, erklärt den Präsidenten Brigham Young, an religiösem Fanatismus neben Heber Chase Kimball in

erster Linie steht, für einen in allen anderen Dingen klaren Kopf, einen Mann von gesundem Menschenverstande, der sich vollständig seiner großen Verantwortlichkeit bewußt sei. Er wache darüber, daß sein Volk sich einen guten Namen bewahre, und sorge unermüdlich für dessen geistige Ausbildung und materielle Wohlfahrt. Das Volk aber setze dafür auch ganz unbedingtes Vertrauen in ihn." Stansbury hebt ferner hervor, daß sie im Verkehr mit den nach Californien durchziehenden Auswanderern sich allezeit musterhaft und durchaus ehrlich benommen hätten. „Kurz, die Mormonen machten auf mich den Eindruck einer ruhigen, ordentlichen, fleißigen und wohleingerichteten Gemeinschaft, dergleichen man nur in irgend einer Stadt der Union finden kann; das Privateigenthum wird bei ihnen nicht minder geachtet, wie bei uns, und nichts liegt ihnen ferner als Communismus; von diesem ist unter ihnen auch nicht eine Spur zu finden. Eigenthümlich sind ihnen ihre religiösen Meinungen und Satzungen, ihre Theokratie und die Vielweiberei."

So lange die Mormonen in den Staaten lebten, haben sie viele schwere Verfolgungen erduldet, und in der Brust Vieler lebt ohne Zweifel ein sehr grimmiger Haß gegen die „Aegypter". Man sagt, daß unter ihnen eine Schaar der Würgengel, vierhundert Mann an der Zahl, sich gebildet und den Schwur geleistet habe, blutige Rache für die Ermordung des Sehers Joseph und alle erlittenen Mißhandlungen zu nehmen. Die Nordamerikaner scheinen an das Vorhandensein dieser „Danitenschaar" zu glauben; wir unsererseits haben trotz aller Bemühungen nirgends beglaubigte Angaben über die Würgengel gefunden. Auch leidet es keinen Zweifel, daß man den Mormonen leichtsinnig oder böswillig vielerlei zur Last legt, was nicht auf ihre Rechnung kommt.

Nachdem sie elf Jahre am Salzsee gewohnt, ist endlich die Unverträglichkeit zwischen ihrem theokratischen Regiment und

den Rechten der Washingtoner Bundesregierung klar zu Tage getreten und beide Theile führten Krieg mit einander, nachdem die Mormonen den Gehorsam aufgekündigt hatten. Oftmals ist von ihnen ihre Anhänglichkeit an die Union und deren Verfassung erklärt und betheuert worden; als aber auf beiden Seiten die nothwendigen Consequenzen hervortraten, konnte der Bruch nicht ausbleiben. Die Mormonen wollen, gemäß ihrer kirchlichen und weltlichen Regierung, keine „heidnischen" Beamten anerkennen, und die Bundesgewalt ist nun einmal nicht heilig. Sie mag manche unpassende Persönlichkeiten nach Utah geschickt haben; aber schon allein der Umstand, daß die Mormonen seit 1851 alle Bundesbeamten ohne Ausnahme durch Chicanen oder auf andere Weise quälten und die meisten vertrieben, giebt Zeugniß von einem planmäßigen Verfahren. Befremdend ist nur die Langmuth, mit welcher man ihrem Treiben so lange zusah und sie gewähren ließ. Als Präsident Buchanan statt Brigham Youngs einen „Heiden" zum Gouverneur des Utahgebietes ernannte und Truppen marschiren ließ, um den Gesetzen und Beamten der Union Geltung zu verschaffen, steckten die Mormonen die Fahne der Rebellion auf. In Washington hat man offenbar lange Bedenken getragen, das heiße Eisen anzugreifen, am Ende blieb aber keine andere Wahl. Man schickte etwa zweitausend Mann Truppen nach Utah, die im Herbste des Jahres 1857 in der Nähe desselben anlangten, aber nicht wagen durften, in das Thalbecken des Großen Salzsees hinabzusteigen; sie mußten außerhalb desselben überwintern. Der Bundesregierung ist es dann in der Mitte des Jahres 1858 gelungen, die Mormonen zu einer Art von Unterwürfigkeit zu vermögen und die Soldaten konnten einrücken. Doch liegt, während wir diese Zeilen schreiben, in der ganzen Stellung der Heiligen zu den Heiden noch so manches Unklare, daß sich nicht absehen läßt, welche Entwickelung die Dinge nehmen werden. Was soll dann werden? Durch Waffengewalt wird man sie

von ihrem Glauben nicht zurückbringen und die Vielweiberei nicht beseitigen. Auch handelt es sich keineswegs um diese Punkte, sondern um Gehorsam gegen die Bundesgesetze; dieser soll erzwungen werden. Es liegt aber im theokratischen Charakter der Mormonen, daß ein Krieg gegen sie, als staatlichen Rebellen, auch ihre Religion betrifft, denn gerade vermöge dieser letztern glauben sie keine heidnischen Beamten dulden zu können. Utah ist aber Gebiet der Union, und diese wird und kann sich ihr Anrecht auf eine so wichtige Passagegegend nicht nehmen lassen; sie wird kein ihr feindseliges, ihrer Controle und ihren Gesetzen sich entziehendes Gemeinwesen mittelwegs zwischen Kansas und Californien dulden können. Vielleicht bleibt am Ende doch nichts anderes übrig, als die Mormonen zu vertreiben.

Für die Mormonen ist unter oder neben anderen Völkern kein Raum; ungestört können die Heiligen ihr Ideal nur auf einer Insel oder einer Eilandgruppe in der Südsee verwirklichen; anderswo werden sie überall auf Leben und Tod gegen die „Heiden" zu kämpfen haben*).

---

*) The Mormons or latter day Saints in the Valley of the great salt lake etc. by J. W. Gunnison, of the topographical engineers. Philadelphia 1852. — An expedition to the valley of the great salt lake of Utah etc. by Howard Stansbury, Philadelphia 1852. Mit zwei vortrefflichen Karten und vielen Abbildungen. — Notes of travel in California, comprising the prominent geographical, agricultural, geological and mineralogical features of the country etc. from the official reports of Colonel Fremont and Major Emory. New-York 1849. Die Einleitung enthält Fremont's vortreffliches Geographical memoir upon upper California. — Karl Andree, das Westland, Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse, Bremen 1852 und 1853, Band 1 bis 5. — Den Bericht von Beckwith über die Linie unter dem 41. Grade, welche er 1854 aufnahm (Washington, house documents 129), habe ich leider jetzt nicht zur Hand gehabt. Seine Nachrichten über die Strecke von Great

10. Entdeckungsreisen im Weiten Westen. Bartlett's Wanderungen am Rio Gila. Die Erbauer des Casas Grandes und die Ruinen von Gran Quivira in Neu-Mexiko.

Während der letztverflossenen Jahre ist der weite Raum, welcher sich von der Westgrenze Missouri's und der anderen Staaten auf dem rechten Ufer des Mississippi über die Felsengebirge bis zum großen Weltmeer ausdehnt, vielfach durchforscht worden. Früher war keine Methode, kein rechtes Zusammengreifen in dem Verfahren der einzelnen Reisenden. Die Erdkunde ist vielen kühnen Männern zu großem Dank verpflichtet über eine Menge werthvoller Nachrichten, welche den weiten Westen erschlossen. Aber bis vor Kurzem waren die Regionen im Norden des Rio Gila, der Osten des südlichen Californiens und des Utahgebietes, ein Theil vom westlichen Mexiko, überhaupt die große Coloradoregion, nur wenig bekannt.

Seitdem Californien und Oregon sammt dem neuen Gebiete Washington dem großen nordamerikanischen Staatenbund angehören, stellten sich für den östlichen Theil der Union und insbesondere auch für die Washingtoner Regierung die Nothwendigkeit heraus, jene bis dahin fernabliegenden Landestheile näher kennen zu lernen. Die Amerikaner gehen längst mit dem Plan um, eine Eisenbahn bis an die Gestade des westlichen Meeres zu bauen; sie sind aber bis auf den heutigen Tag noch zu keiner Entscheidung gekommen, welche Route sie wählen sollen. Inzwischen ist die ganze Region zwischen dem 49.

Salt Lake City (Tempel 40° 45′ 37″ N. Br.) nach Osten hin zum Green River, zurück über den Weber River und den Timpanogos, von der Stadt am Salzsee zum Humboldt River Valley, die Humboldtgebirge und die Seen im großen Becken sind sehr anschaulich und zuverlässig. Die sogenannte Mormonenbibel ist 1852 bei Nestler und Melle in Hamburg in deutscher Uebersetzung erschienen, welche „Apostel" Taylor besorgen ließ.

und dem 30. Grade nördlicher Breite auf Anlaß der Bundesregierung näher erforscht und topographisch aufgenommen. Schon vor fünfzehn Jahren gab Oberst Fremont nähere Mittheilungen über Californien, die Sierra Nevada und das große Binnenbecken, welches späterhin auch von Stansbury, welcher dasselbe vermaß, näher beschrieben wurde. Die ausgedehnten Landstriche zwischen Fort Leavenworth in Missouri und dem südlichen Californien waren schon 1846 und 1847 von Emory bereist worden. Man erhielt werthvolle Mittheilungen über den obern Arkansas, den Rio Grande del Norte und den Gila. Der Ingenieur J. W. Abert hatte in denselben Jahren Neu-Mexiko erforscht, und Oberstlieutenant Georg Cooke war von Santa Fé nach San Diego marschirt. Späterhin ist dann in die Reiseunternehmungen der Amerikaner Plan und System gekommen.

Pope nahm die Strecke entlang dem 32. Grade vom Red River zum Rio Grande auf, Parke die Gegenden zwischen Doña Anna in Neu-Mexiko und den Dörfern der Pimos am Gila. Williamson bereiste Californien und erforschte die Pässe der Sierra Nevada, während A. W. Whipple den 35. Grad entlang wanderte und das Stromthal des Colorado erforschte, über welches wir in Deutschland demnächst durch unsern Landsmann Balduin Möllhausen nähere Nachrichten zu erwarten haben. Derselbe ist 1858 mit dem Ingenieur Ives diesen Fluß fünfhundert englische Meilen bis zur Einmündung des Big Cañon hinaufgefahren. Beckwith nahm die Strecke entlang den 38. und 39. Grad von der Mündung des Kansas bis zum Sevierfluß im Binnenbecken auf, und erforschte auch die Region am Humboldt- und am Fall River sowohl, wie jene am obern Sacramento. Stevens erforschte, in Gemeinschaft mit Mac Clelland die Region zwischen dem 47. und 49. Grade, also die Gegenden am obern Missouri, die Pässe der Felsengebirge, die Caskadenkette im Washington-

gebiete und den Pugetsund. Dadurch hat die Wissenschaft große Bereicherungen erfahren.

Während im Orient an den Ufern des Tigris alte Königsstädte aus dem Schacht der Erde hervorgegraben und Denkmäler zu Tage gefördert wurden, welche das Interesse der gebildeten Welt in hohem Grade auf sich ziehen, erforschten auch die Amerikaner jene räthselhaften Alterthümer am Gilafluß, über deren Ursprung bis heute die Gelehrten zu keinem sichern Abschlusse gelangen konnten. Denn noch ist die Frage unbeantwortet: Von welchem Volke wurden jene durch ihre Masse imponirenden, seltsamen Bauwerke errichtet, die man nach dem Vorgange der Spanier als Casas Grandes bezeichnet? Man findet sie auf dem nördlichen Ufer des Gila vom mittlern Laufe des Stromes an nordöstlich bis über Santa Fé in Neu-Mexiko hinaus, weit über das ganze Land zerstreut; überall tragen sie denselben Charakter, und rühren offenbar von Volksstämmen gleichartiger Civilisation her. Waren es, wie man oft behaupten hört, die Azteken, welche jene großen Häuser erbauten? Wir beantworten diese Frage von vornherein ganz entschieden mit einer Verneinung, und werden weiter unten unsere Gründe dafür geltend machen. Zuerst wird es angemessen sein, die neuesten Forschungen übersichtlich darzustellen.

Bekanntlich hatte die Regierung der Vereinigten Staaten eine Commission nach Neu-Mexiko und Californien geschickt, welche in Gemeinschaft mit mexikanischen Behörden die Grenzlinie zwischen den beiden Nachbarstaaten, laut den Bestimmungen des Friedens von Guadalupe Hidalgo, feststellen sollte. An der Spitze der amerikanischen Expedition stand John Russell Bartlett, ein Mann, welcher seit Jahren in der ethnographischen und historischen Gesellschaft zu Neu-York großen [illegible]er für die Erforschung der indianischen Alterthümer gezeigt hat.

Im Anfang des Julius 1852 hatte die amerikanische Grenzcommission den Punkt erreicht, wo der Rio Salinas, ein in seinem obern Laufe noch nicht näher bekannter Fluß, von Norden her in den Rio Gila mündet. Jener ist klar und seines Namens ungeachtet süß, während dieser letztere, seit er aus der Gebirgsregion in sumpfiges Thalgelände tritt, trübes und schlammiges Wasser hat. Im Nordosten der Salinasmündung lagen, nach der Aussage der Coco=Maricopas=Indianer, „Häuser des Montezuma", zu denen Bartlett einen Ausflug unternahm. Nachdem er sich durch dichtes Mezquitegestrüpp Bahn gebrochen, fand er bald auf weiten Strecken Trümmer von Wasserleitungen, und gelangte dann zu einem Plateau, das weit und breit mit ganz und gar in Ruinen zerfallenen Häusern bedeckt war. An manchen Stellen ließen sich noch die Linien der äußeren Mauern erkennen, auch die Vertiefungen sind noch vorhanden, aus welchen man den Stoff zu den Luft= oder Schlammziegeln (Adobes) genommen hatte. Aber nicht eine einzige Mauer stand aufrecht, und die Ausbeute an Alterthümern war höchst unergiebig. Bartlett fand die Ebene mit einer ungeheuern Menge von zerbrochenem Töpfergeschirr bedeckt, hin und wieder einen Maisstampfer aus Metatestein, und außerdem auch einige steinerne Hacken und Aexte. Die Bruchstücke der Töpfergeschirre waren mit geometrischen Figuren roth, schwarz und weiß, auch auf der innern Seite, bemalt, während die jetzt in jener Gegend wohnenden Pimos und Coco=Maricopas nur die Außenseite ihrer Töpfe bemalen. In der Nähe der Trümmerhaufen sah man, wie schon bemerkt, überall Spuren sorgfältig angelegter Wasserleitungen, die offenbar viele Meilen weit hergeführt waren. Einer der Erdhügel war ohne Zweifel ein großes Gebäude von 225 Fuß Länge und 60 bis 80 Fuß Breite gewesen; die Seiten entsprachen den vier Himmelsgegenden; aus der ganzen Lage der Trüm=

mer ließ sich abnehmen, daß dieses Haus einst drei bis vier Stockwerke hatte.

Am 12. Julius brach Bartlett, von einigen Pimos-Indianern geleitet, nach den Casas Grandes am Gila auf. Er folgte zuerst dem Wege, welchen General Kearney auf seinem Zuge nach Californien genommen hatte, etwa acht Meilen weit in östlicher Richtung, bog dann gegen Südost ab und sah schon nach Verlauf einer halben Stunde die Ruinen hinter einem Mezquitewald emporragen. Auch hier dienten alte verfallene Wasserleitungen als Wegweiser, und bald waren diese Casas Grandes erreicht — drei Gebäude, welche auf einem Raume von etwa anderthalb hundert Schritten beisammen lagen. Von dem größten derselben stehen einige äußere und innere Mauern, drei Stockwerke lassen sich vollkommen deutlich erkennen, man sieht noch die Enden von Balken, welche in den Mauern befestigt waren; offenbar hatte aber das Haus noch ein viertes Stockwerk. Der mittlere Theil oder Thurm, welcher sich von der Grundlage erhob, ist acht bis zehn Fuß höher als die äußeren Mauern; die Mauern des Erdgeschosses waren vier bis fünf Fuß dick, fielen nach Innen zu senkrecht ab, während die äußere Seite nicht in gerader Linie, sondern abgerundet einwärts zulief. Sämmtliche Mauern bestehen aus großen viereckigen Schlammquadern, aus Blöcken, wie man sie auch in den Häusern der Stadt El Paso findet. Die Erde wird in geeigneter Weise zubereitet, in Kästen gestampft, getrocknet und dann zum Bau verwandt. Hier muß bemerkt werden, daß die eigentlichen Mexikaner solche Schlammblöcke nicht zu Außenmauern benützten. Der bei den Casas Grandes am Gila verwandte Schlamm ist mit Grand, d. h. steinigem Sande vermischt und sehr hart und dauerbar. Die Außenseite war beworfen und glatt abgeputzt; an einer der Mauern fand man roh mit rother Farbe gezeichnete Figuren, aber keine Art von Inschriften. Aus den Spuren verbrannter

Balken ließ sich abnehmen, daß das Haus durch Feuer zerstört worden ist; die Fensteröffnungen oder Füllungen waren mit Holzstäben bekleidet, an denen aber keine Spur von der Anwendung scharfer Werkzeuge sich erkennen läßt; die Balken, welche den einzelnen Fluren der Stockwerke als Stütze dienten, hielten vier bis fünf Zoll im Durchmesser. Die Gemächer stehen zumeist durch Thüren mit einander in Verbindung; außerdem sind aber im obern Theil der Gemächer noch kreisrunde Oeffnungen vorhanden, durch welche Luft und Licht kommt. Aus dem ganzen Plan des Gebäudes ist zu ersehen, daß alle Gemächer lang, schmal und ohne Fenster waren. Die inneren Räume scheinen zum Aufspeichern des Welschkorns gedient zu haben; Bartlett meint: es sei wohl möglich, daß man überhaupt gerade zu diesem Zwecke das ganze Gebäude aufgeführt habe. Die äußeren Dimensionen desselben betragen 50 Fuß von Nord nach Süd, und 40 Fuß von Ost nach West. In der Mitte einer jeden der vier Seiten befindet sich ein Eingang; außer diesen vier Oeffnungen sind keine anderen vorhanden, außer noch drei kreisrunde an der Westseite, wo die eigentliche Thür nur zwei Fuß breit und sieben oder acht Fuß hoch ist; nach oben hin läuft sie verjüngt zu, wie man das auch wohl bei alten Gebäuden in Niedermexiko und Yucatan findet.

Nachdem Bartlett im Julius und August 1852 das Land am Gila erforscht hatte, reiste er nach Paso del Norte zurück, nahm aber eine mehr südliche Richtung, als im vorigen Jahre auf der Hinreise. Er durchzog das bis dahin noch so gut wie unbekannte Land im Süden des Gila; eine dürre, keines Anbaues fähige Einöde. Die ganze Gegend ist eine Wüstenei bis zum S. Pedroflusse, an welchem spanische Mexikaner einige Viehzucht treiben. Der Reisende besuchte das Thal des Santa Cruz, eines kleinen Flusses, der sich nach einem Laufe von etwa 50 Stunden, etwas nördlich von Tucson, im Sande ver=

liert, und ging dann durch den Guadupe=Paß, welcher einen Ausläufer der großen Cordillere durchschneidet. Nachher schlug er die Richtung nach Südosten ein und gelangte nach vier Tagen zum mexikanischen Grenzposten Janos. Von dort führt der Weg in gerader Richtung nach Paso del Norte, aber die Gegend ist weit und breit ohne Wasser, und Bartlett mußte sich deshalb südlich nach Correlitos wenden, in dessen Nähe zwei ergiebige Silbergruben bearbeitet werden. Zwanzig englische Meilen weiter nach Süden erhebt sich die kleine Stadt Casas Grandes an einem gleichnamigen Flusse, der ein fruchtbares Thal bewässert. Hier bestanden die Ruinen, welche für alt ausgegeben wurden, aus einer Kirche, von welcher noch alle Mauern stehen, auch Thurm und Glockenthurm sind theilweise vorhanden, ebenso Reste von Gräbern. Die angeblichen alten Ruinen waren nichts weiter, als in Trümmer gefallene Gehöfte aus spanischer Zeit (Ranchos und Haciendas); doch giebt es indianische Ueberbleibsel auf einer andern Seite der sehr ruhigen und friedlichen Stadt oder vielmehr des Fleckens Casas Grandes. Sie gleichen völlig den oben beschriebenen, bestehen aus eingefallenen und theilweise noch nicht umgestürzten Erdmauern von fünf bis zu dreißig Fuß Höhe und Erdhaufen. Die äußeren Theile des Gebäudes müssen einst niedrig, die inneren Theile aber drei bis sechs Stockwerk hoch gewesen sein. Alles war aus Luft= oder Schlammziegeln erbaut, von Stein aber keine Spur zu entdecken. Jene Schlammziegel sind 22 Zoll dick und über 3 Fuß lang. Auch in der Stadt El Paso sind, wie man bemerkt, alte Theilungswände aus solchen Schlammziegeln vorhanden. (El Paso del Norte ist erst nach 1680 gegründet worden.) Alle dergleichen Mauern werden zuerst an ihrer Basis durch die Feuchtigkeit angegriffen; sie stürzen bald ein, wenn man nicht sorgfältig ausbessert, und bilden nach Verlauf weniger Jahre nur unförmliche Schuttmassen. So erkennt man auch die äußeren Mauern der Casas Grandes nur an

langen Erdlinien oder runden Erdhaufen, welche mit den noch stehenden inneren Mauern rechte Winkel bilden oder mit denselben parallel laufen. Nicht selten stehen die Ecken noch, während alles Uebrige eingestürzt ist. Bei der Stadt Casas Grandes glaubt Bartlett drei verschiedene Gebäude nachweisen zu können, welche durch eine Reihe einstöckiger Häuser, die vielleicht nur als Höfe benützt wurden, mit einander in Verbindung standen. Ist diese Annahme richtig, so hatte das ganze Gebäude von Nord nach Süd eine Ausdehnung von wenigstens 800, von West nach Ost eine solche von 250 Fuß. Im Innern scheinen mehrere Hofräume von größerm und von geringerm Umfange gewesen zu sein. Uebrigens tragen auch diese Gebäude bei Casas Grandes vollkommen denselben Charakter, wie die oben beschriebenen am Rio Gila, nur allein das Holz fehlt wenigstens jetzt, denn Bartlett fand auch nicht eine Spur davon. Dagegen hat das Gebäude hier eine ganz andere Lage, als jene am Salinas und am Gila; diese letzteren stehen auf dem Tafellande, hart über der Flußniederung, deren Boden die Bewohner angebaut hatten. Hier dagegen erheben sich die Bauwerke auf dem Abhange des Plateau's und zwar so, daß ein Theil auf dem Tafellande, ein anderer in der Flußniederung, dem sogenannten Bottomlande steht. Das Ufer hat etwa zwanzig Fuß Höhe. Noch heute ist es in einem großen Theile des mexikanischen Gebietes bräuchlich, daß man die Dörfer oder die einzelnen Gehöfte auf dem unfruchtbaren Tafellande, hoch über der bebaueten Flußniederung anlegt. Offenbar hat man gute Gründe dazu, denn die Niederung wird manchmal überschwemmt und ist in der Regenzeit sehr naß; sodann konnte von der Höhe herab das Thal übersehen und das Heranrücken eines Feindes leicht wahrgenommen werden. Bei Casas Grandes liegen noch drei Hügel von etwa fünfzehn Fuß Höhe, etwa sechzig bis achtzig Schritte von den Gebäuden entfernt; sie waren ohne Zweifel einst Begräbnißplätze. In der Umgegend

findet man außerdem viele andere Schlammtrümmer von kleineren Gebäuden; aus Allem läßt sich abnehmen, daß jene drei großen Häuser, welche unter sich zusammenhingen, den Mittelpunkt für das ganze Gemeinwesen bildeten, und wahrscheinlich auch als Vorrathsspeicher benützt wurden. Der Fluß Casas Grandes oder San Miguel entspringt etwa zweihundert englische Meilen nordwestlich von der Stadt Chihuahua, strömt in beinahe nördlichem Laufe an Casas Grandes und den Ruinen, sodann bei Barancos, Correlitos und Janos vorüber, biegt nach Osten ab und fällt in den See Guzman. „Auf einem hohen Berggipfel, südwestlich von den Ruinen bei Casas Grandes und etwa zehn englische Meilen von denselben entfernt zeigte man mir eine steinerne Festung, von welcher aus das Land weit und breit überblickt werden kann. Man sagte mir, sie rühre von demselben Volke her, welches die Casas Grandes gebaut habe, und sie war ohne Zweifel eine Warte. Man kann diese Festung mit bloßem Auge sehen; durch mein Fernrohr konnte ich sie ganz deutlich erkennen. Aber ich besuchte sie nicht, weil dazu ein Tag Zeit erforderlich gewesen wäre, und diese hatte ich nicht übrig." So sagt Bartlett; es wäre aber von Interesse gewesen, daß er gerade diese angeblich steinerne Festung besucht hätte. Uebrigens ist dieselbe schon vor einem Vierteljahrhundert vom englischen Lieutenant Hardy beschrieben worden, und wir wissen durch ihn, daß es sich nur um ein Gebäude handelt, wie dergleichen in Neu-Mexiko sehr häufig sind. Es besteht aus drei Stockwerken, von welchen das untere gar keinen Eingang hat; die Thür befindet sich vielmehr in der zweiten Flur, und man kann ohne Leiter gar nicht hinauf. Diese Bauart hat man gewählt, um feindlichen Ueberfällen weniger preisgegeben zu sein.

Dies ist der wesentlichste Inhalt von Bartlett's Mittheilungen, die im Grunde gar nichts Neues bringen und nur insofern von einiger Erheblichkeit erscheinen, als sie abermals den

Beweis liefern, daß jene vielbesprochenen Casas Grandes mit der aztekischen Cultur nicht das Mindeste zu schaffen haben, und keineswegs von den Azteken herrühren; was man, durch Clavigero's und Anderer irrige Angaben verleitet, hier und da auch wohl heute noch annimmt. Der Gegenstand ist in geschichtlicher und archäologischer Beziehung von Interesse, und es wird statthaft sein, etwas näher auf denselben einzugehen, um ihn dem Abschlusse näher zu führen.

Die Gegend am Gila, welche vielleicht schon nach zehn Jähren von weißen Männern so stark besiedelt sein wird, daß sie als Staat in die große nordamerikanische Union eintreten kann, war bis vor kurzem ein sehr mangelhaft bekanntes Land, und trat erst seit 1846 aus dem alten Dunkel hervor. Namentlich brachten Oberstlieutenant Emory's Mittheilungen viele wichtige Nachweise. (Notes of a military reconnoissance from Fort Leavenworth in Missouri, to San Diego in California, including parts of the Arkansas, del Norte and Gila rivers; auf Kosten des Congresses 1848 zu Washington gedruckt als Document Nr. 41). Auch Emory hat die Casas Grandes am Gila besucht, über welche ein Häuptling der Pimos ihm eine Sage erzählte. In alten Zeiten lebte ein wunderschönes Weib auf grünen Fluren am Gebirge. Alle Männer bewarben sich um ihre Gunst, und brachten ihr Häute, Getreide und andere gute Sachen. Die Schöne jedoch blieb keusch, und hielt alle Männer von sich fern. Da kam Dürre über das Land, und der Hunger war groß. Das Volk wandte sich an das schöne Weib, und dieses gab Allen Mais, denn sie hatte einen Vorrath, der gar nicht aufhören wollte. Eines Tages lag sie unbedeckten Leibes im Schlaf; da fiel ein Regentropfen auf ihre Brust, durch diesen empfing sie, und gebar einen Sohn. Von diesem stammt das Volk, welches die großen Häuser bauete. Dieß die Sage, an welche übrigens der Erzähler selbst nicht

glaubte; doch fügte er hinzu, daß viele Pimos in die Wahrheit derselben keinen Zweifel setzen.

Der Sinn des ganzen ist kein anderer, als daß die gegenwärtig am Gila hausenden Indianer über den Ursprung der Ruinen, über das Volk, welches jene großen Häuser bauete, gar keine sichere Kunde haben, obwohl dieselben auf keinen Fall in ein hohes Alterthum hinaufreichen. Im Lande der Coco Maricopas fand Emory, in derselben Gegend wo Casas Grandes sich befinden, auch steinerne Zeichen und Figuren in einen Felsen eingehauen, die er abgebildet hat. Sie rühren nicht von den eben genannten Indianern her, welche erst 1826 von der Mündung des Gila dorthin wanderten, wo sie nun wohnen; aber alt sind sie auf keinen Fall, denn unter den Figuren befindet sich auch ein Pferd, also ein Thier, das erst durch die Spanier nach Amerika kam. Der Charakter dieser „Hieroglyphen" ist vollkommen so roh und einfach, wie jene welche z. B. noch heute unter den nordamerikanischen Jägervölkern, z. B. den Tschippewäs, gebräuchlich sind. Auf keinen Fall haben sie irgend welche Aehnlichkeit mit den aztekischen Hieroglyphen der mexicanischen Bilderschrift.

Vazquez Coronado, welcher in den Jahren 1540 bis 1542 von Culiacan aus bis in die Länder am Gila und Rio del Norte vordrang, fand dort ackerbautreibende Stämme; sie wohnten in Dörfern, deren Häuser aus Schlammziegeln bestanden; die Häuser waren bis zu vier Stockwerken hoch, und hatten im Erdgeschoß keinen Eingang; den Kellerraum (estufa) — ganz wie noch heute in Neu-Mexiko bei den Pueblos-Indianern — durften die Weiber nicht betreten. Gerade so sind die Ruinen der Casas Grandes am Gila, und die Dörfer der Pueblos-Indianer in Neu-Mexiko noch jetzt, nicht aber die Dörfer der Pimos und Coco Maricopas, die aus einzelnen Hütten bestehen. Diese letzteren Indianer sind also nicht die [illegible]uer der großen Häuser, aber ein vergleichsweise gesittetes

Volk, arbeitsam, ruhig und ohne Vielweiberei, dabei jedoch so streitbar, daß sie sich der raublustigen Apasches zu erwehren vermögen.

Am obern Salinas wohnen die Suhnis (Soones), ein gleichfalls ackerbautreibender, nur selten von Weißen besuchter Indianerstamm. Nordöstlich von ihnen fließt der San Jose zum Puerco, der von Westen her in den Rio grande fällt, und nicht mit einem andern Puerco zu verwechseln ist, welcher viel weiter südlich auf der linken Seite des Rio grande in diesen letztern mündet. An jenem San Jose wohnen noch heute Indiáner in vierstöckigen Häusern, welche sie auf hohen, vor feindlichen Angriffen gesicherten Felsen erbauten; auch sie treiben Ackerbau, wie alle festangesiedelten Indianer. Sie sind offenbar dasselbe Volk, von welchen die Casas Grandes herrühren; sie wohnen noch heute in solchen und erbauen dergleichen. Sie verfertigen ganz dieselben Töpfergeschirre, deren Trümmer man so reichlich überall findet, wo Ruinen angetroffen werden; sie bedienen sich, und ebenso die Pimos, desselben Maisstampfers, welcher in den verfallenen Schlammhäusern so häufig angetroffen wird. Es ist ein ganz kunstloses Werkzeug, das aus einem concaven und einem convexen Stein besteht.

Die Traditionen der heutigen Indiáner geben gar keinen geschichtlichen Anhalt. Es ist über jeden Zweifel hinaus sicher, daß die Stämme am Gila und im heutigen Neu-Mexico gar nichts von den Azteken wußten, daß sie nicht die geringste Kunde von dem mächtigen Reich auf der Hochebene von Anahuac und der großen Stadt Tenochtitlan hatten, daß zwischen den einen und den anderen nicht die mindeste Verbindung stattfand. Unter diesen Umständen bleibt es eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Indianer Neu-Mexiko's jede Ruine als Casa Montezuma bezeichnen. Emory bemerkt: „Montezuma ist der Ausgangspunkt ihrer Chronologie;

sie nehmen an, daß derselbe zu allen Zeiten regiert habe bevor er verschwand. Alles, was in die Zeiten vor der spanischen Eroberung fällt, bezeichnen sie so, daß es unter Montezuma sich ereignet habe.“ Wie gelangte Montezuma's Name zu Völkern, welche, wie bemerkt, von dem Reiche der Azteken auch nicht einmal eine Ahnung hatten? Er kann offenbar nur durch die Spanier zu ihnen gekommen sein. Und in jedem Fall können Traditionen, welche sich auf Montezuma beziehen oder an dessen Namen haften, doch nur vierhundert Jahre alt sein. Vielleicht wäre weit weniger Verwirrung in die Erörterungen über die Casas Grandes gekommen, wenn man nicht die Benennung Mexiko auch auf die Gegenden im Norden des Aztekenreiches willkührlich ausgedehnt hätte.

Die Civilisation der Menschen, welche die Casas Grandes bauten, hat offenbar einen nur geringen Grad erreicht, und war so dürftiger Art, wie jene der Moundbuilders, jener Stämme, welche die Hügel am Ohio, und überhaupt im Stromgebiete des Mississippi aufführten. Gewiß bildet sie einen erfreulichen Gegensatz zu der wilden Rohheit jener Räubervölker, welche noch heute das große Gebiet vom californischen Meerbusen bis zum Arkansas durchstreifen und verheeren, der Apasches, Kamantsches, Utahs, Scheyennes, Navajos und Arrapahoes. Wir wissen, daß bei Menschengedenken und bis heute die nördlichen und ein Theil der inneren Provinzen Mexiko's, z. B. Chihuahua, Durango und zumeist auch Sonora und Sinaloa durch die Apasches Mezcaleros völlig ausgeraubt und ausgemordet und in eine menschenleere Wüstenei umgewandelt worden sind. Das geschah und geschieht jeden Tag gegenüber den Nachkommen der streitbaren Gefährten des Cortez, welche über alle Hilfsmittel der europäischen Gesittung und über Feuerwaffen verfügen. Uns liegt die Ueberzeugung nahe, daß die Räubervölker, als sie sich einmal das Roß [illegible] die Flinte angeeignet hatten, gegen die Be-

wohner der Casas Grandes ebenso verfuhren, wie noch heute gegen die spanischen Bewohner der Haciendas und Ranchos. Zu allen Zeiten waren sie Feinde der friedlichen Ackerbaustämme; das ergiebt sich unwiderlegbar aus der einfachen Thatsache, daß die großen Häuser im untern Geschoß nicht einmal einen Eingang hatten, und auch gegenwärtig in den noch bewohnten Casas Grandes einen solchen nicht haben. Auch am Gila und am obern Rio grande giebt es einen Gog und Magog, ein Iran und Turan. Derselbe Proceß, durch welchen die einst von einer zahlreichen Menschenmenge bewohnten großen Häuser-Blockmassen verödeten, geht noch heute ungeschwächt seinen Gang fort. Als die Indianer am Gila vernichtet, vielleicht zum Theil in das nordöstliche Gebirgsland ausgewandert waren, richteten sich die Angriffe der wilden Stämme gegen die Weißen. Uns will bedünken, daß die Zerstörung der Casas Grandes in eine verhältnißmäßig neue Zeit falle, und vielleicht nicht über höchstens drei Jahrhunderte hinaufreiche. Aber in Betreff der Einzelheiten fehlt es an jedem sichern Anhaltspunkt.

Albert Gallatin, in seinem Aufsatze über die Halbcivilisation in Neu-Mexiko (Transactions of the American Ethnological Society, Vol. II. Neu-York 1848, S. 83 ff.) weist darauf hin, daß zwischen der aztekischen Gesittung und jener der Indianer im sogenannten Neu-Mexiko ein Raum von nahezu 400 Stunden Weges lag. Er hebt hervor, daß der Ackerbau in Neu-Mexiko nicht dort entstand und von da auch nicht nach Süden hin verbreitet wurde, daß vielmehr gerade das Gegentheil der Fall sei. Die Indianer in Neu-Mexiko bauten Mais, welcher offenbar aus einer südlichen Gegend stammt. „Die Traditionen der Mexikaner über die Wanderungen der Azteken sagen nichts weiter, als daß diese von Norden oder Nordwesten her kamen, und gelegentlich einige Jahre an verschiedenen Stellen sich aufhielten, bis sie nach Verlauf von

etwa anderthalbhundert Jahren im Thal von Mexiko anlangten. Die Annahme, daß sie vom Gila oder aus einer nördlich von diesem Flusse liegenden Gegend herkamen, ist weiter nichts als eine bloße Vermuthung der Spanier, und diese stützt sich auf keine andere Thatsache, als auf das Vorhandensein der in Trümmern liegenden Casas Grandes. Die mexikanischen Traditionen sprechen ausdrücklich dagegen; denn sie verlegen das Aztlan der Azteken nicht in irgendeine weitentfernte Gegend, sondern in die Nähe von Mechocan; und nach Don Fernando d'Alva waren die Azteken Abkömmlinge der alten Tolteken, welche nach Aztlan geflohen waren und später in das Land ihrer Vorfahren zurückkehrten." Jene Fabel, daß die Azteken am Gila gehaust hätten, gewann durch die allerdings interessante Reise des Paters Pedro Font eine allgemeine Verbreitung. Der muthige Geistliche fand 1775 Ruinen von Casas Grandes am Gila, und erklärte dieselben, mit mehr Phantasie als Kritik, ohne weiteres für die „zweite Station der Azteken". Seitdem figurirt diese Station auf unsern Landkarten, sogar noch in solchen von 1853.

Der westliche Continent hatte, gleich der östlichen Erdhälfte, mehrere von einander unabhängige Brennpunkte der Civilisation; in Mexiko und Mittelamerika, in Peru, bei den Muyscas in Neugranada, in Chile war die Cultur selbstständig und aborigin, ohne nachweisbaren Zusammenhang und ohne Verbindung mit jedem andern Civilisationsfocus. So sind wir auch zu der Annahme geneigt, daß die Moundbuilders am Ohio und Mississippi und die Erbauer der Casas Grandes beide eine selbstständige Civilisation bei und aus sich entwickelten, daß sie bei jedem von beiden durchaus autochthon gewesen sei. Die Bewohner der heutigen Casas Grandes sind die Nachkommen der Stämme, welche einst in den nun zertrümmerten Casas Grandes hausten. Wer die

Schilderungen, welche die neueren Reisenden von den Pueblos-Indianern in Neu-Mexiko entwerfen mit den Darstellungen Castañeda's aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vergleicht, kann darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Die Fabel von den Azteken am Gila und Aztekenruinen auch in dem Lande nördlich von diesem Flusse bis zum Rio Colorado und zur Yaquesila hinauf, diese Fabel wird ferner nicht in Büchern und auf Landkarten figuriren dürfen.

Jene indianische Gesittung aller ansässigen Stämme, die von der Ostgränze des heutigen Neu-Mexiko, oder, genauer ausgedrückt, von dem Scheidegebirge, welches die Zuflüsse des Arkansas von dem Stromthale des Rio del Norte trennt, bis in das Land am mittlern und untern Gila wohnten, hat nichts gemein mit der höhern Cultur der Azteken, steht aber weit über der Barbarei der Raub- und Jägervölker, welche Prairien und Bergland durchschweifen. Sie war, wie schon gesagt, im Lande selbst entstanden und von eigenthümlicher Art. Das Leben dieser Völker wurde wesentlich dadurch bestimmt, daß sie auf allen Seiten von feindlichen Horden umgeben waren. Dieser konnten sie sich nicht erwehren, wenn sie etwa vereinzelt wohnten, sie errichteten daher große Häuserblöcke von beträchtlichem Umfang, die zugleich als Festungen, Vorraths- und Wohnhäuser dienten, und zu welchen erst im zweiten Geschoß eine Eingangsthür führte. So waren sie gegen Ueberfälle gesichert und im Stand, sich zu vertheidigen. Erlaubte es die Oertlichkeit, so wurden diese Casas Grandes auf hohen Felsplatten erbaut, damit das Land weit und breit überblickt werden konnte. Wir haben früher schon nachgewiesen, daß alle diese Bauwerke, gleichviel wo sie liegen, denselben Charakter tragen, und nicht etwa von einem uralten, untergegangenen Volk herrühren, sondern das Werk der unmittelbaren Vorfahren der noch heute in Neu-Mexiko seßhaften Urbewohner sind, welche von den Spa-

niern, im Gegensatz zu den Jägerhorden, als Pueblos-Indianer bezeichnet werden. Und da noch gegenwärtig der alte Kampf zwischen den Prairievölkern und den ackerbautreibenden Indianern fortdauert, so ist es erklärlich, daß die letzteren bis auf den heutigen Tag Casas Grandes bauen, wie das zum Beispiel in dem Pueblo Taos, etwas nördlich von Santa Fé geschieht. Hier liegt also eine Continuität vor, und die Casas Grandes sind alles Fabelhaften entkleidet. Das eigenthümliche Leben der Völker, welche schon vor Jahrhunderten diese sonderbaren Häusermassen aus Schlamm und kleinen Kieseln erbauten, und sich auch der Asche bei der Bereitung ihres Mörtels bedienten, wurde aber zunächst durch die Spanier, namentlich im siebenzehnten Jahrhundert, gebrochen. Die Pueblos erlagen vor den Feuerwaffen der Europäer; die Spanier selbst aber waren zu wenig zahlreich, als daß sie sich der Apaches und der übrigen Raubvölker überall erwehren konnten; und diesen wichen nach und nach auch die meisten Pueblos, welche offenbar mehr der friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues oblagen, und sich um so mehr auf den Vertheidigungskrieg beschränkten, da sie in der Ebene wie im Gebirg nichts fanden, was zu erwerben sich der Mühe verlohnt hätte. Die Apaches brachen gelegentlich ein, plünderten, verbrannten die Häuser und zerstörten die mit großer Mühe und ungemeinem Geschick angelegten Wasserleitungen. Dieser Zerstörungsproceß hat, wie schon früher bemerkt wurde, seinen Fortgang bis in die neueste Zeit gehabt und Emory (Notes of a military reconnoissance from Fort Leavenworth to San Diego, Congreßdocument Nr. 41, Washington 1848, S. 53) bemerkt ausdrücklich, daß er am obern Gila an zwei Pueblos vorüberkam, welche erst in neuer Zeit von den Räuberstämmen zerstört worden waren. „The frequent incursions of the Indians are said to cause the desertion of this part of the valley," sagt er, und das ist ebenso glaublich als erklärbar.

Zu den sagenreichen Städten, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, gehört das zwischen dem Rio Grande und dem Pecos liegende Gran Quivira. Seit Castañeda's Bericht über Coronado's Zug durch Neu-Mexiko haben gerade über diesen Ort die Fabeln sich von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzt. Wir heben Gran Quivira hervor, weil noch in der allerjüngsten Zeit, am 7. April 1853, in der historischen Gesellschaft von Maryland zu Baltimore wieder von den „stupendous ruins“ dieses Platzes die Rede war, und wollen uns bemühen, die Sache möglichst ins klare zu stellen. Unter der Benennung Quivira begriffen die Spanier im sechszehnten Jahrhundert ein imaginäres Land im nordöstlichen Neu-Mexiko; gewiß ist, daß in der oben angedeuteten Gegend eine in Trümmern liegende Stadt Gran Quivira sich befindet, in welcher große Schätze verborgen liegen sollen; deshalb ist der Ort nicht selten von weißen Abenteurern, welche Gebirge und Prairie durchstreifen, namentlich von Biberfängern, besucht worden, und einer dieser Leute — der Trapper Campbell — war zweimal dort, in den Jahren 1839 und 1842, um Schätze zu graben. Den Bericht dieses Schatzgräbers theilte ein Oberst Dixon S. Miles dem historischen Verein für Maryland mit, in dessen Aprilsitzung derselbe zum Vortrag kam. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

„Gran Quivira liegt auf einem Tafelland, einer sogenannten Mesa, am Nordwestpunkte der Sacramentoberge, scheint einst eine große und stark bevölkerte Stadt gewesen zu sein, hat breite rechtwinkelig angelegte Straßen, und mag von Nordost nach Südwest eine Länge von drei englischen Meilen, eine Breite von ungefähr einer halben Stunde gehabt haben. Einige der noch stehenden Häuser sind aus behauenen Steinen aufgeführt, und nehmen eine beträchtliche Bodenfläche ein. Campbell will einen Palast und einen Tempel erkannt haben; in dem letztern hoffte er den ersehnten Schatz zu finden. Beim

Nachgraben stieß er auf ein Gewölbe, räumte den Schutt hinweg und fand dann einen Flurboden, welchen er offen legte. Unter demselben war ein leerer Kellerraum von etwa sechszehn bis achtzehn Fuß in's Gevierte, mit glatten Wänden, die er angeblich mit Gemälden und farbigen Gestalten bedeckt fand. Dieser Kellerraum befand sich auf gleicher Fläche mit der Straße, welche jetzt zehn bis fünfzehn Fuß unter der gegenwärtigen Oberfläche liegt. In diesem Keller wohnte der Trapper nebst seinen Gefährten einige Zeit. An einer andern Stelle grub er einen Altar aus, und fand da einen etwas ausgehöhlten behauenen Stein, und glaubte nun den Schatz entdeckt zu haben. Als Ausbeute ergab sich aber nur ein Menschengerippe. Außerhalb der Stadt, am Hügellande, deckte er einen alten Schacht auf, und verfolgte den Gang wohl eine Viertelmeile weit; alles zeugte von früheren Culturen. Am Ende des Ganges lag ein kleines Gemach, in welchem eine von Metall gearbeitete, aber nun [illegible] Verzierung lag; auch ein Meißel, ein Hammer, eine Art Axt und ein Stück irdenen Geschirres wurde in diesem Gemach angetroffen. Campbell ließ diese Sachen liegen, forschte in der Gegend weiter umher und gelangte zu einem großen Wasserbecken, das seiner Angabe zufolge 150 Schritt lang und 80 Schritt breit gewesen sein muß; es hatte 30 Fuß Tiefe, gepflasterten Boden und war mit behauenen Steinen ausgelegt. Am Südende stand ein gleichfalls aus behauenen Steinen aufgeführtes großes Haus, das mehrere Stockwerke hoch war; offenbar hat es als Warte, Waffenplatz und Befestigung gedient. In der Umgegend von Quivira steht kein Holz, weit und breit steht auch nicht einmal ein Baum, alles ist sandige dürre Gegend. Am Nordende des Beckens mündet eine Wasserleitung ein, welche Campbell auf einer Strecke von vierzig englischen Meilen in nordwestlicher Richtung bis zu den White Mountains verfolgte. Sie ist der Länge nach mit kleinen gehauenen Steinen ausgelegt, und auf der Grundfläche wie am

den Seiten bemörtelt, 12 Fuß breit und 10 Fuß tief. Jetzt fließt der Bach, welcher sie einst speiste, nicht mehr hinein, weil sie durch Schutt verstopft ist, sondern hat sich seinen Weg zum Pecos offen gehalten, von welchem eben die Wasserleitung ihn früher theilweise ablenkte. Auch ein etwa 100 Fuß breiter Weg ist vorhanden, der von Gran Quivira nach Osten zieht; Campbell verfolgte denselben auf einer Strecke von etwa vierzig Meilen, und meint in ihm, wohl nicht mit Unrecht, die alte Straße gefunden zu haben, welche nach Nacogdoches in Texas führte. An der Nordseite dieses Weges, etwa zwanzig Meilen von Gran Quivira, lagen die Trümmer eines großen Dorfes."

Dies der Inhalt des Trapperberichtes, den wir im allgemeinen für vollkommen zuverlässig halten, ohne uns über denselben, gleich Herrn Miles, in weit ausgreifende Speculationen zu verlieren. Das Ganze läßt nämlich eine sehr einfache Erklärung zu. Gran Quivira war ein großer, aus vielen Casas Grandes bestehender Indianerort in einer an edlen Metallen reichen Gegend. Die Spanier schufen ihn zu einer Bergstadt um; sie bauten Kirchen und Häuser nicht aus Schlammblöcken wie die Indianer, sondern aus Stein; der spanische Ursprung mancher Gebäude wird eben durch diesen letztern Umstand bestätigt, und zum Ueberfluß tragen manche Ruinen noch das spanische Wappen. Das unterirdische Gemach, in welchem der Fallensteller Campbell einige Zeit wohnte, war eine alte Estufa, einer jener Räume unter dem Erdgeschoß, wie sie noch heute in allen Dörfern der neumexikanischen Pueblos zu finden sind. Die Länge der Wasserleitung kann nicht befremden; in der Anlage solcher Acequias waren die Indianer in der That Meister, und die Spanier hatten schon der Minen wegen ein Interesse, dieselben nicht verfallen zu lassen, sondern auszubessern. Nach anderen Angaben ist aber jene Wasserleitung nur zehn Meilen lang. Es leidet keinen Zweifel, daß Gran Quivira eine spa=

nische Bergwerkstadt war, bei welcher bis 1680 die Minen im Betrieb waren. In jenem Jahr erhoben sich die Pueblos, des harten Druckes der Spanier müde, mit dem Ruf: „Der Gott der Christen ist todt, aber unser Gott, die Sonne, stirbt niemals!“ gegen den Statthalter Otermin, den sie bis Paso del Norte, das jener Zeit sein Entstehen verdankt, unablässig verfolgten. Etwa zehn Jahre lang bewahrten sie ihre Unabhängigkeit, wurden dann aber wieder unter das Joch zurückgebeugt. In beiden Kriegen gingen manche aus Casas Grandes bestehende Indianerdörfer zu Grunde; Gran Quivira, dessen Umfang Campbell wohl übertreibt, war seitdem von den Spaniern verlassen, und scheint von den Prairiehorden zerstört zu sein. Das ist eine Ansicht, zu welcher sich der zu früh verstorbene Morton, Josiah Gregg und Wislizenus bekennen, und der auch wir schon vor Jahren das Wort geredet haben. Ins Einzelne gehende Nachrichten über Gran Quivira's Vergangenheit wären nur aus spanischen Archiven zu erlangen.

Abert's Reise durch Neu-Mexiko in den Jahren 1846 und 1847 hat über die verlassenen und in Trümmer zerfallenen, wie über die noch heute bewohnten Casas Grandes-Oerter viel Licht verbreitet. Ausführlich schildert er besonders den merkwürdigen Platz Acoma, der südwestlich von Albuquerque und Laguna sich auf einem jener hohen Sandsteinfelsen erhebt, welche dem sächsischen Königstein oder den abyssinischen Ambas vergleichbar, sich in großer Menge aus der Thalebene emporheben. Sie steigen mit ihren reichlich 400 Fuß hohen Steilwänden schroff empor, und haben zum Theil eine so ausgedehnte platte Oberfläche, daß der Anbau derselben ausreicht, die Bewohner eines Pueblo zu ernähren. Auch [illegible] Acoma sind die Spanier [illegible], der amerikanische Reisende fand dort eine große Kirche und mehrere zusammenhängende Häuserblöcke, deren jeder [illegible] und zwar so, daß die Mauern [illegible] und gar keine Oeffnung hatten, aus-

genommen ganz oben; sie sind alle drei Stockwerk hoch, die beiden oberen treten nach innen zurück, so daß dem ganzen Stockwerk entlang vor demselben ein Gang sich hinzieht mit einer etwa drei Fuß hohen Mauer, welche gleichsam als Brustwehr dient. Wer in das Haus gelangen will, muß auf einer Leiter bis ins zweite Stockwerk hinaufsteigen, und aus dem zweiten klimmt er in das dritte, lediglich auf dieselbe Art. Aber aus dem letztern führt nicht mehr eine Leiter, sondern eine Stufentreppe — die man in den Scheidewänden angebracht hat, durch welche die Gemächer der einzelnen Familien getrennt sind — auf die Azotea, das platte Dach. Das untere Geschoß wird als Vorrathshaus für Lebensmittel benützt.

In diesem weit nach Westen liegenden Pueblo leben die Indianer nach ihrer Väter Weise; sie kamen nur wenig mit den Spaniern in Berührung, selbst das Christenthum hat sie nur oberflächlich berührt, und außer einigen nützlichen Werkzeugen und Handgriffen haben sie sich kaum etwas von ihren Eroberern angeeignet. Allmälig wird man genaueres über das innere Leben dieser jedenfalls interessanten Stämme erfahren; für die Erforschung ihrer Idiome ist noch wenig oder nichts geschehen. Der Völkerkunde steht also hier noch eine reiche Ausbeute bevor, und da die Yankees massenweise ins Land strömen, so werden ohne Zweifel bald gebildete Leute Schätze zu heben wissen, die mit Gold und Silber nichts gemein haben.

11. Marcy's Entdeckung der Quellen des texanischen Red River, die Kamantsches und die Zeichensprache der Steppenindianer.

Schon in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts kannte man die Mündung des Mississippi; aber die Quellen dieses Riesenstromes wurden erst, wie wir schon früher erwähnten, am 13. Juli 1832 von Heinrich Rowe Schoolcraft entdeckt.

Fünf kleine Bäche rinnen von quellenreichen Landhöhen zum Itasca-See hinab, der 1575 englische Fuß über dem Meere, auf 47° 13′ nördlicher Breite und 95° 2′ westlicher Länge liegt. Gerade zwanzig Jahre später wurde ein anderes geographisches Problem gelöst. Man kannte seither die Quellen des Red River nicht; alle früheren Versuche, dieselben aufzufinden, waren vergeblich, bis endlich Capitain Marcy bis zu denselben vordrang.

Kaum ein anderer Mann wäre für eine solche Reise geeigneter gewesen. Marcy, seit zwanzig Jahren Soldat im fernen Westen, kennt Land und Leute vortrefflich, ist mit dem Prairieleben und dem Indianertreiben vertraut und gegen klimatische Einflüsse unempfindlich. In den letzten Jahren hatte er die Gegend am Canadian, einem Zuflusse des Arkansas, bereist, die Quellenregionen des Trinidad, Brazos und Colorado in Texas erforscht, und war westlich bis zum Rio grande in Neu-Mexiko vorgedrungen. Wer die Schriften von Gregg, Fremont und Wislizenus gelesen hat, wird sich einen Begriff von den Beschwerden machen können, welche mit dem Durchwandern jener Einöden verbunden sind. Marcy beschloß nun auch bis zu den Quellen des Red River vorzudringen, in jene Terra incognita, über welche man nichts weiter wußte, als was man von Indianern gehört hatte. Die Franzosen, einst im Besitze von Louisiana, hatten vergebliche Anstrengungen gemacht, jene Quellen zu entdecken, sie waren nur bis ins Land der Caddoes und Natchitoches gekommen; der Amerikaner Sparks war 1806 nicht glücklicher, als in demselben Jahre Pike, welcher den Rio del Norte mit dem Red River verwechselte; in einen ähnlichen Irrthum verfiel 1820 Oberst Long, der den Red River erreicht zu haben glaubte und sich doch am Canadian befand. Da die Mexikaner alle Flüsse mit röthlichem Wasser Colorado nennen, so erklärt sich das, ebenso der Irrthum Hum-
's, welcher den Rio roxo de Natchitoches, wohl nach Aus-

sagen der Mexikaner, etliche 50 Meilen östlich von Santa Fé, entspringen läßt.

Am 8. Mai 1852 brach Marcy von Fort Belknap am Brazosflusse in Texas auf, begleitet von einigen Delaware-Indianern, die als vortreffliche Jäger und Wegweiser bekannt sind, und einer Bedeckung von Soldaten. Die eigentliche Expedition begann da, wo der Chase-Creek in den Red River fällt. Dieser kleine Fluß kommt von den Witchitabergen und mündet 120 Meilen oberhalb der Washita, fünfzig Stunden oberhalb der letzten Ansiedelungen. Etwa 50 Meilen oberhalb der Chasemündung theilt sich der Red River in zwei Arme. Marcy folgte dem nödlichen Arme auf einer Strecke von ungefähr 40 Meilen und gelangte an eine zweite Theilung, auch jetzt wieder dem nördlichen „Fork“ oder Flußarme folgend, deren Quelle er nach einer Wanderung von 370 Meilen am 16. Juni fand, unter 35° 14′ n. Br., 101° 51′ 5″ w. L. v. Gr. Darauf schlug er die Richtung nach Süden ein und gelangte nach einem Ritt von 30 Meilen über wellenförmiges Prairieland an den mittlern Arm, den Salt-Fork des Red River; er drang gleichfalls bis zu dessen Quelle vor, wandte sich abermals weiter südlich und fand nach einer Reise von 50 Meilen den Hauptarm, den die Kamantsches-Indianer Ke-che-ah-que-ho-noh oder den Fluß der Stadt der Prairiehunde nennen. Diese Bezeichnung ist sehr richtig, da dieses Thier (Arctomys ludoviciana) dort in so ungeheurer Menge lebt, daß die Expedition auf einer Strecke von 25 Meilen unaufhörlich durch „Prairiehunde-Towns“ ritt, die zusammen eine Fläche von reichlich 396,000 Acres bedeckten. Die einzelnen „Wohnungen“ liegen im Durchschnitt 20 Yards auseinander, jede Höhle birgt etwa fünf bis sechs Individuen; man kann also ungefähr berechnen, wie zahlreich diese „Stadt“ bevölkert ist. Eigenthümlich für die Oekonomie dieses Thieres erscheint der Umstand, daß diese Stadt weit von all und jedem Wasser entfernt liegt. In

jenen Gegenden regnet es selten, auch fällt in den Sommermonaten wenig oder gar kein Thau, und die Thiere selbst wandern auch nicht. Man muß daher wohl annehmen, daß sie gar nicht trinken, sondern sich mit der Feuchtigkeit begnügen, welche das Gras, ihr einziges Futter, enthält. Marcy fand den Flußarm etwa 3000 Fuß breit; er strömte in einer unebenen nicht fahrbaren Gegend über ein sandiges Bett. Nach einem dreitägigen angestrengten Ritt bei einer Hitze von 102 bis 110 Grad F. gelang es ihm, die Quelle dieses Hauptarmes zu erreichen, unter 34° 12' n. Br. und 102° 35' w. L. Sie liegt ungefähr 275 Meilen in südöstlicher Richtung von Santa Fé.

Von der Einmündung in den Mississippi bis etwa eine Wegstunde unterhalb der Quelle fließt der Red River, eine einzige Stelle ausgenommen, über Sand; dort eben wird dann das schmutzige, bräunliche und untrinkbare Wasser, da, wo es aus einem tiefen Thalgrunde hervorbricht, plötzlich kühl, klar und süß. Von dort an aufwärts ist das Bett mit gewaltigen Steinmassen wie bedeckt, hart vom Ufer ragen gigantische Sandsteinmauern bis zu einer Höhe von 800 Fuß empor und laufen bald so eng zusammen, daß sie nur wenige Schritte von einander entfernt sind. Das Quellwasser dringt aus einer Höhle hervor, sammelt sich dicht vor derselben in einem Becken und plätschert und rauscht dann durch ein [illegible] Schluchten, Cañons, wie die Spanier sie nennen, welche dem westlichen Prairieland [illegible] Gepräge verleihen. Die wilde Majestät dieser Scenerie, sagt Marcy, läßt sich nicht beschreiben; und vor ihm hat keines weißen Mannes Fuß sie betreten. Nachdem die Reisenden an dem krystallklaren Wasser sich erquickt, kehrten sie, die Richtung zwischen den beiden südlichen Armen einschlagend, wieder zurück und erreichten am 28. Juli Fort Arbuckle [illegible] der Chickasaw-Indianer. Marcy entwirft eine sehr [illegible] Schilderung von diesen Indianern, namentlich von

den sogenannten Croff Timbers, einem rauhen, vielfach durchbrochenen, aber bewaldeten Hügelland, das vom Arkansasfluß sich in einer Ausdehnung von reichlich einhundert deutschen Meilen nach Südosten bis zum Brazosfluß in Texas erstreckt. Dieser wunderbare Gürtel scheidet den anbaufähigen Boden von der dürren und unfruchtbaren Prairie. Nach Osten hin strömen aus dem Croff Timbers viele Bäche durch ein ungemein fruchtbares, zum Ackerbau wie zur Viehzucht gleich sehr geeignetes Land, während die entgegengesetzte Seite eine dürre Wüstenei bildet. Da, wo der Red River die Croff Timbers verläßt, ändert sich plötzlich der ganze Charakter der Gegend; die Uferhügel (Bluffs) treten näher an den Strom hinan, und der Uferbottom verengt sich, während hinter den Hügeln das Land in breiten Wellen anschwellt. Aufwärts von 101° W. L. ist dann kein Land mehr, das unter den Pflug zu bringen wäre.

Marcy hat Gelegenheit gefunden, einige weitverbreitete geographische Irrthümer zu berichtigen. Da zum Beispiel im Junius, gerade in der trocknen Jahreszeit, der Red River sehr wasserreich ist und sogar aus den Ufern tritt, so nahm man bisher allgemein an, er müsse seine Quellen in einer hohen Gebirgskette haben, in welcher während der Sommermonate eine große Masse Schnees wegschmelze. Das ist aber keineswegs der Fall, alle seine Hauptzuflüsse haben vielmehr ihren Ursprung am östlichen Rande des Tafellandes von Neu-Mexiko, wo gar keine Gebirge liegen. Marcy kam etwa 200 Meilen unterhalb der Hauptquelle durch eine Bergkette, in welcher es im Junius sehr stark regnete; daraus, meint er, könne man das Anschwellen des Flusses erklären. Das Wasser desselben ist sehr brackig und läßt sich nicht trinken. Die Annahme, daß es über salzgeschwängerte Ebene fließe, ist aber unstatthaft; der schlechte Geschmack rührt vielmehr daher, daß das Wasser auf einer Strecke von hundert Meilen über eine Gypsformation fließt, welche sich vom Arkansas in südöstlicher Richtung bis

zum Rio Grande erstreckt. Diesen großen „Gypsgürtel", der eine Länge von 300 Meilen hat und wohl der ausgedehnteste in der Welt ist, überschritt Marcy viermal, und überall fand er dieselbe Eigenthümlichkeit an dem daraus hervorquellenden Wasser, namentlich auch im Arkansas, Canadian, Brazos, Colorado und Pecos, die gleichfalls am Rande jenes Tafellandes ihren Ursprung haben und durch gewaltige Schluchten fließen. Jene des Red River ist 70 Meilen lang, die Steilwände, wel den Fluß einschließen, haben auf jeder Seite eine Höhe 500 bis 800 Fuß und treten oft so nahe zusammen, daß einmal ein einzelner Mensch hindurch kann, und der Reis muß oft viele Meilen weit wandern, bevor er eine Stell reicht, die ein Hinaufklimmen zuläßt. Jenes dürre Tafe Mesa, wie die Spanier sagen, auf welchem die genannten entspringen, erstreckt sich vom Canadian in südlicher R etwa 400 Meilen weit, zwischen 32° 30' und 36° 20' An manchen Stellen hat sie eine Breite von 200 Mei allgemeinen liegt sie zwischen 101 und 104° w. L. N rometermessungen hat dieses Tafelland eine Höhe v 3650 Fuß, steigt also beträchtlich über das umlieger empor, ist flach und, so weit das Auge reicht, ohne irg Baum, Strauch, oder überhaupt ohne allen Pflanzenwu wüster, öder, pfadloser Prairie-Ocean, in welchem sic bendes Wesen dauernd aufhält." Man könnte es amerikanische Sahara nennen; da es ihm an Wass wird es von den Thieren gemieden; auch die India sich nicht gern hinein, und können sie es suchen sie die Reise nur auf zwei P einige Wassertümpel liegen. haben vormals mexikani bezeichnet; seitdem hei pfählte Ebene", Llo die secundäre For

gegen aus Granitgestein, durch welches Quarzadern laufen, ähnlich wie in Californien. Marcy fand sehr ergiebiges Kupfererz und Goldpartikelchen.

Am obern Red River schwärmen Indianer verschiedener Stämme umher, aber als Herren des Landes betrachten sich die Kamantsches, die in ihrer Lebensweise vielfach an die Beduinen Arabiens erinnern und an die Steppenbewohner Asiens. So gleichen sich in verschiedenen Erdtheilen Land und Leute, weil da und dort die natürlichen Lebensbedingungen ziemlich dieselben sind. Auch jene Wüstenindianer stehen unter Häuptlingen, deren Würde erblich ist, so lange die Männer mit dem Träger der Würde nicht unzufrieden sind; die Vollziehung der Gesetze ist aber nicht dem Häuptling, sondern den Unterhäuptlingen übertragen. Manche jener Indianer hatten nie zuvor einen weißen Menschen gesehen. Einzelne Streifpartien bleiben zwei Jahre lang und darüber auf der Wanderung, theils um zu rauben, theils um dem Büffel zu folgen, der eigentlich ihre ganze Lebensweise bestimmt. Noch vor zehn Jahren war das ganze Grenzland westlich von Texas eine große Büffelweide; jetzt kommt das Thier nur noch selten im Süden des Red River vor; es läßt sich gegenwärtig, und zwar in einer weit geringern Anzahl als früher, in einem verhältnißmäßig schmalen Landstreifen zwischen den äußersten Ansiedelungen und den letzten Ausläufern der Felsengebirge blicken. Was soll nun aus dem Prairie-Indianer werden? Da er zu einem seßhaften Leben sich platterdings nicht eignet, so muß er zu Grunde gehen oder die angrenzenden mexikanischen Lande ausplündern. Diese aber sind schon durch die Raubzüge der Indianer beinahe völlig verwüstet und wir wissen aus der Schilderung des Dr. Wislizenus, daß zum Beispiel Chihuahua, wo Kamantsches und Apaches zugleich dem Werk der Zerstörung obliegen, schon seit Jahren völlig verödet ist. Wenn einst in jenen mexikanischen Grenzlanden die entarteten Nachkommen der Spanier handfesten nord-

amerikanischen Ansiedlern Platz machen — und das wird allem Anschein nach in nicht gar langer Zeit der Fall sein — dann ist auch das Schicksal dieser kupferbraunen Söhne der Wüste besiegelt; sie werden ein und dasselbe Loos mit ihren Brüdern im Osten theilen, von denen zwischen dem Mississippi, dem mexikanischen Meerbusen, dem atlantischen Ocean und dem St. Lorenz nur noch wenige tausende übrig geblieben sind.

Wir wollen hier ein Volk schildern, welches auch in der jüngsten Zeit viel von sich reden macht und an welchem der Charakter des nordamerikanischen Steppenmenschen sehr scharf hervortritt.

Die Kamantsches, ein streitbares Reitervolk, das noch heute manche Ansiedelungen in Texas in sehr empfindlicher Weise beunruhigt und mit welchem auch unsere deutschen Landsleute vielfach in freundlichen und unfreundlichen Verkehr treten, sind allerdings schon mehrfach beschrieben worden. Unter anderen hat Dr. Ferdinand Römer in Bonn, in seinem vortrefflichen Buche über Texas, eine lebendige Schilderung der Kamantsches entworfen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß Reisende, welche nur in zeitweilige Berührung mit einem Indianerstamme kommen, nicht in der Lage sind, denselben in Bezug auf sein inneres Leben und viele Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, die sich überhaupt erst durch ein langes Zusammenleben mit demselben begreifen lassen.

Die nachfolgende Darstellung entlehnen wir dem Prachtwerk: Historical and Statistical information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the United States; collected and prepared under the direction of the Bureau of Indian Affairs, per Act of Congress, 3. March 1847, by Henry R. Schoolcraft, Philadelphia 1851. 4. Dasselbe ist auf Staatskosten gedruckt worden und enthält eine Menge werthvoller Materialien zur [...]thums- und Völkerkunde Nordamerikas. Der Beitrag über

die Indianer in Texas ist von dem ehemaligen Präsidenten David G. Burnet verfaßt worden, der viel mit den Kamantsches zusammen lebte und verkehrte. Er war einer der ersten amerikanischen Ansiedler in jenem Lande.

„Die Kamantsches, sagt er, sind der zahlreichste Indianerstamm in Texas und zerfallen in drei Banden, nämlich die eigentlichen Kamantsches (Comanches), die Yambarack und die Tenawa. Die ersteren haben die Region inne zwischen dem Rio Colorado in Texas und dem Louisiana-Red River; sie reichen von den Quellen des Colorado und dessen westlichen Nebenflüssen bis zum Llano Bayou hinab, und von ihren Nachbarn, den Pahnis (Pawnees) am Red River bis zu den amerikanischen Ansiedelungen an diesem Strome. Mit den Pahnis liegen sie oft in Fehde, unternehmen auch zuweilen Raubzüge in das Land der Osagen. Die Yambaracks leben nördlich und westlich von den Kamantsches, und die Tenawa noch weiter ins Innere hinein. Alle drei sind aber wesentlich ein und dasselbe Volk und haben einerlei Stammesinteressen.

Im Jahre 1818 zählten diese Banden etwa zehn bis zwölf Tausend Köpfe, und unter diesen waren zwei bis dritthalb Tausend Krieger. Man schätzt ihre Zahl gewöhnlich weit höher, aber gewiß mit Unrecht. In den letzten zwanzig Jahren haben sie wohl eher ab- als zugenommen, weil sie auf ihren Kriegs- und Raubzügen doch immer Leute einbüßen.

Die Kamantsches haben keine bestimmten und genauen Vorstellungen über ihre Herkunft; eine nicht einmal genau ausgeprägte Tradition weiß nur, daß ihre Vorfahren aus dem Norden kamen; wann das aber geschehen, oder aus welcher Gegend sie kamen, darüber weiß man nichts. Sie führen ein Nomadenleben; ihre Pferde und Maulthierheerden rauben sie sich von den armseligen Mexikanern zusammen, welche vor diesen Indianern in steter Furcht schweben. Ackerbau treiben sie gar nicht; sie sind recht eigentlich ein Jägervolk. Gegen Anfang

des Winters kommt der Bison in zahlreichen Heerden in ihr Land und gewährt ihnen reichliche Nahrung; wenn aber dieser Büffel wieder nach Norden hin auf die Sommerweidegründe zieht, leiden sie manchmal Hunger, den sie freilich mit außerordentlicher Geduld und Ausdauer zu ertragen wissen. Nach langer Entbehrung essen sie dann wieder mit äußerster Gier, und überfüllen sich den Magen, ohne davon krank zu werden.

Ich glaube nicht, daß diese drei Kamantschesstämme glaubwürdige Berichte irgend einer Art haben, welche über die dritte Generation hinauf gingen. Was sie von der Vergangenheit wissen, erfahren sie blos durch mündliche Uebertragung; Monumente haben sie gar nicht, auch keine Sagen oder sonstige Hülfsmittel für das Gedächtniß, nicht einmal um das Andenken ihrer Waffenthaten fortzupflanzen, oder irgend etwas Merkwürdiges, das sich bei ihnen begiebt. Ich glaube auch nicht, daß sie auch nur den Namen irgend eines Häuptlings kennen, der vor vier Generationen bei ihnen lebte. An einen Verstorbenen denkt man unter ihnen kaum mehr, als unter civilisirten Völkern an einen Lieblingshund. Im Jahre 1818 stand als Oberhäuptling an der Spitze der drei Banden Parrow-a-Kifty, das heißt der kleine Bär; er gehörte zu den Tenawas, war ein tapferer, unternehmender und intelligenter Indianer, und im Allgemeinen seinen Stammesgenossen weit überlegen. Selbst unter den schweigsamen Wilden war er wegen seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung berühmt; er lachte niemals, außer in der Schlacht.

Die Autorität der Häuptlinge ist mehr nominell als wirklich; sie beruht mehr auf gutem Rath und Aufmunterung als auf Zwang, und weit mehr auf persönlichem Ansehen als auf Amtswürde. Die nicht unbeträchtliche Anzahl der kleineren Raubhorden wird von Häuptlingen angeführt, die man frei wählt. Es sind allemal Leute, die sich im Kriege ausgezeichnet [illegible]en, oder im Pferdestehlen und Skalpholen es den Anderen



zuvorthun. Von einem eigentlichen planmäßigen Zusammenhalten des Volkes ist keine Rede; je nach Belieben oder Bedürfniß thun sich Familien, etwa von zwanzig bis hundert zusammen, und ziehen auf Jagd oder Raub aus. Solch eine Horde hat einen Häuptling, manchmal auch mehrere. Entsteht innerhalb dieser Gesellschaft ein Unfrieden, so tritt zur Ausgleichung ein aus den Häuptlingen und den Aeltesten jeder Zelthütte gebildeter Rath zusammen, dessen Entscheidung insgemein den Streit ausgleicht. Doch kommt ein solcher nur sehr selten vor; Familienstreitigkeiten und persönliche Fehden kennt man kaum; sie leben überhaupt mit einander in Frieden und bestem Einverständniß. Von einem Rechtssysteme haben sie eben so wenig einen Begriff wie von nationaler Politik. Während ein Häuptling auf Raub und Mord auszieht, steht vielleicht ein anderer mit den Leuten, welche von jenem überfallen werden, im besten Einvernehmen. Deshalb helfen auch alle Verträge, welche man mit diesen Wilden abschließt, zu gar nichts, wenn man ihnen nicht den gehörigen Nachdruck durch Furcht und zwar bei jedem einzelnen Stamme zu geben weiß. Sie halten sich, beiläufig bemerkt, für das mächtigste Volk auf Erden.

Von Mein und Dein haben sie keine recht klaren Begriffe, in so weit dieselben über das persönliche Eigenthum hinausgehen. Das Gebiet, welches sie inne haben und das innerhalb desselben umherstreifende Wild, wird für Gemeingut des ganzen Stammes erachtet; wer ein Thier fängt oder erschießt, dem gehört es auch. In der Vertheilung von Lebensmitteln sind sie sehr freigebig, namentlich zur Zeit des Mangels. Den Pferden und Maulthieren widmen sie nicht geringe Sorgfalt; manche Männer haben deren bis zu hundert, ja bis zu dreihundert Stück zusammengebracht, meist durch Raub. Sie treiben einen ausgedehnten Handel mit Pferden; durch denselben verschaffen sie sich alle Waaren, deren sie bedürfen. Auch verkaufen sie Büffelhäute, welche von den Frauen sehr sorgfältig zubereitet

und hübsch bemalt werden. Der Kriegsgefangene gehört dem, welcher ihn gefangen genommen hat; er kann mit demselben ganz nach Gutdünken verfahren und ihn freilassen oder verkaufen. Als ich unter den Kamantsches lebte, kaufte ich von ihnen vier mexikanische Gefangene; für jeden zahlte ich etwa den Werth von zweihundert Dollars in verschiedenen Artikeln, welche diese Wilden nach ihrem eigenen Marktpreise abschätzten. Aber einer dieser Losgekauften stahl bald darauf ein Pferd und rannte davon; zwei andere waren Tagediebe; nur der vierte, ein alter Mann, leistete mir einige persönliche Dienste.

Diese drei Stämme haben keine gemeinschaftliche Stammesregierung. Die Tenawa und Yamparacks handeln mit den Mexikanern von Santa Fé, während die Herden weiter abwärts in den Krieg gegen die Mexikaner in Chihuahua und den übrigen unteren Provinzen, Tamaulipas mit eingeschlossen, ziehen. Wenn aber die Vereinigten Staaten in Krieg mit einem Stamme verwickelt werden, so kann es nicht fehlen, daß auch die beiden anderen an demselben theilnehmen. Denn wenn man die eigentlichen Kamantsches, die sogenannte untere Herde, bedrängt, so ziehen sie sich zu ihren Stammverwandten zurück, welche dann [illegible] mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen, ohne viel zu fragen, wer Recht oder Unrecht hat. Insgemein besteht aber zwischen ihnen keine politische Verbindung, obwohl sie manchmal gemeinschaftliche Züge und Büffeljagden mit einander unternehmen. Die beiden oberen Herden besitzen eine [illegible] Anzahl von Pferden und Maulthieren. Jagdrecht und Jagdgebiete kennt man nicht, und werden fremde Jäger auf dem Jagdgrunde, welchen ein Stamm als seinen eigenen betrachtet, nicht geduldet.

[illegible] Handel und Verkehr zeigen sie auf ihre Weise einen [illegible] Grad von [illegible]. Da sie aber von dem [illegible] keine richtige Vorstellung [illegible]

übervortheilt werden. Es ist unter allen Umständen wohlgethan, jeden Handel rasch abzumachen und sich vollständig zu einigen; denn giebt man ihnen Waaren auf Borg, so verspielen sie dieselben oder verschenken sie an Freunde, und nach einigen Tagen ist nichts mehr davon übrig. Dann mag der Borger sehen wie er zu dem Seinigen kommt, denn der Kamantsche „liebt seine Pferde", und möchte wo möglich gar nicht bezahlen. Was will man auch machen, wenn er sich weigert? Doch kenne ich Beispiele, daß der Häuptling einen säumigen Schuldner vermochte, den Gläubiger zu befriedigen, allemal aber nur dann, wenn noch andere Aelteste sich der Sache annahmen.

Auf Pelzwerk und Hirschfelle legen die Kamantsches keinen besondern Werth. Auch sind in ihrem Lande nur wenige Biber und Ottern; das Volk kennt auch die Kunst Fallen zu stellen nicht. Jene werthvollen Thiere sind in Texas durch die amerikanischen Trappers fast ganz ausgerottet worden. Von Geld, als einem Tauschmittel, weiß der Kamantsche nichts. Manche Stutzer tragen Dollars und andere Silberstücke, bis auf die kleinsten, die Picayunes hinab, als Schmuck in ihrem Haare, neben Roßschweifen und Kuhschwänzen.

Die Kamantsches zählen nach den Fingern, die sie ausbreiten; die Zehner geben sie dadurch an, daß sie die Finger an beiden Händen ausbreiten, und die Vervielfältigung der Zehner in der Weise, daß sie beide Hände zusammenschlagen bis die Zahl, welche sie angeben wollen, erreicht ist: Also zehnmal beide Hände zusammenschlagen bedeutet Hundert. Die Namen der Finger kenne ich nicht, zweifle aber, ob sie besondere Ausdrücke für Zahlen über Zwanzig hinaus haben; denn darüber hinaus bedienen sie sich der Namen der einzelnen Finger für die Multiplication der Decimalzahlen. Hieroglyphen oder Denkzeichen irgend einer Art haben sie nicht; sie verlassen sich, wie schon gesagt, völlig auf ihr Gedächtniß.

Von Arzneikunde und dem pathologischen Verlauf der Krankheiten verstehen sie auch so gut wie Nichts. Ihr Land ist außerordentlich gesund, und ich fand unter ihnen einige sehr alte Leute, die geistig wie körperlich noch vollkommen kräftig waren. Moräste, Sümpfe und stagnirende Gewässer, aus welchen ungesunde Dünste aufsteigen könnten, sind nicht vorhanden. Ich irre kaum, wenn ich behaupte, daß sie ein wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Insekten oder Schlangen besitzen, das allemal Rettung bringt, wenn nicht eine Hauptarterie verletzt wurde. Es ist vegetabilischer Art. Schußwunden verstehen sie recht gut zu heilen, und mit zerbrochenen Gliedern wissen sie sehr wohl umzugehen; aber Amputiren können sie nicht, und tritt der kalte Brand ein, so ist der Kranke allemal ohne Rettung verloren. Sie glauben an Amulete und geheimnißvolle Einflüsse; sie „singen für den Kranken", welchen sie in seiner Zelthütte aufsuchen, wo sie Instrumental- und Vocallärm der fürchterlichsten Art machen, damit die Krankheit vertrieben werde. Ihre Nahrungsmittel und ihre ganze Lebensweise sind übrigens sehr einfach, und sie haben einen großen Vorzug vor anderen Indianern darin, daß sie kein „Feuerwasser" trinken. Da nur wenige Krankheiten unter ihnen vorkommen, so bedürfen sie auch der Aerzte nicht; die Wechselfieber sind sehr milder Art. Auch Hebammen haben sie nicht nöthig; die Frauen gebären ohne irgend welche Beihülfe, und treten die Geburtswehen auf der Reise ein, so wird diese dadurch nur auf wenige Stunden unterbrochen. Zwei Jahre vor meiner Ankunft unter ihnen waren die Pocken in das Land gekommen und hatten große Verwüstungen angerichtet; indessen dauerten sie nicht lange. Aber die Krankheit war außerordentlich gefährlich und nur wenige, welche von ihr ergriffen wurden, kamen mit dem Leben davon. [illegible] lag zum Theil an der unvernünftigen Behandlung der [illegible] die man ohne frische Luft in ihre durch künstliche [illegible]zten Zelthütten einsperrte; manchmal rannten sie in

voller Fieberhitze hinaus und stürzten sich ins kalte Wasser. Bald nachher waren sie Leichen.

Die Tracht der Kamantsches ist sehr einfach und besteht gewöhnlich in einem gefärbten, auch wohl mit Glasperlen verzierten Büffelfell, dessen Haar sie bei kühlem Wetter nach einwärts tragen. Ein weiter Mantel von scharlachrother oder blauer Farbe, oder halb roth und halb blau, ist ein sehr geschätztes Kleidungsstück. Das Beinkleid ist meist blau und reicht bis auf das Knie hinab. Die übrige Beinbekleidung (die Leggins) hängt lang hinab, besteht aus gegerbter Hirschhaut, auch wohl aus blauem oder rothem Tuche und ist mit Glasperlen und anderm Zierrath reichlich versehen. Der Kopfputz ist immer so bunt und mannigfaltig wie irgend möglich. Jener, welchen Parrow-a-Kifty bei festlichen Gelegenheiten trug, bestand in einer Kappe, die aus dem Skalp eines Bisonbullen sammt den Hörnern bestand; sonst trug dieser Häuptling nur wenigen Haarputz. Die jungen Krieger sind außerordentlich stutzerhaft und putzsüchtig; sie bemalen ihr Gesicht mit verschiedenen Farben, doch so, daß roth, weiß und schwarz am meisten hervorstechen; diese Farben erhalten sie zumeist ohne chemische Bearbeitung, aus den Fossilien im Lande selbst. Zinnober wird für äußerst werthvoll erachtet, ist aber für den täglichen Gebrauch zu theuer. Federn dürfen als Kopfputz nicht fehlen; das Haar wird oft mit dunkelrothem Thon beschmiert, und an den Büschel, den sie oben auf dem Kopfe zusammenbinden, befestigen sie auch einen Roßschweif oder einen Kuhschwanz, der dann bis auf die Fersen hinabhängt. Sie tragen bis zu zehn und mehr Ringe an jedem Arme, alle etwa von der Dicke eines Gänsefederkiels; auch stecken sie Muscheln, Knochen oder silberne Stäbe durch die Nase, und lieben auch Ohrringe, in welche sie allerlei Zierrathen hängen. Sie wissen nicht, woher der Brauch, sich so zu putzen, stammt, und eben so wenig, weshalb sie alle diese Siebensachen tragen. Im Kriege gehen sie beinahe nackt,

denn wenn sie sich zum Angriffe vorbereiten, werfen sie alle Kleider ab und behalten nur Hosen und Fußbekleidung. So können sie sich auf ihren Rossen frei bewegen; die Sättel sind leicht und haben hohe Knöpfe.

Das Weib wird nicht viel geachtet; es besorgt dem stolzen und trägen Herrn und Gebieter Feuerung und Wasser, ganz in ähnlicher Weise, wie es auch bei anderen Indianerstämmen Nordamerikas geschieht. Mädchen und Frauen legen weit weniger Werth auf Putz und Schmuck als die Männer. Sie scheinen in ihrer gesellschaftlichen Unterordnung und Herabwürdigung nur wenig Selbstachtung bewahrt zu haben, sind schmutzig am Körper, entschieden wilder und grausamer gegen die Gefangenen als die Männer, unter denen ich oft Leute von Wohlwollen und Theilnahme gefunden habe. Einem alten Brauche gemäß werden die Gefangenen bei den Kamantsches während der ersten drei Tage den Frauen zur Tortur übergeben. Diese legen ihn mit den Rücken auf die Erde und befestigen ihn dergestalt an Pfählen, daß seine Arme und Beine weit auseinander gesperrt sind. Hat er den Tag über so gelegen, dann wird er Abends losgebunden und zum Tanze geführt, das heißt, man stellt ihn in einen Kreis, den seine Peiniger bilden; er muß tanzen und singen, während die Furien innerhalb des Kreises ihn mit Stöcken und Streifen aus rohen Häuten so lange schlagen, bis sie ermüdet sind. Dasselbe gräßliche Schauspiel wiederholt sich an den beiden nächstfolgenden Tagen; erst nach zweiundsiebzig Stunden wird der Unglückliche losgelassen und in die Zelthütte seines Gebieters geführt, welchem er nun Sklavendienste leisten muß. Doch ist dieses Verfahren nicht allgemein. Erwachsene Gefangene werden zuweilen mit Vorbedacht unter langen Martern getödtet, wenn die Kriegshorde im Kampfe viele der ihrigen verloren hat. Unter solchen Umständen verzehren die Kamantsches auch wohl Fleisch, welches sie dem Hingeopferten ausschneiden, und in sofern sind sie aller-

dings Kannibalen. Aber sie essen dieses Menschenfleisch aus Rachsucht, und verzehren es nicht etwa um sich daran zu sättigen. Der Kannibalismus ist demnach bei ihnen eine „metaphysische Passion", aber darum gerade desto widerwärtiger und scheußlicher. Gefangene Knaben und Mädchen werden keiner systematischen Marter unterworfen, sondern sogleich in die Familie ihres Gebieters aufgenommen und, wenn sie folgsam sind, nicht eben allzugrausam behandelt. Sie müssen allerlei Arbeiten verrichten, werden späterhin auch wohl freigelassen, heirathen nachher ein indianisches Mädchen und werden faktisch selber Kamantsches. Ich habe eine Anzahl junger Mexikaner unter ihnen als Gefangene gesehen. Sie bezeigten gar keine Lust sich loskaufen zu lassen, auch standen sie weit höher im Preise als die völlig Ausgewachsenen.

Der Kamantsche mag so viele Weiber nehmen als ihm gefällt und als er ernähren kann. Carnosantua, ein Häuptling, Sohn Amerikas (ein Name der wohl von den Mexikanern herrührt), hatte zehn Frauen, die alle mit einander im besten Einvernehmen lebten, obwohl eine die Hauptfavorite war. Ist der Mann einer Frau überdrüssig, so scheidet er sich von ihr ohne weitere Umstände; manchmal heirathet er sie nachher auch wohl wieder. Wird eine Frau dem Manne ungetreu, so schneidet er ihr die Nase ab. Ich habe mehrere so gezeichnete Frauen selbst gesehen. Die Frauen müssen alle kleinen häuslichen Arbeiten verrichten, gehen auch wohl mit dem Mann auf die Jagd, zerlegen die Thiere, welche er getödtet hat und bereiten die Häute. Auch begleiten insgemein einige Frauen die Krieger auf ihren Streifzügen, und sind dann Dienerinnen und wenn man so sagen darf Marketenderinnen. Wenn in Feindeslanden ein Angriff beabsichtigt wird, sucht die Horde wo möglich in einem Dickicht einen Lagerplatz. Dort läßt sie die schwächeren Pferde und das übrige Gepäck unter der Aufsicht einiger alten oder sonst wegen irgend einer Zufälligkeit zum

Kampfe nicht geeigneten Krieger und der Weiber zurück, während sie selbst, meist bei Mondschein, auf Beutemachen, d. h. auf den Diebstahl von Pferden und Maulthieren, auszieht. Manchmal werden auf diese Weise aus einem einzigen mexikanischen Rancho einige hundert Thiere weggetrieben. Es fehlt dem Kamantschen nicht an persönlichem Muthe; er steht als Reiter keinem andern Volke in der Welt nach, und weiß sich, namentlich wenn er zu Rosse sitzt, des Bogens und Wurfspeers ganz vortrefflich zu bedienen. Aber wenn er sein Pferd nicht unter dem Leibe hat, will er nicht viel bedeuten; mit ganz leichten Schußwaffen weiß er wohl umzugehen, dagegen hat er gegen die schwere Flinte oder Büchse eine entschiedene Abneigung. Diese Waffe, in deren Handhabung die amerikanischen Gränzer bekanntlich Meister sind, fürchtet der Kamantsche sehr; er bindet deshalb auch nur ungern mit den Amerikanern an. Insgemein ist er gut gewachsen; kleine und mißgestaltete Menschen kommen nur selten vor. Als Schutzwaffe bedient man sich auch wohl eines Schildes, den man aus Büffelhaut bereitet, welche am Feuer gehärtet wird; derselbe ist kreisrund oder länglich rund, hält etwa zwei Fuß im Durchmesser und wird am linken Arme getragen. Für einen Pfeil ist er undurchdringlich, aber gegen eine Büchsenkugel schützt er nicht.

Von der Länderkunde weiß der Kamantsche nicht mehr, als was er selbst gesehen hat; was darüber hinausliegt, ist für ihn nicht da, er weiß nichts davon und glaubt auch nicht, was man ihm sagt. Von der Gestalt und Beschaffenheit der Erde hat er eben so wenig einen Begriff, wie von unserm Planetensystem. Den Polarstern weiß er übrigens zu unterscheiden; dieser dient ihm auf den nächtlichen Wanderungen zum Führer, und heißt Karmeadtadscheno, d. h. der sich nicht bewegende Stern. Sie erkennen in der Sonne den Urquell der Wärme; längst verflossene Zeiten bezeichnen sie durch Kälte und Hitze, d. h. Winter und Sommer; den Mondwechseln folgen sie mit großer

Aufmerksamkeit; da diese aber so häufig vorkommen und die Kamantsches ein nur dürftiges System zu zählen und zu rechnen haben, so sind sie zu keiner Chronologie gekommen. Kurze Zeitabschnitte, vergangene wie zukünftige, berechnen sie von einem Vollmond zum andern, und die Tageszeit bezeichnen sie nach dem Stande der Sonne am Himmel.

Die religiösen Begriffe sind nicht minder roh, beschränkt und dürftig, als ihre Vorstellungen von der Erde und vom Sternenhimmel. Sie haben eine unbestimmte, überkommene Vorstellung von einem großen Geiste; ich habe aber niemals eine irgend bestimmte Art und Weise der Verehrung desselben unter ihnen bemerkt. Wohl aber sah ich häufig, daß am frühen Morgen ein Kriegsschild auf der Spitze eines in die Erde gesteckten Wurfspeeres sich befand, und allemal nach Osten hin zeigte, ob aus Verehrung gegen die Sonne konnte ich nicht erfahren. Sie glauben an Zauberei, welche auch durch Menschen ausgeübt wird, und verabscheuen namentlich die Kitschies, einen kleinen Stamm am Trinidadflusse, weil sie meinen, daß dieselben hexen können. Die guten Menschen, das heißt alle, welche sich durch Skalpnehmen und Pferdediebstahl auszeichnen, kommen nach ihrem Ableben auf herrliche Jagdgründe, wo stets fette Büffel in Menge weiden; während die Bösen an einen andern Ort kommen, wo diese Herrlichkeit mangelt. Für den verstorbenen Krieger, der auch in jenem Leben bleibt, was er hier auf Erden war, schlachten sie einige seiner besten Pferde an seinem Grabe, in welches sie auch Jagdgeräthschaften hineinlegen, damit sie ihm stets zur Hand seien. Eine eigentliche und bestimmte Vorstellung von ihrem Jagdparadiese geht ihnen aber ab. Der Todte wird systematisch in gewissen Zeitabschnitten mit großem Lärmen bedauert; und seine weiblichen Verwandten zerreißen mit scharfen Steinen die Haut an Armen und Beinen, bis überall Blut herausquillt. Die Dauer dieser Wehklagen richtet sich nach dem Ansehen, in welchem der Todte

stand; sie währt von drei bis zu sieben Tagen; dann ist er vergessen.

Priester oder etwas dergleichen habe ich unter ihnen nicht bemerkt; gäbe es priesterliche Verrichtungen oder Obliegenheiten, so würden sie wohl von den Häuptlingen besorgt werden; doch scheinen mir die Kamantsches in religiöser Beziehung viel zu indifferent, als daß dergleichen bei ihnen auch nur nothwendig erschiene. Sie haben nicht einmal religiöse Fabeln, so abergläubig sie auch sind, und so leicht sie sich auch die abgeschmacktesten Behauptungen aufbinden lassen, vorausgesetzt, daß dadurch ihre Eitelkeit nicht verletzt wird. Wenn die Lehre von der Seelenwanderung jemals bei den Kamantsches Eingang gefunden hat, so war das doch nur theilweise der Fall; ich meine, daß bei ihnen gar kein allgemeiner religiöser Glaubensplan vorhanden ist, zweifle auch, ob alle dieselben oder auch nur annähernd ähnliche Vorstellungen des Begriffs über die Einwirkung höherer Mächte auf das Menschenleben haben; nur in Bezug auf Zauberei scheinen alle gleich zu denken.

Das Land, welches die Kamantsches inne haben, bietet besonders in den vom Colorado und dessen Nebenflüssen durchzogenen Theilen eine mannigfach bewässerte Oberfläche dar; es ist ein Hügelland, und keineswegs ein Gebirgsland. Die Thäler sind zumeist klein, und manche davon auch bewaldet; andere Strecken sind Prairieland; hier wie dort wächst vortreffliches Gras und bietet eine üppige Weide dar. Der Boden ist an sich ungemein fruchtbar, aber für den Ackerbau wird er viel zu dürr sein, wenn nicht künstliche Bewässerung nachhilft. Die Luft ist außerordentlich trocken, und im Sommer zieht die langandauernde Hitze alle Flüssigkeit aus Luft und Erde; selbst der Thau fällt in den heißen Monaten nur spärlich. Am Ufer des Colorado und der kleineren Flüsse wachsen verschiedene Holzarten, z. B. Lebenseichen, die man insbesondere in hübschen Hainen und auf flachen Anhöhen findet. Holz, das sich zum

Häuserbau eignete, ist selten, aber Steine sind in Menge vorhanden. Kein andres Land eignet sich besser zur Viehzucht, namentlich für Pferde, und Estremadura bietet für die Schafzucht gewiß keine größeren Vortheile, als das Land der Kamantsches. Von wilden Thieren finden sich in demselben: Büffel, Bär, Hirsch, einige Antilopenarten, verschiedene Wölfe, Panther und Mustangs oder wilde Pferde, die weit besser sind als jene in den flachen Küstenprairien. Auch Hasen und die sogenannten Prairiehunde kommen häufig vor. Die Geier dienen dem Reisenden als Führer zu dem Lager der Indianer, das sie in Erwartung einer guten Mahlzeit umkreisen; Puter sieht man zuweilen in großen Heerden; Enten sind häufig; kleinere Vögel kommen seltener vor; der Kardinal liebt das Dickicht, aber Vogelgesang vernimmt man kaum in diesen abgelegenen Gegenden.

Das Land am San Saba, einem westlichen Zufluß des Colorado, ist reich an Metallen, wenigstens deuten viele Anzeichen auf Eisen, Blei und Silber; ich sah ein Stück Kupfer, das man in der Nähe des Brazos gefunden hatte; es war fast ganz gediegen. Mein Gewährsmann, den ich im Lande der Kamantsches fand, ist zuverlässig; er war selbst in der Kupferregion gewesen, und versicherte mich, daß dort tausende von Wagenladungen Kupfers, gleich dem mir gezeigten Probestücke auf der Oberfläche liegen. Auf jeden Fall ist mehr Eisenerz vorhanden, als Holz dasselbe zu schmelzen, und genug um Schienen zu verfertigen, die für den ganzen Erdball ausreichen würden. Ich zweifle nicht daran, daß man auch Steinkohlen findet.

Ich habe nie etwas von alten Gebäuden oder von Menschenhänden gemachten Hügeln, Tumuli, im Lande gesehen, welche andeuten könnten, daß in demselben einst ein Volk von höherer Gesittung gewohnt hätte. Sehr hübsch aus Flintstein gearbeitete Pfeilspitzen findet man in ganz Texas häufig, einige unter der Erde, andere über derselben, und zwar von verschie=

dener Größe. Auf welche Weise man die Steine auseinander theilte, weiß ich nicht. Jetzt haben die Indianer eiserne Pfeilspitzen; indessen kommt der Gebrauch von Pfeil und Bogen allmälig ab und macht der Feuerwaffe Platz."

So sind die Kamantsches, und die übrigen Steppenvölker gleichen ihnen in vieler Hinsicht. Da sie vielfach genannt werden und häufig mit den Vereinigten Staaten oder mit einzelnen Ansiedelungen in feindliche Berührung gerathen, so wollen wir derselben erwähnen. In Texas ziehen auch Lipans umher, doch sind sie an die Nordwestgränze gedrängt worden und stellen nicht über zweihundert in's Feld. Auch die Tonkawäs, ein eigenthümlicher Stamm, dessen Sprache keine Verwandtschaft mit irgend einer andern texanischen Horde aufweist, führen als Jäger ein umherstreifendes Leben und sind, wie alle Prairieindianer, lästige Pferdediebe.

Sehr gefährlich erscheinen die Apasches, welche über ganz Neu- und Nordmexiko nach Westen hin bis Durango verbreitet sind. Fast das ganze Jahr hindurch schwärmen sie raubend und plündernd umher; zwischen ihnen und den Creolen sammt den „zahmen" Indianern ist erbliche Feindschaft und die Apasches sind geradezu unermüdlich im Raubkriege gegen die Mexikaner. Sie theilen sich in zwei Hauptstämme, welche wieder in viele kleine Horden zerfallen. Die weniger zahlreiche Gruppe bilden die Apasches Mescaleros im Osten des Rio del Norte; sie werden so bezeichnet, weil die Mescal, das heißt die Wurzel der Magueypflanze, amerikanischen Agave, ihr Hauptnahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche bildet. Den zahlreichen im Westen des Rio Grande del Norte umherstreifenden Stamm bilden die Apasches Coyoteros, welche das Fleisch des Coyote oder Steppenwolfes genießen. Die Apascheshorde der Jicorillas streift im nördlichen Neumexiko umher und hat gar keinen festen Aufenthaltsort oder Schlupfwinkel; sie lebt vom Raub, ist aber feig und wagt sich nur selten und vor-

sichtig in die Ebenen, wenn dort die Büffel grasen. Die Apaches im südlichen Theile von Neu-Mexiko bis nach dem Rio Gila hin sind dagegen ungemein kriegerisch; sie leben lediglich vom Plündern und die Masse von Vieh, welche sie während der letztverflossenen zwanzig Jahre zusammen geraubt haben, wird als ganz ungeheuer geschildert. Dagegen sind die Navajós ein verhältnißmäßig fleißiges und friedliebendes, aber, wenn es sein muß, auch streitbares Volk, das hauptsächlich Viehzucht und daneben einigen Ackerbau treibt. Die von ihren Frauen verfertigten wollenen Decken sind berühmt und sehr geschätzt. Die Wohnsitze dieser Navajós liegen auf dem schwer zugängigen Tafellande zwischen dem Flusse San Juan im Norden und dem Rio Gila im Süden; die Volksmenge beträgt höchstens fünfzehn tausend Köpfe. Ihre Nachbarn, die Mokis, sind in festen Dörfern angesiedelt und bauen Getreide und Obst; die Pimos und Coco Maricopas am untern Gila sind friedlich und in ihrer Weise betriebsam. Nördlich von den Navajós, in einem gebirgigen Landstriche wohnt ein Stamm der weitverbreiteten Yutah; am obern Arkansas streifen Scheyennes und Arrapahós umher, beide erfahrene Büffeljäger. Jene Yutahs werden als die am meisten zu fürchtenden Indianer von Neu-Mexiko geschildert, als stolz, furchtlos aber auch als achtbar im Verkehr; sie halten ein gegebenes Wort. Ihr Winteraufenthalt ist in den Bergen nördlich von Taos, und im Sommer ziehen sie in die Steppe um den Büffel zu erlegen. Einer ihrer Häuptlinge trägt als Verzierung auf seinen Lederhosen Nägel und Fingerspitzen der von ihm Erschlagenen.

Die ansässigen und ackerbautreibenden Indianer in Neu-Mexiko bezeichnet man als Pueblos, die, wie schon bemerkt, theilweise noch jetzt im sogenannten Casas Grandes wohnen. Der Ort, das Pueblo, Taos, liegt auf beiden Seiten eines aus dem Gebirge kommenden kleinen Flusses und besteht aus

zwei mächtig großen Gebäuden von getrockneten Lehmsteinen; jedes derselben ist vierhundert Fuß lang, anderthalb hundert Fuß breit und hat sieben Stockwerke. Um das Gebäude herum gehen Galerien, die oberen Geschosse laufen verjüngt zu und bilden Terrassen. Aus diesen beiden Häusern, einigen kleineren Wohnungen und einer Kirche besteht das ganze Dorf; in die Häuser steigt man vom Dach hinab vermittels der Leiter, welche auf den Galerien stehen. Sobald Gefahr droht, werden sie heraufgezogen und dann auch als eine Art von Brustwehr benützt. Dieses Pueblo Taos ist vor etwa anderthalb hundert Jahren gebaut worden, und gilt für eines der ältesten im Lande. Die verschiedenen Pueblos bilden gleichsam kleine eigene Republiken unter dem Schutze der Vereinigten Staaten. Der erste Beamte ist der Alkalde, welchem vier gewählte Räthe zur Seite stehen. Nie wird ein Pueblomädchen sich mit einem wilden Indianer verheirathen.

Auf den ausgedehnten Wiesenfluren, welche sich vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen hin ausdehnen, treffen in Frieden oder Feindschaft Indianer vieler Stämme mit einander zusammen. Wie sollen diese zu ganz verschiedenen Sprachgruppen gehörenden Menschen mit einander ihre Gedanken austauschen? Die mündliche Rede des Einen ist dem Andern durchaus unverständlich. So ist man denn auf eine Zeichensprache verfallen, welche jeder Prairie-Indianer kennt, gleichviel welchem Stamme er angehören möge. Auch die Handelsleute, welche die Steppe durchziehen, sind mit derselben bekannt, und einer derselben, J. J. Cooper aus St. Louis, hat über dieses Verständigungsmittel bekannt gemacht. Wir geben hier einige Proben.

Ein Nordamerikaner und im Allgemeinen ein Weißer wird von den meisten Prairie-Indianern so bezeichnet, daß sie mit der Hand quer über die Augenbrauen fahren. Sie wollen dadurch andeuten, daß der Mann einen Hut trägt. Die Sioux

haben dasselbe Zeichen, nur daß sie dabei die Hand nicht offen, sondern zusammengeballt halten.

Einen Franzosen bezeichnen die Sioux so, daß sie mit der Hand über den Mund, der Breite nach, fahren, gleichsam als schnitten sie mit einem Messer.

Einen Spanier oder Mexikaner deuten sie so an, daß sie über die Lippe emporstreichen, als wollten sie sich den Schnauzbart aufwichsen.

Ein Schlangen-Indianer oder Kamantsche wird so bezeichnet, daß man den Vorderfinger ausstreckt und nach vornehin damit eine schlängelnde Bewegung nach dem Boden zu macht.

Ein Arrapahoe. Man tippt mit den Fingerspitzen auf der Brust herum, — eine besprenkelte Brust.

Ein Scheyenne. Man macht drei Zeichen (Marks) auf den linken Arm nahe der Schulter, und zwar mit den drei Vorderfingern der rechten Hand. Das ist nämlich das Abzeichen und Merkmal der Scheyennes.

Ein Pawnee- oder Wolf-Indianer. Man hebt die beiden ersten Finger jeder Hand empor und legt die Hände dicht an den Kopf; man will damit Ohren andeuten.

Ein Sioux. Man macht die Bewegung des Halsabschneidens.

Ein Sioux-Brulé. Man reibt die Hüfte, als hätte man sich verbrannt.

Ein Sioux casse de flêche. Man thut als ziehe man eine Bogensehne zurück, und dann, als bräche man in beiden geschlossenen Händen einen Pfeil entzwei.

Ein Krähen-Indianer. Man breitet beide Hände mit den Fingern nach oben aus, und wehet mit den Armen als wären sie Flügel.

Ein Schwarzfuß-Indianer. Man reibt mit einer Hand den Spann des Fußes.

Ein Häuptling. Man steckt den Vorderfinger der rechten Hand etwas gekrümmt nach auswärts vor, macht mit demselben eine halbkreisrunde Bewegung, so daß die Fingerspitze nach unten hin gerichtet ist, und zeigt so nach oben und unten; deutet hoch und niedrig an, und will so zu verstehen geben, daß der Häuptling zu befehlen habe.

Ein Starkmuthiger, Held, Tapferer. Der Vorderfinger der rechten Hand wird ausgestreckt und nach vorne zu ausgereckt; man will andeuten, daß der Mann vorwärts dringe.

Ein Feigling. Man zieht die rechte nach innen gekrümmte Hand dicht an die rechte Seite des Körpers, um einen zu bezeichnen, der sich zurückzieht.

Ein Mann, der hören kann, aber nicht will. Man bewegt den Vorderfinger der rechten Hand bis ans rechte Ohr, und den Vorderfinger der linken Hand vom andern Ohr weg, um anzudeuten: was in das eine Ohr komme, gehe aus dem andern wieder hinaus.

Ein alter Mann. Man ballt die Hand zusammen, so daß die innere Seite nach außen steht, macht am Kopfe einen Kreis, und deutet an, daß viele Jahre über ihn hinweggerollt seien.

Ein Narr. Man hält die Knöchel der Hand nach einwärts vor die Stirn und deutet so einen harten Kopf an.

Freude. Beide Hände werden dicht zusammengeschlagen und aneinander gehalten.

Arm und verlassen. Man reibt den Vorderfinger der linken Hand mit jenem in der rechten nach abwärts, um völlige Entblößung anzudeuten.

Mager am Körper. Man legt die hohlen Hände gegen die Brust und zieht sie nach auswärts so, als wolle man Fleisch von der Brust wegnehmen.

Eine Frau, Squaw. Man streicht mit den Händen zu beiden Seiten vom Kopfe nach unten; was langes Haar bedeuten soll.

Branntwein. Man hält die rechte Hand fest zusammengeballt in die Höhe und bewegt sie hin und her.

Taback. Man hält die rechte Hand so, als hätte man eine lange Pfeife in derselben, zieht sie langsam an sich und giebt einen puffenden Ton mit der Nase von sich, als würde Rauch aus derselben ausgestoßen. Denn die Indianer rauchen vorzugsweise gern durch die Nase.

Pfeife. Bewegung wie die vorige; nur wird die Hand still gehalten.

Schießgewehr. Man hält die Arme so, als wolle man ein Gewehr abdrücken.

Pulver oder Mehl. Man hält die Finger so, als hätte man eine Prise davon genommen, und thut dann, als ob man das Mehl oder Pulver verstreue.

Salz. Die Vorderfinger der rechten Hand werden auf die Zunge gelegt.

Rothe Farbe, Zinnober. Man reibt sich die Wangen.

Glasperlen. Man macht mit den Fingern eine Menge kreisförmiger Bewegungen um den Hals, wenn man große Perlen andeuten will; kleine werden so bezeichnet, daß man den Finger an das Ohr hält. Denn große trägt man um den Hals, kleinere dienen zum Putz der Ohren.

Getrocknetes Fleisch. Man macht das Zeichen als schneide man ein Stück Fleisch in der Weise, wie die Indianerinnen den Büffel zerlegen.

Handel treiben. Man legt zwei Finger kreuzweis über einander.

Tauschen. Mit jedem Vorderfinger zugleich einen rechten Winkel machen.

Aufrollen. Man macht die Bewegung als wolle man eine Decke zusammen nehmen.

Aufpacken. Man klappt beide Hände auf einander, um die Lage der Packete auf einem Maulthier anzudeuten.

Aufsatteln. Man legt die innere Fläche der rechten Hand auf den hohen Rand der vertikal gehaltenen linken Hand.

Aufbruch. Der linke Arm wird nach vorne gehalten, und zwar so, daß er am Elbogen etwas gekrümmt und die Hand geschlossen ist; man thut als wolle man etwas aufheben.

Hund. Man macht das Zeichen eines Wolfes (wie oben bei den Wolf-Indianern), hält aber die rechte Hand nach hinten.

Sonne. Es wird ein Kreis mit Daumen und Vorderfinger gemacht, so daß die Spitzen beider einander schließen.

Tageszeit. Man macht das Zeichen der Sonne, und bewegt dasselbe bis zu der Stelle am Himmel, wo etwa die Sonne zu der Zeit stehen würde, welche man bezeichnen will.

Nacht. Man breitet Arme und Hände aus, die letzteren nach unten gekehrt, und bewegt sie über einander, um zu zeigen, daß etwas bedeckt sei.

Nachtzeit. Dasselbe Zeichen wie bei der Tageszeit, nur daß dann der Mond die Stelle der Sonne vertritt.

Berg oder steiler Weg. Der linke Arm wird vom Leibe weg im rechten Winkel ausgestreckt, die Hand ist zusammengeballt.

Tod. Der linke Arm wird mit geschlossener Hand nach vorwärts gestreckt.

Kraft, Stärke. Man hält beide Unterarme dicht an die Oberarme, die stark zusammengepreßten Hände nach vorne, wie wenn man ein recht wildes Pferd fest im Zügel hielte.

Gang, Gehen. Man hält die ausgebreiteten Hände vor sich, die innere Fläche nach unten, und macht eine Bewegung damit auf und nieder.

Ueberraschung, Verwunderung. Die innere Fläche der rechten Hand wird auf den Mund gelegt und dicht auf denselben gepreßt, als hielte man den Athem an.

Schnee und Regen. Der rechte Arm wird hoch über den Kopf gehalten, so daß alle Finger nach abwärts hängen. Diese bewegt man stärker oder schwächer, je nachdem die Stärke des Regens oder Schneefalles angedeutet werden soll.

Kälte. Die geballten Fäuste werden mit einer zitternden Bewegung dicht an die Brust gehalten.

Liebe. Man drückt die zusammengeballten Hände an die Brust.

Tödten, erschlagen. Man bewegt die Faust, als ob man Jemand zu Boden schlage.

Böse. Die rechte Hand geballt; dann wird sie plötzlich mit einem Ruck nach abwärts geöffnet.

Groß, breit, umfangreich. Man streckt die Arme weit weg mit offenen Händen, und hält die Fingerspitzen beider zusammen, so daß ein Kreis gebildet wird. Es soll bedeuten: so viel als man umspannen kann.

Weit, weg, fern. Man hält die linke Hand an die Brust und weist mit der rechten in die Ferne.

Nahe. Hände wie eben, aber die rechte Hand wird zur Linken geführt.

Gut. Man hält die Hände gerade, die Finger dicht zusammen, die innere Fläche nach unten, und bewegt sie vom Kinn ab von sich weg.

Nein. Ein Strich mit der offenen flachen Hand vom Körper weg.

Ja. Man streckt den Vorderfinger der rechten Hand und mit abgekehrter innerer Fläche aus, und macht nach aufwärts und von sich weg eine kreisförmige Bewegung.

Es ist lange her. Der rechte Arm wird mit geschlossener Hand ausgestreckt und streift mit der linken Hand vom Handgelenke bis zur Schulter.

Sehen. Mit den beiden ersten Fingern der rechten Hand wird geradeweg von den Augen aus gezeigt.

Sprechen, reden. Man macht mit den beiden Vorderfingern der rechten Hand eine Bewegung vom Munde ab.

Lügen. Mit dem Vorderfinger der rechten Hand geht man über den Mund hin bis zur linken Schulter, um anzudeuten, daß Jemand krumm spreche oder nach links hin rede. Die Kansas legen die Finger so, daß dieselben den Mund kreuzen.

Die Wahrheit sagen. Der Vorderfinger der rechten Hand wird über den Mund gehalten, und etwas gekrümmt nach oben und unten hin bewegt.

Hören. Man legt den Vorderfinger mehrmals an das Ohr.

Nicht hören oder taub sein. Dieselbe Bewegung; dann wird die Hand geöffnet und vom Ohr fortgestoßen.

Wissen. Man nimmt die geöffnete rechte Hand, die innere Fläche nach oben, und hält sie vom Kinn nach auswärts.

Ehefrau. Man hält die beiden Vorderfinger neben einander ausgestreckt, die Knöchel nach oben gekehrt, und deutet so an, daß man denselben Lebensweg mit einander gehe.

Bruder oder Schwester. Man hält die beiden Finger wie eben, nur nach innen zu, und steckt sie in den Mund.

Kind. Die Hand mit der innern Fläche abwärts gekehrt in schiefer Richtung von den Lenden, und zeigt dann, wie groß das Kind ist.

Büffelbulle. Man bewegt den Daumen an den Kopf und hält den Vorderfinger etwas gebogen wie ein Horn.

Büffelkuh. Man verlängert den Vorderfinger, um ein längeres Horn anzudeuten.

Pferd. Man legt die beiden Vorderfinger der rechten Hand auf die beiden Vorderfinger der linken, und macht eine Bewegung wie im Galopp.

Maulthier. Man steckt beide Hände mit dicht zusammengehaltenen Fingern an den Kopf, und bewegt sie rückwärts und vorwärts, um lange Ohren anzudeuten.

Bieber. Man streicht mit der innern Fläche der rechten Hand über die äußere der linken, und will dadurch andeuten, daß das Haar auf dem Rücken weich sei.

Ein Fort. Man hält beide Enden nach Innen etwas gebogen zusammen und macht so einen Kreis. Die meisten im Indianerlande angelegten Forts sind rund.

Zelthütte. Man legt die Hände so, daß sie einen inwendig hohlen Kegel bilden.

Lager. Man hält die rechte Hand so, daß sie eine Rundung bildet, und macht eine Bewegung auf und ab. Aufstehen und niedersitzen.

Man zählt so, daß die Finger der Hand von 1 bis 10 bedeuten. Der Daumen der rechten Hand bedeutet 1; 6 bis 10 sind die Finger der linken Hand. Um 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80 und 90 anzudeuten, öffnet und schließt man die Hand, was jedesmal 10 bedeutet. Für 100 werden beide Hände einmal geöffnet und dann wieder geschlossen, für 200 geschieht dasselbe zweimal und so fort. Um 90 anzudeuten, kann man auch beide Hände öffnen, nur muß man den Daumen der rechten Hand anhalten; 80 Daumen und den Vorderfinger der rechten Hand anhalten und so fort.

Man begreift, daß mit Hülfe einer solchen Zeichensprache die Indianer, welche ohnehin viele ausdrucksvolle Körperbewegungen haben, sich genugsam verständigen können. —

Ich schließe diese Schilderungen mit den nachfolgenden Bemerkungen des Reisenden John Russell Bartlett: Vom



Rio Grande bis zum Gestade des großen Oceans trafen wir mit Indianern aus vielen Stämmen zusammen, und mit allen, auch den streitbarsten, kamen wir ganz vortrefflich aus. Unter den nun so feindlichen Apasches hatte ich, so recht mitten in in ihrem Lande, drei Monate lang mein Lager. Täglich wurde ich von Häuptlingen und Kriegern besucht; sie aßen an meinem Tische und schliefen in meinem Zelte und ich bin oft längere Zeit mit zehn oder fünfzehn von ihnen allein gewesen. Gerade damals ereignete sich allerlei, was sehr leicht böse Folgen haben konnte. So wurde z. B. ein Apasche von einem bei der Commission beschäftigten Mexikaner mitten in unserm Lager erschlagen, als mehr denn fünfzig Apasches sich unter uns befanden. Sie ergriffen Bogen und Lanzen und machten sich bereit zum Angriff, und doch gelang es uns durch Vorstellungen, sie dahin zu vermögen, daß sie in's Fort kamen. Dort überzeugten wir sie, wie wenig wir daran gedacht, sie zu beleidigen, und wie der Mord nur einem Einzelnen zur Last zu legen sei. Ich gab der Familie des Erschlagenen einige Decken, Zeug, Mais und noch andere Sachen und einen Monatsgehalt, welchen der mexikanische Maulthiertreiber, der Thäter, zu beziehen gehabt hätte, und nun war Alles ausgeglichen. Ich erlöste auch zwei mexikanische Knaben, welche lange Zeit als Gefangene unter den Apasches gelebt hatten. Dieses Alles erwähne ich, um zu zeigen, daß diese Indianer, so wild und unbändig sie auch sein mögen, doch mit sich reden lassen und daß man durch friedliches und verständiges Benehmen bei ihnen etwas ausrichtet. Diese Apasches waren nun seit vielen Jahren nicht nur mit den Mexikanern, sondern auch mit den übrigen Indianern im Kriege gewesen. Auch aus den amerikanischen Niederlassungen in Neu-Mexiko besaßen sie eine Menge geraubter Sachen und waren ein Schrecken für Alle, welche durch ihr Land ziehen mußten. Seit wir die Kupfergruben verlassen hatten, war dieser Posten von Truppen der Vereinigten Staaten besetzt worden und nun auch

der Krieg ausgebrochen. In einem vor mir liegenden Briefe heißt es: „In einer Zusammenkunft zwischen den Truppen und den Indianern waren diese letzteren sehr unverschämt; neun von ihnen wurden erschossen.“ Dann übten freilich die Indianer das Vergeltungsrecht, legten sich in Hinterhalte, schossen einige Soldaten nieder und raubten alles Vieh, dessen sie irgend habhaft werden konnten.

Mir erstarrt das Blut in den Adern, wenn ich erzählen höre, welche scheußlichen Grausamkeiten von den Weißen gegen die Indianer begangen werden. Dann üben, wie gesagt, die letzteren das Vergeltungsrecht aus und es entsteht unaufhörliche Fehde; Plündern, Sengen und Brennen ist an der Tagesordnung; man führt einen Vernichtungskrieg. Ich habe in Neu-Mexiko, Californien, Sonora und Chihuahua mich genau erkundigt, welche Ursachen den Raubzügen der Indianer zum Grunde liegen und weshalb die Kriege mit den Weißen entstanden. Allemal kam als Resultat heraus, daß die Weißen der angreifende Theil gewesen sind. Die Mexikaner gestehen das auch ganz offen ein. In Californien namentlich tragen die Weißen alle Schuld. Es gab gar keine friedlicheren und zufriedeneren Indianer als jene in Californien, ehe die Amerikaner das Land in Besitz genommen hatten. Diese letzteren aber haben in ihrer Habgier nicht nur die goldhaltigen Ländereien genommen, sondern auch die Waldgegenden besetzt, in denen allein die Eingeborenen sich Unterhalt zu verschaffen im Stande sind; man will ihnen gar keinen Fleck in ihrer alten Heimath gönnen. Ich könnte viele Bogen mit Erzählungen von den Grausamkeiten anfüllen, welche durch die Weißen verübt worden sind.

In meinem Verkehr mit den verschiedenen Indianerstämmen habe ich reichhaltige Wörterbücher oder eigentlich Vocabularien ihrer Sprachen gesammelt. Sie sind weit vollständiger, als die von Gallatin entworfenen, welche ich zu Grunde legte, und

werden den Sprachforschern bei den Vergleichungen der Indianer-
sprachen von großem Nutzen sein. Ich besitze nun dergleichen
von neunzehn verschiedenen Sprachen, die im Westen des Rio
del Norte geredet werden. Die meisten habe ich selbst entworfen
und dermaßen geprüft, daß sie correct sind. Die meisten sind
ganz neu und bisher gar nicht bekannt gewesen.

Während meines unglücklichen Zuges nach Sonora, den
ich machte, um für meine verschiedenen Parteien am Gila uns
Lebensmittel zu verschaffen, wurde ich beinahe ein Vierteljahr
lang durch Fieber im Lande zurückgehalten, vergaß aber doch
die Indianer nicht. Gouverneur Cubillas ließ einen angesehenen
Häuptling der Opatastämme, Namens Tanori, der etwa
sechszig bis achtzig Meilen weit entfernt wohnte, nach Los Ures
einladen, wo ich mich damals befand. Er kam und ich bekam
von ihm ein Vocabularium seiner Sprache; auch erhielt ich
dergleichen von den Ceres- (irrich Siris) und Yaquistäm-
men; von der Sprache der Ceres wußte man bisher nichts.
Sie sind unter allen Indianern in Sonora die bei weitem feind-
seligsten und wohnen an der Küste des californischen Meerbusens
(nördlich von Guaymas) und auf der Insel Tiburon. Ich lernte
einen Mann aus diesem Volke kennen, welcher in der Nähe der
Stadt Hermosillo wohnte; er war ein recht verständiger Mensch,
der mir alle Auskunft gab, welche ich wünschte.

Diese Vocabularien werden freilich nur für die Gelehrten
vom Fach Interesse haben; ich versäumte aber auch nicht, über
Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten dieser verschiedenen
Stämme Erkundigungen einzuziehen. Auch habe ich eine Menge
von Portraits in Lebensgröße und wählte unter den verschie-
denen Stämmen alle die Individuen aus, welche mir charakte-
ristisch zu sein schienen.

Ich fand, daß bei allen Stämmen ein großer Un-
terschied zwischen den Häuptlingen und den Reichen

einerseits und den Massen andererseits vorhanden war. Das was einem Stamme eigenthümlich ist und ihn von einem andern unterscheidet, kann der Beobachter in allen Klassen des Stammes wohl erkennen, wie man zum Beispiel einem Engländer leicht ansieht, ob er den höheren Klassen oder dem Handarbeiterstande angehört. So auch bei den Indianern; die Häuptlinge und deren Familien sind allemal hübsche Exemplare des Genus Homo, gut gebaut, schlank und kräftig, mit vollem Gesicht und meist auch heller von Hautfarbe, als die übrigen. Das hat zum großen Theil seine Ursache in der Art und Weise, wie diese Häuptlinge sich nähren und kleiden; auch sind ihre Wigwams besser, als jene des gemeinen Mannes. Dieser leidet oft Mangel an guter Nahrung; manche sind ohne Wigwams und Decken und daher weder so hübsch, noch so körperkräftig. Meine Portraits stellen meist Häuptlinge dar.

Auf meinen Wanderungen habe ich drei Klassen von Indianern angetroffen. Erstens: die wilden Stämme, welche von Jagd und Plünderung leben und keine Dörfer, überhaupt keine festen Wohnplätze haben. Dahin gehören die Apasches. Zweitens: die halbcivilisirten Stämme; sie bauen den Boden in ihrer eigenthümlichen Weise an, treiben Viehzucht und spinnen und weben. Dahin rechne ich die Pimos, die Coco-Maricopas und die Navajos. Drittens Stämme, welche unter den Mexikanern und Californiern oder in deren Nähe wohnen, unter Missionären gelebt und sich den Sitten und Gebräuchen der Weißen anbequemt haben. Dahin gehören manche Stämme in Mexiko und alle, welche in Californien an der Küste südlich von San Francisco verbreitet sind.

Die Stämme, welche der zweiten Klasse angehören, haben ihre Gesittung aus sich selbst; sie ist ihnen nicht von außen her zugebracht worden."

Ein Blick auf Central-Amerika.

I. Die Bedeutung der mittelamerikanischen Landenge für den Weltverkehr. — Die interoceanischen Verbindungswege. — Transit durch Nicaragua. — Colonialverhältnisse. — Rivalität der Engländer und Nordamerikaner.

Die Vorgänge in Mexiko und Central-Amerika nehmen mit vollem Rechte die allgemeine Theilnahme in Anspruch. Wer irgend mit den Verhältnissen dieser Gegenden näher bekannt ist, wird sich nicht verhehlen, daß dort wichtige Umgestaltungen im Anzuge sind, die für ganz Europa, insbesondere auch für Deutschland, von erheblicher Bedeutung sein werden. Jene Länder stehen an der Schwelle eines Zeitabschnittes, der einen ganz neuen Charakter tragen wird; sie sehen sich in die Nothwendigkeit versetzt, mit ihrer Vergangenheit gründlich zu brechen. Um es gleich von vorne herein zu sagen: sie haben, wie sie nun geworden sind, alle Lebensfähigkeit verloren; die Bedingungen für ein gedeihliches Staatsleben und eine frische Selbstständigkeit sind ihnen völlig abhanden gekommen und es mangelt den gegenwärtigen Bewohnern an den zu einer Wiedergeburt unumgänglich nothwendigen Elementen.

Wir lassen hier Mexiko und die in mannigfacher Beziehung interessanten Verhältnisse der südamerikanischen Staaten unerörtert, weil es uns darauf ankommt, die Zustände der centralamerikanischen Republiken in's Auge zu fassen. Gerade an ihnen läßt sich der Zersetzungsprozeß, welchem fast das gesammte ehemals spanische Amerika anheimgefallen ist, greifbar nachweisen, und ein bündiger Schluß für die künftigen Tage ziehen.

Die beiden großen Halben des westlichen Continents hängen vermittels eines langen mannigfach gegliederten Isthmus zusammen, der von Tehuantepec bis Panama reicht, und dessen Küste am caraibischen Meere der großen Eilandflur Westindiens

zugekehrt ist, während die westlichen Häfen und Gestade vom stillen Weltmeere bespült werden. Beide Oceane sind an manchen Stellen nur durch schmale Landengen von einander geschieden; die Eisenbahn über die Landenge von Panama ist nicht so lang, wie jene von Dresden nach Leipzig. In diesen mittelamerikanischen Regionen liegt mehr als eine Strecke, die sich zur Herstellung von Verkehrswegen zwischen den beiden großen Oceanen eignet, und ihre Wichtigkeit springt schon allein aus der einfachen Thatsache hervor, daß im Anfang des Maimonats 1856 die erste Ladung chinesischer Erzeugnisse ihren Weg nach Neu-York über Panama gefunden hat. Diese Bedeutung erkennt man nicht blos in Amerika selbst und in Europa, man weiß sie auch in Australien vollkommen zu würdigen. Schon mehr als ein Dampfer ist zwischen Panama nach Sydney gefahren, und zu Melbourne, dem Haupthafen für Goldverschiffung aus der Provinz Victoria, wurde schon 1856 erörtert, ob nicht sofort eine Verbindung mit England vermittels einer Dampferlinie nach Centralamerika in's Leben zu rufen sei. Man hob hervor, daß auf diesem Wege die rascheste Verbindung mit den atlantischen Staaten Nordamerika's gewonnen, und London eben so schnell erreicht werde, als über Suez, auch wenn der vielbesprochene Kanal zwischen dem rothen Meere und Pelusium hergestellt sei. Mit anderen Worten: Centralamerika ist eines der wichtigsten Passageländer der Erde geworden; und schon heute wird ein großer Theil des Verkehrs zwischen dem Westen und Osten auf diesem Wege vermittelt.

Bekanntlich hat seit zehn Jahren ein vollkommener Umschwung im großen Weltverkehr stattgefunden; es sind neue Factoren aufgetreten, die früher gar nicht vorhanden waren, oder doch eine nur verhältnißmäßig geringe Bedeutung hatten. Der weite Ocean, welcher den Raum zwischen Westamerika und Ostasien ausfüllt, ist schon gegenwärtig nicht minder zur

großen Fahrbahn der handeltreibenden Völker geworden, wie das atlantische oder indische Meer; an ihm liegen Hauptemporien ersten Ranges, die bestimmend auf den Welthandel einwirken. Die Südsee ist längst nicht mehr passiv, sondern es pulsirt auf ihr ein ungemein reiches, lebendiges und frisches Verkehrsleben, das sich von Jahr zu Jahr steigern wird, wenn auch die Ausbeute an edlen Metallen allmälig schwächer werden sollte. Denn der Goldgräber hat den Ackerbauer und Viehzüchter, den Handwerker, Kaufmann und Schiffer nach sich gezogen; den goldsuchenden Abenteurern sind producirende Ansiedler gefolgt, die seßhaft bleiben und eins werden mit dem Boden, welchen sie bestellten.

Richtig ist allerdings, daß das eigentliche Erwachen der Südsee zu nicht geringem Theil durch die Goldentdeckungen in Californien und Australien hervorgerufen worden ist; diese beiden Länder haben für mehr als tausend Millionen Thaler Gold in den großen Verkehr geworfen, und in unablässiger Völkerströmung hin und zurück weit über eine Million Menschen von rüstigem Schlag an sich gezogen. Zur Beschleunigung des Verkehrs bedurfte man neuer interoceanischer Weltheerstraßen, die man nur in Centralamerika fand. Von nun an war die westliche Küste nicht ferner die Kehrseite der amerikanischen Cultur, denn in die Länder an der Südsee, und zu den verschiedenen Inselgruppen, welche über jenen weiten Ocean ausgesäet sind, kam schwungreiches Verkehrsleben, das zum Theil sein Entstehen den zahlreichen Walfischfahrern verdankt, welche in jenem Meere kreuzen. Heute reicht die Dampfschifffahrt an jenen Gestaden von Neu-Archangel und dem Pugetsunde im Norden bis nach Valdivia in Chile im Süden, und alle irgend bedeutende Küstenpunkte sind in diese Schifffahrtslinie einbezogen worden. Gerade in Folge der raschern und gegen früher ungleich mehr sichern Verbindung hat

ihr Handel sich gesteigert und doch ist diese neue Entwickelung erst in den Anfängen.

Unter diesen Umständen begreift man das Bestreben der Nordamerikaner, des größten Handelsvolkes der westlichen Erdhalbe, eine Anzahl von Wegen herzustellen, vermittels welcher sie ihren atlantischen Osten möglichst rasch mit ihrem pacifischen Westen in Verbindung bringen. Die Strecke über Land durch die ausgedehnten Prairien, die Felsengebirge und die Seealpen ist lang und zeitraubend; sie wird ohnehin dem Welthandel nicht eher dienen, als bis die große Eisenbahn nach dem stillen Ocean vollendet ist. Darüber vergeht im besten Falle mindestens ein Jahrzehend. Die Segelschifffahrt um das Cap Horn dauert von Neu-York bis San Francisco von neunzig bis zu einhundert und siebenzig Tagen; aber über den Isthmus von Nicaragua sind Reisende und Briefe aus der californischen Hauptstadt schon in einundzwanzig Tagen bis in die Mündung des Hudson gelangt. Der Weg durch Mittelamerika erspart dem großen Verkehr für jede Tour zwei bis fünf Monate; die Summe des Nutzens und der directen, wie der mittelbaren Vortheile des kürzern Wegs ist geradezu unberechenbar, und nicht blos auf Nordamerika beschränkt. Wir spüren vielmehr längst die Wirkungen desselben bis in die deutschen Fabrikdistricte hinein.

Das nächste Interesse haben allerdings die Nordamerikaner, weil überhaupt ein großer Theil des Handels in allen Häfen der neuen Welt in ihren Händen liegt. Wir finden den Yankee überall, und wohin er kommt, wirkt er belebend und anregend. Durch Thatkraft und Beispiel stachelt er auf; er findet Schätze, von welchen die Spanier gar keine Ahnung haben. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, das in hohem Grade bezeichnend erscheint. Seit dreihundert Jahren ist das Gebiet der heutigen La Plataſtaaten im Besitze dieser Spanier. Keine andere Gegend der Erde hat eine bequemere und vor-

theilhafter gegliederte Wasserverbindung im Innern; aber alle diese gewaltigen Ströme lagen bis auf die neueste Zeit völlig verödet da. Der argentinische Creole, insbesondere der Gaucho in den Pampas, hat Abneigung gegen das Wasser und will kein Schiff besteigen; den Handel zwischen den einzelnen argentinischen Provinzen hat er vermittelst plumper von Ochsen gezogener Karren betrieben bis auf diesen Tag, er hat mit seinen Waaren durch die Steppe einen Weg genommen, der vier Monate Zeit erfordert, während in weit bequemerer Richtung schiffbare Ströme laufen, auf welchen die Handelsgüter in höchstens zwei Wochen hinabgeschifft werden können. Der Salado, ein Hauptzufluß des Parana, übertrifft an Länge unsern Rhein; er ist zweihundert deutsche Meilen weit für Stromfahrzeuge zu benützen, und fließt durch ein ungemein fruchtbares und gesundes Land. Aber bis zum Jahre 1855, also bis dreihundert und zwanzig Jahre nach der ersten Besiedelung der La Plata-Gegenden, wußten die Argentiner nicht einmal, daß der Salado überhaupt schiffbar sei; sie hatten nie den Versuch gemacht, ihn zu befahren. Nun aber erschienen seit 1855 Yankee's im Lande und dampften den Fluß hinan bis in die Nähe von Salta; sie fanden eine der schönsten Wasserstraßen Amerika's auf, und die Creolen waren höchlich erstaunt, als sie von alle dem durch die Fremden das erste Wort vernahmen! Wie sehr viele Ansiedler romanischen Stammes in Amerika zurückgekommen sind, geht ferner aus der Thatsache hervor, daß tief im Innern Brasiliens, zum Beispiel in den Provinzen Matto Grosso und Goyaz, die portugiesischen Creolen den Gebrauch des Salzes verlernt und vergessen haben!

Uns fällt bei dieser Gelegenheit eine Stelle ein, deren Richtigkeit sich uns namentlich bei unseren amerikanischen Studien vielfach aufgedrängt hat. Montesquieu stellt einmal die türkische und die spanische Monarchie neben einander, und

bemerkt, indem er die wechselseitige Stellung der handeltreibenden Völker Europa's erörtert: c'est leur felicité que Dieu ait permis qu'il y ait dans le monde des Turcs et des Espagnols, les hommes du monde les plus propres à posseder inutilement un grand empire. Was unter osmanischer Herrschaft, „unter deren Fußtritt das Gras verdorrt", wie das orientalische Sprichwort lautet, aus dem Morgenlande geworden ist, weiß Jedermann; aber auch Spaniens Herrschaft in Amerika trägt den Stempel der Verwahrlosung.

Die Spanier haben nie daran gedacht, beide Oceane auf kürzestem Wege mit einander zu verbinden. Der geniale Blick des Cortez hatte allerdings die Bedeutung der Landenge von Tehuantepec erkannt und den Bau einer Straße über denselben vorgeschlagen. Aber für Spanien war das Beispiel der peruanischen Incas verloren; diese „Heiden" hatten Landstraßen sammt Posthäusern durch die ganze Länge ihres Reiches gebaut, und man reiste bequem von Cuzco bis nach Quito. Die Spanier jedoch bahnten nicht einmal einen Fahrweg über den nur zwölf deutsche Meilen breiten Isthmus von Panama; sie legten keine Straße durch Honduras an, sie wußten auch in den Seen in Nicaragua und dem Wasserlaufe des San Juan keine interoceanische Verbindungsstraße zu gewinnen, und erst unser Alexander von Humboldt hat sie auf die hohe Bedeutung aller dieser Oertlichkeiten nachdrücklich aufmerksam gemacht. Aber es fehlte ihnen an Schwung und Thatkraft, seine Nachweisungen und Fingerzeige zu benützen; auch fielen sie in eine ungünstige Zeit. Bald nachher brachen die Unabhängigkeitskämpfe aus, dann folgten die Bürgerkriege, welche bis heute vom Rio Grande bis zum La Plata das ehemals spanische Amerika in grauenvoller Weise zerrüttet haben, und in denen das Meiste von dem wenigen Guten zu Grunde gegangen ist, das etwa die Spanier geschaffen haben.

Wir bemerkten oben, daß ein völliger Umschwung in den Verkehrsverhältnissen eingetreten sei. Ein Land mit einer Weltlage, wie Centralamerika sie hat, kann sich demselben platterdings nicht entziehen, es wird vielmehr mit Nothwendigkeit in denselben hineingezogen, es muß mit, muß theilnehmen, einerlei, ob gutwillig oder gezwungen. Unter den neuen Verhältnissen erscheinen Isolirtbleiben und passives Hindämmern nicht mehr möglich. Die Dampferlinien laufen wie Strahlen aus allen vier Himmelsgegenden nach Centralamerika hin. Schon im vorigen Jahrzehnt faßten die Nordamerikaner als Uebergangspunkt die Landenge von Tehuantepec in's Auge und schlossen mit der mexikanischen Regierung einen Vertrag über Anlage einer Eisenbahn von Minatitlan, unweit der Mündung des Coatzacoalcos, bis nach Ventosa am stillen Ocean. Bürgerliche Unruhen und Streitigkeiten über den Garay-Sloocontract verzögerten die Ausführung, welche erst 1858 ernstlich angebahnt wurde. Man suchte inzwischen einen andern Weg. Die liberale Partei im Staate Nicaragua hatte sich mit dem Prinzen Ludwig Napoleon in Verbindung gesetzt, und von ihm, dem Ingenieur, ein Gutachten über einen für Seeschiffe fahrbaren Kanal verlangt. Der Gefangene von Ham, welchem man die Leitung des großartigen Unternehmens zu übertragen gedachte, schrieb über dasselbe eine vortreffliche Abhandlung, die neuerdings wieder gedruckt worden ist. Die Nordamerikaner faßten späterhin den Plan auf, und vermaßen die ganze Strecke durch Nicaragua. Es ergab sich, daß allerdings die Anlage eines nassen Weges zwischen beiden Weltmeeren hier möglich sei, aber nur mit unverhältnißmäßig hohen Kosten. Man begnügte sich deshalb zunächst mit Herstellung einer Dampfschifffahrt von Neu-York nach San Juan del Norte, und von da den San Juanfluß aufwärts, bis in den Nicaraguasee; von der westlichen Küste desselben wurden die Reisenden nach San Juan del

Sur, einem Hafen am stillen Ocean, geschafft, und von dort vermittelst einer Dampferlinie nach San Francisco befördert. Den Transport durch Nicaragua besorgte die bekannte Transitcompagnie. Man sieht, wie wichtig die Stellung dieses kleinen centralamerikanischen Staates geworden ist; in ihm liegt ein Angelpunkt, um welchen die Politik Englands und jene der Vereinigten Staaten sich bewegt. Denn als man in London sich nicht mehr verhehlen konnte, daß über kurz oder lang die Nordamerikaner Communicationswege durch Centralamerika nicht ferner würden entbehren können, traf man Vorkehrungen, um den britischen Einfluß in jenen Gegenden zu verstärken. Die Nordamerikaner sympathisirten mit der liberalen Partei in Centralamerika, welche schon aus diesem Grunde von England abgestoßen wurde. So z. B. nahm dasselbe dem liberalen Staate Honduras die sogenannten Bayinseln in der Bucht von Honduras weg, und war dabei durchaus im Unrecht; es unterstützte in den übrigen Staaten und insbesondere in Guatemala die Partei der sogenannten Servilen, welche sich auf den Klerus stützen, mit Geld und Waffen. Es besetzte im Namen des von ihm erfundenen Königs der Moskitoindianer den Hafen, welcher zum atlantischen Anfangspunkte der Kanalverbindung bestimmt war, nämlich San Juan del Norte, und gab ihm den englischen Namen Greytown. Dadurch beeinträchtigte es den Staat Nicaragua in einer nicht zu rechtfertigenden Weise; es zog sich aber hier erst zurück, als keine Aussicht für den Kanalbau mehr vorhanden und Nordamerika entschlossen war, die Occupation nicht länger zu dulden. Solchen Verhältnissen und Thatsachen gegenüber mußte die Politik Englands und der Vereinigten Staaten zusammenprallen; die Ministerresidenten der rivalisirenden Mächte, Chatfield und Squier, geriethen in Centralamerika selbst in ärgerliche Streitigkeiten, die zwischen den beiderseitigen Regierungen einen Notenwechsel veranlaßten. Centralamerika sollte nicht unter einseitige Con-

trole einer der rivalisirenden Mächte fallen; sie schlossen am 19. April 1850 den vielbesprochenen Clayton-Bulwer-Vertrag, in welchem bestimmt wurde: daß der projectirte Nicaraguakanal einer solchen Controle niemals anheimfallen solle; sie einigten sich dahin, daß „in Nicaragua, Costa Rica an der Moskito-küste oder irgend einem andern Punkte in Centralamerika keine der beiden Mächte Land besetzen, oder Colonien anlegen oder eine Suprematie ausüben wolle.“ Diese Bestimmungen wurden zwei Jahre später ausdrücklich in dem Crampton-Webster-Vertrage vom 30. April 1852 bestätigt; England ließ außerdem seine Schutzherrlichkeit über den sogenannten König der Moskitos fallen, und überwies den Hafen San Juan wieder dem Staate Nicaragua, erkannte somit an, daß seine früheren Schritte ungerechtfertigt gewesen seien. Aber das englische Cabinet gab diesem Vertrage keine Folge; kaum ein Vierteljahr nach dem Abschlusse erklärte es die Inseln in der Bay von Honduras (Roatan, Bonaca, Utilla, Helena, Barbarette und Moratte) am 17. Juli 1852 für eine britische Colonie, obwohl es nie in Abrede gestellt hatte, daß diese Eilande zu Centralamerika gehören. Hier lag demnach eine ganz handgreifliche Verletzung der Verträge vor, und die Schutzherrlichkeit über den Moskitokönig wird gleichfalls bis auf den heutigen Tag festgehalten. Den Beschwerden der Nordamerikaner gegenüber, entgegnete man von England aus, die Verträge hätten nicht Bezug auf Vergangenheit und Gegenwart, „sondern auf die Zukunft“; eine Auslegung, welche man in Washington als eine „sinnlose und unwürdige Sophistik“ bezeichnete, die man sich, wie Präsident Pierce in einer seiner Botschaften erklärte, nicht gefallen lassen werde. Die Streitigkeiten über den Clayton-Bulwer-Vertrag sind auch 1858 noch nicht zu Ende.

Es liegt auf der flachen Hand, um welche Dinge es sich bei allen diesen Zerwürfnissen in letzter Instanz eigentlich handelt. England möchte um jeden Preis den von Jahr zu Jahr

mehr um sich greifenden Einfluß der Nordamerikaner brechen und ihn vor allen Dingen in einem so wichtigen Passagelande nicht noch stärker anwachsen lassen. Allem Anschein zufolge hat es aber auf die Dauer keine Hoffnung, dem Zuge der Dinge erfolgreich entgegenwirken zu können, und es ist ohnehin die Frage, ob man klug handelt, sich einem zuletzt doch unabwendbaren Schicksal in den Weg zu werfen.

II. Die Bahn über die Landenge von Panama und das Anwachsen des Verkehrs. — Die Bahn durch Honduras. — Politik der Nordamerikaner. — Das Yankeethum und seine Bestimmung in Amerika.

Wir haben gesehen, wie die Amerikaner für Herstellung einer interoceanischen Verkehrsstraße zuerst den Isthmus von Tehuantepec in's Auge faßten und bald nachher einen Transit über Nicaragua einrichteten. Sie haben aber auch einen Schienenweg über die Landenge von Panama gelegt und an der Virginbay das Emporium Aspinwall gebaut. Die Fahrt von einem Weltmeer zum andern nimmt gegenwärtig nur vier Stunden in Anspruch, und auf der pacifischen Seite ist Panama der Ausgangspunkt für Dampferlinien nicht nur nach Norden, bis nach Californien und Oregon hin geworden, sondern auch für jene, welche nach Süden hin die Häfen von Neu-Granada, Ecuador, Peru und Chile berühren. Panama, einst ein so wichtiger Platz, an welchem die Spanier alljährlich eine Art von Messe, einen großen Waarenumschlag hielten, war allmälig zu einer verödeten Stadt geworden, als das Monopol aufgehört hatte. Aber seit der Entdeckung des Goldes in Californien und seit Eröffnung der Eisenbahn, neben welcher seit der Mitte des Jahres 1855 auch elektrische Drähte laufen, hat sich der Verkehr ungemein gesteigert, obschon Panama an der Straße durch Nicaragua eine Concurrenzroute erhielt. Schon 1853 liefen dort 41 amerikanische Oceandampfer ein; sie brachten nahe an 10,000 Reisende und für mehr als 42

Millionen Dollars Goldstaub aus Californien; dazu kamen von Südamerika her 25 englische Dampfer mit etwa siebentehalbhundert Passagieren und für 6,613,000 Dollars Silber. Ferner noch 153 Segelschiffe, 2,765,000 Silber als Transitgut aus Mexiko und für 100,000 Dollars Goldstaub aus Australien, das nach London bestimmt war. In den folgenden Jahren hat sich dieser Verkehr fortwährend gesteigert.

Der Isthmus von Panama bildet einen Landestheil der Republik Neu-Granada, mit welcher die Nordamerikaner in friedlichem Einvernehmen stehen. Die Landenge selbst ist nur spärlich bevölkert, die Zahl der eingeborenen Weißen gering; die Mehrzahl der Bewohner besteht aus einer Masse von Mischlingen verschiedener Art, Mulatten, Zambos, Indianern und Negern, welche in den Hafenplätzen einen gefährlichen Pöbel bilden und vor Eröffnung der Eisenbahn die Wege in hohem Grade unsicher machten. Mit diesem buntschäckigen Gesindel gerathen die auf dem Isthmus zahlreich angesiedelten Nordamerikaner häufig in Streit; sie wollen Ordnung und Sicherheit herstellen und thun es in der ihnen eigenthümlichen, nachdrücklichen, aber übermüthigen und hochfahrenden Art; dazu kommt, daß sie ihre Mißachtung vor einem so wenig civilisirten Schlag Menschen nicht verhehlen. Im April 1856 richteten diese rohen Massen ein entsetzliches Blutbad unter den Amerikanern und den californischen Passagieren an. Die Folge wird sein, daß die Nordamerikaner Alles aufbieten, eine so wichtige Passage, wie den Isthmus, in ihre Gewalt zu bringen und den alten Wahlspruch: „von der Hudsonsbay bis Panama“ zu verwirklichen.

Gerade jetzt legen sie Hand an's Werk, um eine zweite Eisenbahn durch Amerika zu bauen. Der vormalige nordamerikanische Ministerresident Squier hatte sich früher eifrig für den Nicaraguakanal bemüht, ließ aber, wie wir schon bemerkten, denselben fallen, weil die Herstellung eines solchen Wasserweges

allzu große Summen in Anspruch genommen haben würde. Er beschloß, ein anderes Unternehmen auszuführen, das an Wichtigkeit die Route über den Isthmus von Panama entschieden überragen wird. Wir meinen die Anlage einer interoceanischen Eisenbahn durch Honduras. Wir bitten unsere Leser abermals, einen Blick auf die Karte zu werfen. An der Küste dieses Staates liegt, auf 15° 49′ nördlicher Breite und 87° 57′ westlicher Länge von Greenwich, Puerto Caballos (oder Cortez), ein vortrefflicher Hafen, welcher auch den größten Dampfern und Klipperschiffen guten Ankergrund und Schutz vor jedem Winde darbietet. Eine gerade Linie von dort bis zur Fonsecabay am stillen Weltmeer, 13° 21′ nördlicher Breite und 87° 35′ westlicher Länge, durchzieht eine Strecke von nur 160 englischen Statutmeilen, und dieser fast schnurgeraden Linie wird die Eisenbahn folgen. Denn ihr entlang fließt von der Centralebene von Comayagua zum atlantischen Ocean der Humuyastrom, und zur Fonsecabay der Goascoran. Mitten in Honduras durchbricht ein großes Querthal die Kette des großen Gebirges, die Cordillera, völlig; es bildet einen von der Natur selber hergestellten Durchstich von Meer zu Meer, welcher für die Anlage einer Eisenbahn in hohem Grade geeignet erscheint, denn der Bau wird, den Vermessungen der Ingenieure zufolge, auch nicht auf ein einziges technisches Hinderniß treffen; die Bahn hat weit günstigere Steigerungen als alle Schienenwege im Staate Neu-York, welche nach Westen führen, Holz und Steine von bester Beschaffenheit liegen überall am Wege; endlich führt diese Bahn, abgesehen von einigen wenigen Meilen am atlantischen Ocean, durch ein ungemein fruchtbares Land, dessen Klima nichts zu wünschen übrig läßt. Der Anschlag für den Bahnbau und die Anschaffung des Betriebsmaterials hat sich auf achthalb Millionen Dollars gestellt. Der am 23. Juni 1853 zwischen der „interoceanischen Honduras-Eisenbahngesellschaft" mit der Staatsregierung abgeschlossene, von der Volks-

vertretung gutgeheißene, vom Präsidenten am 28. April 1854 genehmigte Vertrag, gewährt der Compagnie große Vortheile, auf welche die Nordamerikaner sicherlich nicht wieder verzichten werden. Sie haben sich deshalb auch durch die Unruhen in Centralamerika nicht irre machen lassen, sondern technische Beamte nach Puerto Caballos geschickt, die ohne Weiteres mit den Arbeiten beginnen sollen. Capitalisten in England und Frankreich sind bei dem Unternehmen betheiligt und 1858 ist der Bau in Angriff genommen worden.

Die Regierung von Honduras hat sich verpflichtet, der Compagnie nicht weniger als 4000 Caballerias, gleich 640,000 Acres Land, unentgeltlich zu überlassen und weitere 5000 Caballerias, oder 800,000 Acres, zu 12½ Cents, oder etwas mehr als 5 Neugroschen für den Acre, zur Verfügung zu stellen. Die Compagnie hat das Recht, auf diesen Ländereien beliebig Colonien anzulegen, und die Ansiedler haben von vornherein nicht nur alle Rechte, welche die eingeborenen Bürger genießen, sondern sind auch zehn Jahre lang von allen Steuern und von der Militärpflichtigkeit befreit. Die Häfen an beiden Endpunkten der Bahn werden Freihäfen; und die Regierung von Honduras ist verpflichtet, jedem verheiratheten Manne, der in's Land kommt, um an der Bahn zu arbeiten und im Staate sich ansässig zu machen, fünfundsiebenzig Acres guten Landes unentgeltlich zu überlassen.

Wir sind auf alle diese Verhältnisse näher eingegangen, weil in ihnen der Schwerpunkt liegt. Sie zeigen, daß Centralamerika aus seiner Vereinzelung herausgerissen worden ist, daß es nun einen Schauplatz für den Unternehmungsgeist der Europäer und insbesondere auch der Nordamerikaner bildet, die dort gar nicht mehr zu beseitigen sind. Sie kommen nun, ihre Capitalien nutzbringend anzulegen und den Verkehr zu beleben; sie unternehmen große Dinge, die für immer ihnen ein dauerndes Interesse an Centralamerika aufzwingen; sie wollen auch co-

lonisiren mit Nordamerikanern, Engländern, Schotten, Deutschen und Irländern; sie werden Gemeinden gründen, Kirchen und Schulen bauen, rüstig arbeiten, und da es in einem so fruchtbaren und gesunden Lande, das ohnehin überreich an edlen Metallen ist, an starkem Zuzug nicht fehlen wird, so läßt sich das Ende leicht absehen.

Wir sind weit entfernt, die Politik der Nordamerikaner im Einzelnen gut zu heißen, wir wissen ohnehin, daß diese Yankees übermüthig, hochfahrend und nicht selten gewaltthätig auftreten, daß sie an Selbstüberschätzung leiden, daß sie, um es kurz zu sagen, alle Fehler der politischen Flegeljahre haben. Wir lieben ihren Puritanismus nicht, wir halten das Jagen nach dem allmächtigen Dollar für eine unliebenswürdige Eigenschaft, und das Turbulente in ihrem politischen Treiben hat gewiß manche unerquickliche Seiten. Aber der Yankeedollar hat auch einen Revers. Es ist nicht von ungefähr und nicht etwa Zufall, daß diese Nordamerikaner binnen kaum siebenzig Jahren sich zu einer Weltmacht ersten Ranges erhoben, welche die Geschicke der Völker und Staaten in hervorragender Weise bestimmen hilft. Vor nun einhundert Jahren war erst der Rand zwischen den Alleghanygebirgen und der Küste besiedelt und die Bevölkerung hatte kaum zwei Millionen Seelen erreicht. Heute reichen die Vereinigten Staaten von den Quellen des Mississippi bis zur Mündung des Rio grande del Norte und vom Hudson bis zum Pugetsunde; sie nehmen die ganze Breite des ungeheuern Continentes ein und zählen dreißig Millionen Bewohner. Sie sind die zweite Handelsmacht der Welt und ihre Schifffahrt hat bereits jene von Großbritannien überflügelt. Ihr Sternenbanner weht in allen Häfen, und der Yankee hat auch an die Palastpforte des japanischen Kaisers geklopft. Dieser unermüdliche, zähe, ausdauernde, von unerschütterlichem Selbstvertrauen durchdrungene Yankee ist überall und weiß sich überall geltend zu machen, weil er eben ein ganzer Mann ist. Und wo meh-

rere seinesgleichen sich zusammenfinden, da halten sie auch zusammen, weil sie stolz auf ihr Land sind, weil sie Nationalgefühl haben und wissen, daß Einigkeit stark macht. In fremdem Lande folgen sie zugleich einem richtigen Instinct, einem wohlerwogenen Interesse und dem praktischen, gesunden Menschenverstande.

Als Nation und in ihrer Stellung nach Außen werden die Nordamerikaner auf der westlichen Erdhalbe von einem Zuge des Geschickes getrieben. Was einzeln betrachtet den Anschein des Abenteuerlichen hat und den Stempel platter Willkür zu tragen scheint, ist genauer besehen Nothwendigkeit. Indem sie dem Drange der ihnen von Natur innewohnenden Expansivkraft folgen und ihr Raum geben, folgen sie einem großen historischen Gesetz, dem sie sich nicht zu entziehen vermögen. Sie können nicht anders, weil der uralte germanische Drang in die Weite sie treibt. Er ist es gewesen, der sie von Osten nach Westen, aus Europa nach Amerika warf, und sie dort nicht ruhen ließ, bis sie die Gestade des großen Weltmeeres erreicht und eine Front nach Australien, China, Japan, dem malayischen Archipelagus und Indien gewonnen hatten. Nun drängt dieser germanische Trieb sie gen Süden. Die Yankees haben einmal das angelsächsische und normannische Blut in sich, sie schlagen nicht aus der Art und verfahren ähnlich, wie ihre europäischen Stammbrüder und Väter, die Engländer. Was diese in Indien, überhaupt in Asien, thun jene in Amerika. Darin liegt, unserer Ansicht zufolge, Sinn und Bedeutung der vielbesprochenen Ausdrücke annexation und manifest destiny.

Der Gang der geschichtlichen Entwickelung ist von Anbeginn eine Erläuterung des Satzes, daß das active Element im Völkerleben alle passiven oder nur in geringem Grade thätigen Nationen überflügelt, unterwirft, dienstbar macht, sie umgestaltet, sich dieselben assimilirt oder sie vernichtet. Auch über solche Völker,

die einst thatkräftig gewesen sind, dann aber in Entartung verfallen, oder in ihrer Entwickelung stehen bleiben und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, historisch anfaulen oder verknöchern, geht die Geschichte hinweg, sie sterben ab oder werden absorbirt; sie sind wie Dünger für neue Völker- und Staatenbildungen. In der Geschichte hat allezeit der Starke, Mächtige und Tapfere Recht behalten. Der einsame Denker, der friedliche Bürgersmann, der Bauer, welcher seine Scholle nicht verläßt, der schüchterne Beamte am grünen Tische, der fromme, wohlwollende Menschenfreund, überhaupt der Stille im Lande, hat niemals eine Umgestaltung von Völkern und Staaten in's Leben gerufen. Der Anstoß zu großen Evolutionen, zu neuen und großartigen Entwickelungen ist sehr oft von starken Charakteren, von unbändigen Naturen, und nicht selten von waghalsigen Glücksrittern gegeben worden; das Abenteurerwesen und das Abenteuerliche hat zu allen Zeiten eine große Rolle in der Geschichte gespielt, und Ritter der Fortuna, die Alles auf die letzte Karte setzen, haben schon mehr als einmal welthistorische Bedeutung gewonnen.

Unsere germanischen Heerkönige, die Ariovist, Chlodwig und andere, welche das zerrüttete römische Reich aus den Angeln hoben, und mit ihren Gefolgschaften auf den Trümmern der alten Welt neue gesundere Staaten bildeten, waren, um einen jetzt wieder gang und gäben Ausdruck zu gebrauchen, Flibustier, politische Freibeuter im großen Styl. Und was waren denn die Angelsachsen Hengist und Horsa, die normannischen Wikinger und Seekönige, die Rollo, Rurik und Harald und wie sie weiter heißen, anders? Man darf an dem Ausdruck keinen Anstoß nehmen; er bezeichnet nur charakteristische Menschen und Erscheinungen, die in der Geschichte häufig wiederkehren. Auch die Römer begannen ihr welthistorisches Werk als Flibustier; als Freibeuter haben die Nordamerikaner Texas den Mexikanern aberobert, und heute gehen sie darauf aus, den

Creolen Mittelamerika abzunehmen. Diese Yankeeflibustier werden nicht allemal von vorne herein durch das Glück begünstigt, aber überall, wo sie Erfolg haben, sind sie Vorläufer einer neuen Staatenbildung. Nach und mit den Abenteurern, die in keckem Wagemuth Alles auf's Spiel setzen, Leib und Leben zu Markte tragen, die schwerste Arbeit verrichten und den Boden ebenen, kommen Andere mit friedlichen Bestrebungen und bringen Keime zu geordneten Verhältnissen, Bildung, Freiheit und Selbstverwaltung; die anfängliche Rohheit und Gewaltthätigkeit macht immer sehr bald geordneteren Zuständen Platz. So war es auch in Texas und Californien. Die Kraft der Yankees will sich austoben, und überall, wo sie auf den Schauplatz tritt, hat sie in fast wunderbarer, in der Geschichte beispielloser Weise befruchtend, anregend, belebend und weitumfassend gewirkt.

Dieses nordamerikanische Wesen schlägt tiefe Wurzeln und ist, gleich den Quecken, nicht wieder auszurotten; es ist so urkräftig und zäh, daß es alles Verwandte anzieht und amalgamirt, alles Andere aber zerreibt und absorbirt oder vernichtet. Der Yankee hat Ordnungssinn, schon weil er ein guter Rechner ist, und er hat auch ein organisirendes Talent; er macht aber einen Staat wie ein Rechenexempel und läßt jedem Einzelnen möglichst freien Spielraum. Er bildet einen schnurgeraden Gegensatz zum spanischen Creolen, zum Mischling, zum Neger oder Indianer, die allesammt ihm gegenüber ohnmächtig sind, und die ihm erliegen, wie einst die nicht mehr lebensfähigen Nationalitäten im römischen Reich den kräftigen Germanen unterthan wurden.

III. Die Creolen, die Mischlinge und die Indianer in Centralamerika und die Begabung der verschiedenen Racen. — Das spanische Colonialwesen. — Parteistellungen und Bürgerkriege.

Dem Creolen sind in der Neuen Welt manche gute Eigenschaften des spanischen Charakters abhanden gekommen;

die Schuld davon fällt zu nicht geringem Theil auf das unverständige Regierungssystem des Mutterlandes. In Folge desselben sank Spanien, obwohl im Besitze von Colonien in drei Erdtheilen, selbst in Europa zu einer Macht fast dritten Ranges herab, und es liegt auf der flachen Hand, daß bei staatlichem Zwang, kirchlichem Druck und bei dem Handelsmonopol auch die amerikanischen Besitzungen nicht gedeihen konnten. Mit vollem Rechte hat man gesagt, daß Spanien die Keime seiner eigenen Confusion und Selbstverzehrung in die Colonien gebracht habe. Wir können hinzufügen, daß es eigentlich bei seinen Eroberungen in der Neuen Welt nie eine civilisirende Idee gehabt hat. Es beseitigte nicht die Wilden, um, gleich den Ansiedlern in Nordamerika, neue Brennpunkte höherer Gesittung zu schaffen, sondern es zerstörte altamerikanische, indianische Culturstaaten mit Schwert und Brandfackel, um das eroberte Land zu nicht geringem Theil in Barbarei versinken zu lassen. Die Spanier haben ihre Besitzungen auf der westlichen Halbkugel weltgeschichtlich unbefruchtet gelassen; sie sahen es von vorne herein nur auf Ausbeutung für das Mutterland ab. Wir wissen sehr wohl, daß auch die übrigen europäischen Seemächte gegen ihre Pflanzungen selbstsüchtig und im Geiste des Monopols verfuhren, aber keine andere ging so unverständig, man kann sagen, so selbstmörderisch zu Werke. Spanien verbot den Creolen den Anbau der Weinrebe und des Oelbaums; sie durften Gold und Silber zu Tage fördern, aber kein Eisen; man verbot den Verkehr der einzelnen Provinzen untereinander, schloß die meisten Häfen für den Verkehr, um einigen wenigen Plätzen und den Schiffen des Mutterlandes Monopole für Einfuhr- und Ausfuhrhandel und der Seefahrt zu sichern; man ließ keine Fremden in's Land; die Behörden verbrannten Bücher, nicht etwa gefährlichen Inhaltes wegen, sondern weil es nicht nöthig sei, daß ein Creole Bücher schreibe! Man that nichts für den Volksunterricht, beließ viel-

mehr die Indianer in der alten Barbarei und hielt sie unter einem Zwangsjoch; die höheren Unterrichtsanstalten blieben von den geistigen Entwickelungen Europas unberührt. Bei Besetzung der höheren Verwaltungsämter wurden die Creolen systematisch grundsätzlich oder mindestens ausgeschlossen; einträgliche Aemter wurden Günstlingen zu Theil, denen man von Madrid aus Gelegenheit geben wollte, sich zu bereichern. Die Kirche hatte den Pomp ihres Cultus, aber auch die Inquisition nach Amerika hinüber verpflanzt. In den spanischen Colonien stand eben Alles auf Zwang und Monopol.

Das Charakteristische war aber, daß sich **kein eigentliches Volk, keine gleichartige Bevölkerungsmasse** bilden konnte, die von einem gemeinsamen Bewußtsein und von einerlei Interessen durchdrungen gewesen wäre. Damit berühren wir einen Punkt, der für die Gegenwart und Zukunft der ehemals spanischen Colonien, und insbesondere auch für die Staaten Centralamerikas, geradezu entscheidend ist. Spanien war zu menschenarm geworden, um einen starken Ueberschuß an seine überseeischen Besitzungen abgeben zu können; seine Colonialpolitik war so mißtrauisch und so engherzig, daß sie die Auswanderung nach denselben geradezu erschwerte und die Erlaubniß dazu an lästige Bedingungen knüpfte. Die weißen Bewohner, die Menschen europäischer Abstammung, blieben demnach den Eingeborenen gegenüber in der Minderzahl und bildeten eine mannigfach bevorzugte Klasse. Die Zahl der weißen Frauen war von vorne herein nicht im richtigen Verhältnisse zu jener der Männer, welche sich deshalb zu Indianerinnen hielten. So entstand ein Mischlingsgeschlecht, das in allen spanischen Colonien, mit Ausnahme etwa von Costa-Rica, weit stärker vertreten ist, als die Weißen, und in manchen Gegenden nahmen nicht nur diese Mischlinge, sondern auch die Weißen selber die Sprache der Indianer an; wie denn z. B. in Paraguay auch heute das Guarani die eigentliche Landessprache bildet.

Auch in Mittelamerika liegen verschiedene Volksschichten neben einander; auch dort ist dieselbe Farben- und Racenantipathie wie in Mexiko und Peru. Der Weiße hält sich für besser als alle anderen Hautfarben, der Mischling haßt den Weißen, der Indianer unvermischten Blutes ist gegen beide von bitterm Ingrimm erfüllt. Noch 1832 erhoben sich die rostbraunen Menschen in San Salvador, proclamirten ein indianisches Reich und mordeten ohne Unterschied alle Weißen und Mestizen, deren sie habhaft werden konnten.

In allen ehemals spanischen Colonien, abermals mit Ausnahme von Chile, dem La Plata und Costa-Rica, nehmen die Weißen nicht nur relativ, sondern auch absolut an Zahl ab, während die unvermischten Indianer rasch anwachsen und die Mischlinge, die sogenannten Ladinos, sich mehr und mehr dem indianischen Typus annähern. Centralamerika hat nach den neuesten Berechnungen und Zählungen auf etwa 6500 Geviertmeilen, 2,000,000 Bewohner. Davon sind in runden Zahlen 10,000 Neger, 800,000 Mischlinge, reichlich 900,000 reine Indianer und höchstens 300,000 Weiße. Das Verhältniß stellt sich demnach etwa wie 1 : 5,75, oder, da von den 300,000 Weißen vielleicht ein Drittel nicht ganz unvermischt ist, wie 1 : 6. In Mexiko steht das Verhältniß wie 1 : 7.

Die wissenschaftliche Ethnologie ist gegenwärtig nicht mehr darüber in Zweifel, daß die großen Unterschiede und Abweichungen, welche in physischer, intellectueller und moralischer Beziehung zwischen den verschiedenen Menschenfamilien vorhanden und so deutlich erkennbar sind, nicht etwa als Consequenzen des Zufalls oder äußerer Verhältnisse betrachtet werden dürfen. Diese Verschiedenheiten treten vielmehr als radical, immanent und andauernd auf. Die Geschichte beweist unwiderlegbar, daß eine Blutvermischung zwischen Menschenracen, die von Natur durch eine physische, intellectuelle und moralische Kluft getrennt sind, denen die Affinität, die innere Wahlverwandtschaft abgeht,

und die eben nur physisch zeugungsfähig unter einander sind, daß, sagen wir, eine solche Vermischung zwischen höheren und niederen Racen nichts Harmonisches ergeben könne. Für diesen Ausspruch ließen sich Belege in großer Menge anführen, wir müssen aber an diesem Orte darauf verzichten, und uns begnügen, ein anthropologisches Gesetz hervorzuheben, das für die Entwickelung der Menschheit, für die Culturgeschichte von hervorragender Bedeutung und deshalb neuerdings wieder mehrfach erörtert werden ist.

Nämlich: es giebt bei den höher organisirten Racen im Allgemeinen einen natürlichen und vollkommen gerechtfertigten Instinct, der sie abhält, sich so weit mit einer weniger hoch organisirten Race zu vermischen, daß sie selber in derselben aufgehen müßten. Jede Vermischung zwischen zwei grundverschiedenen Racen verschlechtert; die Mischlinge taugen psychisch nichts; die Natur will und mag aber auch physisch keine solchen Bastarde, und verewigt deshalb keine menschlichen Hybriditäten, z. B. keine Race von Mulatten. Die Mischlinge haben, im Allgemeinen, Mängel in ihrer physischen und psychischen Anlage, und sehr oft in solchem Maße, daß sie einen schroffen und ungünstigen Gegensatz zu den reinen Typen bilden. Um fortzubestehen, müssen sie ununterbrochen Zufluß von Blut aus den Adern der reinen Typen haben, sonst werden sie in der dritten oder vierten Generation entweder zeugungsunfähig oder die Milch geht den Weibern aus, und die Individuen sind in hohem Grade schwächlich. D i e R a c e n v e r m i s c h u n g z w i s c h e n W e i ß u n d S c h w a r z, W e i ß u n d R o s t b r a u n, R o s t b r a u n u n d S c h w a r z w i r k t d e m o r a l i s i r e n d, u n d w o d i e V e r m i s c h u n g i n e i n e m s o a u s g e d e h n t e n U m f a n g e s t a t t g e f u n d e n h a t u n d a u c h h e u t e n o c h a n d a u e r t, w i e i m s p a n i s c h e n A m e r i k a, k o m m e n a u c h d i e h ö h e r e n T y p e n g a n z h e r u n t e r u n d w e r d e n z u l e t z t v o n d e n n i e d e r e n a u f g e s c h l ü r f t.

Diese niederen Racen sind Vertreter einer niedrigern Bildungsstufe, einer stärkern oder schwächern Barbarei, und wir werden kaum Widerspruch erfahren, wenn wir behaupten, daß diese Indianer und Mischlinge für ein republikanisches Staatsleben und Staatswesen sich entschieden nicht eignen. Wir lassen dahingestellt, ob das auch bei den spanischen Creolen, wie sie geworden sind, der Fall sei; so viel aber ist unbestreitbar, daß alle Versuche und alle Gesetze, die Neger, Mulatten, Mestizen und Indianer in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht mit den Weißen gleich zu stellen, nur endlose Anarchie und bodenlose Verwirrung in's Leben gerufen haben, und überall die Staaten mit völliger Auflösung bedrohen. Man blicke nur nach Mexiko, Peru, Haiti, Jamaica und insbesondere auch auf Centralamerika. Die Spanier haben in der neuen Welt ihr Blut verschlechtert durch Vermischung mit niedriger gearteten Racen, und sich dadurch nicht nur zur politischen Ohnmacht herabgedrückt, sondern überhaupt ihre geistige Entwicklungsfähigkeit auf das schwerste beeinträchtigt. Die Nordamerikaner haben das Gegentheil gethan; auf 25 Millionen Weiße kommen bei ihnen nur etwas mehr als 400,000 Mulatten. Die beiderseitigen Resultate liegen klar vor Augen. Und für Centralamerika giebt es offenbar nur einen einzigen Weg, der die weiße Bevölkerung überhaupt retten kann: — sie muß sich durch unablässige Einwanderung weißer Menschen verstärken, gleichviel ob aus Europa oder Nordamerika. Dabei wird es allerdings unabwendbar sein, daß den Creolen auch die nominelle Herrschaft aus den Händen gleitet, welche sie jetzt noch zu haben vermeinen; aber das kann wenig verschlagen. Es kommt vielmehr darauf an, daß Länder, die zu den schönsten der Erde gehören, der Barbarei entrissen und productiv gemacht werden.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die spanischen Colonien in Amerika aus ihrer Erstarrung aufgeschreckt; die

Wellenschläge der großen Umwälzungen in Nordamerika, in Frankreich und überhaupt in Europa, übten ihre Wirkungen auch am La Plata, im alten Lande der Incas, am Orinoco, in Guatemala und Mexiko. Spanien verlor in anderthalb Jahrzehnten alle seine Besitzungen auf dem Festlande. Die ehemaligen Provinzen, Generalcapitanerien und Vicekönigreiche bildeten nun unabhängige Staaten. Es war leicht für sie gewesen, die Herrschaft des Mutterlandes zu beseitigen, aber die Bemühungen, diese neuen Reiche auf selbstständiger Grundlage zweckmäßig einzurichten, sind beinahe überall gescheitert. Auch Centralamerika liegt nun schon beinahe vierzig Jahre unablässig in politischen Geburtswehen und wird allem Anschein nach an ihnen verenden. Nachdem man die spanische Krone beseitigt hatte, war keine Bedingung für Herstellung einer Monarchie mehr gegeben, die doch allein dem wilden Parteien- und Racenkampfe hätte steuern können; man copirte vielmehr die nordamerikanischen Staatseinrichtungen, welche für die vormals englischen Colonien vollkommen paßten, während sie für die Creolen, Mischlinge und Indianer nicht im Mindesten geeignet sind. Sie nahmen die Form, für welche bei ihnen aller Inhalt fehlte. Sie waren mit der Erbschaft eines dreihundertjährigen Druckes belastet und wußten nun mit ihrer Freiheit und Selbstständigkeit kaum etwas anzufangen. Seit dem Jahre 1810 zählt das spanische Amerika etwa siebenthalbhundert Revolutionen und Aufstände und ist noch lange nicht am Ende.

Von vorne herein standen zwei Richtungen einander schroff gegenüber. Die ehemals bevorrechteten Classen, insbesondere Adel und Kirche, boten Alles auf, um ihre alten Privilegien zu behaupten und waren zu diesem Zwecke der Herstellung einer Monarchie gewogen, von welcher sie Schutz für diese Vorrechte erwarteten. Aber der Versuch scheiterte durch Iturbide's Tod in Mexiko und war damit auch für Centralamerika beseitigt. Auch im Jahre 1855 gelang es nicht, die Dictatur Santa

Anna's aufrecht zu erhalten. In Guatemala bezeichnete man jene Partei mit dem Namen der Servilen und ihre demokratischen Gegner als Liberale. Die letzteren bestehen aus Männern, welche die Ideen des neuen Europa und Nordamerikas zu den ihrigen gemacht haben und dieselben in Centralamerika verwirklichen möchten. Diese Liberalen sind zum Theil sehr gebildete, wohlwollende Männer, sie sind zudem von einem Bestreben erfüllt, das an sich edel und preiswürdig ist, aber es erscheint den gegebenen Verhältnissen und der buntschäckigen und durchaus ungebildeten Bevölkerung gegenüber im höchsten Grade unpraktisch, und die weitgreifenden Ideale der Liberalen sind in Centralamerika ebensowenig zu verwirklichen, wie die Pläne der Servilen sich durchführen lassen. Wenn uns ein Ausdruck aus dem gemeinen Leben erlaubt wäre, so möchten wir sagen: Centralamerika kann nicht leben und kann auch nicht sterben. Es ist dort ein stetes Auf- und Abwogen der Parteien, ein Bürgerkrieg, der seit einem Vierteljahrhundert fast ohne Unterbrechung andauert, und, was das Allerbedenklichste ist, man gewahrt nirgends Ansätze und lebensfähige Keime zum Bessern.

Die fünf Provinzen Guatemala, Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica begriffen, daß sie vereinzelt nur schwach seien und daß ihnen allen eine große Summe von Interessen aller Art gemeinsam ist. Sie traten deshalb zusammen und bildeten die centralamerikanische Foederativrepublik mit einem gemeinschaftlichen Congresse. Aber dieser Bund war eigentlich nie vollkommen lebensfähig, von Anfang an boten die Servilen Alles auf, ihn zu sprengen, weil sie außer Stande waren, ihn zu beherrschen; die Liberalen waren unter sich getheilter Meinung über die Ausdehnung der Rechte und Befugnisse, welche der Centralregierung den Einzelstaaten gegenüber eingeräumt werden solle. Die Kirche, welcher die Privilegien, die Mönche, denen die Klöster geschlossen, die Weltgeistlichen, denen die geistlichen Zehnten genommen worden waren, bohrten

unablässig gegen die neuen Einrichtungen und der Bund zerfiel. Alle Anläufe, ihn wieder herzustellen, sind gescheitert. In den Einzelstaaten dauerte der blutige Parteikampf an; die Liberalen von Honduras und San Salvador machten mit jenen von Guatemala gemeinschaftliche Sache und führten blutige Kriege gegen die Servilen, welche dort an's Ruder gelangt waren; die Servilen ihrerseits unterstützten ihre Anhänger und griffen die Liberalen mit bewaffneter Hand an, so daß nach und nach der Streit sich in jede Gemeinde und jedes Haus hineinspielte und damit das ganze Land einer grauenhaften Verwilderung preisgegeben wurde. Dazu kommt, daß die großen Parteien einander selbst mit Mißtrauen betrachten, weil zum Beispiel die Servilen in San Salvador und Honduras auf Seiten Guatemalas Hegemoniegelüste voraussetzen. Kurz, die Menschen in Centralamerika sind nach allen Seiten hin einer völligen Rathlosigkeit anheim gefallen und den größten Nachtheil haben gerade die Weißen. Anfangs übten ihre Offiziere die Säbelherrschaft, sie ist aber längst ihren Händen entglitten. Der Dictator von Guatemala, Carrera, ist ursprünglich ein indianischer Viehtreiber; die Servilen gedachten ihn zu ihrem Werkzeuge zu machen, aber sie sind lediglich seine willfährigen Diener geworden und haben ihm unbedingten Gehorsam zu leisten. Chamorro, eine andere Stütze derselben Partei und 1855 Präsident in Nicaragua, war ein Mestize (Ladino) gleich dem General Guardiola in Honduras. Acht Zehntel der Soldateska und ein großer Theil der Offiziere sind Mischlinge, das farbige Element überwiegt namentlich bei der servilen Partei ganz entschieden.

Wir wissen die politischen Zustände der centralamerikanischen Staaten nicht besser zu bezeichnen, als indem wir auf eine Analogie aus dem Alterthume verweisen. Theodor Mommsen schildert im dritten Bande seiner vortrefflichen römischen Geschichte die Verhältnisse der einzelnen gallischen Staaten zu der Zeit, als Julius Cäsar ihnen gegenüber trat (III. S. 217):

„Die verschiedenen keltischen Eidgenossenschaften, sagt er, standen unabhängig neben einander. Der Einheitsdrang der Nation fand in den Gauversammlungen wohl eine gewisse Befriedigung, aber sie waren doch in jeder Hinsicht ungenügend. Die Verbindung war von der lockersten Art und schwankte beständig zwischen Allianz und Hegemonie. Die Repräsentation vermittelst der Bundestage war im höchsten Grade dürftig; die Rivalitäten um die Hegemonie wirkten einen dauernden Riß in jeden einzelnen Bund, den die Zeit nicht etwa schloß, sondern erweiterte, weil selbst der Sieg des einen Nebenbuhlers dem andern die politische Existenz ließ, und es demselben, auch wenn er in die Clientel sich gefügt hatte, immer gestattete, den Kampf späterhin zu erneuern. Der Wettstreit der mächtigeren Gaue entzweite nicht blos diese, sondern in jedem Clan, in jedem Dorfe, ja oft in jedem Hause setzte er sich fort, indem jeder Einzelne nach seinen persönlichen Verhältnissen Partei ergriff."

IV. Verfall und Auflösung. — Die Flibustier und ihre Bestimmung. — Die englischen und nordamerikanischen Werbungen. — Was wird der Ausgang sein?

Im Verlaufe der letzten Jahre nahmen die Dinge in Centralamerika eine Wendung, die für die Liberalen immer nachtheiliger wurde. Carrera unterstützte von Guatemala aus die Servilen in den übrigen Staaten; er stellte namentlich seinem Freunde Guardiola in Honduras, welcher sich gegen den liberalen Präsidenten Cabañas erhoben hatte, 2000 Mann guatemaltekische Soldaten zur Verfügung, und stürzte die Regierung. In Nicaragua waren die Servilen durch Chamorro ans Ruder gekommen, in San Salvador hatten sie mehr und mehr Boden gewonnen. Das kleine Costa Rica war den Wirren fremd geblieben, rüstete jedoch um auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Früher hatten die Servilen Unterstützung und Hilfe auch bei Ausländern gesucht, jetzt verschmäheten die bedrängten Liberalen

una[illegible]
Alle [illegible]
Ein[illegible]
von [illegible]
tema[illegible]
die [illegible]
vilen [illegible]
ralen [illegible] Stirne
sich i[illegible] in
das [illegible]
wur[illegible]
mit [illegible]
San[illegible] Anas
men[illegible]
rika [illegible] Advocaten
hei[illegible]
We[illegible] Unter-
ist [illegible]
Gr[illegible]
die [illegible]
sie [illegible]
ihr[illegible]
S[illegible]
wa[illegible]
H[illegible]
de[illegible]
na[illegible]
[illegible]

zusöhnen; er unterstützte die Wahl des Don Patricio Rivas, eines Mannes von gemäßigten Ansichten, zum Präsidenten, welchen dann auch der Bischof von Granada, Hilario Herdocia, in der Kathedrale weihete, während er zugleich auf Walker den Segen des Himmels herabflehete, „weil ihm der Retter für das schwer zerrüttete Land erschienen sei.“ Der Flibustier stellte in der That Ordnung her, es herrschte endlich einmal Ruhe im Lande und Nicaragua erholte sich. Es erscheint vollkommen begreiflich, daß die Gegenpartei mit dem neuen Stande der Dinge nicht zufrieden war, denn sie hatte keine Aussicht, zur Herrschaft zu gelangen. Viele Servile flüchteten nach Guatemala und Honduras, überhaupt in die anderen Staaten, und suchten diese zum Kriege zu bewegen. Die Liberalen erklärten sich dagegen anfangs fast überall zu Gunsten der neuen Regierung in Nicaragua. Im Interesse der Selbsterhaltung zog Walker nach und nach etwa fünfzehnhundert nordamerikanische Abenteurer an sich, die von seinem Freunde „Don“ Bruno von Natzmer aus Berlin in preußischer Weise einexercirt wurden. Aber dieses Herbeiströmen von Fremden war den Centralamerikanern mehr als verdächtig. Die Ausländer sind zumeist Protestanten und man benützt diesen Umstand, um die ohnehin nicht wegzuleugnende Abneigung des Volkes gegen die Fremden noch zu steigern. Die Bemühungen Walker's, mit Honduras und San Salvador innige Verbindungen anzuknüpfen, und sie für den Abschluß eines Bündnisses auf föderativer Grundlage zu gewinnen, blieben ohne Erfolg. Costa Rica wies seine Freundschaftsanträge geradezu barsch ab und erklärte ihm den Krieg. Die Costa Ricaner ihrerseits werden von einem Flibustier anderer Art angeführt, dem bekannten Alexander von Bülow aus Berlin, welcher einst als Werber für die verunglückte belgische Colonie Santo Thomas de Guatemala in Deutschland thätig war, später anderen Projecten in Centralamerika nachhing, allerlei abenteuerliche Pläne entwarf, welche einer Berliner Colonisa=

tionsgesellschaft schweres Geld gekostet haben, und der dann den Costa Ricanern als „el valiente Varon Alejandro de Buelow“ als Straßenbaumeister und Obergeneral diente. Mit ihm wirkte ein ehemals rother Demokrat aus Königsberg, der aus den Berliner Revolutionszeiten her wohlbekannte Dr. Eduard Streber, der seine kirchliche und politische Confession gewechselt hat und sich nun Dr. Estrebér nennt. Auch der Herausgeber des rothen Blattes Mephistopheles, Wilhelm Marr aus Hamburg, lebte in Costa Rica, wir wissen aber nicht, ob er dort an politischen Dingen sich betheiligte. In Walker's Heerhaufen befanden sich etwa zweihundert Deutsche und eben so viele ehemalige Vincenner Schützen aus Frankreich. Wir heben das alles hervor, um zu zeigen, daß Centralamerika nun zum Schauplatze geworden ist, auf welchem fremde Abenteurer sich herumtummeln. Walker ist bekanntlich, in Folge der Einmischung der nordamerikanischen Bundesregierung später aus Nicaragua entfernt worden. Aber im Großen und Ganzen wird dadurch an dem Schicksal Centralamerika's kaum etwas geändert werden: was sich jetzt nicht erfüllt, geschieht späterhin ganz gewiß; denn Niemand kann dem Verhängniß entrinnen, oder dasselbe abwenden.

Nordamerika consolidirt sich immer mehr, während Mexiko und Centralamerika zerbröckeln. Die große nordische Union gewann binnen vierzig Jahren die Mündungen des Mississippi, Florida, Oregon, Californien, Neumexiko. Nun hat der Zug nach Süden eben so unaufhaltsam begonnen. Die europäische Politik wird Alles aufbieten, um diesem Zuge entgegenzuwirken; man darf aber mit voller Zuversicht behaupten, und kein gründlicher Kenner amerikanischer Verhältnisse, kein vorurtheilsfreier Beobachter wird in Abrede stellen, daß alle europäischen Bestrebungen ihren Zweck nicht erreichen. Sie können nicht retten, was durch seine absolute Ohnmacht dem Untergange verfallen ist und überhaupt keine Berechtigung zum Dasein mehr hat.

Wir sprechen ein scheinbar hartes Wort aus, aber wir malen nicht zu schwarz. Vor uns liegt ein amtlicher Artikel des Boletin official von San José, der Hauptstadt von Costa Rica, vom 1. August 1855, in welchem die Regierung dem Lande kund giebt, daß sie rüste, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Sie hebt die bodenlose Zerrüttung der vier anderen centralamerikanischen Staaten hervor, und beklagt, daß man Ausländer ins Land gerufen, während sie doch selbst dergleichen verwendet. Dann schildert sie den gegenseitigen Kampf der Parteien, bei welchen es geradezu auf Ausrottung und völlige Vernichtung abgesehen sei. „Dieser verzweifelte Zustand, diese wilde Barbarei, diese blutgierige Rachsucht ist scheußlich! Wenn die eine Partei sieht, daß sie gegen die andere nicht mehr aufkommen kann, dann ruft sie Glücksritter zu Hülfe. Was soll daraus erwachsen? Weiter nichts, als daß diese Söldlinge nur immer kühner und mächtiger werden, daß ihr Einfluß und ihr Dünkel sich steigert, und daß man ihnen zuletzt nichts mehr anhaben kann. Die Flibustier werden triumphiren. Und warum auch nicht? Wenn Nationen sich im blutigen Schlamme der Anarchie wälzen, wenn sie jedes gesellschaftliche Band zerrissen haben, wenn Religion und Gesetz, Moralität und Vaterlandsliebe mit Füßen getreten werden, dann sucht die Vorsehung ein solches Volk heim. In Centralamerika aber gewahrt man, wohin man auch blicke, nur Mord und Grauen." — Diese Worte sind bezeichnend; sie schildern die Zustände vor Walker's Ankunft ganz getreu.

Jedermann begreift, daß dergleichen Verhältnisse nicht lange mehr dauern können, denn die Zersetzung ist in neuerer Zeit sehr rasch gegangen, und der Starke, gleichviel ob er als „Flibustier" kommt, wird Recht behalten. Die europäischen Seemächte blockirten die Küsten von Nicaragua, um ein weiteres Einströmen bewaffneter Abenteurer zu verhindern; auch Nordamerika hat Kriegsschiffe in jene Gewässer gesandt und wird

eine Einmischung nicht dulden. Eine Besetzung centralamerikanischer Häfen durch englische Truppen oder eine Theilnahme derselben an dem Kriege würde mit Nothwendigkeit einen Bruch der beiden größten Handelsmächte hervorrufen. Die Folge wäre sicherlich eine ungeheure Aufregung in den Vereinigten Staaten, in welchen ohnehin schon die Stimmung gegen England in hohem Grade gereizt war. Im Congresse zu Washington sind 1856 Anträge gestellt worden, zum Schutze des Verkehrs über die Landenge von Panama die Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten in geeigneter Weise zu verwenden, und erforderlichen Falls Freiwillige aufzubieten, deren einige Hunderttausende nur auf den geeigneten Augenblick warten, um die Waffen zu ergreifen. Gegen den Antrag wurde nur bemerkt: „daß Nordamerika in diesem Augenblicke noch nicht die Absicht habe, Centralamerika zu besetzen", obwohl England den Costa Ricanern Waffen gegen die Liberalen Nicaragua's geliefert habe.

England eifert gegen die Flibustier und die Vergrößerungsgelüste der Nordamerikaner, und in deutschen Blättern findet diese tugendhafte Entrüstung Wiederhall. Aber diese englischen Declamationen sind werthlos und erheuchelt; die Nordamerikaner haben wenigstens die Offenheit, ihre, wenn man will, brutale Politik nicht zu verbrämen. England hat von allen Staaten das wenigste Recht, über die Eroberungslust Anderer zu klagen. Seitdem es vom amerikanischen Festlande so gut wie völlig weggedrängt worden ist, liegt der Schwerpunkt seiner außereuropäischen Politik in Indien, überhaupt im Osten und in Australien. Wie sehr es sich dort durch „Annexationen arrondirt", ist bekannt. In Indien allein hat es binnen gerade einhundert Jahren mehr als einhundert Fürsten ihrer Länder beraubt; „alle Jahre ein Königreich". Man denke nur an die Besetzung von Aden und an den Opiumkrieg gegen China, an die Art, wie es den Vertrag von 1824 mit den Niederlanden im indischen Archipelagus auslegt.

Die Wahrheit ist, daß England und Nordamerika sich in Betreff der beiderseitigen Politik nichts vorzuwerfen haben, denn sie sehen sich gleich wie ein Ei dem andern; daß sie beide mit derselben Rücksichtslosigkeit verfahren, nur daß die Nordamerikaner sich nicht zu Sophistereien herbeilassen, um ihr Verfahren zu beschönigen. Wahr ist ferner, daß in der centralamerikanischen Frage die Yankees weit mehr im Recht sind, als die Engländer, und wahr endlich, daß die „Flibustier“ am Ende doch der höhern Gesittung Dienste erweisen, während die englische Politik hier der offenbaren Barbarei Vorschub leistete.

Man verstehe uns recht. Die beiden centralamerikanischen Parteien sind gleich ohnmächtig, beide, gleichviel ob Servile oder Liberale, haben keine Berechtigung zum Dasein. Je rascher ihren Agonien ein Ende gemacht wird, um so besser. Centralamerika ist eine der schönsten Regionen der Welt und als ein zum großen Theil ungemein gesundes Land, bei seiner Fruchtbarkeit und der herrlichsten Weltlage für künftige Einwanderung aus Europa so geeignet, wie wenig andere. Von Recht ist weder auf Seiten der einen noch der andern Partei die Rede; die Welt kann nur gewinnen, gleichviel ob Flibustier dort neue Staaten bilden, oder die große nordische Union „anknüpft“.

Nordamerika droht übermächtig zu werden. Schon aus diesem Grunde müssen wir Europäer wünschen, daß es baldmöglich auch Mexiko, Mittelamerika und überhaupt alles Land bis nach Panama sich einverleibe. Zuerst wird diese große Union die neuerworbenen Länder in ihrer Weise befruchten, etwa so wie es mit dem untern Mississippilande, Florida und Californien geschah. Aber bald wird ein so kolossales Reich sich naturgemäß gliedern, und in mehrere Staatengruppen zerlegen, die selbstständig neben einander schalten und walten. Man kann das Expansivvermögen des Yankeethums mit einem starken Gummiringe vergleichen; er läßt sich ungemein erweitern; er bleibt immer Gummi, wird aber bei jeder weitern Anspan=

nung schwächer, und zuletzt reißt er in mehrere Stücke. Es ist nicht nöthig, daß Mexiko und Centralamerika zur nordamerikanischen Union gehören; es ist das auch auf die Dauer nicht wünschenswerth, ist auch wohl nicht möglich; daß aber nur allein die Yankees im Stande sind, in dem heillos verrotteten Centralamerika eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, und der Cultur die Thore zu öffnen, erleidet sicherlich von Seiten der Kundigen keinen Zweifel.

Der Kanal von Suez
in geographischer, commercieller und handelspolitischer Beziehung*).

I. Die Bedeutung des Kanals und die Rivalitäten. Die Beschaffung der Geldmittel und die Ertragsfähigkeit.

Die Erörterungen über Ausführbarkeit und Richtung einer Wasserstraße, welche das mittelländische Meer mit dem arabischen Golf verbinden, und einen directen Handelsweg aus Europa nach Ostafrika, Indien, dem malayischen Archipelagus und China eröffnen soll, werden immer lebhafter. Auch die Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung hat sich an derselben mit einem vortrefflichen Aufsatze betheiligt, und dabei vorzugsweise die technischen Fragen und Schwierigkeiten in's Auge gefaßt. Es stellt sich aber noch eine andere Seite des Unternehmens heraus, die seither weniger umfangreich in den Kreis der Besprechung gezogen wurde. Ich meine den Grad von commercieller Bedeutung, welchen der projectirte Kanal zu gewinnen im Stande ist. Gerade in dieser Hinsicht walten manche Täuschungen ob, und namentlich die Franzosen ergehen sich in Uebertreibungen, welche bei einem so wichtigen Unternehmen durchaus bei Seite bleiben sollten. Hier ist lediglich die kühle Prosa des Verstandes am rechten Platze.

---

*) Geschrieben im Herbst 1856.

Daß trotz aller Hindernisse der Suezkanal in Angriff genommen wird, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Man ist so weit gegangen und die Seemächte haben sich so sehr eingelassen, daß man beginnen muß. Wann aber, bleibt vorerst dahin gestellt. Die Türken sind dem Kanalbau abgeneigt, und von England geschieht sicherlich nichts, um diesen Widerwillen zu beseitigen. Die Pforte besorgt, daß eine Wasserstraße die Verbindung zwischen ihren asiatischen Besitzungen und jenen in Afrika unterbrechen könne, und der Isthmus sich in ein neutrales Gebiet umgestalte, auf welchem der Einfluß des Sultans nicht mehr viel bedeuten werde. Dieser Argwohn der Türken ist vollkommen gerechtfertigt. Ein so wichtiger Weltverkehrsweg darf nicht von dem Belieben einer einzigen Macht abhängen, er wird im Fortgang der Dinge ganz von selbst der gemeinsamen Ueberwachung aller Betheiligten anheimfallen und zu einem völkerrechtlichen Gemeingut werden. Aehnliche Verhältnisse bereiten sich in Bezug auf die interoceanischen Eisenbahnen in Panama und Centralamerika vor. Die Pforte ist empfindlich und erhebt Klage, daß man ihre „Souverainetätsrechte" ignorire, indem die Betheiligten alle Unterhandlungen ohne Berücksichtigung des Sultans lediglich mit dem Vicekönig von Aegypten geführt haben, als ob dieser Vasall der Einwilligung seines Oberherrn nicht bedürfe. Said Pascha seinerseits verlangt eine Verstärkung des ägyptischen Heers um 15,000 Mann, damit er ein Werk „schützen" könne, das durch die öffentliche Meinung Europa's geboten sei.

Alle diese Rivalitäten und Hindernisse wird man vielleicht am Ende zu beseitigen wissen. Indeß man weiß, daß die Arbeit, gleichviel in welcher Weise sie angegriffen und durchgeführt wird, eine gewaltige Summe technischer Schwierigkeiten darbietet. Diese wird man jedenfalls überwinden; aber Niemand vermag auch nur annähernd einen Kostenanschlag zu entwerfen, auf welchen irgend sicherer Verlaß wäre. Hier steht

man lediglich der blauen Luft, der völligen Ungewißheit gegenüber. Seither schwankten die Voranschläge zwischen 160 bis 280 Millionen Francs und mehr, aber ganz richtig ist gefragt worden, wer sich unterstehe zu sagen, ob allein für die Hafenbecken in beiden Meeren eine Summe von 80, 100 oder 150 Millionen ausreichend sei? Kein Ingenieur der Welt ist im Stande zu behaupten, und, falls er sich zu einer Behauptung herbeiläßt, mit einiger Bestimmtheit und Sicherheit nachzuweisen, daß trotzdem die künstlich angelegten Häfen dauerhaft und praktikabel bleiben, ohne empfindlich zehrende Unterhaltungskosten zu verursachen. Auch wird jener von Pelusium in eine keineswegs gesunde Gegend zu liegen kommen.

Doch abgesehen von diesem Punkte, kann man sich nicht verhehlen, daß bei jeder Kanalrichtung, gleichviel ob man einen directen Durchstich von einem Meere zum andern wählt, oder den Nil benutzt, durchaus künstliche Mittel in Anwendung gebracht werden müssen, die nicht nur große Geldsummen, und zwar abermals unberechenbare, erfordern, sondern auch viele Uebelstände im Gefolge haben, welche bei einem großen interoceanischen Wasserwege, bei einer Schifffahrtsstraße für den Weltverkehr, schwer ins Gewicht fallen. Man sprach von Sammelteichen, von wo aus das Wasser vermittelst einer Menge von Windmühlen oder mit Hilfe von Dampfmaschinen in den großen Kanal hinaufgepumpt werden solle, oder man gedachte die „höhere“ Fluth des rothen Meeres in die Wasserstraße zu leiten und ihr so die erforderliche Speisung zu verschaffen. Man wird die Häfen im Meere selbst, mindestens eine halbe Meile weit vom Gestade entfernt bauen, für jenen von Pelusium sogar die Baustoffe aus dem griechischen Archipelagus holen müssen, und ihn trotzdem nie zu einem bequemen Hafen machen. Die Bedenken für die Segelschifffahrt bleiben in jener südöstlichen Ecke zwischen Syrien und Aegypten nach wie vor, weil bei der vorherrschenden Richtung der Winde, die Dünen von El Arisch

ihre Gefahren behalten. In jener ganzen Region zeigt das Meer vermöge seiner Strömungen der Küsten entlang, bei seichtem Wasser und der Masse von Sand, welche die Wüstenwinde ihm zuführen, eine entschiedene Neigung, Bänke und Untiefen zu bilden, und in dieser Beziehung hat der Bericht der internationalen Untersuchungscommission uns wenigstens nicht beruhigt. Er versichert indessen, daß im Meere vor Pelusium ein künstlicher Hafen von erforderlicher Tiefe und mit gutem Ankergrunde herzustellen sei. Das glauben wir; es fragt sich aber, und das ist nicht etwa Nebensache, ob für Segelschiffe Ein- und Ausfahrt zu jeder Jahreszeit sicher sind. Jene Meeresgegend steht seit den ältesten Zeiten bei den Schiffern in bösem Rufe, welchen bis jetzt wenigstens die Erfahrung vollkommen gerechtfertigt hat. Wind und Wogen sind aber dort auch heute noch dieselben wie vor drei tausend Jahren.

Doch auf das Alles kommt es uns hier nicht an. Wir versetzen uns vielmehr in eine Zeit, in welcher der Kanal eröffnet worden ist, und nehmen den Fall, daß er die Summe von einhundert Millionen Thaler gekostet habe. Diese Ziffer ist schwerlich zu hoch gegriffen, da die Ingenieure mit ihren Voranschlägen bereits auf die Höhe von 310 Millionen Francs gekommen sind, also auf etwa 78 Millionen Thaler. Sie haben sicherlich keine Neigung, die Kosten allzuhoch anzuschlagen; sind aber heute noch gar nicht im Stande, dieselben irgend zu präcisiren; es wird also gestattet sein anzunehmen, daß die Summe sich etwa um ein Fünftel gesteigert habe, sobald der Kanal mit allem Zubehör fertig und dem Betrieb übergeben worden ist.

Wir fragen nicht, woher die erforderlichen Gelder kommen. Französische Berichte melden, daß sie „beinahe" gezeichnet worden seien. Die Pforte giebt kein Geld, der Pascha von Aegypten kann und wird wenig geben; wie viel die europäischen Staaten als solche in Kanalactien anlegen, ist uns unbekannt; in Paris verlautet, daß das große Werk hauptsächlich mit Hilfe

von Privatcapitalien hergestellt werden solle. Der Kanal muß demnach Zinsen für das Anlagecapital aufbringen, er muß die Unterhaltungskosten decken, und die Transitabgaben von 15 Procent, welche die ägyptische Regierung vertragsmäßig zu beziehen hat, werden von den Einnahmen vorweg abgezogen. Auf welchen Reinertrag haben nun die Actionaire zu rechnen? Der Reinertrag „von mindestens 10 Procent", wie ein französisches Blatt meinte, steht völlig in der Luft. Man hat in der That auch nicht einmal den Versuch gemacht, diese Annahme irgend näher zu begründen.

Bei dem völligen Umschwung, welchen der Weltverkehr und mit ihm die große Schifffahrt genommen hat, konnte man die Landenge von Suez nicht länger übersehen. Das rothe und das mittelländische Meer waren schon in den Tagen des Alterthums durch einen Kanal in Verbindung gesetzt worden, und diese Wasserstraße hatte sich, allerdings mit zeitweiligen Unterbrechungen, bis in die Tage der arabischen Chalifen erhalten. Dann war sie eingegangen und der Wüstensand hat sie verschüttet. Sie verband indessen beide Meere nicht unmittelbar, sondern führte von Suez bis an den Nil. Gegenwärtig handelt es sich um ein ganz anderes Werk; um einen Kanal, welcher der großen Schifffahrt und dem Welthandel nützen soll. Es kommt nicht darauf an, zwei ägyptische Häfen, oder nur zwei Binnenmeere, die mediterraneische Thalassa und den arabischen Golf, in nähere Verbindung zu bringen, sondern Aegypten bleibt neben aus, der Kanal soll dasselbe westlich bei Seite lassen. Man will mit großen Dreimastern, mit Klipperschiffen von dritthalb bis dreitausend Tonnen (zu 2000 Pfund) Tragfähigkeit, ohne zu leichtern oder umzuladen, aus jedem beliebigen Hafen Europa's nach Indien, Australien, China und der amerikanischen Westküste direct hin-, resp. zurückfahren; man will dabei Raum, Zeit und Geld ersparen, die Erzeugnisse der abendländischen Gewerbthätigkeit den ostafrikanischen

und indischen Häfen, den Birmanen, den Reichen Siam, Japan und China, sodann auch den Goldcolonien Australiens zuführen, und morgenländische Colonialwaaren als Rückfracht einnehmen.

Jedermann begreift, daß ein so kostspieliges Werk sich nur bezahlt machen kann, wenn alljährlich tausende von großen Schiffen dasselbe benützen, wenn es ein Hauptglied in der großen oceanischen Fahrbahn bildet, welches aufzusuchen die Fahrzeuge aller Nationen ein handgreifliches Interesse haben. Es kommt darauf an, im großen Welthandel den anderen Straßen Concurrenz zu machen und sie wo möglich zu überflügeln, den Verkehr von andern Bahnen abzulenken und sich anzueignen. Der kleinere oder größere Lokalverkehr tritt in zweite Linie zurück. Der Kanal kann eine Weltbedeutung auch nicht dadurch gewinnen, daß er lediglich zwischen den Ländern und Häfen am Mittelmeere einerseits und dem asiatisch-australischen Orient andererseits den directen Schifffahrtsverkehr möglich macht; sondern der Schwerpunkt liegt vorzugsweise darin, daß er die Schifffahrt von den atlantischen Fahrbahnen ablenken und einen beträchtlichen Theil derselben zu sich heranziehen soll. Er will ausgesprochenermaßen die Straße um die Südspitze Afrika's herum, wo nicht völlig lahm legen, doch zum größten Theil überflüssig machen. Er stellt diesem Wege gegenüber, auf welchem seit nun vierthalb hundert Jahren Europa den Seehandel nach und von Indien und Hinterasien betreibt, erhebliche Vorzüge und Vortheile in Aussicht. Er will „Milliarden" ersparen, welche bis jetzt der Seeweg unnützerweise verschlinge; er soll den Asiaten unsere Erzeugnisse, und uns die morgenländischen Producte wohlfeiler und schneller liefern — das ist die Thesis.

II. Die Stellung zum Welthandel. Kann der Weg über Suez mit jenem um das Cap der guten Hoffnung concurriren? Die überwiegende Bedeutung des atlantischen Verkehrs.

Bei alledem vergißt man, daß die Achse, um welche sich seit einigen Jahrhunderten der Welthandel bewegt, und allen Verhältnissen zufolge auch künftig vorzugsweise bewegen wird und muß, eine atlantische ist. Denn am atlantischen Ocean wohnen gerade alle diejenigen Völker, welche in Bezug auf den großen Verkehr hauptsächlich eingreifen, ihn hauptsächlich beleben, bestimmen und ohne allen Zweifel auf Jahrhunderte hinaus beherrschen werden. Der Verfasser dieser Zeilen hat schon an einem andern Orte*) darauf hingewiesen, daß zumeist in den atlantischen Regionen der gewerbliche Genius, die industrielle Anlage und Begabung einheimisch sind, daß die Völker am atlantischen Weltmeer, dessen ganze nördliche Hälfte einen germanischen Ocean bildet, in Bezug auf geistige Regsamkeit und Entwickelung, in Wissenschaften und technischen Fertigkeiten, insbesondere aber auch in Handel und Schifffahrt in erster Reihe stehen. Sie lassen, als ganz eminent active und entschieden seebegabte und seetüchtige Nationen, alle anderen weit hinter sich zurück. Norwegen, Dänemark, Schweden, Deutschland, beide Niederlande und Großbritannien auf der Ostseite, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die englischen Colonien Canada, Neuschottland 2c. auf der Westseite haben in Schifffahrt und Handel, in Gewerbsamkeit und Verkehrsmitteln alle andern Länder der Welt so durchaus überflügelt, so weit hinter sich zurückgelassen, daß zwischen den 130 Millionen Germanen und den 1200 Millionen übrigen Erdbewohnern nicht einmal annähernd ein Vergleich sich ziehen läßt.

---

*) Deutsche Vierteljahrsschrift, 1856, Nr. LXXIII., Januar: „Umwandlungen im Weltverkehr der Neuzeit. Colonialwaaren, Colonialarbeiter, Sklaverei.“

Die Auffindung des Seeweges um die Südspitze Afrika's nach Ostindien und die Entdeckung Amerika's verdanken wir allerdings romanischen Völkern, welche im Oriente der alten Welt und auf dem neuen Continente zuerst Eroberungen machten und Colonien gründeten. Aber beide großen Ereignisse sind zum Vortheile der Germanen ausgeschlagen und haben ihnen den Welthandel in die Hände geliefert. Sie kamen später als die Romanen, aber sie traten energischer auf. Seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fingen sie an, die Erzeugnisse des fernen Morgenlandes direct in eigenen Schiffen zu holen und nicht ferner aus zweiter Hand zu beziehen; Holland gewann festen Boden im hinterindischen Archipelagus, England gründete und eroberte Colonien in Amerika. Die wichtigsten Colonialwaaren kamen entweder allein aus der westlichen Erdhälfte oder sie wurden dorthin verpflanzt. Tabak und Cacao sind ursprünglich amerikanische Producte und der alten Welt fremd; Baumwolle ist beiden Erdhalben gemeinsam; Zucker und Kaffee übersiedelte man nach Westen, und sie bildeten, neben Reis und Tabak, eine feste Unterlage für das Colonialwesen der wärmeren Gegenden Amerika's. Und hier gediehen sie in so ausgezeichneter Weise, ihre Erzeugung wurde in dem Maße gesteigert, daß schon im siebzehnten Jahrhundert Europa den größten Theil seiner Colonialwaaren nicht mehr aus dem Orient, sondern aus Amerika bezog, und sie nicht mehr von Spaniern, Portugiesen oder Italienern kaufte, sondern ohne deren Vermittelung selbst holte. So ging der Welthandel in andere Hände über, und die alten Zwischenplätze verloren ihre frühere Bedeutung. Die deutsche Hansa hatte nur eine beschränkte Handelssphäre im Norden; die Italiener trieben vorzugsweise Zwischenhandel, und sahen sich benachtheiligt, als die Portugiesen und Spanier die Waaren des Orientes direct nach Europa brachten. Seitdem datirt auch der Verfall unserer oberdeutschen Städte, welche von den Italienern kauften; denn

nun gingen die Niederländer nach Lissabon, und Antwerpen war im sechszehnten Jahrhundert der größte Stapelplatz Europa's.

Aber auch ihn traf dasselbe Schicksal wie Venedig und Augsburg, seitdem die Holländer Besitzungen im indischen Archipelagus erwarben und gleich den Engländern zumal nach Ost- und Westindien fuhren, und die Waaren, welche sie geholt hatten, in Amsterdam, Rotterdam und London aufstapelten. Die deutschen Nordseehäfen waren, gegenüber dem ausschließenden Colonialsystem der Seemächte, darauf angewiesen, die tropischen Producte an den europäischen Plätzen der Seemächte zu kaufen, welche Colonien besaßen, und lediglich Zwischenhändler zu bleiben. Ihre Seefahrt wurde erst transatlantisch, seitdem die nordamerikanische Revolution zur Gründung eines selbstständigen Staates führte, der seine Häfen allen Völkern öffnete, und nachdem die Staaten im übrigen Amerika das Joch der Spanier und Portugiesen abgeschüttelt. Von da an war eine directe, eine große und oceanische Schifffahrt auch für Deutschland möglich; mit dem Zollverein wuchs unsere Industrie, und mit Vervollkommnung derselben stieg nicht nur der Export unserer Fabrikate über See, sondern auch der Verbrauch von transatlantischen Rohstoffen und Colonialwaaren aller Art, die wir seit Jahrzehnten in alljährlich wachsendem Maße in deutschen Fahrzeugen beziehen. Hamburg ist, nach Liverpool und London, der drittgrößte Handelsplatz der Welt, dessen commercielle Bewegung im Jahre 1853 schon auf die ungeheure Summe von mehr als 865 Millionen Mark Banko oder 432 Millionen Thaler gestiegen war, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1850 für 178 Millionen Dollars einführten und für 136 Millionen Dollars exportirten. Somit betrug ihre ganze auswärtige Handelsbewegung damals 314 Millionen Dollars, oder etwa eben so viel wie jene des einen deutschen Hafens, der, nebst Bremen, vorzugsweise atlantischen Verkehr treibt.

III. Vortheile der atlantischen Route. — Stellung Nordamerika's. — Verbrauchsfähigkeit und Industrie des Orients. — Der Abzug von Silber aus Europa nach Indien und China.

Auf dem Meere und im Bereich der Ebbe und Fluth auf den Strömen schwimmen gegenwärtig etwa 145,000 Schiffe mit einem Gehalt von nahezu 16,000,000 Tonnen Trächtigkeit. Davon kommen auf die germanischen Nationen mehr als 90,000 mit einem Tonnengehalte von 13,000,000 Tonnen. Der ganzen übrigen Welt bleiben nur etwa 3,000,000 Tonnen, weniger als ein Fünftel der Gesammtmenge. Wir wollen in runden Angaben, welche für unsern Zweck ausreichen, die Ziffer des Tonnengehalts der Schiffe bei verschiedenen Völkern angeben.

In erster Reihe stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 40,[illegible] Fahrzeugen und 5,560,000 Tonnen Gehalt. Hier sind die Schiffe auf den großen Strömen und Binnenseen mit gerechnet. Dann folgt Großbritannien sammt seinen Colonien mit [illegible] Fahrzeugen und mehr als 5,000,000 Tonnen. In dritter Reihe steht Deutschland mit Oesterreich, [illegible] Schiffe mit mehr als [illegible] Tonnen; die übrigen germanischen Völker zeigen dann zusammen mehr als eine Million.

Dagegen hat Frankreich, mit Einrechnung der Häfen Algeriens und aller kleinen Küstenfahrzeuge nur 716,000 Tonnen, Spanien [illegible], Portugal auch nur [illegible], ganz Italien [illegible], Griechenland [illegible] Tonnen. Die Rhederei Rußlands ist zum größten Theil in den Händen der deutschen Ostseeprovinzen und Finnlands und auf dem schwarzen Meere von kaum [illegible] Erscheinungen. Das ganze romanische Amerika hat kaum über 200,000 Tonnen, und Californiens Schifffahrt wird durch atlantische Fahrzeuge vermittelt. Auch die eigene Rhederei Australiens ist erst in schwachen Anfängen begriffen.

Alle diese Angaben sind von Wichtigkeit für den Kanal von Suez. Zunächst zeigen sie, wie weit in Bezug auf die große Schifffahrt die Völker am Becken des Mittelmeeres hinter jenen am atlantischen Ocean zurückstehen. Die Hauptfactoren im Welthandel sind Nordwesteuropa und Amerika; zwischen beiden findet ein größerer Waarenaustausch statt, als zwischen Europa und den übrigen Ländern, welche Colonialwaaren in den Handel bringen. Der atlantische Verkehr ist ungleich bedeutender als der orientalische, weil der überwiegend größere Theil der Colonialwaaren, welcher Europa bedarf, aus den atlantischen Regionen Amerikas bezogen wird, die ihrerseits die bei Weitem größere Hälfte der europäischen Exporte beziehen und verbrauchen. Baumwolle, Kaffee, Zucker, Häute, Hörner, Tabak, Mehl, Fleisch, Reis, Cacao, Metalle, Färbe- und Nutzhölzer, Honig, Pelzwerk, Fische, Asche, Terpentin, Harz und manche andere Rohstoffe erhalten wir vorzugsweise aus der westlichen Erdhälfte. Indigo, Tabak, Reis, Zucker, Baumwolle und Kaffee liefern Amerika und der Orient gemeinschaftlich; ausschließlich hat der Letztere Thee, Seide, Manilahanf, Bankazinn und Gewürze. Afrika liefert Elfenbein, Cocosnüsse, Datteln und Droguen; Australien bringt in den Welthandel Gold, Kupfer und Wolle.

Europa ist für diesen Welthandel das Centrum, in welchem alle Strahlen zusammenlaufen und von wo die Radien über den Erdball ausstrahlen. Unser Erdtheil verbraucht die meisten fremden Rohstoffe und liefert die meisten Industrieproducte; bei ihm ist der allerlebhafteste Austausch. Jeder überseeische Markt hat ein Interesse, mit den großen Handelspätzen in möglichst nahen Verkehr zu kommen, die Reisedauer abzukürzen, den Waarenumsatz zu beschleunigen. Zu diesem Zweck wurden die oceanischen Dampfschifffahrtslinien hergestellt, und die Panamaeisenbahn gebaut. Deshalb wird man Schienenwege über den Isthmus von Tehuantepec, durch Mexiko von

[illegible] nach Acapulco, und durch Honduras legen; und die Bahn vom Mississippi bis zum pacifischen Gestade ist [illegible]weise auch mit darauf berechnet, einen Theil des Verkehrs zwischen dem asiatischen Osten und Europa durch Amerika atlantische Häfen zu lenken. Darauf wurde gleichfalls bei dem projectirten Darienkanal Gewicht gelegt. Für dieses Unternehmen und dessen Ausführbarkeit sind große Autoritäten aufgetreten, wir erlauben uns aber entschieden anderer Ansicht zu sein und werden dieselbe gelegentlich näher begründen.

Jedenfalls trachten die Nordamerikaner dahin, einen möglichst großen Theil des orientalischen Handels an sich zu ziehen, ihre atlantischen Häfen, insbesondere Boston und New-York, zu Emporien für morgenländische Producte zu machen, und so in Wettbewerb mit den englischen Märkten zu treten. Und sie würden erfolgreich concurriren können, wenn ein großer Schifffahrtskanal durch Mittelamerika möglich wäre. Aber den Bau einer Wasserstraße von Meer zu Meer durch Nicaragua hat man aufgegeben, und jene durch Neu-Granada liegt, auch wenn sie ausführbar wäre, jedenfalls in weitem Felde: sie kommt also für jetzt nicht in Betracht. Aber so viel steht fest, daß an jeder Bahn, welche in Amerika von einem Meere zum andern führt, der Suezkanal einen Concurrenten findet, welcher ihm Handelswaaren aus seiner Bahn ablenkt. Australisches Gold ist 1856 schon einige Male von Melbourne nach Panama verschifft, über die Isthmusbahn befördert, und in Aspinwall nach Liverpool verladen worden. Dasselbe ist mehrfach der Fall mit Walfischthran aus der Südsee. Und dergleichen geschieht bei den jetzt noch außerordentlich hohen Frachtsätzen der Panamabahn; sobald die Concurrenz mit den übrigen projectirten Bahnen jene Preise herabdrückt und eine Dampferlinie zwischen Australien und Panama hergestellt ist, welche für 1859 in Aussicht gestellt worden ist, kann es nicht fehlen, daß ein nicht geringer Theil australischer und pacifischer Producte diese Straßen durch

Amerika wählt. Der Handel sucht rasche und billige Wege auf, und für Waaren, welche den Transport auf Schraubendampfern und einer kurzen Eisenbahnstrecke zu tragen vermögen, wird sich der Weg aus Europa nach Melbourne in Australien über Panama mindestens ebenso wohl empfehlen, wie jener über Suez. Man hat die Strecke von England nach Melbourne, über Panama, 12,700 Meilen, schon in 56 Tagen und 21 Stunden zurückgelegt; jene um das Vorgebirge der guten Hoffnung, 13,400 Meilen, nahm 78 Tage in Anspruch; über Suez und Singapore hat man 64 Tage gebraucht. In mancher Beziehung also werden die Verbindungswege durch Amerika mit dem Kanal von Suez und mit der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung concurriren.

Der Handel zwischen Europa und dem Orient ist allerdings im hohen Grade bedeutend und noch einer großen Entwickelung und Ausdehnung fähig, aber der beiderseitige Austausch steht weit hinter dem atlantischen Verkehr zurück, und dieses Verhältniß wird bleiben. Die Producte des fernen Morgenlandes gelangen zu uns vorzugsweise auf dem weiten Seewege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, während an und für sich die Straße über Suez um ein sehr beträchtliches kürzer ist. Aber auf See ist es bekanntlich nicht allemal die kürzeste Linie, welche der Schiffer wählt; er schlägt vielmehr sehr oft die scheinbar längste Route ein, segelt sogar auf einem großen Cirkel statt in gerader Richtung und kommt doch schneller ans Ziel. Winde und Meeresströmungen bestimmen ihn, den oder jenen Strich zu wählen; die Hydrographie der Oceane zeichnet ihm seine Fahrbahn auf dem Salzwasser vor; Passate, Monsune, Stilltegürtel, „Pferdebreiten", Drift-, Golf- und Polarströme hat er aufzusuchen oder zu vermeiden, um rasch an seinen Bestimmungsort zu gelangen.

Nun ist aber, nautisch betrachtet, der Weg durch einen Kanal von Suez nach Calcutta, Singapore, dem indischen

Archipelagus und China oder Australien nicht kürzer oder für den Bezug der Haupthandelsartikel, welche schwer ins Gewicht fallen, nicht billiger, als jener um das südafrikanische Cap. Der Handel mit dem fernen Morgenlande ist beinahe durchaus in den Händen atlantischer Völker; jene des Mittelmeeres sind bis jetzt an demselben nur unbedeutend betheiligt, ihre Schiffe fahren nur ausnahmsweise nach Ostafrika, Indien 2c. Die orientalischen Colonien sehen wir im Besitze vorzugsweise der Engländer und Holländer; Frankreich hat in den östlichen Meeren nur wenige Punkte übrig behalten, Spanien besitzt die Philippinen, Portugal hat von seinem indischen Reiche lediglich einige Trümmer ohne commerzielle Bedeutung gerettet. Nun werfe man einen Blick auf die Karte, und verfolge den Strich von St. Petersburg bis Cadiz. Man wird finden, daß alle große Industrie- und Handelsthätigkeit im Norden der Alpen sich concentrirt; daß auch Frankreich und Spanien zum großen Theil atlantisch sind, und daß, mit Ausnahme von Marseille, Triest, Venedig, Genua, Livorno, Barcelona und Konstantinopel, alle großen Häfen Europas am atlantischen Ocean liegen: sämmtliche Plätze an der Ostsee, Hamburg, Bremen, Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen, Dünkirchen, Havre, Nantes, Bordeaux, Coruña, Lissabon und Cadiz 2c. Dazu kommen London, Liverpool, Bristol, Glasgow, überhaupt die britischen Seeplätze, und auf der andern Seite des Wassers die amerikanischen Städte.

Vor allen Dingen haben England und die Niederländer ein lebhaftes Interesse daran, mit ihren östlichen Besitzungen in möglichst raschen Verkehr zu treten; es wäre für sie ein großer Vortheil, wenn sie, was man ihnen in Aussicht stellt, an einer Reise von und nach Indien 6000 Seemeilen an Raum und dadurch auch an Zeit und Geld sehr beträchtlich ersparen könnten. Aber der Weg durch den Suezkanal wird ihren Segelschiffen eine solche Ersparniß nicht verschaffen, und sie werden

bei dem weiten Weg um das Cap nicht den mindesten Nachtheil haben, bei jedenfalls bequemerm und mehr sicherm Weg. Denn die oceanische Fahrt ist leichter und weniger gefährlich, als die im Mittelmeere und im arabischen Busen; der Schiffer ist bei ihr nicht absolut von Meeresströmungen und Monsunen abhängig, wie in jenem Golf und im indischen Ocean; er kann sich vielmehr auf dem freien, breiten Meer seinen Weg suchen und den Hindernissen aus dem Wege steuern, indem er seinen Cours, seine Längen und Breiten wählt; mit einem Worte, er ist nicht gebunden. Dazu kommt, daß die Waaren, wie die Schiffe auf jenem oceanischen Wege weit geringere Versicherung tragen, und weder Kanalgebühren noch Kosten für das Schleppen in den Hafen von Pelusium, durch den Kanal, aus dem Hafen von Suez und vielleicht auch durch die Bab el Mandeb zu zahlen haben. Durch diese künstlichen Beförderungsmittel, die schwerlich je entbehrt werden können, vertheuert sich der Weg über Suez ungemein, während der Wind nichts kostet. Und nimmt man auch an, daß ein beträchtlicher Theil der Schiffe aus Schraubendampfern besteht, so vermindern sich die Kosten auch dann nicht, weil die hohe Assecuranz bleibt, die Kanalabgaben dieselben sind und Kohlen gerade dort gefaßt werden müssen, wo sie am theuersten sind, gleichviel ob in Pelusium, Suez oder Aden. Denn neue Kohlenvorräthe sind einzunehmen, weil ein Schiff nicht für die Fahrt von London bis Singapore oder von Amsterdam bis Batavia und umgekehrt, Brennstoffe laden kann, ohne den Raum für Frachtgüter zu beschränken, welche ja gerade die Reise einträglich machen sollen. Schraubendampfer, deren Zahl sich allerdings in jedem Jahre steigert, werden aber immer nur einen Bruchtheil bilden, und wir schlagen hoch an, wenn wir auf einhundert Schiffe, welche den Kanal passiren, zwanzig Dampfer rechnen. Die Segelfahrzeuge werden stets die größere Menge ausmachen, weil bei kleinen Schiffen die Schraube

nicht lohnt, wohl aber bei großen von 1200 bis 3000 Tonnen Tragfähigkeit. Die Völker am Mittelmeere aber treiben den Seehandel vorzugsweise mit Fahrzeugen von geringem Tonnengehalte, und machen nur zu geringem Theile Reisen langer Fahrt, in welchen abermals die atlantischen Völker so sehr überwiegen, daß auf hundert Schiffe langer Fahrt kaum 10 Segel nicht atlantischen Häfen angehören.

Der Kanal liegt im südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres. Ein Schiff, das aus der Ostsee, zum Beispiel Stettin, über Suez nach Batavia fahren will, muß nicht weniger als fünf gefährliche Meerengen passiren: den Sund, den Kanal la Manche, die Straße von Gibraltar, das rothe Meer sammt der Bab el Mandeb und die Straße von Singapore; für Schiffe von Hamburg, Bremen und London 2c. fällt der Sund weg; die übrigen bleiben. Segeln die Fahrzeuge um das Cap nach Ostindien, so vermeiden sie alle diese Meerengen, und gelangen um Afrika herum eben so schnell in den indischen Ocean, den sie auch jedenfalls bequemer und mit weniger Kosten erreichen, als über Suez.

IV. Die Handelsverhältnisse im rothen Meere und Ost-Afrika. — Die Pilgerkarawanen und die Vertheilung der Produkte. — Die Schifffahrtsverhältnisse im Orient. — Segelschiffe und Schraubendampfer. — Resultate der Betrachtungen.

Im Jahre 1855 fuhr das Schiff Roland, Capitain Reichel, von Bremen um das Cap nach Batavia in 98 Tagen; in demselben Jahre der Komet, Capitain Gardner, von Batavia [illegible] Bremen in 92 Tagen. Das sind schnelle Reisen, aber [illegible]schnitt für diese Fahrt beträgt etwa vier Monate, und [illegible]ilt im Allgemeinen auch für die Fahrten nach China [illegible]ien. Oft haben Bremer Schiffe am 116. Tage [illegible]reicht, und um das Cap nach Mauritius im in-

dischen Ocean sind sie schon in 79 Tagen gefahren *), von Akyab in Arrakan, mit Reis beladen, nach 118 Tagen in der Weser angekommen. Die Reisedauer der Fahrten von Bremen, respective von Newcastle (beides macht in der Fahrt keinen Unterschied) nach Konstantinopel, das nicht weiter entfernt liegt als Alexandria, dauerten 66, 91, 83, 96, 90, 84, 101, 91, 88 Tage; die kürzesten Reisen nahmen 59, 57 und 53 Tage in Anspruch; jene nach Smyrna 76, 70 und 67. Drei Schiffe, welche von Alexandria kamen, brauchten 134, 111 und 73 Tage; und diese letzte Reise wird in der Schifffahrtstabelle als eine besonders kurze hervorgehoben.

Man gelangt demnach aus den nordatlantischen Häfen auf der Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung eben so schnell in den indischen Ocean als nach Alexandria oder Pelusium; auf der Rückreise aus China und dem indischen Archipelagus in derselben Zeit und von Australien schneller ums Cap als nach Suez. Von Singapore bis nach Socotra legt ein Schiff bei günstigem Passat diese Strecke von 5000 Seemeilen in etwa 32, bei weniger günstigem Winde in 40 bis 42 Tagen zurück, und bedarf weiterer 6 Tage bis zur Bab el Mandeb, welche den Eingang zum rothen Meere bildet. Nach Norden hin bis zur Gruppe der Dahlakinseln, Massawa gegenüber, hat der Schiffer nicht weniger als acht Monate den Asiab, Südwind, während im übrigen Drittel des Jahres der Schamal oder Nordwind vorherrscht. Um das 1200 Seemeilen lange rothe Meer bis nach Suez hinaufzusegeln, sind 30 Tage Zeit erforderlich; ein Schiff von Singapore hat also eine Reisedauer allerwenigstens von 60 bis 70 Tagen, bevor es an den Kanal, oder umgekehrt von diesem in den indischen Archipelagus, ge-

*) Bremens Schifffahrt im Jahre 1855 von und nach ausländischen Plätzen und Gewässern von C. J. Klingenberg, Schiffsmakler. Bremen 1856.

nicht lohnt, wohl aber bei
Trächtigkeit. Die Völker
Seeverkehr vorzugsweise
nengehalte, und machen
Fahrt, in welchen
wiegen, daß auf
nicht atlantischen Häfen

Der Kanal liegt
Meeres. Ein Schiff,
über Suez nach Batavia
fünf gefährliche Meere
Manche, die Straße
Bab el Mandeb und
von Hamburg, Bremen
die übrigen bleiben
Ostindien, so
um Afrika herum
sie auch jedenfalls
als über Suez.

IV. Die Handels
Pilgerkarawanen
fahrtsverhältnisse

Im Jahre
chel, von Bremen

... bald im atlantischen Ocean sich befinden können. ... auf dem letztern erspart aber die Kanalabgaben, ... daher billiger sein.

... alle Erzeugnisse, welche unsere europäischen Fahr... dem fernen Osten holen, sind Artikel, die schwer ins ... fallen, und bei denen es, schon wegen der Concurrenz ... amerikanischen Colonialwaaren, von Bedeutung ist, so ... möglich an Fracht, überhaupt an Kosten zu ersparen. ... zweckmäßig sein, den Weg über Suez zu wählen, ... dieselbe einen Vorsprung von der Hälfte oder nur eines ... an Zeit gäbe und dabei sicherer wäre als die atlan... bahn; das aber ist entschieden nicht der Fall. Es ... nach kein Beweggrund und kein Reizmittel vor, welches ... der Kaufleute veranlassen könnte, den allen Schiffs... wohlbekannten Cours um das Vorgebirge der guten ... aufzugeben und eine andere weder schnellere noch ... Straße zu wählen. Sie werden nach wie vor im ... Thee, Zucker, Kaffee, Reis, Metalle, überhaupt alle ..., die nach den atlantischen Häfen bestimmt sind, laden ... Umgehung des rothen Meeres nach den Häfen von ... bis Hamburg bringen. Die ganze atlantische Han... wird auch nach der Eröffnung des Kanals ... Suez im Wesentlichen keinerlei Umgestaltung ...ren, die Achse des Welthandels wird auch in ...ft eine vorzugsweise atlantische bleiben.

Der Weg um das Vorgebirge der guten Hoff... hat nicht, wie eine französische Schrift behauptet, den ... allein oder auch nur vorzugsweise in die Hände der ...er gebracht; vielmehr sind alle seefahrenden Nationen ...n Fuße an demselben betheiligt, und er steht allen ...en Bedingungen offen, weil er vollkommen freie ...rbietet. Wenn bis jetzt vorzugsweise England und ...de die östlichen Producte holen und vertheilen, so

liegt der Grund einfach darin, daß sie allein große Besitzungen in Indien und im malayischen Archipelagus haben und als Nachbarn China's mit diesem Lande in vielfacher Berührung stehen. Aber auch unsere deutschen Schiffe aus Hamburg und Bremen holen direct indische Producte; dasselbe thun die Amerikaner, in beschränktem Umfange die Franzosen und Spanier sammt den Portugiesen. Ich finde auch keinen Grund zu der Annahme, daß durch den Suezkanal der Schwerpunkt des großen Welthandels sich von London, Liverpool, Glasgow, Hamburg, Havre, überhaupt von dem gewerbreichen, handeltreibenden und seefahrenden Nord- und Mitteleuropa hinweg nach Neu-York, also nach Nordamerika, verrücken werde. Dieses erscheint bei dem gewaltigen Aufschwunge als ein Factor, dessen Wichtigkeit alljährlich steigt, es ist aber keine Aussicht vorhanden, daß es uns brach legen könne. Europa zählt fast dritthalb hundert Millionen Bewohner, ganz Amerika kaum erst siebzig Millionen. Bei uns schreitet die gewerbliche und technische Entwickelung gleichfalls fort, in der Handelsthätigkeit bleiben wir nicht etwa zurück, unsere Schifffahrt hält mit den Bedürfnissen gleichen Schritt, und wir vernachlässigen nichts, um uns die neuen Verkehrsmittel in ausgedehnter Weise anzueignen. Man vergleiche nur einmal Deutschland, Großbritannien, beide Niederlande, die Schweiz und Frankreich, eine Ländergruppe mit mehr als 100 Millionen Bewohnern, heute mit den Zuständen vor nur zwanzig Jahren!

Man muß sich hüten, die Verbrauchsfähigkeit der Länder des fernen Orientes an europäischen Waaren, insbesondere an Fabrikaten zu überschätzen. Das geschieht namentlich von Seiten der Franzosen; sie sind auch in dieser Beziehung viel zu sanguinisch. Die Engländer gehen schon ruhiger zu Werke, weil sie mit der Praxis des indischen und chinesischen Handels vertraut sind, und wir Deutschen haben kein Interesse, die Dinge durch ein gefärbtes Glas zu betrachten. Indien,

China und Japan sind von Nationen bewohnt, die auf einer seit Jahrtausenden ein- und festgewurzelten keineswegs niedrigen Gesittungsstufe sich befinden, und einen hohen Grad von Cultur schon damals erreicht hatten, als auf unserm Europa noch tiefe Barbarei lag. Wenn man sagt, daß jene Völker alt geworden seien, so wollen wir dagegen nicht streiten; wahr bleibt aber, daß es auch heute an Kunstfertigkeit, technischer Gewandtheit, industriellem Geschick und feinem Geschmack ihnen nicht etwa mangelt. Individuell ist der orientalische Gewerbsmann mindestens jedem europäischen Arbeiter gleich, häufig demselben überlegen; unser Uebergewicht liegt nur in der Kraft des Dampfes und der Maschine. Den Orientalen sprechen *seine* Gewerbserzeugnisse an, er verhält sich ablehnend gegen die Mehrzahl unserer Fabrikate, und hat bis heute sich von denselben schon deshalb nur wenige aufdrängen lassen, weil die einheimischen Arbeiter, an welchen bekanntlich Ueberfluß ist, sein Bedürfniß und seinen Geschmack am besten zu treffen verstehen. Das gilt nicht nur von den obengenannten Völkern, sondern theilweise auch von den Malayen. Daher erklärt es sich, daß die Handelsbilanz, — wir bedienen uns mit Vorsatz dieser Bezeichnung — so entschieden gegen Europa ist. Um einigermaßen eine Ausgleichung zu erzielen, hat England in geradezu frevelhafterweise den Chinesen das menschenverderbende Opium aufgezwungen, und diese nichtsnutzige Waare bildet den bei weitem wichtigsten Einfuhrartikel im Reiche der Blume der Mitte, das übrigens groß genug ist, um mit seinen dreihundert Millionen Menschen sich selber genügen zu können.

Ein nicht geringer Theil der ostasiatischen Producte, welche Europa bezieht, muß *mit Silber* bezahlt werden; dieser Silberabfluß nach dem Orient vermindert bei uns die Silbervorräthe und erzeugt die Verlegenheiten in der Circulation dieses Metalls, das einen Hauptwerthmesser bildet. Schon eine kleine Differenz im Preise, welche von der Nachfrage für

Indien und China bedingt wird, reicht hin, jenes edle Metall auch aus weiter Ferne nach London hin zu ziehen. Der stets wachsende Verkehr mit dem Orient nimmt alle bei uns im Abendlande irgend verfügbaren Silbervorräthe in Anspruch. Denn Indien und China haben vorzugsweise nur Silber als Zahlmittel, sie ziehen ihren alljährlich steigenden Bedarf an letzterm aus Europa, und es ist ein Glück, daß Gold aus Californien und Australien die Lücke ausfüllt. Darin wird sich, auf lange Zeit hinaus, schwerlich etwas ändern, weil in China, in demselben Verhältnisse wie dort der Handel sich entwickelt und der Bedarf an Thee in Europa steigt, Raum für immermehr Silber ist. Der Orient weiß nicht, was es heißt, an Umlaufsmitteln zu ökonomisiren; er hat kein Papiergeld in unserm Sinne und nimmt nur baares Geld. Dasselbe gilt von den Ländern am rothen Meer und der ostafrikanischen Küste, wo man nur spanische Säulenthaler und vorzugsweise Maria-Theresiathaler nimmt, deren, wenn wir nicht irren, noch jetzt in der Wiener Münzstätte geprägt werden, um der Nachfrage zu genügen.

Aus einer Nachweisung, die wir in Galignanis Messenger lasen, sind nach den von James Low aufgestellten Tabellen im Laufe des Jahres 1855, allein durch die Dampfer der Peninsular and Oriental Company, von England aus nach dem Orient verschifft worden für 7,358,164 Pfd. St., also für mehr als 51,000,000 Thlr. an edlen Metallen; davon waren nur für 948,272 Pfd. Gold, alles übrige Silber. Es ist auch in Bezug auf den Suezkanal nicht ohne Interesse, zu sehen, wie jene Summe sich vertheilt hat. Es gingen nach:

Malta 151,640, Alexandria 420,630, Aden 4172 Pfd. St., Ceylon 94,555, Bombay 2,268,632, Madras 194,962, Calcutta 2,299,585, Pinang 23,075, Singapore 310,569, Hongkong 839,318, Canton 532,114, Schanghai 219,909.

Auf China allein kommt also ein directer Abzug von beinahe 10 Millionen Thaler, abgesehen von dem, was dasselbe aus Indien bezieht. Außerdem geht viel Silber über Marseille in den Orient. In den drei Jahren von 1853 bis 1855 exportirten Marseille, Gibraltar und Malta an edlen Metallen für 4,208,839 Pfd. St., wovon nur 385,223 Pfd. St. Gold. England verschiffte von 1851 bis 1855 direct nach dem Oriente für 22,625,687 Pfd. St., wovon nur für 4,026,792 Pfd. St. Gold, also in 5 Jahren für mehr als 126 Millionen Thaler Silber.

Welch ein Mißverhältniß zwischen der Einfuhr europäischer Waaren und der Ausfuhr von Landesproducten aus Indien allein in diesem Lande (ganz abgesehen von China 2c.) stattfindet, hat im Mai dieses Jahres Oberst Symes, der Vorsitzende der englisch-ostindischen Compagnie, schlagend nachgewiesen. In seinem Bericht, aus welchem wir in Galignanis Messenger Auszüge lasen, weist er aus amtlichen Documenten nach, daß von 1801 bis 1855 Indien allein reichlich für einhundert Millionen Pfund Sterling Silber an sich gezogen hat; und von dieser ungeheuren Summe ist nur sehr wenig wieder aus dem Lande gegangen. In den neunzehn Jahren, welche mit 1854 schlossen, wurden in den Münzstätten Indiens für 42 Millionen Pfund Sterling aus Barren geprägt, und für 20 Millionen alte Münzen wurden umgeschlagen.

Die Schiffe haben nach dem fernen Orient Mangel an Ausfracht, eben weil derselbe nur geringen Bedarf an europäischen Industrieartikeln kennt; ein großer Theil fährt halb oder ganz in Ballast oder nimmt Kohlen ein. Und doch haben sie in den atlantischen Hinterländern alle Erzeugnisse der europäischen Industrie zur Auswahl; sie finden in den Häfen, z. B. in London, Hamburg 2c. die beste Gelegenheit, für jeden Bedarf zu assortiren, weit mehr als in den Handelsplätzen südlich der

Alpen, wohin sich, schon wegen der räumlichen Entfernung und mancher Spesen, die meisten Fabrikate Deutschlands, der Schweiz, Belgiens und Englands nur unter Kostenerhöhung legen lassen, auch wenn alle Bahnen über die Alpen vollendet sind. Auf jeden Fall bleibt in den atlantischen Häfen die größere Auswahl; sie haben viel mannigfachere Beziehungen mit Ost-Asien, weil Holland und England dort herrschen und commerziell fest gewurzelt sind. Es wird unter allen Umständen schwierig sein, ihnen in ihren alten Handelsdomainen Platz abzugewinnen.

Dieser Mangel an europäischen Ausfrachten ist bezeichnend für den Handelsverkehr mit dem fernen Orient. Wir könnten darüber eine Menge von Einzelheiten beibringen; es genügt indessen für unsern Zweck, die Thatsache hervorzuheben und zu bemerken, daß der Kanal von Suez nicht im Stande sein wird, daran auch nur das Mindeste zu ändern. Er übt keinen Einfluß auf Geschmack, Bedürfniß und Verbrauchsfähigkeit der Hindu, Malayen, Birmanen, Cochinchinesen, Chinesen oder Japaner. Selbst in den Ländern am rothen Meer stellt sich das Productions- und Verbrauchsgebiet, die Fähigkeit zu kaufen und zu verkaufen, bei näherer Prüfung viel geringer heraus, als gewöhnlich angenommen wird. In dieser Hinsicht kann man nur ein richtiges Urtheil abgeben, wenn man fest auf dem Boden geographischer Kenntnisse steht und unbefangen abwägt.

Aegypten hat, als Verbrauchsgebiet, mit dem Kanale nichts zu schaffen, seine Ausfuhren und Einfuhren werden vorzugsweise über Alexandria vermittelt. Die Ufer des rothen Meeres sind spärlich bewohnt, Arabien ist mit Ausnahme einzelner Strecken kein Agriculturland, Abessinien ist es auch nur theilweise, an der ostafrikanischen Küste beginnen hauptsächlich erst im Süden des Aequators die fruchtbaren Bezirke des Imam von Maskat, welche Produkte in den Handel liefern. Nun stellen die Franzosen folgende Sätze auf: „Der europäische

Schiffer verkauft in Suez oder Dschidda einen Theil seiner Ladung, nimmt in Massawa, Suaken oder Berbera Elfenbein ein, steuert damit nach Indien, wo er dasselbe gegen Opium vertauscht, das er nach China bringt, um dafür Seide und Thee einzunehmen. Auf der Rückfahrt füllt er seine Ladung mit Colonialwaaren der Philippinen, der Sunda-Inseln und Ceylons auf, nimmt auch indische Baumwolle, abessinischen Kaffee, Gummi aus dem Sudan oder Hedschas ein, auch wohl ägyptisches Getreide oder Reis von Damiette. Und das Alles geschieht rasch, ohne Gefahr mit geringen Capitalien und kleinen Schiffen"*).

Wie leicht sich das Alles auf dem Papier macht! Uns fällt der Ausspruch Schiller's ein:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Vor allen Dingen müßte nachgewiesen werden, woher die Massen von Landesprodukten kommen sollen, um einen solchen Handel zu unterhalten und regelmäßig zu speisen. Sämmtliche Häfen am rothen Meere liefern jährlich nicht so viel Elfenbein, um auch nur ein halbes Dutzend Schiffe von mittlerer Tragfähigkeit, sage von je 600 Tonnen, Fracht zu liefern, und häufig ist Monate lang kein Elephantenzahn in Suaken, Massawa oder Tadschurra zu haben. Von Kaffee bringen die Länder am rothen Meere bei weitem noch nicht 20,000 Tonnen jährlich in den Handel; selbst der Haupthafen für diesen Artikel, dessen Urheimath die Gallaländer sind, Massawa an der abessinischen Küste, führt höchstens 2000 Tonnen aus. Droguen und ähnliche Waaren machen keinen großen Handel; sie stehen, obwohl für einzelne Plätze wie Triest und Marseille von Er-

*) De l'influence que le canal des deux mers exercera sur le commerce en général et sur celui de la mer rouge en particulier. Paris 1855, pag. 8.

heblichkeit, doch für das Allgemeine an Bedeutung erst in dritter oder vierter Linie.

Sehen wir, wie sich bisher die Handelsverhältnisse in jenen Gegenden gestaltet haben, und wie der Schiffer sie finden wird, welcher zuerst aus dem mittelländischen Meere durch den Suezkanal ins rothe Meer steuert*).

Alle semitischen Völker haben eine ganz eminente Begabung für Handel und Wandel. Auch bei ihnen heftete der Tauschverkehr sich schon in frühen Zeiten an gottesdienstliche Gebräuche. Und wie bei uns im Mittelalter Messen und Märkte bei großen Kirchenfesten abgehalten wurden, so förderten im Orient die uralten Wallfahrten den Handel. Die Pilgerkarawanen, die nach Mekka ziehen, sind zugleich Handelskarawanen und jeder Waller ist ein Kaufmann. Das rothe Meer ist bis in frühe Zeiten hinauf auch durch schwimmende Hadschikarawanen belebt worden. Das Ziel dieser Schiffe, die herkommen, so weit gen Mittag und Sonnenaufgang der Islam Verbreitung gefunden hat, ist Dschidda, der Hafen von Mekka, das zwölf Wegstunden landeinwärts liegt. Die Pilger führen wenig Geld, von welchem ohnehin nur spanische Colonnaten, Maria-Theresia-Thaler und türkische Münzen genommen werden; der Hadschi bringt Waaren, Landesprodukte

*) Ich benutze für manche der nachfolgenden Notizen die verschiedenen Werke über Abessinien z. B. von Johnston, Harris, Rochet d'Héricourt; Wellsted's Bemerkungen über Südarabien; einen Aufsatz in De Bow's Review of the Southern and Western States, New Orleans, August 1850, p. 132 sq. Sodann „Information", gesammelt auf einer Reise nach dem rothen Meere und der Ostküste von Afrika, pr. Bremer Schiff Athen, Capitain Heeren, gesegelt Januar 1847, zurückgekommen 1848, Manuscript; sodann Briefe des Supercargo Schultz, der sich am Bord der Athen befand und in Massawa starb. Schiffstagebuch und jene Briefe verdanke ich freundlicher Mittheilung der Herren Rheder jenes Schiffes.

seiner Heimath. Er legt, wenn er von der afrikanischen Ostküste kommt, etwa von den Comoreinseln, Magadoscho, Zanzibar oder Mombas: Gewürze, Kokosnüsse, Getreide, Sparren und Latten und bis vor etwa zehn Jahren auch Sklaven auf den Markt. Die Pilger aus dem persischen Meerbusen, also aus Bender-Abassi, Suhr, Maskat und Bassora, führen Datteln, Tabak, Betelblätter, gefärbte Seide, und sehr hübsche Stoffe aus Wolle, Baumwolle und Halbseide. Die Malabaren aus Mangalore, Calicut und Cochin handeln mit Schiffbauholz, Reis, Sesam, Cocosöl und Schiffstauen aus Cocosfasern (Coir); die Indier aus Guzerat und Concan, Kötsch, Surate und Bombay haben an Bord: Reis, Baumwolle, Humumitabak, Tamarinden, grobe Baumwollentücher, Seife, Metallgeschirre, Porzellanperlen und Steingut; die Moslim aus Calcutta und Madras bringen verschiedene indische Produkte, insbesondere aber Rohzucker. Auch die Zahl der Hadschi aus dem fernen Hinterindien ist nicht gering; sodann kommen viele aus dem malayischen Archipelagus. Diese Schiffe aus Maulmein, aus Atschin auf Sumatra, aus Malacca und Singapore, und aus Surabaya auf Java, führen Schiffbauholz, Coir, Planken und Latten aus den Stämmen der Arekapalme, Arekanüsse, Rohr, Zucker, Gewürze, Reis, Oel, Kupfer, Zinn und chinesische Waaren. Was die Länder am rothen Meere an vorderasiatischen, überhaupt levantinischen und europäischen Waaren bedürfen, wird zu nicht geringem Theil durch die Ueberlandkarawanen nach Arabien gebracht. Somit sind die Bedürfnisse der Bevölkerung insgemein reichlich gedeckt; die Wallfahrten nach Mekka werden fortdauern, so lange der Islam besteht, und deshalb wird auch dieser Handel bleiben. Auch Dampfschiffe werden ihn wenig beeinträchtigen, auf keinen Fall aber verdrängen, weil eben jeder Pilger mehr oder weniger Handelsmann ist und bleibt. Es giebt eine alte Sage unter den Mohammedanern, der zufolge der Islam in Verfall gerathen

werde, sobald Eisen auf dem Wasser schwimme. Aber die Pilger nehmen trotzdem keinen Anstand, eiserne Dampfschiffe zu betreten; andere, zum Beispiel jene von den Malediven, kommen in Fahrzeugen, an welchen auch nicht ein Stück Eisen befindlich ist; die Schiffsplanken werden mit Riemen verbunden, Baumwolle ersetzt den Werg, Weihrauch das Pech, und Haifischthran mit Kalk gemengt den Theer. Statt der Segel führen diese Schiffe nur Matten, und damit wagen sie sich, unter Benutzung der Monsune, tausend deutsche Meilen weit über See. Für die meisten Pilgerfahrzeuge ist günstiger Monsun überhaupt nöthig; sie bleiben im Hafen, bis er sich einstellt.

Wir haben gesehen, welche Waaren der Hadschi nach dem rothen Meere bringt. Als Rückladung nimmt er Salz, Potasche, Häute, Elfenbein, Gummi und Harze hauptsächlich für den chinesischen Markt ein; sodann Sennesblätter, Krappwurzeln, gedörrte Fische, Haifischflossen, Butter, Pferde und Maulthiere. Mit Pilgern und abessinischen Maulthieren hat ein deutsches Fahrzeug, die Alf, Capitain Rodatz, vortreffliche Geschäfte mehrere Jahre hinter einander gemacht. Der Schiffer lud in Massawa abessinische Pilger, brachte sie nach Dschidda, führte sie zurück, nahm statt ihrer eine Ladung abessinischer Maulthiere, fuhr damit nach Mauritius, wo dieser Artikel willigen Absatz findet, und steuerte wieder ins rothe Meer, um dieselbe Operation von vorne zu beginnen. Die Franzosen haben den Plan, nach Eröffnung des Suezkanals einige Dampfer im rothen Meere laufen zu lassen, die in der einen Hälfte des Jahres benützt werden sollen, um christliche Pilger aus Abessinien, die nach Jerusalem ziehen, nach Suez zu bringen oder bis Pelusium und Jaffa, und in den sechs übrigen Monaten mohammedanische Hadschi für Dschidda zu laden. Man sieht, der Handel ist kosmopolitisch und kennt keine Scrupel, weil Geld rund ist und rollt, gleichviel von wem es komme.

Was an Erzeugnissen der neuern Fabrikindustrie im rothen Meere verbraucht wird, kommt zumeist durch Nordamerikaner in die Hände arabischer Kaufleute. Schon seit 1810 senden Rheder von Salem in Massachusetts jährlich fünf bis sechs Schiffe an die Ostküste von Afrika und in den arabischen Golf. Sie berühren gewöhnlich auch Bombay in Indien, Maskat an der ostarabischen Küste und Zanzibar, wo sie überall Geschäfte machen, besonders aber gehen sie nach Massawa und Hodeida, um grobe amerikanische Baumwollenzeuge hauptsächlich gegen Kaffee abzusetzen. Es ist ihnen gelungen, in Südarabien und auf Zanzibar die englischen Manufacturen zu verdrängen, selbst nach Aden bringen sie Mehl und Schiffsbaumaterial aus Neu-England. Ihre Rückfracht besteht in Häuten, Gummi, Harzen, Sennes und Schildpat; den Mehrbetrag ihrer Ausfuhr bezahlen sie mit Maria-Theresia-Thalern, welche sie in Bombay aufkaufen lassen und bei ihren Banianen (indischen Kaufleuten) zu Aden in Empfang nehmen. Auf solche Weise geht der Kaffee aus Sana, der unter dem Namen Mokkakaffee im Handel bekannt ist, nach Neu-York und von da nach Genua, Venedig, Triest und in die Lombardei; er macht also einen Umweg von 20,000 Seemeilen, gleich manchen indischen Producten, z. B. Pfeffer, welche die italienischen Häfen ebenfalls von den Nordamerikanern beziehen. Das ist eine commerzielle Ungeheuerlichkeit, die ohne Zweifel verschwindet, sobald der Kanal von Suez befahren werden kann. Die Schiffe jener Plätze werden die östlichen Waaren dann selbst holen, sie bei sich aufstapeln, von sich aus vertheilen über alle Länder im Süden der Alpen; sie werden nicht mehr die zweite Hand sein, sondern die zweite Hand wird sie bei ihnen, als der ersten Hand, abholen.

Wir zählen am rothen Meere etwa 18 Hafenplätze, von denen jeder ein besonderes Hinterland als Handelsprovinz hat. Suez im nördlichen Winkel des Golfes, Kosseir und Sua-

ken gehören zu Aegypten, sind aber commerziell alle drei von geringem Belang, außer daß Suez Getreide nach Arabien verschifft, und zwar nach Yambo, dem Hafen von Medina, nach Gunfoda, und nach Dschidda, dem Hafen von Mekka. Wir haben schon weiter oben ausgeführt, daß derselbe mit allen südlichen und östlichen Häfen in Verbindung steht, in welchen Mohammedaner wohnen; aber das Hedschas, der arabische Küstenlandstrich, welcher nach Süden hin bis etwa zum 22. Grade nördlicher Breite reicht, ist arm an Producten und hat als Ausfuhr nur Salz zu liefern. Dagegen hat das südwestliche Küstenland Arabiens, Yemen, mit den Hauptpunkten Zebith und Sana, und den vier Häfen Lohela, Hodeida, Mokka und Aden viel Ackerbau, und in den Städten auch eine nicht unbedeutende Gewerbsindustrie; namentlich verfertigen die Bewohner Baumwollenwaaren aus Rohstoffen, die sie von Surate beziehen; auch die Färbereien sind bedeutend. Mokka hat seine Handelsbedeutung verloren, seit Aden sich in englischen Händen befindet, ein Freihafen von 40,000 Einwohnern und Kohlenniederlage für die Postdampfschiffe geworden ist. Dorthin bringen auf dem Wege um das Cap Hunderte von Schiffen Kohlenladungen aus England. Diese werden vielleicht theilweise den Weg durch den Suezkanal nehmen, weil sie an Zeit möglicherweise einen Monat ersparen. Dafür müssen sie freilich auch größere Kosten tragen. Das rothe Meer würde belebter werden, wenn Südeuropa in der Nähe der mediterraneischen Häfen so reiche Kohlenlager besäße wie England. Das ist aber nicht der Fall, und bis auf den heutigen Tag beziehen sogar die Dampfschiffe des Triester Lloyd ihren Bedarf an Kohlen aus Großbritannien. Die Schleppfahrt durch den Kanal, und überhaupt die Dampfschifffahrt wird im mittelländischen, im rothen und indischen Meere immer theuer sein. Auch angenommen, daß ein Theil der in England mit Kohlen für Aden befrachteten Schiffe über Suez ginge, — den Rück-

weg würden sie nicht durch den Kanal nehmen. Sie versegeln von Aden nach Indien, dem Archipelagus und China fast allesammt in Ballast und nehmen dort Colonialwaaren ein, welche sie um das Cap nach Europa bringen. In das rothe Meer kommt nur höchst selten ein solches Schiff hinauf, weil es dort nichts zu handeln findet.

Nordabessiniens Hafen ist Massawa, in welchem England und Frankreich Consuln haben, und wohin aus Belgien und Hamburg manchmal ein Schiff geht. Der Platz ist, gleich Suaken, seit 1850 wieder im Besitze des türkischen Sultans, und sein Handel verhältnißmäßig nicht unbedeutend. Auch zwei andere Häfen an der afrikanischen Küste, Tadschurra und Zeila, die beide mit Mokka und Aden in lebhaftem Verkehr stehen, sind der Hoheit des Kaisers der Osmanen unterworfen. Berbera an der Somaliküste ist ein Meßplatz.

Man muß bei Beurtheilung der Handelsverhältnisse jener Gegenden sich immer daran erinnern, daß England den alten himiaritischen Handelsplatz Aden nicht nur in ein zweites Gibraltar, sondern auch als Freihafen in einen Stapelort umgewandelt hat, von welchem schon jetzt alle afrikanischen Handelsplätze von Suaken im Norden bis zum Cap Guardafui und über dasselbe hinaus bis Ras Hafun abhängig sind. Sie alle senden ihre Producte vorzugsweise nach Aden, dieser Hauptstation an der großen Post- und Heerstraße Englands; denn eine solche ist das rothe Meer und wird es auch bleiben. Für die Beschleunigung der Briefe und Reisenden wird der Kanal von Suez nichts beitragen; beide passiren innerhalb vierzig Stunden den Weg von Alexandria nach Suez schon seit langer Zeit, und werden nach Vollendung der Eisenbahn die Strecke in sechs Stunden zurücklegen, also weit rascher, als auf dem Kanal möglich wäre. Die Correspondenz gewinnt also gar nichts durch die neue Wasserstraße. Für die Schifffahrt ist

noch auf einen Umstand hinzuweisen. Die Fahrzeuge aus Nordeuropa würden in Pelusium Trinkwasser einnehmen wollen; es ist aber dort sowohl, wie in Suez weder in guter Beschaffenheit, noch in Fülle vorhanden.

Wir haben die Erwartungen, denen ein Kanal durch die Landenge von Suez entsprechen kann, auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Aber wir gehören nicht etwa zu den Gegnern eines Unternehmens, dessen Herstellung wir auf das Lebhafteste wünschen. Diese Verbindung zweier Meere wird im Fortgange der Zeit einen ungemein anregenden und belebenden Einfluß üben und wesentlich dazu beitragen, befruchtende Keime der Gesittung in die Länder am rothen Meere zu tragen, welche künftig nicht blos von einer einzigen Seite her zugängig sind. Der arabische Golf wird eine sehr belebte Handelsstraße werden, in allen Küstenplätzen werden neben arabischen und indischen Kaufleuten auch europäische Geschäftsmänner ihre Häuser haben, wie schon jetzt in Aden. Und wenn das Innere Arabiens auch den christlichen Europäern nicht zugängig wird, so kann es dagegen nicht fehlen, daß sie in dem einst mächtigen Abessinien festen Fuß gewinnen und auf die Umgestaltung der Verhältnisse in diesem zumeist christlichen Lande einwirken. Das innere Ostafrika ist productenreich, kann werthvolle Erzeugnisse für den Handel liefern und seinen Verbrauch an europäischen Waaren beträchtlich steigern. Dieser Verkehr wird vorzugsweise in die Hände der mediterraneischen Europäer gelangen. Die letzteren werden überhaupt sehr wesentliche Vortheile von dem Kanal haben; ihnen eröffnet er einen kürzern Weg nach Süden und Osten. Im Welthandel greift Alles in einander, er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt mittelbar oder unmittelbar in Berührung stehen und durch welche eine elektrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt. So wird ein Gedeihen der großen Handelsdomaine am Mittelmeer, der

levantinischen Verkehrszone und des commerziellen Bereichs am arabischen Golf, auch auf die atlantischen Regionen fördernd und gedeihlich einwirken, und wir freuen uns im Voraus der Ergebnisse, obwohl wir unsere Hoffnungen nur kaum ein Drittel so hoch spannen, wie manche eifrige Fürsprecher des Kanals. Aber wir hegen von seiner Bedeutung auch nicht die geringe Meinung, wie sie namentlich von Engländern ausgesprochen wird.

Wir wollen unsere Ansichten noch einmal in aller Kürze zusammenfassen. Der Kanal hat für den atlantischen Weltverkehr nur eine eingeschränkte Wichtigkeit, und er wird die Achse des Welthandels nicht verrücken. Was der ferne Orient an europäischen Waaren bezieht, und die schwer in's Gewicht fallenden Güter, die Colonialwaaren, werden nur zu einem sehr geringen Theile den Weg über Suez nehmen, zumeist nur jene, welche nach Häfen am mittelländischen Meere bestimmt sind. Dagegen wird das rothe Meer ausschließlich die Straße für den Personenverkehr bilden und jeder Hafenplatz an demselben neues Leben erhalten. Die Eröffnung des Kanals wird zumeist den kleinen Schiffen, den Küstenfahrzeugen der Völker am Mittelmeere zu Gute kommen, den Genuesern, den Livornesen, dem unternehmenden und rührigen Volke von Malta, vielleicht auch den Triestinern und Venetianern, vor allen aber den Griechen, deren Handel und Rhederei seit zwanzig Jahren einen ganz ungemeinen Aufschwung genommen hat. Der Handel im rothen Meere wird diesen Küstenfahrern, überhaupt den kleinen Schiffen zufallen; er ist für sie wie geschaffen. Sie haben billige Ausrüstung, eine wenig zahlreiche aber hinlängliche, an ein südliches Klima gewöhnte Mannschaft und Capitaine, welche mit den orientalischen Verhältnissen vertraut sind. Sie werden von einem Hafen zum andern fahren, ein- und ausladen, und gute Geschäfte machen. Für große Schiffe und große Ladungen eignet sich auf lange Jahre hinaus der Handel

im rothen Meere auf keinen Fall; der Verbrauch ist begrenzt und erst allmälig im Fortgange der Zeit einer Steigerung fähig. Durch die obengenannten Küstenfahrer und von Aden aus wird auf lange Jahre hinaus jeder Bedarf und alle Nachfrage überreichlich gedeckt werden. Große Schiffe werden den arabischen Golf nur als Passage benutzen; aber ihre Zahl wird beschränkt sein, weil Schiffe aus und nach den atlantischen Häfen, — in deren Händen der indische, hinterasiatische und australische Handel sich zu mehr als 90 Procent befindet, — weder Zeit noch Geld ersparen, wenn sie den Kanalweg nehmen. Von den dritthalb Millionen Tonnen, — denn so hoch veranschlagt man den Gehalt der Schiffe, welche alljährlich die Spitze von Südafrika dubliren, — wird Suez nur einen kleinen Bruchtheil anziehen. Wir sind entschieden der Meinung, daß die Fahrt durch das rothe Meer nicht, wie Viele meinen, die Regel, sondern die Ausnahme bilden werde. Auch darf man die Schraubendampfer nicht zu hoch anschlagen. Gerade vermittelst der Combination von Wind und Dampf legen die großen Schiffe auch die Fahrt um Afrika herum rascher zurück; sie benutzen die Schraube, um über jene Stilltegürtel hinwegzukommen, in welchen die Schiffe sonst oft Wochen lang bekalmt liegen.

V. Geschichtliche Rückblicke.

Man stellt in Aussicht, daß die Länder am Mittelmeere durch Eröffnung des Kanals wieder zu einer Blüthe gelangen würden, wie in jenen Tagen, als Venedig die höchste Stufe seiner Handelsmacht erklommen hatte. Mit anderen Worten: man wiegt sich in der Hoffnung, den Handel mit Indien, China und dem malayischen Archipelagus vorzugsweise an sich ziehen zu können. Aber gerade darin liegt die Täuschung, und die Analogien, welche man herbeizieht, passen nicht. Im ganzen Mittelalter bezogen die Venetianer ihre Spezereien,

überhaupt die indischen Waaren aus zweiter Hand; sie sind niemals nach den Erzeugungsländern gesegelt, um sie dort abzuholen, noch weniger besaßen sie Colonien mit Pflanzungen. Sie waren lediglich Aufkäufer, und hatten es nicht in der Gewalt, den Handel zu beherrschen, ihn zu lenken, ihm eine Richtung zu geben. Ihre Suprematie mußte schwinden, als eine Aenderung in den Verhältnissen eintrat, welche sie nicht beherrschen konnten. Die Engländer und Holländer aber sind zugleich Besitzer der Colonien, leiten die Production der Rohstoffe je nach ihrem Bedarf, besitzen Handelshäuser in den überseeischen Ländern und in der Heimath zugleich; sie holen und bringen Güter in ihren eigenen Schiffen, schützen ihren Seehandel durch eine Seemacht, sind von keiner Controle abhängig, sondern controliren sich selbst, und sind im Stande, sich gegen jeden Feind zu vertheidigen. Ihre Fahrbahn ist das offene Weltmeer, auf welchem sie keinen Abgaben unterliegen; mit einem Worte, sie sind Herren ihres Handels.

Das Alles war im Mittelalter durch und durch anders. Drei Jahrhunderte lang, bis tief in die Zeit der Kreuzzüge hinein waren die Araber vorherrschende Seemacht auf den Gewässern von der spanischen Küste bis zur Straße von Gibraltar. Ihnen folgten die Italiener, und Venedig wurde ein Handelsstaat ersten Ranges, ein Stapelplatz, von welchem aus die indischen Gewürze vertheilt wurden. Diese holten die Schiffer der Lagunenstadt aus Alexandria und Cairo, wohin sie Damaste und Goldfäden, weiße Sklaven und Glasperlen, Kupfer und Messing, Quecksilber, Zinnober und eine Menge anderer Waaren brachten, die über Aegypten nach Indien gingen und dort den arabischen Kaufleuten Gewinn von 500 bis 1000 Procent abwarfen. Bevor die indischen Güter in die Hände der Venetianer gelangten, mußten sie schwere Zölle tragen. Bei den Schiffen aus Calicut, das zu jener Zeit etwa dieselbe Handelsstellung hatte, wie jetzt Bombay, mußte allemal ein

Drittel der Ladung in Pfeffer bestehen; sie waren gehalten, in Dschidda anzuhalten und dort 10 Procent vom Werthe der Ladung zu erlegen; in Suez hatten sie abermals einen Zoll von 5 Procent zu zahlen, der Transport durch die Wüsten war Monopol der Regierung, welche von jeder Kameelladung einen achtfachen Frachtpreis nahm. Wer in Cairo überhaupt Pfeffer kaufen wollte, mußte vorher allemal der Regierung 350 Pfund um einen 20 Procent höhern Preis als den Marktpreis abnehmen; dann erst durfte er mit Privatleuten handeln. Die Waare trug inzwischen in Cairo noch einen dritten Zoll von 5 Procent, ging dann nach dem Hafen Alexandria, wo vor der Verschiffung sowohl vom Käufer, wie vom Verkäufer 5 Procent erhoben wurden. Man begreift, daß bei solcher Finanzpraxis die Gewürze, an welchen dann noch die Venetianer ihren Profit nahmen, einen hohen Preis haben mußten, wenn sie nach Oberdeutschland und weiter nach Norden kamen. Verträge, welche die Venetianer mit dem ägyptischen Sultan schlossen, beseitigten jenen Handelsdruck nur theilweise; ihm gegenüber erklärt es sich, daß indische Waaren über Land an's kaspische Meer und bis in die genuesischen Besitzungen am Asow'schen Meere befördert werden, und trotz dieses ungeheuren Ummegs in Deutschland, der Schweiz und Frankreich gleiche Preise mit jenen halten konnten, die über Aegypten in den europäischen Handel gelangten.

Das Mittelalter hatte drei Hauptlinien für den Bezug indischer Waaren; jene über das rothe Meer; die zweite über Ormus im persischen Meerbusen, den Euphrat aufwärts, und von Bagdad nach Damaskus und Aleppo, und von dort zu den syrischen Häfen; die dritte von Kambay den Indus aufwärts, durch Persien zum kaspischen Meere und zum Don. Die erstere Linie hätte, ohne die unvernünftigen Zollbelastungen, auch nach der Auffindung des Seeweges um das Cap eine, wenn auch gegen früher geminderte Bedeutung sich erhal-

ten können; der stupiden Hartnäckigkeit der Türken gegenüber war sie aber ohne Rettung verloren.

Es ist von Interesse, den Kampf der Venetianer gegen die Portugiesen zu verfolgen. Die letzteren hatten von den Arabern, welche Jahrhunderte lang die iberische Halbinsel beherrschten, die arabischen Handelswege kennen gelernt, und strebten schon früh danach, die werthvollen Producte Indiens, ohne Vermittelung der Araber oder Venetianer zu beziehen. Dieses Motiv bewog Columbus zu seinen Vorschlägen in Portugal; er wollte auf westlichem Wege die indischen Gewürzländer erreichen. König Johann sandte 1487 zwei Edelleute, die arabisch redeten, in's rothe Meer, wo sie Aden erreichten; von dort ging der Eine nach Abessinien, um den Priester Johann zu suchen, der Andere schiffte sich nach Cananore in Indien ein, fuhr nach Ormus im persischen Golf, und kam über Aden und Cairo nach Europa zurück. Diese beiden Edelleute, Covilhano und Payva, sind die Vorläufer der spätern Conquistadoren; ihre Berichte über den Reichthum des fernen Orientes munterten den König Emanuel, Johann's Nachfolger, zu großen Unternehmungen auf. Und es fügte sich, daß um jene Zeit Diaz die Südspitze Afrika's erreichte, bald nachher Vasco de Gama sie umsegelte, und in Mozambique mit Arabern aus dem rothen Meere zusammentraf. Seit jenem Tage dauerte der Kampf um den Besitz des indischen Handels zwischen den Portugiesen und Mohammedanern. Die spanischen Eroberer haben in Amerika mit einer grauenhaften Barbarei gewüthet. Mit welchem Nimbus man sie auch umgiebt, der Kenner amerikanischer Geschichte wird nicht in Abrede stellen können, daß sie nur allzuoft Moral, Logik und Praxis von Räuberhauptleuten befolgten, nur daß religiöser Fanatismus die Erscheinung dieser „Helden" noch widriger macht. Aber die Barbarei der spanischen Eroberer hat ein würdiges Nebenstück an den Portugiesen in Indien. Gleich Vasco de Gama begann an

der ostafrikanischen Küste in Mozambique mit Mord und Brandlegung; er erreichte Calicut in Indien. Schon 1500 wurde eine zweite Expedition ausgerüstet, um Gold und Gewürze zu holen, und das portugiesische Christenthum „mit Gewalt" zu verbreiten. So stand von vorne herein Alles auf Blut. Die Portugiesen begannen in Indien mit Seeraub und kaperten alle arabischen Fahrzeuge, denen sie begegneten; sie nahmen ihnen Ingwer, Pfeffer und Zimmet; sie plünderten und verbrannten die mohammedanischen Städte; sie waren Korsaren, Freibeuter, Flibustier. Als Vasco de Gama auf einer Expedition 1502 erfuhr, ein Portugiese sei in Indien Mohammedaner geworden, verbrannte er „zur Sühne" ein arabisches Schiff mit 300 Mann am Bord. Die Hadschifahrzeuge wurden aufgebracht: den mohammedanischen Frauen wurden Arme und Beine abgeschnitten, um sie des Schmuckes zu berauben. Das war christliche Praxis!

Die Araber waren den Portugiesen zur See nicht gewachsen und gingen mit dem Vorsatz um, ihren Handel nach Ceylon, Sumatra und Malacca zu verlegen. Aber auch dorthin folgte ihnen der Feind. Im Alterthum und bis auf die Zeiten der Kalifen war der Handel von Aegypten aus nach Osten hin kaum über den Busen von Siam hinausgegangen, wenigstens fand kein andauernder und regelmäßiger Verkehr statt. Dann aber trugen die Araber den Islam und den Handel bis nach China, aber bei weitem nicht so rasch, wie die Portugiesen, welche in einem Vierteljahrhundert von der Ostküste Afrika's bis nach China und bald nachher sogar bis Japan kamen. Und dabei leistete ihnen das Silber, welches aus dem neuentdeckten Amerika nach Spanien kam, und als Zahlung für indische Waaren massenweise in ihre Hände gelangte, ungemeinen Vorschub; denn wo sie nicht stark genug waren, um als Räuber aufzutreten, mußten sie kaufmännisch verfahren und baar zahlen, weil europäische Fabrikate in den

gebildeten Ländern des Orientes nicht genug gesucht waren, um den Austausch decken zu können.

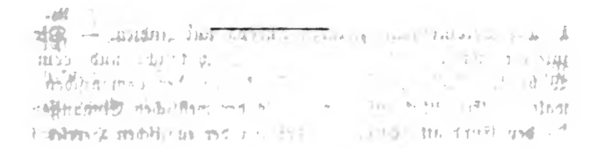
Aber die portugiesische Macht war wie ein Meteor; sie gerieth schon nach einem Menschenalter in Abnahme, und nach hundert Jahren verschwand sie vor den Waffen der tüchtigeren Holländer. Sie hatte hingereicht, dem indischen Handel über Aegypten einen Todesstoß zu versetzen. Die Italiener waren von vorne herein besorgt geworden und traten dem neuen Rival gegenüber; ein lombardischer Zeugmeister goß dem mohammedanischen Zamorin von Calicut Kanonen, mit welchen die Schiffe der Vertheidiger des Glaubens beschossen wurden. Durch Venedig ging ein Schrecken, als der Gesandte Pasqualico aus Lissabon meldete, die Portugiesen seien zu Wasser nach Indien gefahren und von dort mit Gewürzladungen nach Europa heimgekommen. Umsichtige Staatsmänner riethen zu einem kühnen Griffe; Venedig müsse, um sich den gewinnreichen Handel mit Indien zu sichern, auf welchem der Lagunenstadt Größe und Wohlstand fuße, um jeden Preis Aegyptens sich bemächtigen; „der Weg über das rothe Meer," so sagte Marino Sanudo, „sei der kürzere, und wenn der mohammedanische Zoll wegfalle, auch der wohlfeilere; eine Verbindung des Nils mit dem rothen Meere sei möglich, sei schon vorhanden gewesen und müsse wiederhergestellt werden." Das war richtig; zu einer Fahrt nach Indien gebrauchten, bei der Unvollkommenheit, in welcher sich damals noch die Schifffahrtskunst befand, die Portugiesen nicht weniger als sechs bis acht Monate. Aber sie gewannen in Indien festen Fuß, baueten Festungen und gründeten Factoreien; sie nahmen alle Gewürze für sich, verkauften sie billiger und schnitten den Arabern und den Venetianern den Markt ab.

Die letzteren hatten weder den Muth, Aegypten zu erobern, noch selbst nach Indien zu fahren. Angeblich, um dem „Scan-

dal einer Verbindung eines christlichen Staates mit den Ungläubigen" vorzubeugen, im Grunde aber, um das Bündniß zwischen Venedig und dem ägyptischen Sultan zu lockern, wollte König Emanuel die Venetianer mit einigen Galleonen beim indischen Gewürzhandel betheiligen und ihnen Privilegien verleihen. Die Venetianer ließen sich auf diese Vorschläge nicht ein; sie wollten den Zorn des Sultans nicht auf sich laden und gingen ohnehin von der Ansicht aus, daß der neue Handelsweg nicht von Dauer sein könne. Darin täuschten sie sich; sie wurden nachgiebig, als sie den Irrthum einsahen und stellten in Portugal den Antrag, alle indischen Gewürze für einen bestimmten Preis zu kaufen. So gedachten sie auch unter veränderten Umständen sich das Monopol des Zwischenhandels zu sichern. Und als Emanuel den Vorschlag abwies, war Venedig unklug genug, die über Portugal eingeführten Waaren mit schweren Zöllen zu belasten, während zugleich Karl V. in Spanien doppelte Zölle auf venetianische Importen legte. Dazu kam dann noch, daß Sultan Selim die Mameluken in Aegypten bezwang, und daß die Türken später den Plan faßten, Konstantinopel zum einzigen Ausfuhrhafen ihres Reiches am Mittelmeere zu machen. Allerdings behielt trotzdem Aegypten das Recht, Waaren auszuführen; aber Venedigs Handelsmacht wurde durch alle diese Wechselfälle gebrochen; es krankte allmälig hin und verfiel.

Als Handelserben der Portugiesen traten die Holländer auf; seit nun schon einhundert Jahren ist England mächtig im Orient. Die Gesinnungs- und Anschauungsweise der Völker im fernen Morgenland, jener sechshundert Millionen Menschen mit ihren eigenthümlichen Sitten, Religionen und Staatseinrichtungen, ist kaum noch schwach durch europäische Einflüsse und Berührungen angestreift worden. Aber der materielle Verkehr, der stoffliche Austausch ist schon jetzt in's Kolossale angewachsen, und wir dürfen annehmen, daß diese Steigerung

auch im Fortschreiten bleibe. Der Kanal von Suez wird ohne allen Zweifel wesentlich zu derselben beitragen, er wird in vielfacher Weise anregend und belebend wirken. Er wird eine Wohlthat für den Verkehr, wenn er auch nicht die hochgespannten Erwartungen erfüllt, welche man von ihm rege gemacht hat.



Die Euphratbahn und ihre Bedeutung*).

I. Die Verbindungen zwischen Europa und Indien. — Die großen interoceanischen Verkehrsstraßen. — Geschichtliche und commercielle Wichtigkeit Mesopotamiens. — Wirkungen der osmanischen Obergewalt. — Ein Blick auf Syrien, als der westlichen Eingangspforte zu den Euphratländern. — Charakter der englischen Herrschaft in Indien.

Der Aufstand in Indien, welcher die Herrschaft Großbritanniens am Ganges und Indus in ihren Grundfesten erschütterte, zeigt klar, wie unumgänglich nothwendig eine möglichst rasche Verbindung zwischen Europa und dem fernen Osten geworden ist. Sie wird nicht blos durch politische Beweggründe gefordert, sondern auch die Handelsinteressen erheischen sie in einem Maße, wie nie zuvor. Diese haben sich über den ganzen Erdball verflochten und reichen bis an die Ostküste von China, die jetzigen Fahrbahnen nach Indien sind immer noch zu weit und zu lang, man will und muß sie rascher haben, und eine Entfernung, welche sich gegenwärtig auf 36 bis 39 Tage herausstellt, auf 16, 20 bis 22 Tage verkürzen. Dadurch würde erheblich an Raum wie an Zeit erspart, und in jeder Beziehung ein unberechenbarer Gewinn erzielt. Die Engländer bieten Alles auf, um zwischen ihrer Insel und Amerika die Entfernungen zu verringern und durch den unterseeischen Telegraphen

*) Geschrieben im Herbst 1857.

in jeder Minute mit dem transatlantischen Westen verkehren zu können, aber eine rasche und sichere Verbindung mit dem asiatischen Osten ist für sie ungleich wichtiger, und in unseren Tagen platterdings zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit geworden.

Wir haben in unseren Betrachtungen über den Suezkanal die übertriebenen Erwartungen, welche namentlich von Frankreich aus rege gemacht werden, auf das gebührende Maß zurückgeführt, uns aber nichts desto weniger mit Wärme für die Ausführung eines Unternehmens erklärt, das nicht ohne wohlthätige Folgen für den Weltverkehr bleiben kann. Je mehr Fahrbahnen eröffnet werden, um so ausgedehnter wird der Handel, je mehr Verbindungsmittel ihm zu Gebote stehen, um so stärker benutzt er sie und gewinnt an Aufschwung. Es ist vollkommen in der Ordnung, daß die Nordamerikaner sich nicht lediglich mit der Panamabahn begnügen, sondern auch Schienenwege durch Honduras, und von Minatitlan nach Tehuantepec legen, während sie zugleich den Transit durch Nicaragua wieder eröffnen. Alle diese Passagen werden von vorne herein belebt sein und im Fortgange der Zeit immer mehr benutzt werden; mit den großen Straßen nach Asien gestalten sich die Dinge sicherlich in derselben Weise. Die Segel- und Schraubenschiffe, welche nach oder von Indien, China und Australien fahren, nehmen gewiß auch in Zukunft hauptsächlich den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung, besonders wenn sie mit schwer ins Gewicht fallenden Gütern befrachtet sind; die Fahrzeuge nach und aus den mediterraneischen Gewässern werden vorzugsweise den Suezkanal benutzen; manche Reisenden und einige wenige Transitgüter ziehen den Weg durch Syrien und am Euphrat entlang oder mit Dampfern auf demselben vor, weil sie dabei rascher ans Ziel kommen und einer langen Seereise unter einem heißen Himmel, überhaupt einer sehr lästigen Fahrt überhoben werden.

An die Euphratbahn knüpfen sich hohe Interessen mannigfacher Art. Es kommt, wie schon gesagt, darauf an, die kürzeste Straße zwischen Europa und Indien herzustellen, und einen Verbindungsweg zu gewinnen, dessen volle Wichtigkeit man in Vorderasien und Südeuropa schon vor mehreren tausend Jahren begriff. Diese Straße wird dem Abendlande Regionen eröffnen, in welchen mehr als eine Wiege hoher Gesittung stand: die Heimath des Erzvaters Abraham, den Schauplatz, auf welchem assyrische, babylonische und persische Könige sich bewegten, wo der Macedonier Alexander und Kaiser Julian starben, und weise Chalifen in Herrlichkeit gethront haben. Aber die Tage der Semiramis, Nebukadnezar's und von Tausend und Eine Nacht sind längst verschwunden; von Ninive und Babylon, Seleucia, Thapsacus, Ktesiphon und Kufa blieben nur Trümmer übrig. Wir kennen die alte Pracht aus den Darstellungen der jüdischen Propheten, der griechischen und römischen Schriftsteller und der arabischen Geschichtschreiber; an ihren Schilderungen der Größe und des Glanzes jener Städte, welche ihre Bewohner nach halben Millionen zählten, ist nichts übertrieben, denn seit Layard's und Botta's Ausgrabungen haben wir die unwiderlegbaren Beweise handgreiflich vor Augen. Welche Ausbeute für die Wissenschaft steht bevor, wenn einst in Syrien, Babylonien und Mesopotamien europäische Intelligenz wirksam sein kann, wenn aus den Ruinen neue Städte erwachsen, und alljährlich tausende und aber tausende von Menschen aus dem Abendlande die weite Strecke von der syrischen Küste an oder auf dem Strome bis nach Bassora am Schat el Arab durchziehen! Es kann gar nicht ausbleiben, daß europäische Factoreien und Stadttheile in allen größeren und günstig gelegenen Ortschaften entstehen und eine lebhafte Wechselwirkung zwischen Morgenländern und Abendländern sich herausstellt, etwa in der Weise wie in den Tagen des Alterthums zwischen Griechen oder Römern und Eingeborenen in den Ländern Vorderasiens,

oder zwischen den Phöniziern und Syrern und Assyrern. Denn die Betriebsamkeit, welche der Handel im Gefolge hat, und die Gewalt des Capitals verfehlen nirgends ihren Einfluß.

Die Herrschaft der Osmanen vernichtete nahezu Alles, was an Bildung und Wohlstand sich aus den Stürmen zweier Jahrtausende bis gegen das Ende des Mittelalters hin etwa noch gerettet hatte. Nichts gewann durch die Türken in jenen alten Culturländern, außer allein die Wüste; die Bewässerungskanäle versandeten, die Straßen verödeten und seit langer Zeit ist Alles weit und breit nur Verfall. Der Ackerbau wurde allmälig in immer engere Grenzen gedrängt, und auf seine Kosten hat das Hordenleben arabischer Nomadenstämme ununterbrochen an Ausdehnung gewonnen. Aber das Land selber ist unverwüstlich; es bedarf nur ungestörter Ruhe, geordneter Verwaltung und fleißiger Bewohner, um in kurzer Zeit sich wieder zu einer der fruchtbarsten Regionen der Erde umzugestalten, und im Feldbau mit den Gegenden am Nil und am Mississippi wetteifern zu können. Reisende haben den vereinigten Euphrat und Tigris, den Schat el Arab, als einen herrlichen „Silberstrom" geschildert, der zwischen einem smaragdgrünen Teppich von Uferwiesen und Palmenhainen dahin eile. Zu beiden Seiten zieht sich ein breiter Saum des fruchtbarsten Bodens, welchen viele Kanäle durchfließen. Sie erhalten ihr Wasser infolge eines regelmäßigen sanften Wechsels von Steigen und Fallen der Fluth, und gerade diese Gegenden lohnen jeden Anbau überreich. An den Euphratmündungen ist überhaupt das Land weit ergiebiger als an den felsigen Küsten Persiens oder Arabiens; denn der Strom hat in Menge fettes Erdreich abgelagert. Auch am mittlern und obern Laufe wären der Wüste tausende von Geviertmeilen durch Anbau und Bewässerung abzugewinnen.

So lange jedoch die seitherige türkische Mißverwaltung dauert, welche lediglich auf Druck und Erpressung steht, ist an einen Aufschwung zum Bessern nicht zu denken. Die osmani=

schen Beamten in den verschiedenen Paschaliks wirthschaften ohne Controle; es liegt jedoch im Wesen der Dinge, daß eine das Land durchziehende Eisenbahn und der europäische Verkehr ihre tiefgreifenden Wirkungen ausüben würden. Die türkischen Beamten müßten dann von selbst unter abendländische Aufsicht fallen, sie würden nicht mehr procul a Jove, procul a fulmine sein, weil der Telegraph in jedem Augenblicke Nachrichten über ihr Thun und Treiben nach Stambul an den Sultan oder an die europäischen Gesandten befördern könnte. Die Cultur strömt hinzu, der Besitz des Eigenthums wird gesichert sein, und ein gebieterischer Einfluß jener europäischen Mächte, deren Unterthanen im Euphratlande Grund und Boden besitzen und Gewerbe oder Handel treiben, wird sich nicht abweisen lassen. Wie ein solcher Einfluß sich gleichsam von selbst macht, sieht man in Bagdad und Bassora, wo sich Engländer niedergelassen haben, welche bei ihren Residenten und Consuln stets wirksamen Schutz finden, und wir sehen es nicht minder in Aegypten und in den Städten der Levante. Ein Weltpassageland darf nicht der Barbarei überantwortet bleiben. Zugleich hat die ottomanische Pforte selber ein zwingendes Interesse, die Hilfsquellen der Länder zwischen dem mittelländischen Meer und dem persischen Golf zu entwickeln. Denn soviel wird auch dem Sultan und dem Divan in Konstantinopel klar sein, daß die Grundpfeiler der Pforte, so weit sie in Europa stehen, längst unterhöhlt sind und zerbröckeln. Wer vermag zu sagen, wann sie völlig nachgeben und zusammenstürzen werden? Man hält sie unter Mühe und Noth von einem Tage zum andern künstlich zusammen; Niemand glaubt an den Fortbestand eines Baues, dessen Tage, in unserm Erdtheile wenigstens, sicherlich schon gezählt sind. Die Türkei hat nur noch in Asien eine Zukunft, und Europäer zeigen ihr, in welcher Weise allein dort ein neuer Aufschwung und eine Wiedergeburt möglich sind. Der mohammedanische Orient ist unfähig, aus sich selber eine

Regeneration herauszuarbeiten; auch das Leben der Christen im Morgenlande ist starr oder versumpft, wie denn überhaupt dem Morgenlande und dem ganzen asiatischen Erdtheile der alte Genius völlig abhanden gekommen zu sein scheint. Seit Jahrhunderten erweist er sich nur steril; die befruchtenden Keime müssen aus dem Abendlande kommen, das sich nicht mehr abweisen läßt. In unseren Tagen macht nicht der Ritter, sondern der Handel seine Kreuzzüge nach dem Orient, welcher seinerseits längst passiv geworden ist. Er giebt keine Antriebe mehr, sondern hat dergleichen zu empfangen und, wenn auch widerwillig, anzunehmen; er vermag dem Andrange unserer Cultur sich nicht länger zu entziehen, kann oder will er sie nicht in sich aufnehmen, so muß er sie wenigstens neben sich dulden und ihr Joch sich gefallen lassen. Auf jeden Fall überflügelt sie ihn.

Für das eben Gesagte liefern insbesondere Mesopotamien und Babylonien die Belege, vor allem aber auch Syrien, die Eingangspforte zu den Euphratregionen, wo die Anfangspunkte der großen Weltstraße liegen werden, so weit dieselbe asiatisch ist. Kaum eine andere Region wurde von der Geschichte seit vier Jahrtausenden so gewaltig mitgenommen, wir möchten sagen so arg wettergepeitscht, wie dieses Syrien, die Region zwischen Kleinasien und Aegypten, dem Mittelmeer und der Wüste. Es ist ein seltsames und wunderbares Uebergangsland, in welchem von Anbeginn so manche Civilisationen verschiedener Art nach und neben einander zu Schanden geworden sind, während doch, neben den alten steinernen Ruinen, noch halbverknöcherte lebendige Ueberbleibsel bis auf unsere Zeiten herab kamen. Assyrer, Aegypter, Meder und Perser, Macedonier, Griechen, Römer, Chalifen, Kreuzfahrer und Türken sind nach einander darüber hinweggegangen, aber alle in diesem verhältnißmäßig kleinen Lande, in welches sie als Eroberer kamen, bald erschlafft und gleichsam abgestanden. Nie hatte



Syrien eine einheitliche compacte Volksthümlichkeit, selbst die sonst überall so zähen Araber büßten auf jenem Boden manches von ihrer Eigenart ein. Morgenländische Geschichtschreiber sagen: Als der Prophet Mohammed die Frucht- und Rosengärten von Damaskus erblickte, schüttelte er die Falten seines Mantels und zog rasch weiter; die Gegend war ihm zu üppig, der Blumenduft zu betäubend; dort, meinte er, würden die Gläubigen bald ihre Thatkraft einbüßen. Und der Mann von Mekka war in der That ein Wahrschauer, denn bald ergaben sich dort seine Nachfolger, die Chalifen, der Verweichlichung. Alle Eroberer und Nationalitäten haben sich in Syrien zu Grunde gerichtet, das ohnehin stets der Zankapfel Vorderasiens gewesen ist, ein allgemeiner Fechtboden, auf welchem die fremden Völker zusammentrafen und einst sogar auch die Mongolen erschienen. Nun leben dort, theils unter straffer, theils unter loser Oberhoheit des türkischen Sultans, ein Dutzend verschiedener Volkstrümmer und Sekten neben und durch einander, aber ohne Zusammenhang und sich entfremdet oder in unauslöschlicher Erbfehde: Türken und Kurden, Araber und Drusen, Maroniten, Amarier am Libanon, Juden und Ismaeliten, Turkomanen, Yesidis, Griechen und Europäer, alle in bunter Mischung, mit mannigfachen Religionen und Sprachen, Anschauungen und Vorurtheilen. Syrien war stets und ist heute noch ein Chaos.

Aber bei seiner vortrefflichen Weltlage am östlichen Hintergrunde des mittelländischen Meeres, war es zu allen Zeiten von hoher commercieller Bedeutung und es muß wiederum eine wichtige Rolle spielen, sobald einmal in diesem Pfortenlande die Hebel der neuern europäischen Civilisation mit Nachdruck angesetzt werden. Die Euphratbahn wird quer durch Syrien hindurch führen, für das mit dem ersten Dampfwagen auch ein neuer Zeitabschnitt beginnt. Ein Theil des Landes ist freilich Sandwüste, aber dafür das Uebrige um so ergiebiger. Die

Bodenerzeugnisse des gemäßigten Erdgürtels gedeihen neben tropischen Pflanzen, und schon allein Seide, Wein, Oel, Tabak, Getreide, Honig, Balsam und Stahl, an welchen allen ein großer Ertrag gewonnen wird, der einer großen Steigerung fähig ist, reichen hin für einen schwungreichen Handel. Vor allen Dingen muß aber auch in Anschlag gebracht werden, daß Syrien eine Baumwolle liefert, deren Stapel sich mit jener aus Süd-Carolina und Georgien messen kann, und deren ausgedehnter Anbau allein der ganzen libanotischen Gegend einen hohen Wohlstand verbürgen könnte. Nicht minder sind auch die Euphratregionen wie geschaffen zur Baumwollencultur, die dort ohne Negersklaverei reichlich lohnen und allezeit raschen Absatz finden würde.

Diese Länder haben also durch ihre eigene Productionsfähigkeit und als Passagegegenden, durch welche einst der kürzeste Weg zwischen Europa und dem fernen Oriente ziehen wird, eine ganz eminente Bedeutung für Politik und Handel. Welch einen wichtigen Factor Ostindien bildet, brauchen wir nicht nachzuweisen. England würde im Nothfall den letzten Mann und den letzten Schilling aufwenden müssen, um seine Machtstellung in Asien zu behaupten, und keinen Augenblick anstehen, auch die schwersten Opfer zu bringen, weil Niemand sich verhehlen kann, daß Großbritannien, wie einmal die Dinge sich gestaltet haben, mit Indien steht oder fällt. Es muß um jeden Preis eine Besitzung festhalten, die es mit einem Aufwande von Geist, Tapferkeit, kluger Umsicht und Nachdruck erworben hat, der uns Bewunderung einflößt, und in einem so kurzen Zeitraum und in solcher Fülle bei verhältnißmäßig geringen Streitkräften, uns nur selten in der Geschichte entgegen tritt. Seit der Unabhängigkeit Nordamerika's liegt der Schwerpunkt der britischen Colonialpolitik in Asien, insbesondere in Indien und dem gold- und wollereichen Australien, welches schon einmal in einem einzigen Jahre für einhundert Millionen



Thaler englischer Fabrikate gekauft hat, und fortwährend ungeheuere Massen Goldes nach Europa übermittelt.

Es ist eine Wohlthat für Indien selbst und auch insbesondere für unsern Erdtheil, wenn England seine Macht in Indien immer stärker befestigt, und unserer Ansicht nach zeugt es keineswegs von Scharfblick, wenn man da und dort eine Beseitigung der englischen Herrschaft in Indien wünscht. Man beantworte sich nur einmal die Frage, was aus jenem Lande werden müßte, sobald die Europäer dasselbe geräumt hätten? Sicherlich nichts anderes, als ein Schauplatz für die Barbarei, ein Schafot von mehr als fünfzigtausend Quadratmeilen Umfang, auf welchem die verschiedenen Stämme, Völker, Kasten, Religionen und Secten in ewigen Fehden einander erwürgen würden, wie es früher schon der Fall gewesen. Auch von Indien gilt, was wir von Syrien und Mesopotamien gesagt haben; ihm ist gleichfalls der alte Genius abhanden gekommen, und wer ein gründliches Studium der Geschichte jener schönen Halbinsel zwischen Indus und Ganges nicht gescheut hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß dort keine Kaste und kein Volk von gesunder, selbstständiger Kraft oder von einer civilisirenden Idee durchdrungen ist. Was also würde und könnte an die Stelle der Herrschaft germanischer Engländer treten? Lediglich eine Obergewalt der Mohammedaner, die selbst Fremdlinge und Eroberer im Lande sind, und sich längst abgelebt haben, oder jene einer andern europäischen Macht. Vielleicht Rußland's? Aber ein Staat, der nie eine große Seemacht haben kann, ist nicht im Stande, ein Land von 150,000 Millionen Seelen zu behaupten, das auf dem Landwege eintausend Meilen von seiner Hauptstadt entfernt liegt, und auf dessen ruhigen Besitz er niemals rechnen dürfte. Frankreich? Es hat alle Anstrengungen im vorigen Jahrhundert vergeblich gemacht und Indien bis auf einige wenige Küstenstädte räumen müssen. Zudem wird seine Flotte wohl niemals

der englischen auf die Dauer gewachsen sein. Es ist ein Unterschied zwischen einer naturwüchsigen, aus dem Volke gleichsam von selbst heraus entstehenden Kriegsmarine wie der englischen, und einer vorzugsweise künstlichen, wie der französischen. Wir geben willig zu, daß seit dem Regierungsantritte Ludwig Philipp's und namentlich auch unter dem jetzigen Beherrscher der Franzosen, außerordentlich viel geschehen ist, um die Flotte in einen tüchtigen Stand zu bringen, und sie bildet ohne Frage eine Achtung gebietende Macht. Aber Niemand kann dem Franzosen geben, was ihm vom Hause aus fehlt und was die Natur ihm versagt hat; mit Ausnahme der Flaminger und der Küstenbewohner der Normandie hat er keine seemännische Begabung, und seine Rhederei ist zu allen Zeiten verhältnißmäßig gering gewesen. Die Franzosen haben, trotz aller Tapferkeit und Unerschrockenheit auf dem nassen Elemente, den Engländern gegenüber allemal den kürzern gezogen und ihre stattlichsten Flotten wurden geschlagen; wir erinnern nur an Kap la Hogue, Abukir und Trafalgar. Indien aber läßt sich durch eine europäische Macht nur von der See her behaupten.

Was uns Deutsche betrifft, so gewännen wir sicherlich nichts dabei, wenn Indien aus der Gewalt Englands in jene einer andern Macht fiele. Großbritannien, dessen Allianz uns in kritischen Tagen vielleicht einmal unentbehrlich werden kann, wie ihm die unsere, würde durch den Verlust der gangetischen Länder zwar an Machtumfang verlieren, aber sein Volk dadurch nichts an Energie einbüßen. Es ist stolz, frei, kräftig, voll Nachdruck und Ausdauer; es würde nicht etwa sich selbst abdanken und die Hände in den Schooß legen, sondern sich mit gesteigerter Energie auf den Betrieb von Gewerbe und Handel werfen, zu welchen beiden es ein so großartiges Geschick hat; es würde die Märkte, welche man ihm in Osten versperren möchte, jedenfalls in Europa suchen, um sich zu entschädigen. Man kann ihm weder seine industriellen Anlagen, noch seine

Kohlen, sein Eisen oder seine Webstühle nehmen, mit denen es mehr erworben hat, als mit den Bayonetten seiner Soldaten; man kann es nicht verhindern, die neutralen Weltmärkte mit seinen Waaren zu besuchen, und diese Jahrelang billiger zu liefern, als irgend ein anderes Volk vermöchte. Denn England besitzt eine ungeheure Masse von Capitalien, und diese würden den Ausschlag geben; was davon im Verkehr mit dem Osten nicht mehr anwendbar bliebe, müßte eine anderweitige Verwendung suchen, und die deutsche Industrie möchte sehen, wie sie in einer Zeit, da von Erhöhung der Schutzzölle oder gar von prohibitiven Maßregeln höchstens nur in dem nationalöconomisch immer noch in Rococco steckenden Frankreich die Rede sein kann, wie sie, sagen wir, im eigenen Lande und auf den Weltmärkten die Concurrenz gegen England bestehen könnte. Deshalb hat sich bei Denen, welche nicht im Bann einer Parteiansicht befangen sind, sondern, wie sich gebührt, die nationalen Interessen voran stellen, die Ueberzeugung festgestellt, daß es für Deutschland und für Europa überhaupt ein Unglück sein würde, wenn England Indien verlöre. Wir unsrerseits theilen dieselbe ganz entschieden, wir sind aber auch der Ansicht, daß diese Calamität nicht eintrete, sondern meinen vielmehr, daß Großbritannien aus der jetzigen schweren Krisis nur kräftiger und stärker hervorgehen werde. Europäische Tapferkeit und geistige Ueberlegenheit wird am Ende die Mohammedaner niederschlagen, die Sipahis zerstreuen, die Braminen bändigen und die englische Macht auf fester Grundlage wiederherstellen. Der Aufstand wird ohne Zweifel Anlaß zu einem umsichtigern, fortan einheitlichen Regierungssystem geben, und man wird die religiösen Ansichten mehr zu schonen haben, als bisher, trotz vieler wohlgemeinten Warnungen, der Fall gewesen.

I. Die Euphratbahn als Bindeglied zwischen Europa und Indien. — Die mesopotamischen Ströme und der Schat el Arab. — Seleucia als Anfangspunkt der Bahn in Syrien und als Hafenplatz. — Charakteristik der Euphratländer.

Die große Gefahr, welche der Herrschaft Englands in Indien wenigstens für den Augenblick droht, zeigt deutlich, wie wichtig es ist, die Verbindung mit der fernen Besitzung zu veröftern und zu beschleunigen. Es war uns unbegreiflich, weshalb Lord Palmerston seine gelind ausgedrückt nicht vorsichtigen Ausfälle gegen den Suezkanal ins Parlament schleuderte, und wir begreifen nicht, wie derselbe freilich oftmals incommensurable Staatsmann, im Angesicht des indischen Aufruhrs nicht ohne Leichtfertigkeit erklären mochte, die britische Regierung werde einer Euphratbahn keinerlei Unterstützung angedeihen lassen. Geldbeiträge wurden, so viel wir wissen, von derselben nicht verlangt, daß aber ein so eminent wichtiges Unternehmen auf alle anderweitige Förderung von Seiten der Londoner Regierung jeden Anspruch hat, liegt auf der flachen Hand und entspricht ohnehin dem Gedanken und dem Interesse des britischen Staates. Wir glauben die Times hat, wie schon manchmal (30. Juni), richtiger geurtheilt, als der Lord im auswärtigen Amte. Dieses Blatt erwähnt, daß der Krimfeldzug der Achtung vor dem Uebergewicht der englischen Waffen im Orient einigen Abbruch gethan habe, und fährt dann fort: „Aber das wird nicht lange dauern. Gerade die Türkei ist die Region, in welcher England vorzugsweise seine speciellen Fähigkeiten entwickeln kann. Ihr weit ausgedehntes Gebiet ist fruchtbar aber vernachlässigt; sie hat die schönste geographische Lage, beherrscht das Mittelmeer, die südrussischen Häfen und den indischen Ocean, besitzt großen Mineralreichthum, wird von schiffbaren Flüssen durchströmt, von Millionen Christen bewohnt, die eines materiellen Fortschrittes wohl fähig sind. Und das Alles bedarf gerade der unternehmende

Geist des capitalreichen Englands. Unsere auswärtigen Tadler mögen sich nur einige Jahre gedulden, und sie werden sehen, welches Volk den Vorrang in der Türkei einnimmt, wessen Schiffe die Mehrzahl in den Häfen von Smyrna und Konstantinopel bilden, welche Nation jene Bahnen eröffnet, die zum fernen Orient führen, vermittelst einer Eisenbahn die Donau mit dem Bosporus verbindet, und das Mittelmeer mit dem Euphrat; welche Nation endlich die elektrischen Drähte mitten durch die Wüste bis nach Indien spannt, ihre Dampfer auf den Flüssen Mesopotamiens fahren läßt und Civilisation in ferne, bisher nur wenig bekannte Gegenden trägt. Der Orient ist offenbar dazu bestimmt, auf lange Zeit hinaus von England occupirt zu werden, aber nicht durch Regimenter und Kriegsschiffe, sondern durch friedliche Mittel.“ Gegenwärtig bauen Engländer schon an drei Eisenbahnen in Kleinasien, und legen Telegraphen in der Türkei.

Wir wissen sehr wohl, daß man in unseren Tagen allzuviel von dem erwartet, was man europäische Civilisation nennt. Gewiß ist sie mit allen den vielen materiellen Mitteln, über welche sie verfügt, völlig dazu angethan, Umwandlungen zu bewirken, von welchen man vor einem Menschenalter nicht einmal eine Ahnung hatte, und die selbst uns überraschen, die wir doch alle mitten im Getriebe unserer Tage stehen. Aber für so allmächtig, wie Viele meinen, halten wir diese „Civilisation“ nicht, insbesondere ist sie außer Stande, die an- und eingeborenen Anlagen und Begabungen der verschiedenen Völker und Menschenracen umzuwandeln und ihnen eine andere Culturstufe aufzuzwingen. Gewiß bringt sie neue Anschauungen und Bedürfnisse, aber sie muß das innere Wesen lassen wie es ist, denn Cultur läßt sich nicht aufzwingen. Freilich kann diese durch die Einwirkungen der Civilisation bis zu einem höhern oder geringern Grade gefördert werden, und somit wird auch „die Religion der Dampfmaschine“ sicherlich nicht

verfehlen, im Morgenlande wichtige Umwandlungen in Menschen und Dingen hervorzurufen.

Vor allem gilt das von der Euphratbahn, welche nicht, wie der Suezkanal und das rothe Meer, eine bloße Seepassage bildet, sondern als Verkehrsweg durch eine productenreiche, großer Entwickelung fähige Gegend zieht, in welcher ohnehin Erinnerungen aus alten besseren Tagen noch nicht völlig erloschen sind. Sie wird Leben anziehen und weit und breit anregend wirken. Dampfwagen, Dampfschiff und elektrischer Telegraph greifen zusammen, ergänzen einander und bilden combinirte Verbindungsmittel. Sie stellen die rascheste und kürzeste Verbindung mit Indien her und tragen wesentlich bei, dasselbe immer enger und fester an Europa zu binden. Sie bringen nicht nur dorthin, sondern auch in die Passageländer Unternehmungsgeist und Capital, und werden an die Stelle der gegenwärtigen Verwirrung und Willkür allmälig eine feste Ordnung der Dinge setzen, welche zugleich für die Finanzen der Pforte ersprießlich zu wirken nicht verfehlen kann. Sie müssen nothwendig dazu beitragen, die Macht des Sultans in jenen Gegenden zu befestigen und dauernd zu machen, auch wenn sie einst in Europa unhaltbar geworden ist, und eine bessere Verwaltung wird schon durch das Interesse der betheiligten Europäer geboten. Die Wirkung einer Bahn zum Euphrat und am Strom entlang, der Dampfschifffahrt auf ihm, auf dem Tigris und auf dem Karun bis nach Chusistan hinein, wird aber auch von Persien empfunden werden, welches dann unmittelbar mit europäischen Interessen in Berührung kommt, und von diesen in seinem Süden und Westen gleichsam in die Flanke genommen wird. Seither hatte das Reich des Schah keine andere europäische Macht zum Grenznachbar, als den russischen Zaar, und der Verkehr fand nur auf einer ausgedehnten Landgrenze oder über einen wenig befahrenen Binnensee statt. Das ändert sich sogleich, wenn die Euphratbahn und Dampf-

schifffahrt hergestellt sind. Die Gegenden, welche das Paschalik Bagdad bilden, werden alljährlich von einigen hunderttausend Menschen aus Persien besucht, die als Pilger oder Kaufleute oder als beides zugleich an den Tigris kommen, und künftig nicht nur mit Europäern in friedlichen Contact gerathen, sondern auch die neuen Verbindungsmittel kennen und schätzen lernen. Selbst der Nomade weiß den Unterschied zwischen einem Dampfboote und einem Flosse zu würdigen, das auf Schläuchen stromab treibt, und er kann sich nicht verhehlen, um wie viel das Dampfroß dem Schiffe der Wüste überlegen ist.

Die Euphratbahn soll zunächst nur von dem Hafen Seleucia in Syrien am Mittelmeer, nach Kalaat Djaber, das unterhalb Balis am Strome liegt, also von Westen nach Osten, gebaut werden. Die Schienenstränge weiter abwärts, bis Korna an der Mündung des Tigris, oder noch etwas weiter stromab nach Bassora gedenkt man allmälig im Laufe der nächsten zehn oder zwölf Jahre zu legen, inzwischen aber den Strom bis Korna und Bassora mit Flußdampfern zu befahren, welche bei der letztgenannten Stadt mit den großen indischen Seedampfern in Verbindung stehen. Von Seleucia, dem heutigen Suedieh (Suwedyieh), führt die projectirte Bahn durch eine fruchtbare Gegend über den Orontes (Aasi), nach Antiochia, der alten Hauptstadt des Reiches der Seleuciden. Sie war in den Tagen der römischen Imperatoren die üppigste Stadt im ganzen Morgenlande, und ist auch aus den Zeiten der Kreuzfahrer berühmt. Der Eisenweg durchzieht die Felder, auf welchen Kaiser Aurelian die Königin Zenobia besiegte, an Trümmern von Tempeln, Burgen und Klöstern vorüber, oft neben christlichen Dörfern vorbei, deren friedliche Bewohner Feigen, Granatäpfel, Oel, Wein, Seide, Baumwolle, Tabak, Ricinusöl und Sesam bauen, über die Ebene von Dana nach Aleppo. Weiter geht sie nach Balis, wo sie bei den römischen Ruinen von Barbalissus den Strom erreicht, der weiter abwärts mit seinen

vielen Krümmungen einen mannigfaltigen, stets wechselnden Anblick bietet. Auf ein enges, zwischen hohe Ufer zusammengedrängtes Bett folgt eine seeartige Erweiterung, auf das flache Ufer eine steile Hügelreihe oder eine kühn und weit ins Wasser hervorragende Felsenspitze. Da und dort steht neben einem Tamariskenhain ein Dorf, und die wohlbestellten Felder geben Zeugniß von dem Fleiße der Bewohner; in anderen Gegenden weidet der arabische Nomade seine zahlreiche Heerde, unweit von ausgedehnten Einöden, die noch heute, wie einst in den Tagen Xenophon's, nur mit Wermuthpflanzen bestanden sind.

Ueberall treten den Reisenden, deren mehrere in unseren Tagen den Strom von seiner Mündung bis Bir hinauf befahren haben, historische Erinnerungen entgegen. Bei Kalaat (d. h. Burg, Castell) Djaber, wo, wie schon bemerkt, die erste Abtheilung der Bahn, wir wollen sagen der syrische Strang, enden soll, stand einst Kaiser Julian im Lager und Sultan Selim errichtete dort einem seiner Vorfahren, der im Euphrat ertrunken war, ein Mausoleum. Dem Castell gegenüber liegen die Abu Barahügel mit Thürmen und Gräbern heiliger Scheichs, und unterhalb Djaber zieht der Zorwald sich hin bis in die Nähe der Ruinen von Thapsacus, das schon König Salomo als Tiphsa kannte, und als die nördlichste Stadt seines Reiches beherrschte, und wo einst Schah Cyrus von Persien im Heerlager stand. Sie liegt an der bequemsten Stelle zum Uebergange (das bedeutet auch ihr Name) aus Syrien nach Babylonien und Medien, und war deshalb für Kriegsheere stets Hauptpassage über den Euphrat, welche auch Darius und der macedonische Alexander wählten. Diese alte Uebergangsbrücke (Zeugma) lag in der Nähe des heutigen Rakka.

Stromab breitet sich die Safain- oder Siffinebene aus, auf welcher im Jahre 657 die Nachfolger des Propheten von Mekka einander in 110 Tagen nicht weniger als 90 Gefechte lieferten und der Sieg des Ommajaden Moawijah entschieden

wurde, der seinen Chalifenthron zu Damaskus aufschlug. Weiter abwärts dehnt sich der Aranwald hin, und unterhalb desselben erreichen Basalthügel, welche sich von Tadmor-Palmyra bis hierher ziehen, den Strom, auf dessen linkem Ufer dort die Trümmer einer von den Persern erbauten Burg liegen. Am rechten Ufer steht die einst von den Palmyrenern gegründete Stadt Zilibih mit den Ruinen der Ortschaft Zenobia; ringsum sieht man die Dörfer der ackerbautreibenden Mudan, eines arabischen Stammes. Fünfzehn Stunden weiter mündet von Norden her der Chabur, den die Juden in der babylonischen Gefangenschaft als Habor kannten, am linken Ufer, bei den alten Circesium, dem Karchemisch der Bibel, welches unter Kaiser Diocletian die äußerste Grenzstadt der Römer gegen Persien war. Ueberall ist classischer Boden, auch aus der arabischen Zeit. Bevor man nach Werdi gelangt, gewahrt man die Ruinen einer Burg, in welcher einst Sultan Saladin, der sie erbauen ließ, sich längere Zeit aufgehalten. Werdi war vormals eine wichtige Stadt und el Kajim, wenige Stunden unterhalb, ist noch heute die Station, wo die von Damaskus einerseits und von Bagdad andererseits kommenden Karawanen den Strom treffen. Das dann folgende Hügelland war im Alterthum überall wohl bebaut, jetzt findet man dort eine Anzahl arabischer Dörfer. In dieser Gegend und bis Hit hinab, wo die große babylonische Ebene beginnt, waren die Juden in der Gefangenschaft als Colonisten vertheilt. Feludscha liegt an der Stelle des alten Cunaxa, wo der jüngere Cyrus besiegt wurde, und von wo aus die zehntausend Griechen ihren berühmten Rückzug bis zum schwarzen Meere antraten, ungefähr in gleicher Breite mit Bagdad, der berühmten Chalifenstadt am Tigris, wie Babylonien und Chaldäa, im Süden der alten medischen Mauer. Von den alten Städten sind nur noch Trümmer übrig; statt der Tempel, die zum Himmel emporstrebten und in Schutt gefallen sind, sieht man Moscheen

und Minarets, statt der Königsburgen Karawanserais. Aber grünende Dattelhaine fehlen auch heute nicht, Bagdad und Bassora sind Stapelplätze für einen immer noch beträchtlichen Handelsverkehr, aber alles frische Leben ist aus dem babylonischen Lande entwichen, das schon lange zum großen Theil als eine Einöde da liegt.

Eine Fahrt auf dem Euphrat oder an diesem Strom entlang ruft also große Erinnerungen wach. Nachdem der Strom sich bei Korna mit dem Tigris vereinigt hat, fließt er als Schat el Arab in den persischen Golf, welchen man schon oft und nicht mit Unrecht als das adriatische Meer des Morgenlandes bezeichnet hat. Er wird durch diese neue Verkehrsstraße zu einer Bedeutung kommen, die er in solchem Maße nie zuvor gehabt hat, und regelmäßig von Dampfschiffen besucht werden, welche den Verkehr zwischen Karratschi am untern Induslande, dem Endpunkte der indischen Eisenbahnen, und Bombay einerseits und der Euphratmündung andererseits vermitteln werden.

Durch die Euphratbahn oder auch durch die Dampfschifffahrt auf den mesopotamischen Strömen wird England nothwendig der eigentliche Gebieter des Schat el Arab, und kann somit den persischen Golf in ähnlicher Weise controliren, wie es durch Aden und Perim das Rothe Meer in maritime Abhängigkeit von sich gebracht hat. Jede andere Macht von ähnlicher Stellung würde ganz eben so verfahren müssen. Karl Ritter hat bereits vor dreizehn Jahren*) auf die Wahrscheinlichkeit einer solchen Umwandlung in den Verhältnissen Vorderasiens hingewiesen. Er hebt hervor, daß Korna, Bassora und Mohammera und überhaupt das Deltaland des Schat el Arab, schon durch ihre bloße Weltstellung für alle Zeiten von hoher Bedeutung bleiben müssen, namentlich auch deshalb, weil

---

*) Erdkunde von Asien. Band VII., Abtheilung 2., p. 1057. Berlin 1844.

durch sie der kürzeste Weg aus der Levante nach Indien, Südpersien und Ostarabien führt; er hätte hinzufügen können: auch nach dem malayischen Archipelagus, China und Australien. England begriff die Wichtigkeit dieser Regionen lange, bevor noch an eine Euphratbahn gedacht war, reinigte den persischen Meerbusen von Seeräubern, gründete Factoreien und gewann Ansehen und Uebergewicht bei allen Anwohnern der Gestade. Als Persien die ihm angehörenden Inseln im Golf an den mit Großbritannien befreundeten Imam von Maskat verpachtete, faßten die Engländer sogleich festen Fuß in dem guten Hafen Bassadur auf der Insel Kischm, und wenn sie auch jetzt eben infolge des Friedensschlusses das Eiland Karrack wieder geräumt haben, so wird doch erforderlichen Falles nichts sie verhindern, abermals von demselben Besitz zu nehmen. Ohnehin haben sie in der jüngsten Zeit ihre alten Verbindungen mit den vielen Scheichs arabischer Stämme, welche nur dem Namen nach von dem Schah oder Sultan abhängig sind, erneuert und die meisten derselben durch Geld oder Geschenke an ihr Interesse geknüpft. Als die ersten Dampfer den Schat el Arab befuhren, kamen aus allen Dörfern am Ufer die Bewohner wohlwollend den Engländern entgegen, trommelten, feuerten Freudenschüsse ab und ließen, wie sie sagten, in Erwartung einer bessern Zukunft, ihre Fahnen wehen.

III. Die Wichtigkeit der Euphratroute. — Dampfschiffahrt auf dem Strome; Resultate der Erforschungen. — Der kürzeste Weg nach und aus Indien. Handelsverhältnisse der Euphratländer. Der Telegraph nach Indien. — Politische Schlußbetrachtungen.

Die hohe Wichtigkeit der Euphratroute bedarf, glauben wir, keines weitern Nachweises, sie stellt sich schon bei einem Blick auf die Karte heraus*), und es ist begreiflich, daß sie während

*) Wir empfehlen für die Einzelnheiten den Atlas zu Ritters Asien und für einen allgemeinen Ueberblick insbesondere Kieperts ganz

der letztverflossenen zwanzig Jahre insbesondere in Rücksicht auf die stets wachsende Bedeutung Indiens und Australiens immer schärfer in's Auge gefaßt wurde. Seit 1846 sind die Engländer eifrig darüber aus, Indien mit einem Eisenbahnnetze zu überspannen, das von Calcutta nach Karratschi im untern Induslande reichen wird, wo neben dem End- respective Anfangspunkte der indischen Eisenbahnen, auch die Hauptstation für die Dampfschifffahrtsverbindung mit dem untern Euphrat sich befindet, der bis Bassora und Korna hinauf große Seedampfer trägt. Auch der Gedanke, die indischen Bahnen mit den europäischen Schienensträngen zu verknüpfen, ist nicht neu und hat zu kolossalen Entwürfen geführt. Der Dubliner Pare projectirte schon 1842 die Bahn von Calais über Konstantinopel nach Calcutta, und ein Vorschlag, sie als „große Atlasbahn" bis — Peking im nördlichen China zu verlängern, datirt von 1845. Campbell's Entwurf zu einer Bahn nach Indien fällt in's Jahr 1843, jener Wyld's von 1851 enthielt den Vorschlag zu einer Schienenstraße von Ostende über Wien, Belgrad, Konstantinopel, durch Kleinasien (wo gegenwärtig Engländer zu drei verschiedenen Bahnen die Genehmigung des Sultans erhalten haben) nach Aleppo, von dort zum Euphrat, den Strom entlang und weiter durch Beludschistan nach Karratschi. Man sieht, daß vielfach umhergetastet wurde, bevor ein einfacher und ausführbarer Plan auf das Tapet kam.

Ueber die Möglichkeit, den Euphrat mit Dampfern zu befahren, war man längst im Klaren. Es handelt sich dabei um die Strecke von Bir oder vielmehr von Balis und Kalaat Djaber bis Bassora, die eine Länge von etwa 220 deutschen Meilen, also nahe an fünfthalbhundert Stunden beträgt. Auf diesem langen Laufe hat die Schifffahrt zwei Schwierigkeiten,

---

vortreffliche Generalkarte des türkischen Reiches. Berlin 1855, in vier Blättern.

aber nur in den vier Monaten des niedrigsten Wasserstandes, zu überwinden; zuerst die Karablahfelsen, eine Stunde oberhalb Anah, wo bei niedrigem Wasser die Tiefe 3 Fuß beträgt, bei hohem dagegen 10 Fuß; sodann die Lemlunmarschen unterhalb El Os oder Uz. Aber beide Stellen bieten kein Hinderniß für Dampfer, wie sie auf unserm Rheine fahren, und im Nothfalle weiß die Kunst der Wasserbaumeister dort mit geringen Kosten ein hinreichend tiefes Fahrwasser herzustellen.

Es wird nicht ohne Interesse sein, wenn wir hier kurz und übersichtlich zusammenstellen, was seit zwanzig Jahren von Seiten der Engländer zur Erforschung des Stromgebietes der Euphratländer geschehen ist. Den Reigen eröffnete 1835 und 1836 Chesney, welcher den Fluß von Bir bis nach Bassora hinabfuhr. Wir werden die Bedeutung dieser Expedition im folgenden Aufsatze hervorheben. Derselbe Chesney beschiffte den Karun (im Delta des Schat el Arab) von Mohammera bis Ahwas in der persischen Provinz Chusistan, bald nachher auch den Tigris bis Bagdad und von da aufwärts bis Mosul. Auch Lynch beschiffte den Tigris bis Kut Abdallah unweit Mosul, und durch beide Reisen wurde ermittelt, daß dieser Fluß von angemessen gebauten Dampfern während der Hochwasserzeit allerdings befahren werden kann. Lynch untersuchte ferner den Leglowiyankanal, welcher unweit Bagdad den Euphrat und Tigris mit einander verknüpft. Diese Wasserverbindung ist seitdem von den Türken zerstört worden. Campbell befuhr 1841 den Hut und stellte fest, daß derselbe nicht aus den persischen Gebirgen komme, sondern nur eine Abzweigung des Tigris bildet, mit welchem er sich wieder vereinigt. Campbell gelangte auch auf dem Euphrat von Bassora bis Belis; Selby befuhr den Hie und den Kirkeh; aber in praktischer Hinsicht war seine Expedition auf dem Karun von Mohammera bis Schuschter viel bedeutender, nicht minder jene auf dem Aub Gargar, von dessen Mündung in den Karomal bend i kio bei Schuschter, und des

Disful, von dessen Vereinigung mit dem Karun aufwärts bis zur Stadt Disful, also bis in die Nähe der persischen Provinz Luristan! Selby hat auch den Bamischir von Mohammera bis zum Meere untersucht.

Die praktischen und sehr belangreichen Ergebnisse dieser verschiedenen Forschungen sind folgende: Der Euphrat ist von Korna bis Bir hinauf das ganze Jahr hindurch für Dampfer fahrbar, und der Tigris bis Bagdad für solche, die nicht über fünf Fuß Tiefgang haben. Der Bamischir ist immer für große Seeschiffe fahrbar, und man kann auf ihm nach Mohammera und in den Karun gelangen, ohne die eigentliche Mündung des Schat el Arab zu berühren. Dieser letztere und der Disful sind während der Hochwasserzeit ganz gewiß, wahrscheinlich aber auch das ganze Jahr hindurch fahrbar, und nur bei Ahwas ist ein Strudel. Der Hie bildet, bei Hochwasser, zwischen dem Tigris und Euphrat eine fahrbare Wasserstraße. Somit sind Babylonien, Mesopotamien, Assyrien und Susiana der Dampfschifffahrt erschlossen.

Was den Bahnstrang anbelangt, so soll er, wie schon gesagt, vom Mittelmeer über Aleppo nach Kalaat Djaber führen, und bei Thapsacus, dem heutigen Phumsah, auf das linke Ufer nach Mesopotamien hinein gelenkt werden. Diese mesopotamische Strecke will man erst nach Vollendung der syrischen Abtheilung in Angriff nehmen und sie dann in der Ebene zwischen Euphrat und Tigris über Anah und Hit nach Bagdad, von da nach Hillah-Babylon und bis nach Korna am Zusammenflusse beider Ströme oder noch achtzehn Stunden weiter abwärts bis Bassora führen, von wo Seedampfer die Verbindung mit Karratschi vermitteln, welche bis zur Vollendung des Schienenweges auf dem Strome durch Flußdampfer bis Kalaat Djaber hinauf unterhalten wird. Die technische Ausführung unterliegt keinen irgend erheblichen Schwierigkeiten; der Boden ist zumeist eben, Eisen kann von den Gruben bei Merasch geliefert werden und gutes

Holz haben die Waldungen Nordsyriens in Menge. Die Strecke von Seleucia bis Kalaat Djaber beträgt etwa vierzig Wegstunden. Die gesammte Länge der Bahn von Suedijeh (Seleucia Pieria) bis nach Bassora hat man auf 1233 englische Meilen, die Kosten auf 16 Millionen Pfund Sterling, also auf mehr als 100 Millionen Thaler veranschlagt; die Fahrt vom Mittelmeere bis Bassora soll in 42 bis 48 Stunden zurückgelegt werden.

Gegenwärtig erfordert die Verbindung zwischen Bombay und England 28 bis 33 Tage, bis Calcutta 6 Tage mehr. Für die Beförderung von Reisenden, Posten und Truppen ist der Weg über Aegypten nach dem Pendschab, Oberindien und die Gegenden im Nordwesten von Delhi, über Karratschi und den Indus hinauf, um mindestens 1200 Wegstunden oder 2700 englische Meilen, und nach Vollendung der Euphratroute um 3700 Meilen kürzer, als jene über Suez und Calcutta. Die Verhältnisse stellen sich in folgender Weise:

London, über Aegypten, Calcutta und auf dem Ganges nach Lahore	9322 engl. Meilen.
London, über Aegypten, Karratschi und auf dem Indus	6615 „ „
London, Euphratroute, Karratschi und auf dem Indus	5595 „ „

Die Unternehmer und Beförderer der Euphratroute rechnen, daß sie Indien in 16 Tagen erreichen können; sie leisten aber schon Großes, wenn sie die Strecke in 20 Tagen zurücklegen.

	Meilen	Tage	Stund.
London nach Triest; Eisenbahn . . .	1300	3	—
Triest nach Seleucia; Dampfschiff . .	1600	6	12
Seleucia nach Kalaat Djaber; Eisenbahn	100	—	3
Kalaat Djaber nach Bassora; Dampfer	715	3	3
Bassora nach Karratschi; Dampfer . .	1000	4	—
	4715	16	18

Bei Karratschi soll, wie wir schon hervorgehoben, die große Indusbahn auslaufen, welche mit den oberindischen und gangetischen Schienenwegen bis Calcutta in Verbindung gesetzt wird. Auf jeden Fall ist eine Fahrt durch Syrien und Mesopotamien weniger unangenehm als jene durch das Rothe Meer und im Dreieck um Arabien herum; man vermeidet auf ihr einen langen und lästigen See-Umweg, und wird nach vollendetem Bahnsystem Calcutta fast um die Hälfte schneller erreichen, als über Suez. Der Reisende bedarf gegenwärtig zu der Fahrt zwischen Bombay und Malta 21½ Tage; nach vollendeter Euphratbahn kann er diese Strecke in 13¼ Tagen zurücklegen. Auf jeden Fall wird der Zug zwischen England und dem Euphrat sich durch Deutschland lenken, das allerdings ein Interesse hat, die Herstellung eines solchen zu wünschen; denn er wird nicht nur eine Art von Complement der Donauschifffahrt und überhaupt der Danubischen Verkehrswege bilden, sondern auch unseren Bahnen, insbesondere den österreichischen und von diesen namentlich der Westbahn, zu Gute kommen. Ueberhaupt liegt es im ganzen Wesen der Dinge, daß jede neue Straße, welche im Orient eröffnet wird, zur Belebung, insbesondere des österreichischen Kaiserstaates, beiträgt, weil derselbe ein großes Mittelreich und Bindeglied zwischen Westen und Osten, Süden und Norden bildet, durch welches die Passage mit Nothwendigkeit in sehr beträchtlichem Maße sich lenken muß, und das sie nicht umgehen kann. Jede Bahn und jeder Dampfer vervielfältigen die Beziehungen zwischen Oesterreich, der Levante und Vorderasien überhaupt, und sobald die Euphratbahn hergestellt ist, auch mit dem asiatischen Hinterlande. Und wenn wir die Wichtigkeit des Suezkanals insbesondere für Triest und dessen Handelssphäre in Deutschland, späterhin auch für die ungarischen Lande nicht verkennen, so sind wir doch auch der Ansicht, daß die Euphratbahn und was sich an dieselbe knüpft, sicherlich von nicht minderem Belang sein werde.

Also die Euphratbahn und die Dampfschifffahrt auf dem Strome werden sehr erheblich zur Entwickelung der Production und zur Belebung des Handelsverkehrs in Asien und Europa beitragen; aber den Waarentransit von und nach Indien schlagen wir nicht so hoch an, wie von mancher Seite her geschieht. Denn es ist wohl in Obacht zu nehmen, daß die Güter unterwegs umgeladen und vom Schiff auf die Bahn gebracht werden müssen. In Betreff des indischen, australischen rc. Gütertransportes wird die Euphratroute nicht einmal mit dem Suezkanal, geschweige denn mit dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung concurriren können. Aber Syrien und Mesopotamien selbst reichen im Nothfall schon vollkommen aus, Bahn und Dampfer zu beleben, und zwar gleich von vorne herein, noch mehr aber sobald erst Capital und Industrie aus Europa in jenen Ländern wirksam werden. Schon jetzt liefern sie Vieh, Wolle, Butter, Käse, Opium, Sennes, Jalappe, Castoröl, Rhabarber und vielerlei andere Droguen, Baumwolle, Reis, Zucker, Indigo und Flachs. Aleppo ist eine der reichsten Städte in Syrien und dessen wichtigster Stapelplatz; Bagdad wird immer mehr ein solcher für den Handel im innern Orient werden, und namentlich Güter aller Art nach Persien, Arabien und theilweise auch nach Indien vertheilen. Mesopatamien und Babylonien liefern Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Honig, Datteln, Baumwolle, Wein, Seide, Tabak, Wolle, Leder, Ambergris, Häute, Naphtha, Salz, Salpeter, Borax. Bagdad sandte noch vor wenigen Jahren allein nach Erzerum in Armenien an 2000 Thierladungen Güter, insbesondere Seiden-, Baumwollen- und Wollenwaaren, Shawls, Indigo, Kaffee rc.; und noch viel mehr nach Mosul, Diarbekir und Orfa; nach Aleppo gehen noch jetzt alljährlich 6000 Thierladungen, während vor etwa einhundert Jahren deren etwa 50,000 dorthin befördert wurden. Die alte Stadt der Chalifen bezieht aus Persien Seiden- und Wollenwaaren, Safran, Schwefel, Salpeter, getrocknete Früchte, Shawls

aus Kaschmir, Kerman und Yezd, ferner Gummi, Rauchwaaren, Tabak und Pfeifenröhre; aus Indien Musseline, Porzellan, Indigo aus Bengalen, Guzerat und Lahore, Gewürze und Zucker, Moschus, Aloe, Kampfer, Seide und Baumwolle aus Koromandel; aus der Türkei Seife, Baumwollen-, Leinen- und Seidenwaaren, Stickereien, Opium und Zucker; aus Arabien Myrrhen, Weihrauch, andere Droguen und Kaffee. Die Waaren aus Europa und Aegypten kommen zum Theil von Damaskus auf dem Wege durch die Wüste, zumeist aber von Aleppo; und wie empfänglich jene Orientalen für die Abnahme abendländischer Fabrikate sind, geht daraus hervor, daß sie hauptsächlich Baumwollengarn, schlichte und bedruckte Baumwollenzeuge, Sheetings, Jaconnets und Baumwollentücher kaufen, mit welchen England sie versorgt; sie sind aber auch Abnehmer für feine Tuche aus Deutschland und Frankreich, für Eisen- und Stahlwaaren, Blei, Zinn, Ganz- und Halbsammet, Satin, Taffet, Quecksilber und manche andere Artikel. Der vermehrte Anbau und die Wirkungen, welche die neuen Verkehrsmittel im Gefolge haben, können nicht umhin, die Kaufkraft der Bewohner in jenen Ländern zu steigern, welche von ganz anderer Art sind, als die Chinesen, deren ausgedehnte Industrie den heimischen Markt mit Fabrikaten im Geschmacke des Volkes besser versorgt, als die Europäer vermöchten, und wo die Landesproducte zumeist nicht mit anderen Waaren, sondern vorzugsweise mit Silber bezahlt werden müssen.

Es fehlt uns im Augenblick an Gelegenheit, die Handelsbewegung der verschiedenen hier in Betracht kommenden Plätze im Einzelnen zu ermitteln oder annähernd festzustellen, nur über Aleppo sind uns Angaben zur Hand. Dort betrug die Ausfuhr nach der Seeküste hin im Jahre 1855 nicht weniger als 7,700,000 Thlr.; davon entfallen mehr als zwei Millionen auf Weizen und Mehl; auch der Export von Baumwolle und Wolle war beträchtlich. Der bisherige Hafenplatz von Aleppo, Alex-

andrette, führte allein an englischen Gütern für 444,689 Pfund Sterling ein. Davon waren 20,480 Ballen Manufacturwaaren im Werthe von 409,600 Pf. St., das übrige bestand in Zucker, Kaffee, Gewürzen, Färbestoffen und Verschiedenem. Daß dieser ganze Handelsverkehr der Bahn und den Dampfschiffen zufallen wird, leidet keinen Zweifel; selbst der Araber wird die neuen Verkehrsmittel vorziehen, und die Karawanenzüge, welche aufhören müssen, wo der Dampf wirksam ist, werden nur noch stattfinden, um Güter an die Bahnhöfe und die Haltpunkte der Dampfer aus dem innern Lande zu bringen; die große Straße entgeht ihnen künftig.

Wir haben schon gesagt, daß die Euphratbahn am Mittelmeere nicht bei Alexandrette (Iskanderuna) beginnen werde. Dieser Platz ist in hohem Grad ungesund und liegt am issischen Meerbusen, von wo die nach dem Innern bestimmten Reisenden und Waaren das rauhe Gebirge zu passiren haben, namentlich den cilicischen Paß (Beylan, im Alterthum Erana), zwischen dem Amanus und Rhosus. Suedijeh (Seleucia Pieria), an der Bay von Antiochien, verdient in jeder Hinsicht den Vorzug. Die Vortheile dieser Lage begriff schon vor zwanzig Jahren Oberst Chesney, und jüngst sind sie abermals von Baker in einem sehr interessanten Werke über Cilicien hervorgehoben worden*). Die Bucht ist geräumig, hat eine sehr geschützte Lage, außer nach Südosten hin, und guten Ankergrund bis beinahe dicht an's Ufer. Schiffsbauholz ist in unmittelbarer Nähe,

*) Chesney, Description of Seleucia Pieria, im achten Bande des Journal of the geographical society, p. 228. Bakers Werk, das von W. F. Ainsworth herausgegeben worden ist, führt den Titel: Lares and Penates, or Cilicia and its governors; being a short historical account of that province from the earliest times to the present day etc., London 1853. 8. Wir haben aus diesem auch für die alte Kunst nicht unerheblichen Buche viel gelernt; die Schilderung von Antiochia und Seleucia Pieria steht S. 267 ff.

namentlich auf dem Beylangebirge, das sich bis zu 5300 Fuß erhebt, und auf dem Berge Rossius, wo die vortreffliche syrische Eiche wächst, welche zu Bahnschwellen wie geschaffen ist. Dazu kommt der sehr wichtige Umstand, daß die Lage von Seleucia verhältnißmäßig sehr gesund ist und schon in dieser Beziehung vor allen anderen Hafenplätzen Syriens entschieden den Vorzug verdient. Von hier führt der Weg bis zum Euphrat in der kürzesten Linie. Seleucia-Suedijeh bildet den Schlüssel zu Kleinasien, zum nördlichen Syrien und zu Mesopotamien, und es zeugt für den Scharfblick des Gründers Seleucus, daß er gerade diesen Punkt, der ohnehin eine schon von Natur sehr feste Lage hat, für seine Hauptstadt wählte und ihn noch stärker befestigte. Seleucia war nur von der Seeseite her zu erreichen, oder von der Landseite durch einen der drei cilicischen Pässe, welche durch das Amanusgebirge führen und leicht vertheidigt werden können. Wir wollen hier beiläufig erwähnen, daß auch Napoleon der Erste diese schöne Bay von Antiochien und die Mündung des Orontes in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen wußte. Er hatte 1811 im Hafen von Toulon eine Flotte ausgerüstet, welche gerade bei Seleucia Truppen an's Land setzen sollte; Vincent Germaine war nach Antiochia vorausgeschickt worden, um sie in Empfang zu nehmen. Aber statt den Zug von Suedijeh an den Euphrat und nach Indien zu unternehmen, und Bassora in ein französisches Hauptquartier umzuwandeln, was in Napoleon's Plane lag, ging er nach Moskau. Der Hafen ist seit vielen Jahrhunderten sich selbst überlassen geblieben; schon in den Zeiten der Kreuzzüge, als die Pisaner dort Vorräthe für Tancred landeten, als dieser Antiochia belagerte, war er an einigen Stellen versandet; trotzdem ist er auch heute noch der beste und am meisten geschützte in Syrien, und alle englischen Seefahrer, welche ihn untersucht haben, erklären, man könne ihn mit geringem Kostenaufwande in einer Weise herstellen, daß er nichts zu wünschen übrig lasse. Man braucht

nur zu baggern, nicht wie bei den offenen, unsicheren und seichten Rheden von Suez und Pelusium meilenweite Mauerdämme in's Meer hinauszubauen, um möglicherweise Surrogate eines guten und natürlichen Hafens zu schaffen. Ohnehin sind Umgegend und Hinterland fruchtbar; und ist Seleucia einmal Anfangspunkt der Euphratbahn, so kann es nicht ausbleiben, daß es in nicht gar langer Zeit sich zu der Wichtigkeit von Beirut, vielleicht auch zu jener Alexandrias emporarbeitet; denn alle Bedingungen dazu sind gegeben.

In diese schöne Bucht mündet der Orontes, an welchem, etwa acht Wegstunden von Suedieh entfernt, Antiochia sich erhebt, die Hauptstadt des Reichs der Seleuciden und auch unter den Römern Capitale von Syrien. Die Viertelmillion Einwohner ist in dem heutigen Antakijeh auf kaum zwanzigtausend Seelen herabgesunken, aber die gesunde Luft und der üppig fruchtbare Boden sind geblieben, und auch dieser Platz wird durch eine Euphratbahn zu neuer Blüthe gelangen, ohne dem nur zwanzig Stunden entfernten Aleppo Abbruch zu thun, das schon jetzt an hunderttausend Einwohner zählt und als das wichtigste Emporium Syriens zu betrachten ist.

Wir müssen in Verbindung mit der Euphratbahn noch des Telegraphen erwähnen, der neben Dampfschiff und Dampfwagen in der großen Dreiheit der neueren Verkehrsmittel nicht etwa den geringsten Factor bildet. Europa ist mit elektrischen Drähten überspannt, und die Maschen des großen Netzes vervielfältigen wir in jedem Monat; sie reichen bereits nach Asien und Afrika hinein, und Ostindien hat dergleichen schon in einer Länge von mehr als zweitausend Wegstunden. Der Versuch, die westliche und die östliche Erdhalbe mit einander zu verbinden, ist vorläufig, aber sicherlich nicht auf lange Zeit hinaus, mißlungen. Im mittelländischen Meere hat die Turiner Regierung einen unterseeischen Telegraphen von Spezzia über Corsica nach

Sardinien geführt, und die Telegraphencompagnie des Mittelmeeres will diese Linie bis Malta und von da nach Korfu fortsetzen. Es handelt sich dann darum, dieselbe auf irgend eine zweckmäßige Art bis nach Aegypten fortzuführen, oder, wozu Oesterreichs Regierung die Hand geboten, von Ragusa, bis wohin bereits die Drähte reichen, nach Korfu und weiter nach Aegypten. Da es sich vorzugsweise für England darum handelt, mit Indien in unmittelbare und rasche Verbindung zu gelangen, so fragt sich, wie man den Indus mit dem Telegraphen erreichen könne. Es wird mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden sein, den Draht von Suez bis Aden, dem rothen Meere entlang, in einer Strecke von vierhundert deutschen Meilen auf der zum großen Theil wüsten arabischen Westküste entlang zu legen, und dann weiter, abermals in einer nicht geringen Länge, ihn an der Südküste Arabiens bis zum östlichen Vorsprunge derselben, dem Ras el Hadd. Wer kann auf dieser sechszehnhundert Wegstunden betragenden Strecke die Controle führen? und wo wäre auch nur für eine Stunde Sicherheit gegen Beschädigung oder Vernichtung? Vom Vorgebirge el Hadd wird man ihn dann weiter in's Meer versenken müssen. Uns will nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände bedünken, daß ein Draht von Corfu über Candia, Cypern und Seleucia, und von dort über Kalaat Djaber den Euphrat entlang, oder im Strome selbst, bis Bassora, unbedingt weit weniger Unsicherheit darbietet, ganz abgesehen davon, daß diese ganze Strecke viel kürzer ist. Sie läßt sich allerwärts unter Controle halten, denn sie liegt im Reiche des Sultans, in ganz Arabien dagegen würde der Telegraph gleichsam vogelfrei und jeden Augenblick den Nomaden preisgegeben sein. Auch fände er dort keinen Platz von Belang, während er am Euphrat und in Syrien durch eine lange Reihe von Städten laufen würde. Der Sultan kann die einzelnen Stationen unter seinen Schutz stellen, und wenn die Engländer mit den ohnehin ihnen theilweise befreun-

deten Scheichs in Mesopotamien und Babylonien Verträge schließen und sich zur Zahlung einer Jahressumme verstehen, so werden ihre Drähte sicherlich unangetastet bleiben. In welcher Weise sie dieselben nach Karratschi in Indien weiter führen wollen, können wir nicht wissen; eine genaue Prüfung muß ergeben, ob sie ihn im persischen Golf und im Busen von Oman unter See oder an den Gestaden Südpersiens und Beludschistans zu legen haben. Auf jeden Fall handelt es sich um ein kolossales Unternehmen, bei welchem ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden sein werden, als auf der submarinen Steppe zwischen Valencia in Irland und St. Johns auf Neufoundland. Aber England ist, in Anbetracht seiner gegenwärtigen und künftigen Lage, in die Nothwendigkeit versetzt, die europäischen Telegraphen mit jenen in Indien zu verbinden, welche bereits von Calcutta bis nach Peschawer an den Eingangspforten Afghanistans in Thätigkeit sich befinden und erheblichen Dienst leisten, die Technik wird zeigen müssen, was sie zu leisten vermag. Hier handelt es sich um die Lösung einer Aufgabe, bei welcher der Kostenpunkt nur eine untergeordnete Wichtigkeit in Anspruch nehmen kann.

Wir berühren zum Schluß noch die politische Seite, welche die Euphratbahn darbietet, die wir aber seither mit Absicht nur leicht angestreift haben. Lord Palmerston besorgt, daß ein Suezkanal dazu beitragen werde, Aegypten von der Pforte abzureißen oder unter französische Herrschaft zu bringen. Gegen beides würde indessen das gesammte Europa seinen Einfluß geltend zu machen haben, weil ein so wichtiges Passageland nicht einer Macht anheimfallen darf, welche ohnehin unter allen Staaten die beträchtlichste Flotte auf dem mittelländischen Meere unterhält, und außerdem schon nicht nur eine beträchtliche Strecke Nordafrikas sich angeeignet hat, sondern auch in Tunis einen hervorragenden Einfluß zu gewinnen trachtet, und von dort aus die Straße controliren möchte, die den westlichen Theil jenes

großen intercontinentalen Binnenbeckens mit dem östlichen verbindet. Aber Malta reicht hin, um Tunis zu neutralisiren, und eine französische Flotte, welche den Kanal benützen wollte, um durch denselben nach Indien zu fahren und dort Truppen zu landen, würde dreimal gleichsam Spießruthen laufen müssen, bevor sie dann, und jedenfalls bis zur Unwirksamkeit abgeschwächt, also dem Feinde preisgegeben, ihren Bestimmungsort zu erreichen vermöchte. Im Mittelmeer selbst könnte ihr ein englisches Geschwader von Malta und den jonischen Inseln aus ein zweites Abukir bereiten; jedenfalls würde sie den Kanal nicht unangefochten und unbeschädigt erreichen. Sie hätte dann in das rothe Meer zu fahren und könnte, falls Frankreich sich im Besitze Aegyptens befände, allerdings in dasselbe hineinsteuern, aber es wäre die Frage, wie sie aus demselben wieder herauskommen wollte. Denn in der Bab el Mandeb ist das Eiland Perim nun im Besitze der Engländer, welche dort jeden Ausgang sperren können. Aber auch angenommen, die französische Flotte sei glücklich genug, diese „Todespforte" zu forciren, so bliebe beim Auslaufen in den indischen Ocean immer noch Aden übrig, von wo die Ausfahrt in dieses Meer unbedingt beherrscht wird. Zuletzt hätte dieselbe Flotte dann noch in Indien eine vierte Probe beim Landen der Kriegsvölker zu bestehen, und eine fünfte stände auf den Schlachtfeldern bevor.

Ein Seezug der Franzosen nach Indien über Suez würde demnach unter allen Umständen gefährlich sein und das Gepräge des Abenteuerlichen an sich tragen. Auch ist nicht zu vergessen, daß England auf demselben Wege, welchen Frankreich benützen würde, seinerseits Schiffe und Truppen nach Indien senden könnte und daß somit für beide Theile ein gleiches Verhältniß in dieser Beziehung gegeben ist. Der Suezkanal wird eine offene Straße für Alle sein, die sie benützen wollen, und den Engländern jedenfalls auch in militairischer Hinsicht nützen. Wäre er schon vorhanden, so hätten sie bei der gegenwärtigen Krisis in Indien

nicht nöthig, ihre Soldaten um Afrika herum zu schicken, sondern könnten sie binnen sechs Wochen an Ort und Stelle schaffen. Durch den Kanal wird Aegypten nicht mehr und nicht weniger unabhängig oder abhängig vom Sultan, wie seither schon, denn daß der Beherrscher der Gläubigen längst aufgehört hat, in politischen Dingen sich selber und sein osmanisches Reich bestimmen zu können, weiß Jedermann. Der Kanal wandelt einen Landweg in einen Seeweg um, er schafft neben einer Eisenstraße durch die Wüste eine fahrbare Wasserstraße von Meer zu Meer. So lange England die See beherrscht, hat es von einem Kanal nichts zu besorgen, und verliert es seine maritime Obergewalt, dann entgehen ihm auch seine Colonien. Politisch hat also England von dem Kanal nichts zu befürchten, und commerciell kann es durch denselben, gleich den übrigen seefahrenden und handeltreibenden Völkern, nur gewinnen, weil die Eröffnung großer Verkehrswege, sobald sie ein Gemeingut Aller werden, dem Ganzen Vortheile bringt. Je mehr Länder dem Handel gewonnen werden, je mehr der Zugang überall erleichtert wird, um so besser. Der Handel bringt Leben, wohin er kommt, und der Suezkanal wird zum Mindesten Abessinien und die afrikanische Ostküste aus ihrer Starrheit reißen, wie die Euphratbahn Syrien, Mesopotamien, Assyrien und Babylonien erwecken muß. Es erscheint, unserer Meinung zufolge, nicht verständig, Euphratbahn und Suezkanal in feindlichen Gegensatz zu stellen. Sie werden freilich in mancher Hinsicht Concurrenten sein, wie viele andere Land- und Wasserstraßen auch; will aber England, das Freihandel auf sein Banner schreibt und selbst seine Küstenschifffahrt freigegeben hat, als Feind des Wettbewerbes auftreten, wo es sich um die Eröffnung eines kürzern Seeweges zwischen Südeuropa und dem fernen Oriente handelt? Je mehr solcher Wege, um so besser. Jeder Einzelne erfüllt seine Aufgabe und seinen Zweck. Der östliche Anfangspunkt der Euphratbahn fällt nothwendig ganz von selbst

dauernd unter englische Controle, und daran möge man in London sich genügen lassen. Was den Anfangspunkt in Syrien und den Suezkanal anbelangt, so hat man sie für unbedingt neutral unter allen Umständen zu erklären, und diese Neutralität unter die Gewährleistung aller europäischen Mächte zu stellen.

Also — Euphratbahn und Suezkanal.

Die Russen und die Engländer in Innerasien*).

I. Die Wichtigkeit der Festung Herat — Der Gegensatz der russischen und englischen Politik in Centralasien. — Rußlands Plan zur Bedrohung Indiens. Charakter der englischen Herrschaft. — Die Expedition nach dem persischen Meerbusen.

Herat in Chorassan befindet sich in den Händen des Schahs von Persien; England hat eine Kriegsflotte mit Landungstruppen in den persischen Meerbusen gesandt, um dort feste Stellungen zu nehmen; Rußland schickt sowohl aus seinen kaukasischen Landen wie von Astrachan an der Wolga Truppen an das südliche Gestade des kaspischen Sees, und in ganz Innerasien, von der Grenze der Kirgiskaisaken bis zum Indus herrscht große Aufregung. So lauten die jüngsten Nachrichten.

Wir wollen versuchen, die Bedeutung jener Vorgänge klar zu machen, und dem Leser einen Faden in die Hand zu geben, an welchem er sich in einem wirren Labyrinthe zurecht finden kann. Nachdem wir die Stellung der beiden Großmächte zu einander geschildert haben, zeigen wir, worauf es bei dem Kampf

*) Diese Betrachtungen sind in der letzten Woche des Jahres 1856 geschrieben worden. Ich ändere nichts an denselben, weil die hier erörterten Belange und Gegensätze nicht vorübergehend, sondern dauernd sind. Sie liegen in den Verhältnissen selbst.

um Herat ankommt, erörtern die Politik der Engländer in Persien, weisen nach, wie im Fortgang der Geschichte der Zaar in Asien immer mehr Boden gewonnen und den Schah gewissermaßen in die Stellung eines Halbvasallen gebracht hat. Wir lassen endlich Streiflichter auf das eigenthümliche Leben und Treiben der Afghanen fallen, und legen dar, wie das Streben, eine politische Oberherrschaft zu begründen, Hand in Hand geht mit dem Trachten nach Erringung einer Suprematie im Handel. Es wird sich herausstellen, welche Rolle bei alledem die großen Verkehrswege zu Land und See spielen, und wie beide Gegner danach trachten, sie unter ausschließliche Controle zu bringen. Den Leser ersuchen wir, gute Karten zur Hand zu nehmen, ohne welche er sich nur schwer zurecht finden wird*).

Bei dem Streit um Herat handelt es sich viel weniger um Perser und Afghanen als um das Uebergewicht Großbritanniens oder Rußlands. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Tragweite der Ereignisse und der Bestrebungen in Centralasien. Nachdem beide Großmächte, deren Besitzungen den Erdball umspannen, und die in Nordwestamerika sich als Grenznachbarn berühren, ihren Kampf in Europa vorläufig zu einem Abschlusse gebracht haben, setzen sie den Krieg verdeckt und unter neuen Gestalten im Innern eines andern Erdtheils fort. Denn ihre Interessen stoßen unablässig gegen einander, seitdem ihre mittelbaren oder unmittelbaren Berüh=

---

*) Wir empfehlen die dritte und vierte Lieferung des Atlas von Asien, zu Ritters Allgemeiner Erdkunde. Alle diese Blätter sind Musterwerke wissenschaftlicher Kartographie von der Meisterhand Heinrich Kieperts. In jenen Lieferungen sind unter anderm enthalten die Uebersichtskarte von Iran, Westpersien, Turan, die Euphrat- und Tigrisländer (Berlin 1854). Für einen allgemeinen Ueberblick genügt Kieperts Generalkarte des türkischen Reiches in Europa und Asien (Berlin 1855).

rungen so häufig geworden sind. In Asien drangen Moskowiter und Angelsachsen von entgegengesetzten Himmelsstrichen her gegen einander vor, und heute werden ihre Besitzungen nur noch durch die geographische Region zwischen dem kaspischen See und dem obern Indus geschieden, durch einen Theil von Turan und das altiranische Culturland. Als eine trennende Schranke erhebt sich der schneebedeckte Paropamisus, der Hindukusch, an welchem einst auch der macedonische Alexander stand. Im Norden desselben gilt heute russischer Einfluß, im Süden weiß England sich geltend zu machen. Beide Mächte schieben andere Völker vor. Nach der westlichen Seite hin, in Iran, ist das Land eine von grünen Oasen durchsprengte Wüste, welche bis an den Fuß der Gebirge reicht.

Im Mittelpunkte jener Scheideregion, hart an der Grenze, wo afghanisches und persisches Gebiet zusammenstoßen, liegt Herat. Diese Festung, zugleich einer der wichtigsten Knotenpunkte des innerasiatischen Karawanenhandels, dehnt sich in einem fruchtbaren reichbewässerten Thale hin, und erfreuet sich eines milden Klimas. Dort erfrischen sich die Reisenden, welche in jener Oase eine Fülle von Lebensmitteln finden: sie ist ein bequem gelegener Sammelplatz für die Kaufleute, ein Mittelpunkt, gleich weit entfernt von Kerman und Yezd, von Meschhed und Buchara, von Balch und Kandahar, und Mitte Wegs zwischen dem kaspischen See und dem Indus. Dieses Herat ist in militärischer Hinsicht ein Schlüssel, welcher die Straße nach Indien eröffnet, denn von dort ab ist sie frei bis Kandahar im Afghanenlande; sie ist vom Norden her überhaupt die einzige, auf welcher ohne übergroße Mühe und Gefahr schweres Geschütz bis vor den ebengenannten Platz und von dort weiter an den Indus geschafft werden kann. Dagegen würde auf der mehr östlichen, ohnehin nur drei Monate im Jahre für Karawanen practikabeln Straße, welche von Balch ... Paropamisus nach Kabul führt, die Fortbewegung

eines großen Heeres gegen Süden auf beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, und auch unter möglichst günstigen Verhältnissen einen ungeheuern Verlust an Menschen, Vieh und Rüstzeug gar nicht vermeiden können.

Ueberhaupt führen nur drei mehr oder weniger gangbare Wege von Norden her nach Indien. Die eine, aus den Salz- und Sandsteppen Turans, vom Aralsee nach Chiwa, am Amu Darja (dem Oxus) aufwärts, nach dem großen Stapelplatze Buchara und von dort weiter nach Balch, das noch im Norden des Paropamisus liegt. Wir haben eben angedeutet, daß ein Uebergang hier auf ungemeine Hindernisse treffen würde; diese Richtung kann demnach für große Kriegsoperationen gegen Indien eben so wenig in Betracht kommen, wie die zweite, welche von Orenburg in Rußland, um den Aralsee herum, durch die Steppe der Kirgiskaisaken nach Buchara und Balch führt, von wo aus immer noch der Paropamisus zu überschreiten wäre. Der nächste und zugleich verhältnißmäßig bequemere Weg führt von Astrabad in der südöstlichen Ecke des kaspischen Sees, durch den persischen Theil von Chorassan, nach Herat. In der Nähe von Astrabad hat Rußland längst festen Fuß gewonnen; es steht in seinem Belieben, diesen Platz jeden Augenblick zu besetzen, weil der Schah auf dem Salzwasser auch nicht ein einziges bewaffnetes Schiff halten darf.

Ohnehin steht der persische König in Abhängigkeit vom russischen Kaiser; diesem ist es gelungen, auch die Beherrscher der turanischen Staaten, die turkomanischen Chane, in sein Interesse zu ziehen. Chiwa am untern Amu Darja ist thatsächlich unterworfen, und damit der Aralsee, gleich dem kaspischen Meere, ein russisches Binnenbecken geworden. Mit dem Chan von Buchara wurde durch einen Freundschafts- und Handelsvertrag ein gutes Einvernehmen hergestellt, und somit der russische Einfluß bis Balch ausgedehnt und gesichert. Dieser Punkt gehörte einst zum afghanischen Reiche, und wurde, als

dieses in Trümmer zerfiel, vom bucharischen Chan in Besitz genommen. Die Afghanen, gegenwärtig zumeist Englands Verbündete, haben jedoch den Plan einer Wiedereroberung nicht aufgegeben, sondern ihn nur vertagt; der Chan ist ihr Gegner und Rußlands Freund.

Aber die bei weitem wichtigste Position ist und bleibt Herat, weil es den Eingang zu Afghanistan, diesem Vorhof Ostindiens, eröffnet. Rußland kennt ohne Zweifel alle Schwierigkeiten, welche überhaupt einem Vordringen gegen Indien im Wege stehen, und ist nicht geneigt, sich gegenwärtig in eine Expedition nach dem Indus hin einzulassen. Aber es behält Eventualitäten im Auge, die früher oder später einmal eintreten können; es will die genannten Punkte dauernd sichern, und zunächst alles Land zwischen dem kaspischen See und Herat möglichst eng an sein Interesse knüpfen. England hat seine verwundbare Ferse in Indien. Dort grollen die mohammedanischen Fürsten, welchen die große Handelscompagnie erst die Herrschaft brach, und gleich nachher die Länder nahm. Dieses mißvergnügte, unruhige, unter Umständen höchst gefährliche Element bedarf strenger Ueberwachung.

Nachdem in Europa die Westmächte den Krieg gegen Rußland begonnen hatten, beabsichtigte Kaiser Nicolaus eine umfassende Diversion in Asien; er entwarf den Plan, Indien zu bedrohen. An die Spitze des allerdings kühnen und weitschichtigen Unternehmens wollte er den vielfach erprobten, mit allen Verhältnissen Innerasiens genau vertrauten General Perowski stellen. Eine beträchtliche Anzahl von Kerntruppen, schon an Krieg und Klima in Turan gewöhnt, sollten auf der kaspischen Flottille von Astrachan nach Rescht in Ghilan gebracht werden und von dort, gemeinschaftlich mit einer persischen Hilfsarmee gegen Herat vorrücken. Bis dahin standen dem Zuge keine Hindernisse im Wege, und die Festung selbst, obwohl seit Jahren von englischen Genieoffizieren in bessern Vertheidigungs-

stand gebracht als früher, hätte gegen eine regelrechte Belagerung durch russische Truppen nicht lange sich gehalten; Herat hätte fallen müssen, und damit wäre die Straße bis Kandahar eröffnet gewesen. Von russischer Seite waren mit verschiedenen afghanischen Häuptlingen Verbindungen angeknüpft worden; sie hatten versprochen, sich mit zwanzigtausend Reitern dem Heerzug anzuschließen; über den Soldbetrag, welchen der Zaar für diese Truppen zahlen werde, hatte man sich geeinigt; auch war man übereingekommen, die Beute gleichmäßig zu theilen. Rußland hatte außerdem die Verpflichtung übernommen, den Eroberungen, welche die Afghanen im Pendschab, in dem ehemaligen Königreiche der Sikhs, machen würden, nicht nur keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern dieselben nach Kräften zu fördern. Es weiß genau, wie schmerzlich die Afghanen den Verlust der wichtigen Festung Peschawer empfinden, welche einst in Randschit Singh's Gewalt überging, und nach der Eroberung des Reiches der Sikhs in die Hände der Engländer fiel. Diese legen mit vollem Rechte den höchsten Werth auf den Besitz einer Position, die gegen Norden hin das Pendschab deckt, und andererseits die Straße nach Kabul eröffnet. Im Besitz einer starken Macht ist sie eine Art von Twing-Afghanenland, in den Händen von Verbündeten Rußlands wird sie für Indien bedrohlich. Man sieht, wie heiß es an den Grenzen Englands brennt, paries jam proximus ardet. Auch der Chan der Chiwenzen war vom Zaar für den Heerzug gegen Indien aufgeboten worden; er sollte viertausend Reiter stellen, und außer dem Beuteantheil noch Unterstützung an Geld und freie Weideplätze in der Kirgisensteppe erhalten. Der Fürst von Buchara war gleichfalls ins Einverständniß gezogen, und es handelte sich nur noch um den definitiven Entschluß des Halbvasallen Nassireddin, der sich längst so weit eingelassen hatte, daß Herr von Annitschkow an der Mitwirkung dieses Schahs keinen Augenblick zweifelte. Aber Nassireddin wurde

zuletzt schwankend, er sah ein, daß England die Mittel habe und im gegebenen Fall Alles daran setzen werde, ihm seine Südprovinzen zu nehmen. So scheiterte der großartige russische Plan an der Unentschlossenheit des Schahs*).

Seitdem die Politik Rußlands zum Bewußtsein gekommen ist, also von Peter des Großen Tagen an, verfuhr sie in Asien mit bewunderswürdigem Scharfblick; ihr Nachdruck, ihre Ausdauer und Folgerichtigkeit, kurz ihr esprit de suite, hat nur allein ein Nebenstück an jener Politik, welche England in Indien befolgte. Aber der Charakter des Verfahrens der beiden großen Nebenbuhler ist durchaus von einander verschieden. Rußland steht in Asien wesentlich als Herr seines freien Willens da, unterliegt eben so wenig äußerm Zwang als innerer Nöthigung, kann wählen oder verwerfen, ganz wie es seinem Interesse entsprechend ist. England dagegen hatte keine freie Wahl mehr, nachdem es einmal den Schauplatz in Indien betreten und auf denselben vielfach sich eingelassen. Eine Verwickelung brachte die andere, eine verhängnißvolle und unabweisbare Nothwendigkeit trieb immer weiter vorwärts; nachdem die Kugel einmal im Rollen war, vermochte Niemand sie aufzuhalten. So hat England in weniger als achtzig Jahren, von der Zeit an, da seine alten dreizehn Colonien in Nordamerika ihm verloren gingen, die Waffen aus der bengalischen Tiefebene siegreich bis

*) Die ersten Nachrichten über diese russischen Pläne brachte die Oesterreichische Zeitung vom 20. Mai 1856 in einer Correspondenz, welche datirt war: Petersburg, 12. Mai. Man ist in Wien über die Angelegenheiten Persiens sehr wohl unterrichtet; österreichische Offiziere haben seit Jahren einzelne persische Truppentheile eingeübt; aber im Herbste 1856 sind sie, in Folge russischer Wünsche, vom Schah verabschiedet worden. So wirkte der Zwist über Belgrad und die Besetzung der Donaufürstenthümer bis nach Teheran und Herat. An die Stelle der österreichischen Exerciermeister sind nun russische (und seit einiger Zeit französische) getreten.

in den Himalaya, bis über den Indus nach Kabul, Kandahar, Dschellalabad und in die einst glänzende Hauptstadt Sultan Mahmud's, des Gaznaviden, getragen. Es hat, auf der andern Seite des bengalischen Meerbusens, das Birmanenreich zertrümmert, und nach zwei glücklichen Kriegen einen großen Theil desselben seinen Besitzungen einverleibt.

Aber die Angelsächsische Herrschaft bildet kein Ganzes mit organischem Zusammenhang; dieses indische Reich besteht aus einem wunderbar mannigfaltigen, vielfarbigen Conglomerat verschiedenartiger Bestandtheile, denen jedes Bewußtsein von Zusammengehörigkeit abgeht. Die einzelnen Theile stoßen einander ab in Religion, Sitte, Sprache und durch die Ergebnisse, welche sich im Laufe einer Jahrtausende langen Geschichte ergeben haben. Viele von ihnen haben nichts gemeinsam als die Sonne, welche auf alle herabstrahlt, und die Herrscher, denen sie sämmtlich gehorchen müssen. Unter anderthalbhundert Millionen Asiaten leben kaum hunderttausend Europäer, und diese Gebieter finden keine Art von Sympathieen im Lande; ihre Stütze müssen sie lediglich in ihren Waffen suchen und in der Furcht der Menschen, welche sie durch Kanonen und Bayonette unterworfen haben. In Indien hat man aber die Tage noch nicht vergessen, in welchen das Joch der Engländer dem Lande noch nicht auferlegt war. Im Großen und Ganzen genommen ist, trotz aller Mängel im System und ungeachtet vieler Mißbräuche im Einzelnen, die Herrschaft eines germanischen Volkes über die Völker Indiens für diese selbst ein großer Segen; sie brachte Wohlthaten, welche die Massen seit einem Jahrtausend nicht mehr gekannt hatten: Ruhe und Ordnung, sie stellte das Gesetz an die Stelle der Willkür. Das Volk selbst hat nichts verloren, sondern nur gewonnen; aber schon in der bloßen Thatsache dieser Art von Fremdherrschaft, welche von einem fern entlegenen Lande aus geübt wird, liegt etwas Geschraubtes, Unnatürliches und Unsicheres. Sie kann niemals mit den indischen

Nationen verwachsen, man wird sie jedoch sich gefallen lassen, so lange man muß. Indien ist mit ungeheuren Anstrengungen und Opfern von den Engländern gewonnen worden, es wird aber eine nicht geringere Summe von Thatkraft, Umsicht und Nachdruck erforderlich sein, um das Land zu behaupten. Und behaupten muß England diese Besitzungen in deren ganzem Umfange, davon hängt seine Existenz als politische und commerzielle Großmacht ab; dadurch wird, wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, wesentlich sein Rang als erster Staat der Erde bedingt. Hier wäre jeder Rückgang geradezu verhängnißvoll.

Die inländischen Dynasten und die herrschenden Volksstämme, denen England die Herrschaft genommen, knirschen in ihre Ketten. Zwar der Großmogul, von welchem nur noch ein schwacher Schatten übrig geblieben, hat längst aufgehört, gefährlich zu sein; aber die Maharatten und Radschputen, die Rohillas und Patanen sind noch heute geneigt, jeden Augenblick zu den Waffen zu greifen, die entthronten mohammedanischen Zwingherren haben Glanz und Macht der früheren Tage nicht vergessen. Sie empfinden schwer, daß nicht mehr sie, sondern die Engländer Herrscher sind, und gerade sie haben mehr als einmal in weitverzweigte Verschwörungen sich eingelassen, deren Gefahren nur durch rücksichtslose, blutige Strenge der Engländer abgewandt worden ist. Der tiefe innere Widerwille wird noch Menschengeschlechter hindurch lebendig bleiben, wenn er überhaupt jemals verschwindet. Denn man darf nicht vergessen, daß in Indien zweierlei Civilisationen von durchaus verschiedenartigem Charakter sich schroff gegenüber stehen und sich fortwährend abstoßen; sie lagern heterogen neben einander, und es giebt kein einziges Bindeglied, das sie auch nur äußerlich verknüpfen, geschweige denn innerlich verquicken könnte. An dem starren Kastenwesen der Hindu und dem felsenfesten Prophetenglauben der Mohammedaner sind bis auf den heutigen Tag alle Missionsbemühungen wirkungslos abgeprallt, und unbe-

fangene Beobachter sprechen die Ueberzeugung aus, daß auch in Zukunft andere Ergebnisse schwerlich erwartet werden dürfen.

England hat in Indien eine unbequeme Stellung, aber im Lande selbst und aus demselben heraus, drohet ihm keine Gefahr mehr, der es nicht mit seiner gewaltigen Uebermacht gewachsen wäre; sie kann nur verhängnißvoll werden, wenn vom Norden her eine große auswärtige Macht planmäßig, mit unablässigem Nachdruck Hebel gegen Indien ansetzt, und zu geeigneter Zeit mit den Mißvergnügten gemeinschaftliche Sache macht, die gerade im Norden des Landes am zahlreichsten sind. Und dorthin hat sich in unseren Tagen der Schwerpunkt des indischen Reiches gerückt, seitdem nach der Eroberung von Sindh und nach Beseitigung der dortigen Emire, 1843, und nach Einverleibung des Pendschab, 1849, der Indus nicht mehr die Grenze bildet, sondern diese bis Peschawer, und darüber hinaus vorgeschoben worden ist. Von nun an wird England durch alle innerasiatischen Angelegenheiten unmittelbar berührt; es hat sich, theilweise wider seinen eigenen Willen, weiter ausdehnen müssen. Und diese Expansion ist, wie die neuesten Ereignisse zeigen, immer noch nicht zu Ende, und wir begreifen vollkommen, weshalb Londoner Blätter sogar auf eine Einverleibung von Herat drangen, welche übrigens in jedem Falle zu unabsehbaren Weiterungen führen müßte. Man sollte in keinem Falle das afghanische Zwischenland überschreiten, das, durch eine kluge Politik, in unabhängigem Zustande stets für die englischen Interessen nutzbar gemacht werden kann, und als Vormauer Indiens von unschätzbarem Werth ist. Allerdings erscheint das Dilemma, welchem England gegenüber steht, in hohem Grade schwierig, und vielleicht ist auch diesmal wieder die Wahl nicht mehr frei, sondern der Fortgang der Begebenheiten wird eine zwingende Gewalt üben.

Wir haben weiter oben die Bedeutung der Festung Herat, die nun in persische Hände gefallen ist, nicht etwa übertrieben.

Zum Beleg mag hier ein Schreiben aus Calcutta stehen, das wir in der Times vom 2. Januar 1856 fanden; es ist in hohem Grade bezeichnend: „Manche Politiker hier in Indien sind der Ansicht, daß ein Einschreiten in Persien von unserer Seite lediglich eine Frage der Zeit sei. Jede Macht ersten Ranges, welche sich im Besitze von Herat befindet, kann eine Armee durch Afghanistan nach Peschawer werfen. Sie wird vielleicht von den Bergvölkern angegriffen, sie mag einen Theil ihres Geräthes einbüßen und manche Kanonen verlieren, aber sie wird nach Indien gelangen und schon ihre bloße Ankunft haben wir zu fürchten. Die unruhigen Muselmänner im Norden würden mit Freuden Alles und Jeden begrüßen, der ihnen auch nur einen Wechsel der Herrschaft brächte. Und käme eine von russischen Offizieren angeführte persische Armee, so möchte wohl die Aufregung dermaßen anwachsen, daß sie unserer Herrschaft im höchsten Grade Gefahr brächte. Freilich würden die Eindringlinge vernichtet werden, bevor sie nur den Indus überschreiten können; inzwischen würde es aber unsere Aufgabe sein, Nordindien wieder zu erobern. So urtheilen hier Leute, deren Ansicht von Belang ist. Wir müssen den Schah zwingen, von Herat abzulassen, und können es ohne Schwierigkeit; wir haben Schiffe, Soldaten und Kanonen auf der Bombayseite genug, um jede Wochen nach Befehl 15,000 Mann nach Abuscheher zu werfen. Der Schah hat einer solchen Streitmacht nichts entgegen zu stellen; er besitzt kein Fußvolk, welches den Bayonetten unserer Sipahis zu widerstehen vermöchte, keine Reiterei, welche Oberst Jacob mit seinen Rossen aus Scinde nicht niederstampfen könnte wie ein Kornfeld. Der Schah muß nachgeben, und Herat dem bisherigen Gebieter wieder verabfolgen. Dieser letztere hat in Asien dieselben Verrichtungen, wie in Europa der Sultan; er ist im Besitz einer Stadt, die von viel zu

hoher Wichtigkeit ist, als daß sie in den Händen einer Macht sein dürfte, welche ihre Bedeutung geltend machen könnte. Der Schlüssel von Centralasien darf nicht in die Hände des russischen Kaisers fallen."

Dieser merkwürdige Brief, der vor länger als einem Jahre geschrieben ist, wurde damals, so viel uns bekannt, von der deutschen Presse nicht beachtet. Aber in ihm war der Gang präcisirt, welchen die indische Regierung zu nehmen hatte. Acht oder neun Monate später ging eine Expedition gegen Persien ab. Sie besteht, ausschließlich der Matrosen und Seesoldaten, zunächst aus 11,000 Mann Fußvolk, 1200 Reitern, 15 Kriegsdampfern und mehr als 30 Transportschiffen. Sie fuhr in den persischen Meerbusen, um den Handelshafen Abuschehr und die Insel Karrack zu besetzen; weitere Verstärkungen sollen folgen, sobald sie erforderlich werden, und die Verbindung mit Bombay wird durch eine Anzahl von Dampfern unterhalten.

II. Der persische Meerbusen und das Paschalik Bagdad. — Die Verkehrswege nach Indien und die Bedeutung Mesopotamiens. — Die Euphratbahn und die Expedition der Engländer gegen Südpersien. — Die Armenier, der Imam von Maskat, der Hafen Abuschehr und die Insel Karrack.

Durch den Seezug der Engländer nach der Südküste Persiens, geräth der Schah ins Gedränge; er wird sich Rußland völlig in die Arme werfen müssen, wenn er nicht mit einem Schlag alle bisherigen Erfolge in Chorassan ohne Weiteres aufgeben will. Denn England kann die Waffen nicht niederlegen, so lange Herat den Afghanen vorenthalten bleibt, und vielleicht wird es Karrack nicht wieder räumen. Diese Insel hat durch die Umgestaltung in den Verkehrsverhältnissen, und durch die Wendungen, welche die große Politik in unseren Tagen genommen, eine gegen früher ungemein gesteigerte Wichtigkeit erhalten.

Als die Ueberlandpost durch Aegypten und die regelmäßige Dampfschifffahrt auf dem Rothen Meere hergestellt war, fand sich bald eine Veranlassung, den arabischen Platz Aden in Besitz zu nehmen. Es ist seitdem in ein zweites Gibraltar verwandelt worden, beherrscht den Eingang zum arabischen Golf, somit die Pforten der Eisenbahn wie des projectirten Kanals von Suez, und das weite persisch-arabische Meer. Karrack ist bestimmt, das Aden des persischen Golfes zu werden, und gewinnt für England eine um so größere Wichtigkeit, nachdem dieses seine früheren Pläne zur Beschiffung des Euphrat durch Dampf wieder hervorgesucht hat, und zugleich diesem Strom entlang einen Schienenweg zu legen gedenkt. Diese Bahn kam aufs Tapet, als Rußland ernstlich die Absicht zeigte, seine beiden Hauptstädte durch eine Eisenstraße mit dem kaspischen See zu verbinden, überhaupt ein ausgedehntes System von Verbindungswegen im Innern zu schaffen, durch welche es künftig in den Stand gesetzt wird, seine Streitkräfte rasch an jeden beliebigen Punkt zu werfen. England erachtet eine Bahn nach den Wolgamündungen bedrohlich für sein Indien, und Persien wenigstens wird jedenfalls die Folgen einer solchen verspüren. Durch die Euphratbahn soll einer Wolgabahn ein Paroli gebogen werden. Die Mündungen des Schat el Arab, welche von Genieoffizieren der Bombayarmee schon 1829 genau erforscht und aufgenommen wurden, müssen nothwendig in volle Abhängigkeit von England gebracht werden, und gerade zu diesem Zwecke ist Karrack unschätzbar. Niemand kann mit Gewalt die Besitznahme wehren oder stören, oder die Insel den Engländern wieder abnehmen.

Auch in Südpersien und in den Euphratländern sind die Verhältnisse ungemein verwickelt. Das Reich des Schahs ist in tiefem Verfall und ohne bindenden Kitt, der das Ganze zusammenhielte; der Süden und Westen steht zu ihm in einer nur bedingten Abhängigkeit. Die kurdischen Stämme, die

Bewohner von Luristan, die Bachtyaris, und was von altpersischem Element sich bis auf unsere Tage herab erhalten hat, tragen das Joch des Schahs, eines Turkomanen aus dem Volksstamm der Kadscharen, nur mit Widerwillen, und die zahlreichen Nomaden arabischer Abkunft, welche im Küstenlande von der Mündung des Euphrat weit nach Osten hin umherziehen, stellen weder Mannschaft zum Heere des Schah, noch zahlen sie ihm Tribut. In allen diesen Gegenden macht der Mißmuth sich häufig in Aufständen Luft, und England hat gerade dort schon vor zwanzig Jahren manche Häuptlinge in sein Interesse gezogen. Einzelne sind als „persische Prinzen" auf Kosten der indischen Compagnie nach London gereist, um dort Großbritanniens Macht und Größe ganz in der Nähe bewundern zu können. England verfährt im südwestlichen Persien genau wie Rußland im nördlichen Iran und in den Ländern der Turkomanen; das letztere ladet gleichfalls Häuptlinge nach St. Petersburg ein, wo sie jeder großen Heerschau beiwohnen, mit Aufmerksamkeit behandelt und mit Geldspenden beschenkt werden.

Jeder Schah hegt den Wunsch, seine Westgrenze bis nach Mesopotamien hinein vorzurücken, und das türkische Paschalik Bagdad zu erwerben, auf welches Persien seit langer Zeit Ansprüche erhebt. Aber auch hier, wie in Bezug auf Herat, schiebt England allemal einen Riegel vor, während die russische Politik den Schah bis an den Tigris und Euphrat vorzudrängen trachtet. Zur Zeit des türkisch-ägyptischen Kampfes, im Jahre 1840, begann Persien den Krieg gegen den hartbedrängten Sultan, unter ausdrücklicher Billigung des Kaisers Nikolaus. England war damals in den afghanischen Streit verwickelt, hatte überhaupt alle Hände vollauf zu thun, und mußte den Dingen eine Zeitlang ihren Lauf lassen. Aber es rettete der Pforte nicht nur Syrien, sondern auch Bagdad und den Schat el Arab, und handelte dabei entschieden auch in seinem eignen Interesse.

Wir wollen hervorheben, daß allemal in Krisen, bei welchen es sich um den Fortbestand des osmanischen Reiches handelt, auch der Euphrat und Herat eine Rolle spielen. Beim Ausbruch des Kampfes zwischen Rußland und den Westmächten zog der König von Persien ein Heer bei Kermanschah zusammen, und war geneigt, gegen das unweit entfernte Bagdad am Tigris zu rücken; nur Drohungen Englands zwangen ihn damals, in einer widerwilligen Neutralität zu verharren, und den Sultan in Mesopotamien unbehelligt zu lassen. Rußland mußte hier auf eine Diversion ebensowohl verzichten, wie auf den früher erwähnten Plan zur Bedrohung Indiens. Aber man sieht, daß jedesmal der Schah in Bewegung gesetzt wird, sobald der russische Adler und der englische Leopard einander Kralle und Pranke zeigen; zunächst muß er sich dann in Chorassan rühren.

Als 1836 Herat durch die Perser bedroht war, machte England Ernst, um einen kürzern Weg nach Indien zu gewinnen. So erhielt die Straße durch Aegypten und das rothe Meer ihre große Bedeutung für die Weltverhältnisse; der Transit durch das alte Land der Pharaonen wurde geregelt. Aber er war nicht unter allen Umständen sicher, er konnte einmal, wenigstens vorübergehend, unter die Controle einer feindlichen Macht fallen, und Frankreichs Bemühungen, in Aegypten vermögenden Einfluß zu behaupten, haben seit Napoleons Tagen keinen Augenblick aufgehört. Ein einziger Weg nach Indien reichte nicht aus, und ein zweiter ließ sich nur durch Syrien und Mesopotamien, also im Gebiete des befreundeten Sultans, herstellen. Aber Syrien war auch im Besitze des Vicekönigs Mehemed Ali, und also Herr beider Straßen. Englands Interesse gebot, ein selbständiges und mächtiges Reich in Vorderasien und Nordafrika, wie es dann Aegypten gewesen wäre, unter keiner Bedingung emporkommen zu lassen. Der Satrap, welcher in Alexandria eine starke Kriegsflotte ausgerüstet hatte,

und dessen Flagge auch in den arabischen Häfen am rothen Meer wehete, sollte um keinen Preis seine Macht behalten; ohnehin arbeiteten seine Bemühungen, den Sultan zu schwächen, Rußlands Plänen in die Hände. Aus allen diesen Gründen nahm England so entschieden Partei für die Pforte, half den Vicekönig in sein Vasallenverhältniß zurückzudrängen und aus Syrien zu vertreiben, von dessen Hafenplätzen und Handelsstädten die Wege zum Euphrat führen. Außerdem wurde der bekannte Handelsvertrag zwischen Großbritannien und dem Sultan abgeschlossen, welcher alle Monopole aufhob, die seither dem Pascha Geldmittel an die Hand gegeben hatten, um zugleich ein starkes Landheer und eine Kriegsflotte zu unterhalten. Damit war die Macht Mehemed Ali's gebrochen; zugleich eröffneten die Engländer sich Syrien und den Zugang zum obern Euphrat. An die Mündung desselben hatten sie Kriegsschiffe geschickt.

Mesopotamien und den Euphrat fassen die Engländer bereits seit Anfang unsers Jahrhunderts scharf ins Auge; sie sind mit dem Lande genau bekannt, und die berühmte Expedition des Obersten Chesney in den Jahren 1835 und 1836 bewies klar, welch hohen Werth sie schon damals auf jene Gegenden legten. Sie landeten im April an der syrischen Küste, schafften alle Baustoffe für die Fahrzeuge sechszig Wegstunden weit über Land bis nach Bir am Euphrat, setzten dort die eisernen Schiffe zusammen*), traten dann im folgenden Jahre die Reise an, gelangten im Sommer bis nach Bassora, befuhren nachher auch den Tigris, und den Karun, welcher den

*) Im Alterthum hatten die persischen Könige den Verkehr zwischen Indien, durch die Euphratländer, und Vorderasien gestört. Alexander wollte ihn in großartigem Maßstabe wieder herstellen; er ließ Schiffe zu Lande aus Phönicien nach Thapsacus bringen, und von da auf dem Euphrat nach dem persischen Meerbusen fahren. Chesney's Vorgänger war also der große macedonische König!

Zugang nach der persischen Provinz Chusistan eröffnet. Bei diesem kühnen und gewagten Versuche wurden Handelsgründe vorgeschoben, es ist aber ausgemacht, daß die Engländer nicht blos neue Absatzmärkte für ihre Gewerbserzeugnisse suchten, sondern daß ihre Hauptmotive politischer Art waren. Wir ersehen das klar aus der bekannten Denkschrift, welche Oberst Chesney über die Vertheidigungsmittel gegen Rußland veröffentlichte, und die ihrer Zeit so großes Aufsehen gemacht hat.

Man merke wohl, daß diese Euphratexpedition in eine Zeit fällt, da Herat von den Persern erst bedrohet, dann belagert wurde, daß gerade damals, 1837, die Engländer Aden in Arabien besetzten, und Mehemed Ali mit seinen Bestrebungen, ein unabhängiges Reich zu gründen, deutlich hervortrat. Die Engländer wiederholten ihre Versuche, den Euphrat zu befahren 1840 und 1841, als sie in Afghanistan und die Türken mit Aegypten Krieg führten. Anfangs waren die Bemühungen mißglückt, aber man ließ sich nicht abschrecken, sondern setzte das allerdings schwierige Unternehmen mit zäher Ausdauer fort, bis es gelang. Im Jahre 1841 wurde der Euphrat bis Bir hinauf mit Dampfern beschifft, also bis zu der Stelle, an welcher einige Jahre früher Chesney seine Fahrt zu Thal begonnen hatte. Von Bir aber hat man nur wenige Tagreisen bis Aleppo in Syrien.

Die Verhältnisse Mesopotamiens sind eigenthümlicher Art. Im Norden des Landes hausen Kurden, südlich von ihnen streitbare Araber, welche den Haupttheil der Bevölkerung im Paschalik Bagdad bilden. Den türkischen Sultan erkennen sie als Oberherrn an, aber sie stehen zu ihm in einer nur lockern Abhängigkeit, etwa in ähnlichen Verhältnissen wie ihre Stammgenossen im persischen Küstenlande vom Schah. Einen Zwang, wie er gewöhnlich auf den osmanischen Provinzen lastet, ertragen sie nicht, und der Sultan muß sie schonen, weil sie Hüter gegen Persien sind, dessen Gebiet hier

durch keine bestimmte Grenze in der Wüste bezeichnet wird. Alle diese Umstände hat die englische Politik in ihre Berechnungen gezogen, und stets in Konstantinopel darauf hingewirkt, daß bei der Ernennung zur Stelle eines Pascha von Bagdad mit Umsicht verfahren wurde. Die Persönlichkeit dieses Statthalters muß allemal den Briten genehm sein, und sie haben es nie an Beweisen von Aufmerksamkeit oder an Geld fehlen lassen, um ihn sich zu verbinden. Sie selber halten Residenten zu Bagdad und zu Bassora, und haben gleichzeitig, um Persien genau zu überwachen, einen politischen Agenten zu Abuschehr. Von Bassora aus, wo für den englischen Handel Begünstigungen ausgewirkt sind, unterhält der Resident Verbindungen mit arabischen Scheichs, von welchen jene der Montefik und Schahab die mächtigsten sind.

Die Bedeutung der Araber stieg, als unweit der Mündung des Schat el Arab, — so heißt der Strom unterhalb der Vereinigung des Tigris mit dem Euphrat — eine neue Handelsstadt erwuchs, durch welche Bassora, früher der einzige Stapelplatz für die unteren Euphratgegenden sich beeinträchtigt sah. Aus den persischen Gebirgen, durch Chusistan, strömt der Eulaeus der Alten, welcher jetzt Karun heißt, auf seinem untern Lauf in paralleler Richtung mit den Schat el Arab in den Golf; durch einen Kanal hängt er mit dem Hauptflusse zusammen, und die auf solche Weise gebildete Deltainsel führt den Namen Maherfi. An jenem Kanal gründete vor mehr als dreißig Jahren ein Häuptling der Schahab den Ort Mohammera, in einer für den Verkehr sehr günstigen Oertlichkeit, und der Handel gelangte rasch zur Blüthe, weil er mit nur mäßigen Abgaben belegt war, während die Zolleinnahmen in Bassora sich verminderten. Die türkischen Behörden wollten sich um jeden Preis des ihnen lästigen Mitbewerbs von Mohammera entledigen, begannen Streitigkeiten mit den Arabern, und legten den neuen Stapelplatz lahm. Oberst

Chesney erkannte mit scharfem Blick, wie wichtig derselbe werden könne, und war der Ansicht, daß man ihn statt Bassora's zum Mittelpunkte des Handels in jenen Gegenden machen solle. Es fehlt mir an Nachrichten über die gegenwärtigen Verhältnisse von Mohammera, aber so viel scheint doch klar zu sein, daß dieser Ort wieder zum Aufschwung gelangen wird, wenn England seine Euphratprojecte durchsetzt. Es hat, wie schon bekannt, auch den Karun befahren lassen, und aller Verkehr, welcher aus und nach Persien diese Handelsstraße benutzt, findet in Mohammera einen Anfangs- oder Endpunkt.

In jenen mohammedanischen Ländern besitzt England eifrige Freunde an den überall zerstreut wohnenden Armeniern, jenem darin eigenthümlichen Volke, daß eine größere Zahl seiner Angehörigen außer Landes lebt, als in der Heimath selbst, und dessen Handelsverbindungen von Leipzig, St. Petersburg, Wien und Venedig bis Schanghai in China reichen. Einen Theil Armeniens, mit dem Kloster Edschmiadsin, der Stadt Eriwan und dem heiligen Berge Ararat, eroberte Rußland von Persien, und befestigte dadurch seinen Einfluß auf eine asiatische Nation, die ihm von großem Nutzen ist. Es erweist ihr große Gunst und sie ist ihm dafür in Europa und Vorderasien so aufrichtig zugethan, daß Viele geneigt sind, in der europäischen Türkei und in Vorderasien jeden Armenier für einen Freund Rußlands zu halten. Im südlichen Persien dagegen und in Mesopotamien sind die armenischen Kaufleute durchgängig warme Anhänger Englands und dessen gewandte Agenten, deren Dienste nicht gering angeschlagen werden dürfen. Während Rußland die Lazareff'sche Anstalt in Moskau zur Erziehung und geistigen Ausbildung armenischer Jünglinge sorgsam pflegt, hat auch England in Calcutta ein armenisches Collegium mit Buchdruckerei angelegt, und sich nicht ohne Erfolg, zumal mit klingenden Gründen, bemüht, diese Handelsleute für seine Pläne zu gewinnen. In Mesopotamien sind die Armenier als Ver-

mittler des Handels in gewisser Beziehung in die Spuren der alten Phönicier getreten*).

Zwischen dem syrischen Gestadeland und den Regionen am Euphrat fand schon im hohen Alterthume eine lebhafte Wechselwirkung statt; sie war zugleich commercieller und politischer Art. Sowohl die Beherrscher Syriens als jene von Mesopotamien trachteten darnach, die großen Handelswege, auf welchen der Verkehr vermittelt wurde, in Abhängigkeit von sich zu bringen, und in altbiblischen Zeiten waren die handelspolitischen Programme der verschiedenen Staaten nicht minder wichtig und eben so klar ausgeprägt, wie in unseren Tagen. In den jetzt durch die Herrschaft der Türkei tief herabgekommenen, obwohl noch immer produktenreichen Euphratländern, hatten sich früh große Mittelpunkte eines blühenden Culturlebens gebildet; eine schwunghafte Gewerbthätigkeit ging mit einem weit ausgedehnten Handelsverkehr Hand in Hand. In jenen Grenzmarken, wo die arische und semitische Welt zusammenstoßen, wirkten der Zusammenfluß und die vielseitigen Berührungen verschiedener Volksthümlichkeiten in hohem Grade förderlich ein. Dort trafen die Handelsstraßen aus dem hintern und mittlern Asien mit jenen zusammen, die vom mittelländischen Meer ausgingen; sie zogen am Euphrat und am Tigris bis zum persischen Meerbusen hinab, und berührten sich dort mit dem Verkehr aus Südarabien, Ost-Afrika und der Westküste Indiens. Mehr als vier Jahrtausende ist Mesopotamien ein großer Mittelpunkt asiatischer Völkerberührungen geblieben, trotz aller Stürme, welche über

*) Die Bedeutung der Armenier für die asiatische Politik Rußlands und die ganz eigenthümliche Weltstellung dieses merkwürdigen Volkes hat August, Freiherr von Haxthausen, noch jüngst in seinem „Transkaukasia, Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Leipzig 1856“, im ersten Theile, vom sechsten bis zum zwölften Capitel, lichtvoll erörtert.

das Land so gewaltig einherbrauseten; erst der Osmane hat durch seine Barbarei hier, seit dem sechszehnten Jahrhundert, Einöden geschaffen. Die großen Städte im Gebiete des Euphrat behaupteten sich lange Zeit als Stapelplätze; Waaren von geringem Gewicht und hohem Werth gingen aus China und Indien über Land durch Mesopotamien bis in die syrisch-phönicischen Häfen, während die schwer in's Gewicht fallenden Artikel den Seeweg durch das Rothe Meer nach Aegypten nahmen. So blieb es bis ans Ende des Mittelalters, wenn auch der alte Glanz längst erloschen war.

Nun trachtet England darnach, neues Leben in jenen Gegenden zu erwecken, wo einst Ninive und Babylon, Thapsacus, Nisibis, Ktesiphon und Charax Spasinu standen, und wo nach ihnen Mosul, Bagdad und Bassora sich erhoben. Noch heute werden die uralten Karawanenstraßen in ähnlicher Weise benutzt wie in den Tagen des Erzvaters Abraham. Aber für den Verkehr der Gegenwart, welcher wesentlich von Europa bestimmt wird, reichen sie nicht mehr aus, und das unternehmende, seemächtige Großbritannien will sie durch eine syrisch-mesopotamische Eisenbahn, zum großen Theil wenigstens, überflüssig machen. Schon längst steigen die Rauchsäulen aus den Schloten englischer Dampfer am Fuße des Sinai empor; vielleicht erheben sich, bevor ein Jahrzehnt verflossen ist, Baalbek-Heliopolis und Tadmor-Palmyra aus ihren prachtvollen Trümmern — als Eisenbahnstationen. Welche Wandelungen! An die Stelle der Kameele, die in langen Reihen den gelben Sand der Wüste pflügen, sollen Locomotiven treten, den Platz des canaanitischen Kaufmannes oder des Beduinen wird der Schaffner einnehmen. Eisenbahnhöfe in Ninive oder Babylon! Ohne Zweifel wird der Schienenweg seine wichtigsten Haltepunkte dort haben, wo einst die Phönicier Colonien im Binnenlande gegründet, denn ihr commerzieller Spürblick verstand die besten Oertlichkeiten

für den Handelsverkehr aufzufinden. In jenen altbiblischen Ländern werden auf den Ruinen der Bel- und Melkarthtempel christliche Kirchen sich erheben*).

Eine Euphratbahn, welche von einem syrischen Hafen aus in's Binnenland bis an den großen Strom geführt wird, und diesem entlang in südöstlicher Richtung bis an den persischen Meerbusen läuft, kann ohne große Schwierigkeiten und beträchtliche Geldopfer nicht gebaut und unterhalten werden, aber sie ist leichter herzustellen als jene große Westbahn, welche die Amerikaner vom Mississippi bis San Francisco in Californien bauen und demnächst in Angriff nehmen wollen. Indien ist für England ungleich wichtiger, als das pacifische Geldland für die Vereinigten Staaten, und die Euphratbahn muß ohne alle Frage einen weit tiefer greifenden Einfluß auf den asiatischen Orient üben, als ein Suezkanal. Dieser kann stets nur eine große Passage bilden, welche durch ein unwirthbares Meer mit zumeist ödem Küstenlande führt, die Schiffe fahren an Aegypten hin, und so rasch als möglich durch das Rothe Meer, um weiter zu gelangen. Dagegen durchschneidet eine Euphratbahn alte, produktenreiche Culturländer, sie wird eine Menge von Stationen schaffen, welche Mittelpunkte für den Verkehr bilden, den sie an sich ziehen; der Schienenweg wird zugleich eine große Culturbahn sein, auf welcher alljährlich viele tausende von Menschen aus dem Abendland nach Assyrien, nach Babylonien, in jene Regionen strömen, die noch unter den Chalifen großen Wohlstandes sich erfreueten. Sie wird ein Element zur Geltung bringen, das seit Jahr-

---

*) Ueber den assyrisch-phönicischen Handel, den Verkehr zwischen Euphrat und Mittelmeer, die Handelsstraßen und Handelsstationen in Mesopotamien sind die Nachrichten vortrefflich zusammengestellt in F. C. Movers, das phönicische Alterthum; dritter Theil, erste Abtheilung. Berlin 1856, namentlich im zehnten Capitel, S. 236 bis 271.

hunderten völlig abhanden gekommen ist, die Ordnung; sie wird Sicherheit für das Eigenthum und geregelte Zustände schaffen. Denn es ist undenkbar, daß England viele Millionen in die Wüste werfen würde, ohne sich eine Controle über die Bahn zu sichern, und das Privilegium, welches die Anlage der syrischen Bahn gestattet, enthält manche in dieser Hinsicht bezeichnende Bestimmungen. Mit der türkischen Willkür begann der Verfall in den Ländern zwischen Mittelmeer und Tigris, mit Herstellung geregelter Verhältnisse wird die Blüthe wiederkehren, und der Unternehmungsgeist der Europäer muß nothwendig eine Menge von Umgestaltungen herbeiführen. Aber man darf, unserer Meinung zufolge, nicht darauf rechnen, daß der mesopotamische Schienenweg für den Transit schwer ins Gewicht fallender indischer Produkte nach dem östlichen Europa und europäischer Waaren nach Indien von erheblichem Belang wäre; er kann in dieser Beziehung keinen Mitbewerb gegen den wohlfeilern Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und nicht einmal gegen den Kanal von Suez aushalten, der schon deshalb vorzuziehen wäre, weil er die Umladung der Güter erspart. Die Entfernung der syrischen Häfen von dem atlantischen West-Europa ist nicht geringer, als jene von Alexandria oder Pelusium, und die Schifffahrt gewänne also keine Ersparnisse an Zeit. Die Bedeutung der Euphratbahn wird vorzugsweise eine politische sein.

Wir verkennen indessen nicht im Mindesten, daß sie auch einen beträchtlichen Aufschwung des Handels im Gefolge haben werde. Denn an ihr gewinnen die mesopotamischen Erzeugnisse und die Waaren, welche auf den Karawanenstraßen zu den großen Emporiern am Strome gebracht werden, einen raschen, wohlfeilen und sichern Weg zu den vorderasiatischen Häfen, von wo sie durch europäische Fahrzeuge in den Handel der Staaten am Mittelmeere, und theilweise über Triest auch in den deutschen Verkehr gelangen können. Auf demselben Wege

gehen dann auch europäische Fabrikate nach dem Euphrat, und es liegt in der Natur der Sache, daß sich allmälig auf diesem Strom eine lebhafte Dampfschifffahrt entwickeln muß. Schon seit einem Menschenalter haben die Engländer sich nicht nur zu Bassora am Schat el Arab, sondern auch zu Bagdad am Tigris in beträchtlicher Anzahl häuslich eingerichtet, eigene Stadttheile gebauet, in welchen sie sich im Nothfall gegen einen Angriff vertheidigen können; sie finden nöthigenfalls immer wirksamen Schutz bei ihren Residenten.

Man sieht, weshalb in England so großes Gewicht auf die Euphratbahn gelegt wird, und welche commercielle und politische Tragweite diese Verbindungsbahn haben wird, deren Anlage man in London nicht ohne guten Grund für eine Nothwendigkeit erklärt.

Gerade in Hinblick auf alle diese Verhältnisse gewinnt die Expedition nach dem persischen Meerbusen eine gesteigerte Bedeutung. Wir wiesen schon weiter oben darauf hin, daß die ostindische Compagnie im südwestlichen Persien seit längerer Zeit Verbindungen angeknüpft habe und Agenten unterhalte. Belege dafür finden wir auch in Flandin's Werke*). Als der französische Reisende von Persepolis über Schapur nach dem Golf hinabzog, fand er überall die Bewohner in Fehde; ein Chan hatte sich gegen den Schah erhoben, in jedem Dorfe standen zwei Parteien bewaffnet einander gegenüber; die Gährung war bedenklicher Art, und der türkisch-ägyptische Kampf um Syrien übte seine Wirkungen bis an den persischen Meerbusen**). Die Anhänger des Königs von Persien machten

*) Voyage en Perse, de M. M. Eugène Flandin et Pascal Coste, attachés à l'ambassade de France en Perse pendant les années 1840 et 1841 etc. Paris 1851. Vol. II., p. 288, 296 ff., überhaupt das ganze vierundvierzigste Capitel.

**) Flandin sagt: il me sembla qu'il se cachait quelque complot, ourdi par des agents étrangers au pays.

kein Hehl aus ihrer bittern Feindschaft gegen England und dessen Schützling, den türkischen Sultan, während sie dem Vicekönig von Aegypten besten Erfolg wünschten. In der Hafenstadt Abuschehr waren die Thore geschlossen und die Häuser verrammelt, weil man irgend einen Ueberfall besorgte. Alle dort ansässigen armenischen Kaufleute waren in Englands Interesse thätig; „sie gehörten zu den Vorposten, welche diese Macht überall ausstellt, wo ihre Heere noch keinen festen Fuß gewonnen haben."

Aber heute liegen englische Fahrzeuge bei Abuschehr vor Anker. Diese „Stadt des Großvaters" ist von Arabern gegründet worden, gleich den übrigen Hafenplätzen an jener Küste, welche den bezeichnenden Namen des Germsir, des „heißen Landes" führt. Die Perser waren nie seebegabt und seetüchtig, sie haben zu keiner Zeit auf dem Salzwasser irgend eine Geltung gehabt, und auch im Alterthum waren die Flotten der Achämeniden von Vorderasiaten gebaut und bemannt. Ohne ihre Hilfe wären Darius und Xerxes niemals nach Europa herübergekommen. Süd-Persien, also die Region, welche an einem Theile des Oceans liegt, hat ohnehin kein Schiffbauholz, und als einst Nadir Schah den Plan faßte, eine Flotte herzustellen, ließ er Baumstämme aus den Wäldern der Provinz Masanderan am kaspischen See, einige hundert Stunden weit auf den Rücken von Menschen quer durchs Land nach dem persischen Meerbusen schaffen. Aber das einzige Kriegsschiff, zu welchem überhaupt der Kiel gelegt wurde, blieb unvollendet. Auch heute besitzt Persien keine Kriegsfahrzeuge, und sein Gestade am Golf liegt den Engländern offen, wie jenes am kaspischen See den Russen.

Dem persischen Meerbusen fehlen gute Häfen, auch jener von Abuschehr (Bender Abuschihr) ist weder tief noch sicher; größere Fahrzeuge müssen weit vom Lande entfernt Anker werfen, und nur arabische Bagalows oder Battils können dicht am

Ufer anlegen. Seither sind alljährlich vier, sechs oder acht englische Segel in Abuschehr eingelaufen; aber der größte Theil des Handels wird von arabischen Schiffern getrieben, die schon seit langer Zeit unter englischer Flagge fahren. Großbritannien hat in jenen Gewässern strenge Seepolizei gehalten, den früher gefährlichen Piraten durch seine Dampfer das Handwerk gelegt und dadurch die Gunst aller Kaufleute erworben. Mittelbar oder unmittelbar befindet sich der gesammte Handel des persischen Golfes in den Händen der Engländer; sie bringen europäische, indische und chinesische Erzeugnisse, und holen Landesprodukte, insbesondere Tabak aus Schiras, Teppiche, Seiden= und Wollengewebe aus Kerman und Yezd, einige Baumwollenwaaren aus Ispahan, persische Pferde, Waffen und Wein. Bis vor zehn Jahren wurde auch der Sklavenhandel über See von den Arabern sehr schwunghaft betrieben, er ist aber in Abgang gekommen, seit die Engländer zur Abschaffung derselben einen Vertrag mit dem Imam von Maskat geschlossen haben.

Dieser Herrscher, unter allen arabischen Potentaten der einzige, dessen politische Macht von einigem Belang ist, besitzt eine Flotte von mehr als fünfzig Kriegsschiffen, weiß aber, daß eine solche nicht hinreicht, um den Engländern Widerstand zu leisten, er hat deshalb stets mit ihnen in gutem Einvernehmen gestanden, und nicht vergessen, daß sie ihm wirksame Hilfe geleistet, als er sich der Wechabiten nur mit Mühe erwähren konnte. Großbritannien dagegen behandelt einen Monarchen rücksichtsvoll, der nicht stark genug ist, ihm zu schaden, dessen guter Wille aber bei Conflicten mit Persien nicht gering anzuschlagen ist. Der Imam besitzt nämlich, abgesehen von seinen Landen an der Ostküste Afrika's (Zanzibar, Quiloa, Magadoscho ꝛc.) wichtige Punkte in der arabischen Landschaft Oman, wo seine Hauptstadt, Maskat, nur etwa 120 deutsche Meilen von den Mündungen des Indus entfernt liegt. Von dort aus

kann er die Einfahrt in den persischen Meerbusen beunruhigen, in welchem er nicht nur Ormus besitzt, jene einst zur Zeit der portugiesischen Colonialgröße so reiche und berühmte Insel, sondern auch das heute ungleich wichtigere Eiland Kischm. Zugleich erkennen die arabischen Stämme und Städte der persischen Südprovinzen Kerman und Laristan, theilweise auch jene in Mekran ihn als Oberherrn an, und Bender Abassi, der Hafen am persischen Gestade, nördlich von Ormus, wo die Schiffe der englischen Expedition zusammentrafen, ehe sie in den Golf segelten, gehört gleichfalls dem Imam. Er muß um jeden Preis ein Freund Englands sein, wenn die Aus= und Einfahrt zum persischen Meerbusen frei und ungestört bleiben, und die Euphratbahn nicht im Süden gesperrt sein soll. Auf diesen Verbündeten kann Großbritannien zählen und er hat gegenwärtig mit ihm gemeinschaftliche Sache gegen den Schah gemacht.

Der Abgang des Geschwaders von Bombay wurde bis in den Herbst verzögert, weil das Germsir, der heiße sandige Küstenstrich, im Sommer höchst ungesundes Klima hat. Bender Abuschehr selbst liegt halb in Trümmern, gleich den meisten Städten Persiens, seitdem es nacheinander von Pest und Cholera heimgesucht worden ist. Nur in jenem Theile der Stadt, welcher hart am Hafen steht und wo die Waarenlager sich befinden, ist reges Leben; die Basare dagegen sind verödet und unbedeutend. Eine militairische Position ist Abuschehr nicht; als solche erscheint dagegen die Insel Karrack von hervorragender Wichtigkeit. Auf ihr hatten 1840 die Engländer eine Besatzung von 600 Sipahis und 400 europäischen Soldaten mit schwerem Geschütz, ihre Schiffe kreuzten von dort aus im persischen Meerbusen, vor Abuschehr lag ein Kriegsdampfer, und die Verbindung mit befreundeten Bewohnern der Stadt und mit Häuptlingen im Innern war ungemein lebhaft; sie wurde ganz offen betrieben.

Karrack war einst im Besitze der Portugiesen, ging später an die Holländer über, fiel aber an Persien zurück, das als ein Staat ohne Kriegsschiffe, also als eine Macht mit nur einer Hand, aus diesem wichtigen Punkt keinen Vortheil zu ziehen wußte. Frankreich, das sich stets bemühet, in Persien Geltung zu gewinnen, aber seinen Zweck nie erreichte, ließ sich die Insel vom Schah abtreten. Es kämpfte damals mit England um die Oberherrschaft in Indien, unterlag, und begriff, daß Karrack ihm nun eine unnöthige Besitzung sein werde. Napoleon forderte durch seinen Gesandten Gardanne 1808 Karrack vom Schah zurück, und Frankreichs Ansprüche wurden in Teheran auch nicht bestritten, aber England schritt kräftig ein, und sein Gesandter, Sir John Malcolm, erklärte: die Insel müsse Großbritannien übergeben werden, wenn überhaupt das freundliche Einvernehmen mit dem Schah fortdauern solle. Seitdem betrachtet England Karrack als sein Eigenthum.

Die persischen Südprovinzen Farsistan und Arabistan haben fruchtbaren Boden und sind verhältnißmäßig gut bewässert; in ihnen gedeihen Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr. Daß England danach trachte, sie in Besitz zu nehmen, glauben wir nicht; sie könnten ihm nur Verlegenheit bereiten, während sie unter den bisherigen Verhältnissen allzeit in bequemer Weise gegen den Schah benützt werden können, dessen Herrschaft, wie wir schon oben sagten, die Bewohner nur mit Widerwillen tragen. Flandin bemerkt, nach eigener Anschauung, daß in Arabistan und Chusistan eigentlich die Insurrection als normaler Zustand angesehen werden könne, sowohl bei den Luren, Bachtyaris und Mamacenis, als auch bei den streitbaren Charatschaders in Farsistan, welche nur die Autorität ihrer Chane anerkennen. Auf die Angehörigen der alten Zendstämme kann der Schah nie mit Sicherheit rechnen, noch weniger auf die arabischen Bewohner, die zumeist Sunniten und schon deshalb geschworene Feinde der schiitischen Perser sind. Unter allen

diesen Völkern und Stämmen ist keine Uebereinstimmung und kein innerer Zusammenhang; jeder einzelne Stamm handelt wie ihm gut dünkt, und man begreift leicht, wie viel Spielraum unter solchen Verhältnissen einer energischen Politik gegeben ist, die zugleich über Landheer, Flotte und reiche Geldmittel gebietet.

Wir haben die Stellung der Engländer erörtert und wenden uns jetzt nach Norden, um die asiatische Politik Rußlands zu betrachten.

III. Die Machtstellung Rußlands in Asien. — Die Wichtigkeit der Handelsverhältnisse und die Karawanenstraßen. — Die russischen Erfolge und die englische Rivalität. — Der Verkehrsweg von Trapezunt nach Tebris.

Der ganze nördliche Theil Asiens, vom Ural und dem kaspischen See bis zur Mündung des Amurstroms und zur Behringsstraße, gehorcht dem Zar. Aber auch in jenem Erdtheile treibt ein mächtiger Zug die russische Politik nach Süden, überall sucht sie „mehr Sonne.“ Seitdem Rußland das Joch der Mongolen abgeworfen hatte, sah es sich durch die Umstände selber näher an Asien herangerückt, und schritt immer weiter auch in südöstlicher Richtung vor. Noch im sechszehnten Jahrhundert eroberte es Kasan und Astrachan und wurde von da an auch eine asiatische Macht; aber zum Bewußtsein seiner Stellung kam es erst durch Peter den Großen, welchen auch hier die Verhältnisse begünstigten. Mit klarem Blick erkannte er, wie viel darauf ankam, sein Land an dem gewinnreichen Verkehr nach Mittelasien zu betheiligen, und der Gedanke, sogar den Landhandel aus Indien durch Rußland zu leiten, blieb seinem kühnen Geiste nicht fremd. Damals waren „Moskowien“ und England noch keine Nebenbuhler, und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hoffte man in St. Petersburg, die Pläne in Asien mit Hilfe britischer

Kaufleute durchsetzen zu können; die Rivalität entstand erst, als England in Indien die Herrschaft erworben hatte und Rußland bis über den Kaukasus vorgedrungen war*). Zaar Peter gedachte eben einen großen Stapelplatz an der Mündung des Kur zu gründen, eine Art von St. Petersburg am kaspischen See, als turkomanische Gesandte im Auftrage der unabhängigen Stämme vom Aralsee und kirgisische Häuptlinge bei ihm eintrafen, und ihm ein Bündniß gegen den Chan von Chiwa antrugen, der auch seinerseits bei dem mächtigen Nachbar eine Stütze gegen seine Feinde suchte. Von jener Zeit bis auf den heutigen Tag ist Rußland stets tiefer in die asiatischen Angelegenheiten verwickelt worden.

Peter begriff die wichtige Stellung, welche ihm gleichsam aufgedrängt wurde, vollkommen; er entwarf, wie oben bemerkt, den Plan, Karawanen nach Indien zu schicken, und um einen bequemen Weg bis in's Innere Turkestan zu bahnen, gedachte er dem Oxus (Amu-Darja) seinen alten, durch Versandung zum Aralsee gedrängten Lauf in's kaspische Meer wieder zu eröffnen. Zuvor jedoch wollte er den Chan von Buchara durch Güte oder Gewalt in eine gewisse Abhängigkeit bringen, und damit den russischen Einfluß bis an den nördlichen Abhang des Hindukusch ausdehnen. So war das Programm der russischen Politik für Innerasien festgestellt, und alle Herrscher Rußlands haben bis auf den heuti-

*) Jonas Hanway, zuverlässige Beschreibung seiner Reisen von London durch Rußland und Persien 2c., in den Jahren 1742 bis 1750, worinnen die großbritannische Handlung über die kaspische See, und überhaupt das Handlungswesen von Rußland, Persien, von der Tartarei, Türkei, Armenien, China u. s. w. mit den benachbarten und entfernten Nationen umständlich beschrieben 2c. Aus dem Englischen. Hamburg und Leipzig 1754. Diese zwei Quartbände bilden eine wahre Fundgrube interessanter Nachrichten über die innerasiatischen Verhältnisse, insbesondere über die commerciellen.

gen Tag dasselbe unwandelbar befolgt. Auch Persien empfand Peter's Macht; er eroberte die Provinz Ghilan am Südwestgestade des kaspischen Sees, trat sie aber, weil das Klima ungesund ist, nach einigen Jahren dem Schah wieder ab. Und das ist, abgesehen von den Donaumündungen, die einzige Eroberung, welche Rußland jemals zurückgegeben hat.

Der Vorrang Rußlands in Centralasien war durch die Herrschaft über die Wolgamündungen und das kaspische Meer bedingt; beide eröffneten den Weg nach Persien. Aber von nicht geringerer Wichtigkeit sind der Aralsee und die beiden Ströme, welche sich in ihn ergießen, der Oxus und der Jaxartes. Diese, zugleich Alpen-, Steppen- und Wüstenflüsse, bahnen den Weg bis tief in's Innere von Turkestan, ihnen entlang laufen die Handelsstraßen zu den altberühmten Stapelplätzen, von denen aus der Verkehr hauptsächlich vermittelt wird. Deshalb haben die asiatischen Großmächte zu allen Zeiten Werth auf den Besitz dieser Regionen gelegt, und in ihnen lag das Kernland von Timur's Weltmonarchie, deren Hauptstadt Samarkand bildete.

Auf der weiten Strecke vom kaspischen Meere bis über den Balchasch-See hinaus stößt die Grenze Rußlands mit jener der Turkomanenstaaten zusammen, deren Bewohner in den innerasiatischen Angelegenheiten allezeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Sie werden in allen Richtungen von großen Handelsstraßen durchzogen, und sind für Rußlands Politik nicht minder wichtig als Persien. Vor allen Dingen handelt es sich um Chiwa, das Oasenland am Oxus, wo im Jahre 1717 die ersten russischen Hebel angesetzt wurden, als Fürst Bekowitsch das kühne Wagniß unternahm, den Chan in die Abhängigkeit von Rußland zu bringen. Er bezahlte dasselbe mit dem Leben, und mehr als ein Jahrhundert verfloß, bevor der Zaar dort seinen Zweck erreichte. Wir können in die

Geschichte der Berührungen dieser Macht mit den turanischen Staaten hier nicht eingehen und müssen uns darauf beschränken, einige Thatsachen hervorzuheben, welche die Bestrebungen der russischen Politik und die Resultate, zu welchen sie gelangt ist, näher bezeichnen.

Die Versuche, einen directen Handel zwischen Rußland und Buchara zu eröffnen, datiren vom Jahre 1731. Damals hatte die kleine Orda der Kirgisen sich unter russischen Schutz begeben; um sie fortan aus der Nähe überwachen zu können, baute man die Stadt Orenburg, welche seitdem für den Handel und die Politik des Zaarenreiches so wichtig geworden ist. Wie vortrefflich die Oertlichkeit gewählt war, zeigte sich bald; gleich vom Anfang an, als der Platz nur erst wenige hundert Häuser zählte, hat er den Karawanen-Verkehr von Chiwa und Buchara an sich gezogen, während jener aus Kaschgar und Taschkend sich nach Troïtzk wandte, dessen Anlage in das Jahr 1734 fällt. Die commerzielle Verbindung mit den Oasenstädten im Oxuslande und mit dem gesammten Turkestan war also hergestellt; es kam nun darauf an, sie dauernd zu sichern. Deshalb vervielfältigte Rußland die Beziehungen zu den Kirgisen auch der mittlern und großen Orda, ließ den obern Lauf des Irtysch befahren, und legte nach und nach der ganzen Südgrenze entlang eine Menge von Militairposten an, die zugleich als Handelsstationen dienen, und von welchen aus eine lebhafte Verbindung mit den benachbarten Völkern unterhalten wird. Diese Forts reichen von der Mündung des Ural nach Osten bis über Omsk in Sibirien hinaus, nach Ust Kamenogorsk und an die chinesische Grenze. Ihre Besatzung besteht aus Kosaken; auch an der Mündung des Jaxartes und im Aralsee selbst hat Rußland Festungen gebaut; es ist bis an das Chanat Buchara vorgerückt, und die Entfernung zwischen seiner Grenze und Attock, dem wichtigsten Uebergangspunkt am Indus, beträgt nur noch dreihundert Wegstunden.

Die politische Rivalität zwischen England und Rußland ist gerade in Asien auch eine commerzielle, und in diesem Erdtheile sind die Karawanenstraßen auch im eigentlichen Sinne des Wortes Heerstraßen. Auf den innerasiatischen Märkten treffen die Waaren, welche aus Rußland kommen, mit denen zusammen, die England vom Süden her schickt. Bucharische Kaufleute erscheinen als Verkäufer und Einkäufer in Orenburg, Astrachan, Nischni-Nowgorod und Moskau. Großbritannien zieht aus dem asiatischen Handel größere Vortheile als früher, seitdem die ganze fahrbare Strecke des Indus sich in seiner Gewalt befindet. Auch vorher schon versorgten die Engländer von ihrer Factorei zu Tatta am untern Indus den Basar von Kabul, und der Transit nach Turkestan war stets beträchtlich. Kabul ist ein Knotenpunkt für die Karawanen; sie kommen von Calcutta über Delhi, Bahawalpur, Multan und Gazna dorthin; auf einer andern Straße gehen sie von Bombay an der indischen Westküste über Guzerat nach Palli, durch die Wüste über Bikanir nach Bahawalpur und weiter; ein dritter Weg geht von Sindh nach Kandahar, Gazna und von da nach Kabul. Eine vierte Straße, die sehr wichtig geworden ist, seit das Pendschab den Engländern gehört, zieht von Delhi nach Lahore, Attock und Peschawer. Die Waaren werden theils in Kabul gelagert, theils gehen sie weiter nach Herat und Buchara. Bis Kabul wird von Süden her der Verkehr vorzugsweise durch die sogenannten Lohanis, Bergbewohner aus der Gegend zwischen Gazna und dem Indus, vermittelt. Sie kaufen die Waaren auf den Märkten ein, befördern sie auf eigenen Kameelen und sind den Engländern befreundet. Nördlich von Kabul spielen bucharische Kaufleute eine Hauptrolle.

Bis 1816 kamen viele europäische Waaren, namentlich auch deutsche Fabrikate auf den Markt von Kabul durch diese Bucharen, welche in Rußland eingekauft hatten; seit jener

Zeit erhielten jedoch in ganz Afghanistan die englischen Erzeugnisse das Uebergewicht, weil sie wohlfeiler sind, und selbst in Buchara haben seit längerer Zeit die englischen Baumwollenzeuge jenen aus russischen Fabriken den Rang abgelaufen. Nun will England an seinen Nordwestgrenzen einige große Messen begründen, um die Kaufleute aus Centralasien dauernd an sich zu ziehen. Nach Buchara kommen über Kabul aus Indien jährlich mehr als tausend Kameelsladungen; sie nehmen im Spätsommer den Weg über den Hindukusch, in den übrigen Monaten schlagen sie den Weg über Bamian ein.

Dagegen setzt sich die Karawane von Orenburg nach Buchara im Januar in Bewegung; sie zählt gewöhnlich zwischen tausend bis fünfzehnhundert Kameele. Andererseits ziehen die Karawanen, welche von Buchara nach Rußland gehen, im Juni und im August ab. Von Nordwesten her führen vier große Straßenzüge nach Turkestan. Zuerst jener von Astrachan, über das kaspische Meer nach dem Fort Neu-Petrowsk auf der Halbinsel Mangyschlak, über Urgendsch und Chiwa nach Buchara; er ist der am wenigsten beschwerliche, und wird binnen dreißig bis vierzig Tagen zurückgelegt. Die zweite Straße geht von Orenburg durch die kaspische Wüste zwischen den beiden großen Seen hindurch; man erreicht Buchara gewöhnlich nach zwei Monaten; die dritte zieht von Troitzk durch die Kiptschakwüste östlich vom Aral, überschreitet den Jaxartes unweit der Mündung, und führt nach einer Reisedauer von 48 bis 54 Tagen nach Buchara; eine vierte von Petropaulensk am Ischim über Taschkend, ist sehr weit und beschwerlich, da die Karawanen volle drei Monate gebrauchen, um an's Ziel zu gelangen.

Wir erwähnen das Alles, weil diese Verhältnisse wesentlich beitragen, die asiatische Politik Rußlands zu bestimmen, und weil sie zeigen, wie die Interessen der beiden Großmächte im Osten zusammenstoßen. Daß

England Alles aufbietet, um seinen Handel möglichst auszudehnen, bedarf keines weitern Nachweises, daß aber Rußland sich zum Herrn des innerasiatischen Handels machen möchte, ist nicht minder klar. Es hat vielen Tadel darüber erfahren, daß es keine Mühe und Kosten scheuet, um eine selbstständige vom Ausland unabhängige Industrie in's Leben zu rufen, und zur Erreichung dieses Zweckes ein starres Prohibitivsystem einführte. Der Versuch ist gewagt, und der Erfolg war sehr mäßig; das System hat ihm Mittel- und Westeuropa entfremdet, und in dem einflußreichen Gewerbs- und Handelsstande Abneigung hervorgerufen. Denn es liegt klar vor Augen, daß dadurch ein großer Verkehrsstrom unterbunden wurde, und Rußland selbst viele Kräfte nicht an sich gezogen hat, die ihm bei einem andern Verfahren nutzbar hätten werden müssen. Wer aber die Dinge näher in Erwägung zieht, wird nicht verkennen, daß jenes System wesentlich auch deshalb in's Leben gerufen worden ist, um die asiatischen Märkte mit nationalrussischen Artikeln zu versorgen und die dortigen Käufer und Verbraucher vorzugsweise an solche zu gewöhnen. Daß ein so großer Staat bei sich eine Industrie zu gründen und zu bewurzeln trachtet, ist unter allen Umständen begreiflich; ob aber in Rußland das Volk die Begabung hat, mit anderen Nationen zu concurriren, ist zweifelhaft; nicht minder sind es die Wirkungen des Systems selbst, das sich ohnehin schwerlich auf die Dauer behaupten lassen wird. Es fragt sich, ob nicht Rußland auch in Asien commerziell wie politisch dabei gewänne, wenn es europäische Fabrikate bei niedrigen Tarifsätzen zum Consum oder mindestens zum Transit eingehen ließe; der Nutzen des asiatischen Handels würde dabei jedenfalls doch zumeist ihm zufallen.

Alle Waaren, welche Innerasien von Norden her bezieht, müssen das russische Gebiet passiren. Mit China ist der Verkehr von Jahr zu Jahr angewachsen; er wurde bekanntlich

bis vor Kurzem direct lediglich über Kiachta vermittelt; seit 1852 ist aber auch weiter westlich eine zweite Station in Sibirien, am obern Irtysch, eröffnet worden. Rußland hatte sich längst bemüht, die Erlaubniß zur Anlage eines solchen neuen Handelspostens zu erhalten, sie wurde ihm aber von der chinesischen Regierung stets verweigert. Seitdem jedoch die Engländer ihren Opiumkrieg geführt haben, gelang es der russischen Politik, in Peking immer mehr Einfluß zu gewinnen, und endlich auch die westlichen Provinzen China's sich zu eröffnen. Dieser Umstand ist von nicht geringer Wichtigkeit, weil er die Beziehungen Rußlands mit den östlichen Bucharen, den Tataren, den Kaufleuten aus Yarkend und den Kirgisen beträchtlich vermehrt, und weil man nach dieser Seite hin nun Alles erreichte, wonach in St. Petersburg so lange gestrebt worden ist. Man recapitulire einmal. Rußland hat mit Japan einen Vertrag abgeschlossen, der im Fortgange der Zeit seine Früchte tragen wird. Es hat den Lauf des ganzen Amurstromes in seine Gewalt gebracht, eines Gewässers, das wir als die ostasiatische Donau bezeichnen möchten. Es hat außer der Handelsstation von Kiachta auch jene am obern Irtysch; es hat Forts im und am Aralsee, läßt diesen letztern, sowie den untern Lauf des Oxus und des Jaxartes mit Dampfern befahren; es hat Verträge mit Chiwa und Buchara; durch russisches Gebiet geht der mongolisch-chinesische Handel nach Tobolsk und Irkutzk; der gesammte Schifffahrtsverkehr auf dem kaspischen See ist in russischen Händen, endlich steht ein russisches Fort auf einer Insel vor der persischen Küste, und beherrscht die Einfahrt in den Hafen von Astrabad.

Wer diese Punkte auf der Karte verfolgt, sieht auf den ersten Blick, was Alles durch so wichtige Positionen gewonnen und gesichert wurde. Die gesammte Nordgrenze Mittelasiens, von Japan bis zum schwarzen Meere,

steht unter russischer Controle, welcher zugleich in dieser Richtung der gesammte Handelsverkehr anheim gefallen ist. Nur allein nach Nordwesten hin, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, liegt eine große Handelsstraße, welche bisher dieser Controle sich entzog; wir meinen den Weg von Trapezunt über Erzerum nach Tebris, und gerade dieser bildet die allerwichtigste Straße nach Persien, ja die einzige, auf welcher es von Norden her ungehindert den Verkehr mit dem Abendland unterhalten kann. Wir haben weiter oben gesagt, daß Rußland seit langer Zeit danach trachtet, den europäisch-persischen Handel durch sein Gebiet zu lenken und sich völlig zum Herrn des Transit zu machen. Der Verbrauch westeuropäischer Manufacturen steigt in Persien, seitdem unsere Maschinengewebe so billig geworden sind. Bei einer auch nur halbwegs verständigen Regierungsweise würde Persien an Wohlstand und damit an Verbrauchs- und Kauffähigkeit wachsen, es ist aber auch trotz seiner durchaus verwahrlosten Zustände immerhin ein wichtiger Abnehmer. Früher bezogen die Südprovinzen einen beträchtlichen Theil ihrer Waaren aus Syrien, von dessen Häfen die Karawanen nach Bagdad gingen; die nördlichen Provinzen erhielten ihren Bedarf hauptsächlich über Tiflis in Georgien. Seitdem aber das russische Prohibitivsystem wirksam wurde, und den europäischen Waaren die Durchfuhr unmöglich machte, oder doch in hohem Grade erschwerte, trat eine Umwandelung ein. Der Versuch, den Handel der Leipziger Messe nach Persien lahm zu legen und nach Nischni-Nowgorod abzulenken, schlug fehl, und Westeuropa fand einen unbelästigten Absatzweg, der längst von doppelter und dreifacher Bedeutung sein würde, wenn die türkische und persische Regierung auch nur einigermaßen dafür gesorgt hätten, denselben in erträglich practicabeln Zustand zu versetzen.

In Bezug auf die Straße vom schwarzen Meere nach Tebris in Aserbeidschan zeigt sich von vorne herein, wie tief

die neueren Communicationsmittel eingreifen, und wie weit sie wirken. Der Triester Lloyd eröffnete eine Dampferlinie nach Trapezunt, und die Donau wurde gleichfalls von Dampfern befahren. Damit war die Möglichkeit gegeben, Fabrikate von der Leipziger Messe, vom Rhein, aus Wien, überhaupt aus Westeuropa binnen vier Wochen sicher bis Trapezunt zu schaffen. Aus dieser alten, einst großen und berühmten Kaiserstadt des Komnenenreiches gehen, wie schon gesagt, die Waaren über Erzerum im türkischen Armenien nach Tebris, dem großen nordpersischen Stapelplatze, ohne irgendwo russisches Gebiet zu berühren*). Hier befindet sich also in dem russischen System eine empfindliche Lücke, die man auszufüllen trachtet. Seit Katharina der Zweiten ist Rußland unablässig hier in südlicher Richtung vorgedrungen; es erwarb durch glückliche Kriege von 1774 bis 1829 die Krim, den Kaukasus, die ganze Ostküste des schwarzen Meeres, Mingrelien, Imerethi, Guriel, Georgien, persisch Armenien mit Eriwan, die Araxesgrenze, das Ostgestade des schwarzen Meeres und die Donaumündungen. Das ist viel, aber es ist nicht Alles, weil diese Eroberungen erst eine Abrundung finden, sobald auch türkisch Armenien und Kleinasien an der Südküste des schwarzen Meeres, westlich bis zum Kisil Irmak (den alten Halys, welchen Krösus von Lydien nicht überschreiten sollte), oder noch etwas weiter bis Sinope, in russischem Besitze sich befinden.

Dagegen erhebt Europa Einwendungen, und der jüngste Pariser Frieden hat, ohne Zweifel auch im Hinblick auf die

*) Die gesammte Entfernung beträgt 163 Reisestunden. Herr v. Sercey, der Gesandte König Ludwig Philipps, nahm auf seiner Reise nach Teheran diesen Weg und Flandin hat ihn ausführlich beschrieben. Von Trapezunt bis Erzerum 55½ Stunden, von da bis Bajasid 56, bis Choï (das von der russischen Festung Abbasabad am Araxes aus eben so leicht bedroht werden kann, wie Bajasid von Gumri-Alexandropol aus) 28½, von dort bis Tebris 23 Stunden; zusammen 163.

einzige noch offene Verkehrsstraße nach Persien, die unbedingte Freiheit der Donau und die sogenannte Neutralisation des schwarzen Meeres festgestellt; Trapezunt, Samsun und Sinope will Europa nicht in russische Gewalt fallen lassen. Als die letztgenannte Stadt in Brand geschossen wurde, zeigte sich, wie wehrlos die ganze Südküste des Pontus einer russischen Flotte gegenüber da liegt. Rußland hat hart an der Grenze die Festung St. Nikolai, und trachtete längst nach dem Besitze des Hafens Bathumi in dem noch türkischen Theile von Guriel; und von Kars aus wird Erzerum bedroht. Darin lag die Bedeutung der russischen Stellung in jenem festen Platze; in türkisch Armenien ist, wie die Geschichte lehrt, schon mehr als einmal um die Herrschaft über Vorder- und Mittelasien entscheidend gekämpft worden.

Man sieht, wie die Interessen von Politik und Handel auch hier überall eng mit einander verflochten sind, und wie sehr man sich dessen in den Cabinetten bewußt ist. Die Anliegen des Verkehrs wirken bestimmend ein, nicht blos auf die Europa zunächst liegenden Gegenden von Asien, sondern auch weiter nach Osten hin auf jene im Binnenlande.

IV. Die Wichtigkeit der Chanate Chiwa und Buchara und ihre Stellung zu Rußland. — Wie dasselbe sein Uebergewicht in Turkestan und Persien gewann. — Die Festungen am Aralsee und dem kaspischen Meere. — Die Araxesgrenze. — Resultate.

Wir haben mehrfach des Chanats Chiwa erwähnt. Gerade dieser von einem barbarischen Usbekenhäuptling beherrschte Staat ist seit längerer Zeit von entschiedener Wichtigkeit für Rußland, und dort hat es auch zuerst festen Fuß in Turkestan gewonnen. Seit der Gründung von Orenburg und Troitzk erfuhr der Verkehr zwischen den „Moskowitern“ und Innerasien keine langdauernde Unterbrechung mehr; der Karawanenhandel nahm im Allgemeinen seinen regelmäßigen Ver-

lauf, und der kaspische See gewann eine höhere Bedeutung. Seit 1796 drang Rußland an demselben weiter vor, es besetzte Baku, wo das heilige Naphthafeuer aus der Erde lodert, und wurde durch die Besetzung von Derbent Herr der kaspischen Pforten; auch die Straße durch den Kaukasus von Wladikawkas nach Tiflis wurde russisch.

Dieses Vordringen beunruhigte zugleich den persischen König und die Herrscher in Turkestan. Die Chane von Chiwa und Buchara wollten ferner keine russischen Karawanen in ihren Ländern zulassen, sie besorgten ohnehin im eigenen Lande Bewegungen von Seiten der überwiegenden Mehrzahl des Volkes, welche aus ansässigen und gewerbtreibenden Menschen persischer Abkunft besteht, den sogenannten Tadschiks oder Sarten, Nachkommen jener alten Culturnation, welche wir bis hoch ins Alterthum hinauf in jenen Gegenden finden. Diese iranischen Menschen sind eine Beute turanischer Nomaden geworden, und die Herrschaft der Usbeken und Turkomanen lastet auch heute noch schwer auf ihnen. Die Tadschiks gehorchen ihren Drängern, weil sie nicht streitbar genug sind, ihrer sich zu erwehren; sie würden nichts einzuwenden haben gegen eine russische Obergewalt, die ihnen Sicherheit für Person und Eigenthum brächte. Ohnehin weiß man in ganz Centralasien, mit welcher Rücksicht der Zaar gerade die Mohammedaner behandelt, daß er keine Beeinträchtigung des Cultus duldet, und daß die Anhänger des Propheten von Mekka, eben so wie die mongolischen Buddhisten, volle Gleichberechtigung mit den Christen haben. Unter russischer Herrschaft ist den Sunniten nicht erlaubt, die Schiiten zu bedrücken, und die Tadschiks gehören durchgängig der letztern Abtheilung des Islam an.

So wäre Rußland der Gunst dieser Classe sicher; eine umsichtige Politik gebot aber, sich mit den turkomanischen Stämmen und den Herrschern am Amu und Sir zu befreunden; denn von den Tadschiks war unter allen Umständen nichts zu

befürchten. Es streckte also den Häuptlingen je nach Umständen die offene, golbbelegte Hand entgegen oder zeigte ihnen die Faust mit dem Säbel. Durch äußerst kluges Verfahren ist es gelungen, die turkomanischen Häuptlinge im nordwestlichen Persien und am Araxes in vielfältige Verflechtungen mit Rußland zu bringen, und gleichzeitig auch jene am östlichen Ufer des kaspischen Sees und am Aral zu gewinnen. So vermochte Rußland alle seine neugewonnenen Stellungen zu sichern, und die Bemühungen sind so erfolgreich gewesen, daß seit nun etwa dreißig Jahren sein Einfluß in der weiten Region von den kurdischen Gebirgen bis zur Grenze von Afghanistan entschieden vorwiegt. Rußland hat mehr als einmal diese in viele Stämme zerklüftete *turkomanische Kriegerkaste* in der Weise unterstützt, daß es ihnen zur Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte selbst gegen den Schah die Hand bot. Diesem sind die Privilegien unbequem, er möchte sie beseitigen; in Rußlands Interesse liegt es dagegen, daß der Schah nicht stärker werde, sondern schwach bleibe, wie er ist. Schon früher haben wir auf einen Parallelismus in der englischen und russischen Politik hingewiesen; hier läßt er sich wieder deutlich hervorheben. Die Turkomanen bilden als herrschendes Volk auch in den Südprovinzen Persiens eine bevorrechtete Kaste, und sind den übrigen Bewohnern verhaßt, mit welchen Großbritannien Verbindungen unterhält. Aber gerade deshalb sehen sich der Schah wie die Turkomanen, was auch sonst ihre Zerwürfnisse unter einander sein mögen, um so mehr zu Rußland hingedrängt, welches hier bald dem einen, bald dem andern Theile hilft. Dabei befindet es sich in der günstigen Lage, die Dinge *abwarten* zu können, und inzwischen Alles in der Weise zu lenken, daß sie seinen Wünschen entsprechend sich gestalten.

Denn Rußland ist die einzige große Macht, welche sich von Norden und Nordwesten her den Völkern Innerasiens *unmittelbar* fühlbar machen und in jedem beliebigen Augenblick sein

Schwergewicht auf sie wirken lassen kann; es liegt ihnen zunächst und ist allzeit streitfertig; noch mehr, es geizt nicht mit dem Gelde und weit und breit werden die Länder von treuergebenen Agenten durchstreift. Nicht blos in dem ganzen Zuge seiner Geschichte, sondern in den Verhältnissen selbst, die in hohem Grade einladend sind, fand es vielfachen Anreiz, sich in Asien zu vergrößern; und das seither befolgte System, nach jener Richtung hin die Grenzen zu erweitern, hat für das ohnehin schon riesengroße Reich keine Nachtheile herbeigeführt. Man weiß in St. Petersburg, daß ein bureaukratischer Schematismus auf Nomadenvölker keine Anwendung finden kann; man läßt ihnen ihre eigenthümlichen Einrichtungen und begnügt sich mit der thatsächlichen Abhängigkeit. Sie reicht vollkommen für die Zwecke aus, für welche man diese Völker nutzbar machen will.

Rußland scheuet aber auch Gewalt und Krieg nicht, wenn nur sie zum Ziele führen können. Gerade dafür liefert der Chan von Chiwa ein Beispiel. Wir haben schon oben angedeutet, daß seit länger als hundert Jahren das Oasengebiet am Oxus ein Strebeziel für die Politik der Zaren gewesen ist; aber eigentlich feindselige Berührungen zwischen beiden Theilen fallen erst in das Jahr 1836, also in dieselbe Zeit, als der Schah von Persien anfing, gegen Herat zu rüsten. Die geographische Lage des Chanats war nicht minder einladend, als die schon oben erwähnte Verschiedenheit der Volksstämme, welche dasselbe bewohnen. Rußland wußte seit 1819 vollkommen, worauf es ankam. Hauptmann Murawieff unternahm damals seine berühmte Reise nach Chiwa, Negri und Meyendorff drangen bis Buchara vor und Lehmann kam später bis Samarkand.

Von nicht geringem Interesse und sehr bezeichnend sind folgende sehr offene Aeußerungen Murawieff's. „Wenn," sagt er, „Chiwa der Herrschaft Rußlands unterworfen wäre, so würde sich dort schnell die Gewerbthätigkeit entwickeln, und das

36 Stunden vom Aralsee an den Irgiz, wo er in fünf Fuß hohem Schnee lagerte, um besseres Wetter abzuwarten. Der Winter kehrte mit einer selbst dort im Kiptschack unerhörten Strenge ein, der Branntwein gefror, die Kälte stieg bis auf vierzig Grad, Menschen und Thiere starben in Masse, und auch nicht ein Mann wäre nach Orenburg zurückgekommen ohne Unterstützung der befreundeten Kirgiskaisaken. Der Zug war völlig mislungen. Aber England hatte inzwischen den bengalischen Artilleriehauptmann Abbot nach Chiwa geschickt, welcher dem Chan mit gutem Rath an die Hand ging. Er besaß die Dreistigkeit, seinen Weg nach England über Orenburg zu nehmen, wo Perowski ihn einige Zeit gefangen hielt und ihm unumwunden sagte: „Hätte ich Sie in Chiwa getroffen, so würden Sie mir haben über die Klinge springen müssen"*).

Der unglückliche Ausgang der Expedition schreckte Rußland nicht ab, sondern mahnte nur zu größerer Vorsicht. Es ging von nun an langsam aber sicher zu Werke, indem es eine Anzahl von Dampfern auf den Aralsee brachte, um den Amu Darja und den Sir Darja befahren zu lassen. Durch Lemm und Butakoff wurden die Küsten aufgenommen, und durch

---

*) Derselbe Keith E. Abbot, welcher längere Zeit in Herat verweilt hatte, wurde später zum englischen Consul in Teheran ernannt; er ist ein sehr gewandter Mann und ein gründlicher Kenner aller centralasiatischen Verhältnisse. Ich finde in dem Journal of the royal geographical society, London 1855, Vol. XXV., S. 1 bis 78, Bemerkungen über eine Reise, die er 1849 und 1850 durch das mittlere und südliche Persien unternommen hat. Er ging von Teheran nach Ispahan, und dann über Yezd, Kerman, Schiras nach Bender Abuschehr. Von dort schiffte er auf einem arabischen Boot zur Mündung des Schat el Arab hinüber, besuchte Mohammera, Bagdad und Babylon, und kehrte über Kermanschah und Hamadan nach Teheran zurück. Die Engländer sind überhaupt in Bezug auf alle Verhältnisse Persiens vortrefflich unterrichtet.

andere Reisende die Wüstenwege und Oasen genauer erforscht*). Erst nachdem alle Vorbereitungen von langer Hand her sorgfältig getroffen und fast anderthalb Jahrzehnte verflossen waren, unternahm dann im Frühjahr 1854 Perowski seinen zweiten Zug gegen Chiwa. Mit einer Streitmacht von siebzehntausend Mann gelangte er von Orenburg glücklich bis zum Aralsee, und drang am Amu-Darja und auf demselben bis ins Innere von Chiwa, wie er sagte, „in durchaus friedlicher Absicht und um den Herrschern von Buchara und Kabul Vorschläge zu machen, deren Verwirklichung den Uebergriffen der Engländer eine Schranke zu setzen geeignet sei. Die Engländer seien Gebieter des Indus, und als solche nicht nur den genannten Herrschern, sondern auch dem Selbstherrscher aller Reussen in hohem Grade gefährlich.“ Diese Sprache war nicht minder offen, wie jene Murawieff's im Jahre 1819. Perowski drang bis auf bucharisches Gebiet vor, dessen Chan, so weit wir unterrichtet sind, nun mit Rußland ein Bündniß eingegangen ist. In Bezug auf Chiwa war der Erfolg vollständig. Denn der Vertrag, welchen der Gebieter des Landes mit Rußland abgeschlossen hat, mediatisirt ihn. Man sehe den Wortlaut: „Beide Theile wollen Freunde sein, und Rußland verspricht, sich bis ans Ende der Welt niemals in die inneren

*) Butakoff hat aus Orenburg unterm 19./31. August 1852 einen Bericht über seine Untersuchungen im Aralsee an die geographische Gesellschaft in London geschickt, und eine Karte beigefügt; er steht Journal of the royal geographical society. Vol. XXIII. 1853. S. 93 bis 101. Die Reiserouten Lemms hat Kiepert in seine Karte von Turan eingetragen, aber das Detail der Vermessungen wurde, wie leicht erklärlich, vom russischen Kriegsministerium als Geheimniß zurückgehalten. (Erst Kaiser Alexander hat sie der Wissenschaft zugängig gemacht und Petermann bringt in seinen vortrefflichen geographischen Mittheilungen neue und werthvolle Angaben über die russisch-asiatischen Grenzlande.)

Angelegenheiten Chiwa's zu mischen. Am Hofe des Chans soll ein Gesandter des Czaars residiren; an die Spitze von 10,000 Reitern des Chans sollen zehn russische Oberoffiziere treten, welchen der Chan den Sold aus den Subsidien zu zahlen hat, die er von Rußland erhält. Alle persischen, russischen, afghanischen und bucharischen Sklaven, welche sich dermalen im Reiche Chiwa befinden, sollen freigelassen werden, nachdem Rußland den Besitzern derselben die Hälfte des Geldwerthes der Sklaven bezahlt hat. Die Freunde und Feinde des einen Staats sind auch jene des andern. Rußland darf im Bezirke Urgendsch Kasernen bauen und dort Truppen aufstellen; als Miethpreis für die Kasernen zahlt der Kaiser aller Reußen dem Chan jährlich zehntausend Tomans; Rußland will sich aber aus diesen Cantonnements zurückziehen, nachdem dieser Bundes- und Freundschaftsvertrag zwanzig Jahre in Kraft gestanden hat."

Dieser Tractat ist bündig und seine Tragweite klar genug, wenn man hinzunimmt, daß Rußland am rechten Ufer des Jaxartes, unweit der Mündung, das Fort Aralsk und auf einer Insel im Aralsee das Fort Kos Aral gebauet und mit starken Besatzungen versehen hat. Die Lage für beide ist vortrefflich gewählt, sowohl Chiwa als Buchara gegenüber. In Europa übersah man zu jener Zeit die volle Bedeutung des Vertrags, wenigstens wurde, so viel wir wissen, in Deutschland dieselbe nicht scharf accentuirt. Nur der Pariser Moniteur nahm 1854 Anlaß, scharfe Ansichten über Rußlands Politik in Asien auszusprechen, welche immerfort Veranlassung suche, sich einzumischen.

Wie großen Werth man übrigens in Rußland auf die Gegenden am Aralsee legt, ist schon von Pitschugin (in der Nordischen Biene vom 6. April 1848) ausgesprochen worden. Endlich schreibt er, sei der lang gehegte Wunsch erfüllt; „wir haben am Aralsee festen Fuß gewonnen und auf ihm den Fisch-

fang eröffnet.“ Seit 1841 führen die Russen Krapp aus Buchara und Chiwa ein, 1847 holte die aralische Handelsgesellschaft von diesem Erzeugnisse schon 20,000 Pud, und auf ihre Anregung wurde der Anbau dieses Färbestoffes beträchtlich ausgedehnt; auch brachten die Russen aus Buchara 40,000 Pud Baumwolle. Aber belangreicher war der Handel mit Indigo, welchen sie seit 1845 in Buchara und Taschkend kaufen. Am meisten wird er am Amu gebauet. Pischugin ruft aus: „Auf dem Amu können wir bis vor die Thore von Afghanistan gelangen; dort liegt das reiche Feld des Handels, wohin die russischen Kaufleute in Zukunft streben müssen. Es bedarf dazu weiter nichts, als daß wir uns rühren; dort ist uns nicht nur der Indigo zur Hand, sondern sein Vaterland Indien selbst.“ Der genannte Kaufmann geht näher auf den Karawanenhandel ein, und erörtert, was es gekostet habe, den Weg nach Chiwa, Buchara und Taschkend zu eröffnen; dann fährt er fort: „Jetzt ist die halbe Arbeit gethan; ich habe unternehmende Handelsgenossen gefunden, nun gehen unsere Waarentransporte in großem Maßstabe nach jenen Plätzen und auch nach Kokand, und von dem letztern aus wollen wir kleinere Transporte nach Samarkand und Kaschgar schicken. Die Engländer, welche kein Geld sparen, nähern sich mit ihrer gewöhnlichen Rührigkeit Mittelasien, und wir finden auf jenen Märkten viele englische Waaren, namentlich Zitze. Unsere Handelsagenten berichten mir, daß die Engländer sich bemühen, über Kaschgar nach China vorzudringen (um in Nordchina dem russischen Handel Concurrenz zu machen), auch haben sie directe Pläne auf Buchara. Wenn der englische Handel über so ungeheuere Land- und Meeresstrecken bringt, was hindert uns, die wir doch viel näher sind, in die Nachbarschaft Indiens zu gelangen?“

Gerade eine solche Nachbarschaft sucht England abzuwehren, und seine Agenten überwachen seit 1832, als Alexander Burnes und Gerard Innerasien durchzogen, den Rival auf Schritt und Tritt. Aber es hat, aus den weiter oben entwickelten Ursachen, in Turan und Persien ihm das Feld überlassen müssen. Nachdem England das Reich der Sikhs den Besitzungen der ostindischen Compagnie einverleibt und Peschawer besetzt hatte, trachtete Kaiser Nikolaus nach einem Hafen an der Südküste des kaspischen Sees in persischem Gebiete; er beantragte schon 1850 beim Schah die Abtretung des mehrfach erwähnten Asterabad*); als Entgelt dafür wolle er die Zahlung der Summen nachlassen, mit welchen Persien von früher her im Rückstande sei. Der Schah darf seit dem Friedensschlusse von Turkmantschaï, also seit dreißig Jahren, kein Kriegsschiff auf dem kaspischen See halten, und die russische Flotille, welche von Astrachan aussegelte, konnte, ohne Widerstand zu erfahren, die Insel Aschura besetzen, durch die der Eingang zum Hafen von Asterabad völlig beherrscht wird; in der letztern Stadt wohnt seitdem ein russischer Consul. Rußland ließ zugleich die Grenzfestung Lenkorân am Westufer des Sees nach einem schon von Peter dem Großen entworfenen Plane erweitern und vergrößern. In diesen Tagen meldeten die Zeitungen, daß von dort aus ein Geschwader abgegangen und bei der persischen

---

*) Wir haben eine ausführliche Schilderung der persischen Provinz Asterabad vom Baron Cl. Bode, der Persien genau kennt und namentlich auch Luristan bereist hat. Aperçu geographique et statistique de la Province d'Astérabad en 1841, in den Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Weimar 1849. Bd. I., S. 375 bis 430. Sehr belehrend in diesem Aufsatz ist besonders auch der Abschnitt über die Yamuds und Goklans, weil man sieht, in wie losem Abhängigkeitsverhältnisse diese Turkomanenstämme vom Schah stehen, und wie leicht sich von anderer Seite auf sie einwirken läßt.

Stadt Enseli in Gilân Truppen ans Land gesetzt habe; nichts würde sie also hindern, die Provinzialhauptstadt Rescht zu occupiren.

Auf der Ostseite des kaspischen Meeres unweit vom Kap Karagan liegt die Festung Nowo Petrowsk, welche diese Küste des Binnenmeeres beherrscht, nur achtzig bis neunzig Meilen vom Aralsee. Um zwischen beiden Positionen eine ungestörte Verbindung zu gewinnen, hat Rußland die auf dem truchmenischen Isthmus umherziehenden Turkomanenstämme längst dadurch für sich gewonnen, daß es ihnen Jahrgelder zahlt. Sie sind mit dem stets freigebigen Czaar besser befreundet als mit dem Schah, dessen Truhen gewöhnlich leer stehen, und wer jenen habsüchtigen Nomaden Geld zahlt, kann über sie verfügen*).

Wir glauben die Fortschritte, welche Rußland in Asien gemacht hat, und die gegenwärtige Stellung dieser Großmacht

*) Ueber die dortigen Verhältnisse erhalten wir durch M. J. Iwanins Fahrt nach der Halbinsel Mangyschlak 1846 (Denkschriften der russischen geographischen Gesellschaft, S. 605 ff.), mannigfachen Aufschluß. Neu Petrowsk ist auf dem Wasserwege nur 300 Werst von Astrachan entfernt, und jetzt wird die Verbindung zwischen beiden Punkten durch Dampfer unterhalten. Die von Chiwa kommenden Karawanen laden hart am Hafen ab. Schon 1803 hatte Rußland den Plan gefaßt, den karaganischen Meerbusen zu befestigen. Im schwarzen Gebirge, Karatau, und auf anderen Punkten der Halbinsel fand Iwanin Steinkohlen. Nachdem er den vortheilhaften Handel Rußlands mit den Kirgisen und Turkomanen geschildert, sagt er: „Es ist zu hoffen, daß der Handel des mittlern Asiens, Afghanistans und des östlichen Persiens seinen natürlichen Weg über Chiwa, Neu-Petrowsk, Astrachan und auf der Wolga nach Nischni-Nowgorod gehen werde.“ Seine Vermuthung, daß durch die Anlage von Neu-Petrowsk der kaspische Handel einen Aufschwung nehmen werde, hat sich seit 1846 verwirklicht, unp die einst in Astrachan auslaufende große russische Eisenbahn wird ihn noch mehr beleben.

genügend nachgewiesen zu haben, müssen aber noch eines Punktes erwähnen, welcher in nicht geringem Maße die Abhängigkeit Persiens mit bestimmt. Wir meinen die sogenannte Araxesgrenze. Rußland stellte 1828, während der Verhandlungen, welche dem Friedensschlusse von Turkmantschai vorhergingen, als Regel auf, daß fortan das Gebiet beider Staaten durch den Stromlauf des Araxes gebildet werden solle, fand es aber seinen Interessen zusagend, an drei Punkten über denselben hinauszugehen. Im obern Theile, südlich von Eriwan, eignete es sich den Landstrich an, welcher am rechten Ufer bis an den Ararat reicht. So gelangte es bis in die Nähe des türkischen Platzes Bajasid, welchen es während des letzten Krieges rasch besetzte, und von wo aus seine Truppen gegen Kars rückten. Sodann behielt es sich weiter abwärts den Brückenkopf von Abbasabad auf dem rechten Ufer vor (etwas nördlich vom 39. Breitengrade, 63 Grad östlicher Länge von Ferro), sicherte sich damit einen Uebergang über den Fluß, und bekam die Straße nach der Stadt Choi und den westlichen Theil von Aserbeidschan in seine Abhängigkeit. Drittens endlich nahm es am untern Laufe auf dem rechten Ufer die Hälfte der Landschaft Mogan und den größten Theil von Talysch mit der Stadt Lenkoran, südlich bis Astara, und gewann somit eine bedeutende Küstenstrecke. Auf diese Erwerbung ist um so mehr Werth zu legen, weil es dem untern Laufe des Araxes völlig an Fuhrten mangelt, Rußland aber im Besitze des rechten Ufers jederzeit in die Provinz Ghilan einrücken kann.

Rußlands Politik in Asien war von Anfang an weitsehend und klug berechnet, seine Machtentfaltung ist großartig und seine Erfolge sind von reeller Art. Es ist in jenem Erdtheil unangreifbar, wenn man vom Kaukasus absieht.

Indien und China.

Heinrich Kiepert's Karten von Indien und Ost-Asien (Blätter 29 und 30 des Atlas) haben gegenwärtig ein erhöhtes Interesse. Sie stellen Länder dar, welche immer mehr in den Kreis europäischer Einflüsse gezogen werden und sich auf die Dauer der Theilnahme am großen Weltverkehr nicht entziehen können. Alles Zaudern, jeder Widerstand der Ost-Asiaten wird zuletzt vergeblich sein, jener Verkehr wird ihnen aufgedrungen, denn der ganze Zug der Dinge gestattet ferner nicht, daß eine der schönsten und fruchtbarsten Regionen der Erde noch länger vereinsamt und abgeschlossen bleibe. Alles Land vom bengalischen Meerbusen bis Japan wird nach und nach immer mehr aufgeschlossen werden.

Sobald einmal europäische Hebel kräftig angesetzt werden, nimmt die Sache einen raschen Verlauf; dazu kommen gegenwärtig noch die Einwirkungen der Nordamerikaner. Vor nun einhundert Jahren begannen die Engländer in Indien eine thätige Rolle zu spielen, und heute sind sie dort Gebieter eines Reiches, das anderthalbhundert Millionen Unterthanen zählt; ihre Herrschaft reicht von den Grenzen Beludschistans bis auf die Halbinsel Malacca, von Ceylon bis in den Himalaya und über den Indus hinaus. Sie haben das birmanische Reich zerstückelt, Siam in den Kreis ihrer Interessen hineingezogen,

im malayischen Archipelagus festen Fuß gewonnen und mit Japan einen Vertrag abgeschlossen. Durch sie wurden große Handelshäfen China's dem Handel aller Völker zugängig gemacht, und Hong-Kong, eine allerdings kleine, aber durch ihre Lage vor der südchinesischen Küste wichtige Insel, ist eine britische Besitzung. In jenem Lande sind die Interessen der Europäer und Amerikaner gemeinsam; ihnen allen liegt daran, ungehindert auf sicherer Grundlage beruhende Handels-Verbindungen mit einem Reiche herzustellen, das mehr als dreihundert Millionen Seelen zählt und eine Fülle werthvoller Erzeugnisse liefert. Der europäisch-amerikanische Austausch ist dort seit fünfzehn Jahren von immer größerer Bedeutung geworden und einer unberechenbaren Steigerung fähig, sobald einmal die Sperren und Schranken in Ost-Asien fallen.

Und fallen werden sie, gleichviel, ob über kurz oder lang, und europäisches Leben wird jene Gegenden in ähnlicher Weise durchströmen, wie die Länder am Ganges und Indus. Aber umändern wird europäischer Einfluß die Chinesen und Japaner eben so wenig, wie er die Hindu umzugestalten vermag. Er geräth dort in Berührung mit Civilisationen, welche über die Zeiten des Anbeginns der Geschichte von Vorder-Asien und Europa hoch hinaufreichen; er trifft zusammen mit uralten Gesittungen, die ihren Bestand nach Jahrtausenden rechnen, und welche so ganz eigenartig, dermaßen in sich gefestet und mit der ost-asiatischen Menschheit so innig verwachsen sind, daß es abermals mancher Jahrtausende bedürfen wird, um sie einiger Maßen zu modificiren. Der ferne Orient von Asien ist wunderbar zäh, und die verschiedenen Culturkreise jener Region bilden massenhafte Körper; sie liegen ungeheuer compact neben einander. Alles, was sie an inneren Berührungen mit einander gemeinsam haben, ist lediglich religiös und durch den Buddhismus vermittelt, der sich in jedem einzelnen Lande ein besonderes Gepräge gegeben hat; er ist ein anderer in Indien,

wo er entstand, und ein anderer in China oder in Japan. Die Staaten zwischen dem südchinesischen Meere und der Ostküste des bengalischen Meerbusens — Birma, Siam und Cochinchina — sind ohne selbstständige Cultur, sie haben stets nur empfangen, nie etwas gegeben, weil es ihnen an einem selbstständigen Leben fehlte und auf sie der Einfluß mächtiger Nachbarn bestimmend und leitend einwirkte.

Auch das politische Leben ist in jedem der drei großen Culturländer, Indien, China und Japan, ganz abweichend und verschieden gestaltet. In Indien wurde schon im hohen Alterthum der sogenannte kaukasische Menschenschlag herrschend, jener hindu-sanskritische Stamm, welcher noch heute einen großen Theil der Bevölkerung umfaßt. In ihm liegen die Culturquellen, aus welchen auch das westliche Asien und Europa geistig befruchtet wurden; er bildete den Mittelpunkt einer gewaltigen Civilisation, deren höchste Blüthe sich anderthalbtausend Jahre vor unserer Zeitrechnung entfaltete. Im südlichen Indien, im heutigen Dekkan, sind diese Arier schon vor mindestens zweitausend Jahren aufgetreten, und wir bewundern noch heute die Trümmer jener gewaltigen Denkmäler, welche sie dort gründeten. Welche andere religiöse, gesellschaftliche oder ethnologische Form reicht viel weiter zurück? Ihr Anbeginn liegt über alle Geschichte hinaus, aber wir besitzen Zeugnisse in Fülle für die wunderbare und gewaltige Geistesthätigkeit, welche diese arischen Menschen bereits entfaltet haben, während über unserem Erdtheile die Nacht der Barbarei lag. Als manche andere Völker nur erst Hieroglyphen oder symbolische Zeichen kannten, bedienten jene sich längst eines Alphabetes, das vielleicht semitischen Ursprungs war; früh sind bei ihnen Propheten und heilige Sänger aufgetreten; ihre schönsten epischen Gedichte reichen hoch in's Alterthum, und Menu's Gesetzbuch ist der älteste Rechtscodex der Welt. Als König Alexander am Indus erschien, war die indische Cultur schon alt; der Brah-

manismus hatte bereits seine Ursprünglichkeit und seine logischen Evolutionen erschöpft und war im Rückgange begriffen. Seit den Tagen des Macedoniers ist jene arische Gesellschaft mit der übrigen Welt durch Kriege, Pilgerfahrten und Handel in Berührung gekommen, aber während dieser zwei Jahrtausende hat sie gegen alles sich ablehnend verhalten, was nicht in ihrer eigenen Vergangenheit wurzelt. Mit Recht kann man sagen, daß sie in die Adoration ihrer selbst versunken sei. Sie hat allezeit das Sichtbare dem Unsichtbaren geopfert, die lebendigen, greifbaren Thatsachen der Speculation und der Theorie Preis gegeben, und besitzt wohl großartige Dichtungen, aber kein einziges Geschichtswerk. Die Erinnerung an das jugendliche Heroen-Zeitalter ist in Mythen begraben; Alles geht im indischen Pantheon auf, und geschichtliche Erinnerungen, lebendige historische Continuität fehlen diesen brahmanischen Hindus, sie sind ihnen für immer abhanden gekommen, und deshalb spielen sie auch nur eine passive Rolle.

Als die Fremden erobernd in das reiche Wunderland eindrangen, konnten die Hindu tausende von Göttern anrufen, aber keinen einzigen menschlichen Helden namhaft machen, dessen Großthaten ihnen zum nationalen Vorbilde hätten dienen mögen. Nachdem das Brahminenthum sich einmal festgestellt hatte, ließ es keinerlei Reform aufkommen; es verknöcherte. Der Buddhismus unterlag und fand außerhalb der Grenzen Indiens eine friedlichere Heimath. Aber schon im ersten Jahrhundert der Flucht des arabischen Propheten erschienen Anhänger des Islam am Indus; in derselben Zeit, da bei uns in Deutschland fränkische Kaiser das Scepter führten, strömte ein Turkomanen-Häuptling, Sultan Mahmud der Ghaznavide, nach Kaschmir, in das Pendschab, bis Gudscherat und Kanodsch, und durchzog plündernd das Land. Die Brahminen konnten den Islam nicht abhalten, dessen Anhänger sich in Indien niederließen und Reiche gründeten, von welchen jenes des großen Moguls

zu einem Weltrufe gelangte. Aber nach einer Dauer von etwa zweihundert Jahren gerieth es in Verfall; es scheint, als ob weder in Indien noch in China der Herrschaft nordischer Eroberer eine lange Zeitfrist zugemessen sei. Die muselmännische Gewalt ist nicht danach angethan und hat nicht die innere Begabung, um den atomistischen Elementen des Hinduwesens einen bindenden Kitt zu liefern, welcher demselben seit zwei Jahrtausenden abhanden gekommen ist. Der Fatalismus des Koran besitzt keine Formel, um den pantheistischen Fatalismus der Brahminen zu bannen; das Volk hat sich in der Kaste verrannt und verknöchert; Alles geht auf in den verschiedenen Kasten, deren Begriffe und Interessen den Einzelnen so in Anspruch nehmen und so völlig mit Beschlag belegen, daß der Begriff von Vaterland und Vaterlandsliebe in unserem Sinne gar nicht vorhanden ist. Daraus erklärt sich auch, weshalb England sich so rasch das Land erobern, sich immer weiter ausdehnen konnte und mit wenigen europäischen Regimentern und Beamten ein ungeheures Reich behaupten kann.

Man werfe einen Blick auf Kiepert's Karte von Indien (Blatt 29 des Atlas) und auf das Nebenblatt, welches eine Uebersicht der Zeitfolge der britischen Erwerbungen in Indien giebt. Vor nun gerade einhundert Jahren begannen die Eroberungen; sie gingen vom Delta des Ganges aus, und sind vorerst abgeschlossen mit der Einverleibung von Pegu, des unteren Irawaddy-Landes. Ein amerikanischer Missionar, David O. Allen, der ein Werk über Indien veröffentlicht hat, das im Ganzen nicht viel Neues mittheilt, erörtert die Frage, was wohl aus Indien geworden wäre, wenn statt Englands die Franzosen dort die Oberherrschaft errungen hätten, und spricht als seine Ueberzeugung aus, daß das Land durch die englische Herrschaft wesentlich gewonnen habe. Es besitze nun Schutz für alle Classen und jede Glaubensmeinung und erfreue sich, trotz mancher Mängel, einer Freiheit, wie es sie zuvor nie gekannt.

Sicherheit für Leben und Eigenthum sei allgemein, und mehr Ruhe und bessere Verwaltung, als man je unter einer einheimischen Regierung gehabt hat, gleichviel, ob unter einer indischen oder mohammedanischen. Dieser Ausspruch ist richtig, aber Englands Herrschaft bleibt darum doch etwas Fremdartiges in jenem asiatischen Lande. Man erträgt sie, weil man muß und keine Kraft besitzt, sich ihrer zu erwehren. Eine ihrer Hauptstützen liegt in der passiven Zufriedenheit der großen Masse der Hindu-Völker, während die Mohammedaner grollen und die Tage nicht vergessen können, da sie noch Gebieter waren.

Aber noch ein anderer, ganz eigenthümlicher Umstand trägt dazu bei, die Gewalt der Engländer den Hindus genehm zu machen. Schon Sultan Baber, der Timuride, welcher zu Delhi das Reich des großen Moguls gegründet, hat in seinen anziehenden Denkwürdigkeiten eine Bemerkung, welche wesentlich zum Verständniß der indischen Verhältnisse beiträgt. Es komme, sagt er, in diesen Ländern nur äußerst selten vor, daß die höchste Gewalt sich in regelmäßiger Weise vererbe. Es gebe einen Thron, welcher für den König bestimmt sei, eben so seien Sitze oder Plätze für die Emire, Wesire und Mansabhars vorhanden. „Aber lediglich der Thron und diese Ehrensitze bilden für die Völker den Gegenstand der Ehrfurcht und Hochachtung. Jeglicher dieser Würden ist eine gewisse Zahl von Unterbeamten beigegeben, Diener, welche verschiedene Rangstufen einnehmen und gleichsam zum Hausgeräth der Amts-Verrichtung gehören; sie sind Sachen, welche der Stelle anhaften, nicht aber dem Manne, welcher gerade das Amt bekleidet. Diese Regel findet auch auf den Thron des Herrschers Anwendung. Wer den König tödtet und dessen Thron einnimmt, wird auch ohne Weiteres als König anerkannt. Emire, Soldaten, Handwerker und Arbeiter unterwerfen sich alsbald und sehen in dem neuen Throninhaber einen eben so rechtmäßigen Herrscher, als in jenem, welcher den Thron vor ihm eingenommen.“

Schon allein eine solche Auffassung zeigt klar, daß in den Staaten Indiens kein eigentlich nationales Bewußtsein und kein Patriotismus vorhanden ist; das Volk unterwirft sich den Thatsachen, wie sie eben kommen, und gleichviel, woher sie kommen. Ohnehin war Indien stets in eine große Menge von Staaten getheilt und ein Gefühl oder Bewußtsein von Zusammengehörigkeit nicht vorhanden; ein kräftiger Eroberer fand deshalb ein verhältnißmäßig leichtes Spiel. Das alles ist in China anders. Hier tritt uns eine compacte Cultur-Masse entgegen, die sicherlich nicht jünger ist als die indische, und noch weit mehr in sich geschlossen. Aber nicht wie dort durch Hierarchie und Kaste, sondern in Folge einer staatlichen Auffassung, die ganz eigenthümlich dasteht. China ist seit dem Anbeginn in allem Wesentlichen dasselbe geblieben. Wenn, seinen Jahrbüchern zufolge, die drei mythischen Urherrscher des Landes zusammen einundachtzigtausend sechshundert Jahre regiert haben, so wird damit nur angedeutet, daß die Gründung des Reiches sich in die Nacht der Zeiten verliere; aber bis zweitausend neunhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung steigen die Ziffern der Annalen hinauf. Damals saßen Fürsten aus der Dynastie der Wuti auf dem Throne, und man kann die Herrscherstämme verfolgen bis auf jenen der Tatsing, welcher 1644 auf den Thron gelangte und bis heute regiert hat.

Die Staats-Begriffe der Chinesen sind grundverschieden von den europäischen, und Thomas Taylor Meadows hat es jüngst wieder in seinem umfangreichen Buche: The Chinese and their rebellions etc. (London 1856. 40 u. 656 S.), ausführlich nachgewiesen. Der Kaiser ist absolut, weil er in den Augen seiner Unterthanen für einen Sohn des Himmels gilt; das heißt, er ist das erwählte Mittel, der irdische Repräsentant der Vorsehung, welche die Chinesen mit dem Worte Himmel, Tien, bezeichnen. Aber dieses göttliche Recht hat er nicht etwa durch die Geburt; der Begriff eines solchen Ver-

hältnisses ist dem Volke durchaus fremd; ein sogenanntes göttliches Recht, das vererbt werden könnte, ist nicht vorhanden, und solche Kaiser, welche etwas dem Aehnliches einzuführen trachteten, fanden allezeit scharfen Widerstand bei den Mandarinen, die am hergebrachten Princip festhielten. Der Monarch ernennt auf dem Sterbebette seinen Nachfolger, aber das göttliche Recht des letztern stellt sich erst dadurch ein und heraus, daß er gut regiert, sich nach den Vorschriften der heiligen Bücher richtet. Sobald er den Geboten und Lehren derselben zuwiderhandelt, gilt er flugs für einen Usurpator. Aber er ist „Sohn des Himmels", wenn er ihnen gemäß handelt. Sobald unter seiner Regierung Hungersnoth, Krieg, Pestilenz, Ueberschwemmungen &c. das Land heimsuchen, nimmt das Volk an, dem Kaiser sei der Tien ming oder himmlische Auftrag vom höchsten Wesen entzogen, und nur Buße und Reue mag ihn retten; dauern aber die Calamitäten fort, so erachtet man den Aufstand als ein gerechtfertigtes Mittel, ihnen ein Ende zu machen.

Theoretisch gilt der Satz, daß nur der Beste und Weiseste Kaiser sein solle, und deshalb ernennt der Monarch nicht etwa den ältesten Sohn zum Nachfolger, sondern jenen, welchen er für den Tüchtigsten hält. Eine Aristokratie der Geburt hat China nicht; es bildet einen schroffen Gegensatz zu der Geschlossenheit der indischen Kasten. In den Büchern ist zu lesen, daß nur die „Guten, mit Talent Begabten, Würdigen und Tüchtigen" Aemter bekleiden sollen. Die geistige Tüchtigkeit erkennt man in den wissenschaftlichen Prüfungen; nur wer diese gut besteht, kann zu einer Würde gelangen. Will man für China eine Aristokratie annehmen, so ist es allein jene der wissenschaftlichen Bildung, denn nur diese bringt Ansehen und Würden. Mit dem Despotismus der mohammedanischen Staaten hat die Regierungs-Form China's nichts gemein, und das System der vollziehenden Gewalt ist zugleich

so gigantisch und so kleinlich, wie in keinem andern Lande. Alles, was sie thun soll und darf, ist durch Verordnungen vorgeschrieben, welche die Kaiser erlassen haben, und der ungeheure Ballast der Gesetzgebung wurde sorgfältig codificirt. Diese aber ist nicht etwa dynastisch, sondern uralt, national und gedruckt in Jedermanns Händen. Das chinesische Recht ist somit lebendig und der Kaiser darf, wenn er Gesetze giebt, nicht etwa seinem Eigenwillen oder Belieben folgen, sondern muß seine Verfügungen auf das ältere Gesetz stützen, sie aus diesem herleiten. Wo er das nicht gethan hat, wurde er verachtet, es entstanden Unruhen, und zuletzt machten Rebellionen seiner Dynastie ein Ende. Eine gelungene Rebellion gilt für gesegnet vom Himmel; Revolutionen, Umwälzungen des Staatswesens, kennt China nicht. Die Regierung, auf Gesetz, Vorschrift und moralische Zustimmung der Unterthanen begründet, kann nicht als eine despotische betrachtet werden; aber in Form und Maschinerie erscheint sie als patriarchalisch-autokratisch. Der Beamte ist in seinem Geschäftskreise absolut, jeder, bis zum Kaiser hinauf. „Das chinesische Volk", sagt Meadows, „hat nicht das Recht, Gesetze zu geben, oder sich zu besteuern, oder eine schlechte Verwaltung durch Parlamentsabstimmung und Subsidienverweigerung zu entfernen; es hat aber das Recht der Rebellion." Gegenwärtig wird dasselbe gegen die Mandschu-Dynastie geltend gemacht. China hat nur eine einzige Staats-Veränderung erfahren, damals, als vor etwa zweitausend Jahren das Centralisations-System an die Stelle der feudalen Regierungsform trat. Bis dahin war das Reich in Staaten getheilt, deren Herrscher in Folge ihres Geburtsrechtes vom Kaiser belehnt wurden.

Während die Hindu sich in die Fremdherrschaft fügen, tragen die Chinesen bei ihrem scharf ausgeprägten nationalen Bewußtsein die Obergewalt der Mandschu nur mit innerm Widerstreben. Schon im dreizehnten Jahrhundert hatten Nach-

folger Dschingischan's, Mongolen-Fürsten, die einheimische Dynastie der Yuen gestürzt; sie wurden aber, bevor hundert Jahre verflossen, aus dem Lande getrieben, und von 1368 bis 1644 regierte dann die Ming-Dynastie, deren letzter Kaiser dem Rebellen Litse-sching erlag.

Während der inneren Fehden wurden die Mandschu ins Land gerufen; aber erst nach langen blutigen Kriegen errangen sie die Herrschaft, welche sie auf Militärgewalt stützen mußten. Dadurch kam der erste Bruch in das chinesische Staatswesen. Die Mandschu bildeten eine herrschende, bewaffnete Kaste, sie verlegten in die großen Städte neue Besatzungen, die Weib und Kind bei sich hatten und in ihren Tatarenstädten, welche sie dicht neben den chinesischen gründeten, einen Gegensatz zu den Eingeborenen bildeten. Der Chinese sah täglich, daß er unter Fremdherrschaft stand; die Mandschu sind stets selbstbewußt und übermüthig aufgetreten; der Chinese haßt sie und betrachtet sie nicht als seine Landsleute. Ohnehin beförderten die Kaiser vorzugsweise ihre Stammesgenossen zu den höchsten Aemtern und Würden, ohne daß dabei Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit den Ausschlag gegeben hätte. Und das war der zweite Bruch mit dem chinesischen Staatswesen, das nichts von irgend welcher Bevorzugung durch die Geburt kennt. Die Chinesen fühlten sich gedrückt und zurückgesetzt, und in Folge aller dieser Umstände riß eine Demoralisation ein, die immer weiter um sich griff. Dazu kamen Finanz-Bedrängnisse; um denselben zu begegnen, wurden vom kaiserlichen Hofe die Aemter verkauft.

Es war ein dritter Bruch, daß statt der „Würdigen und Tüchtigen“ solche Bewerber Stellen erhielten, die kaufen und bezahlen konnten. Mißbrauch der Amtsgewalt kam häufiger vor; dieser rief Aufstände hervor, deren Unterdrückung die Finanzen noch mehr beschwerte. Die Regierungen der beiden Vorfahren des jetzigen Kaisers werden in China für unglücklich angesehen, und diese Meinung hat in nicht geringem Grade

dazu beigetragen, das Ansehen und die Stellung der Mandschu zu untergraben. Aber den härtesten Schlag versetzte ihr der erste Krieg mit England, in welchem es klar wurde, daß die Mandschu den europäischen Barbaren gegenüber nicht Stand hielten, und daß auch die kaiserliche Flotte durchaus ohnmächtig war. Man mußte den fremden Handel und Wandel in fünf Seehäfen gestatten, ihnen Gebiet abtreten und, nachdem der Krieg schon große Summen verschlungen hatte, noch siebenundzwanzig Millionen Dollars zahlen. Die Folge von allem dem war, daß der Aemterverkauf ausgedehnt, Corruption und Bedrückung ganz allgemein wurden, Räuber zu Land und See große Verheerungen anrichteten, und zuletzt 1850 der Aufstand der Taiping ausbrach, der als seinen Hauptzweck den Sturz der Mandschu-Dynastie erstrebt, um einen Kaiser aus chinesischem Blut auf den Thron zu heben. Während diese Rebellion seit acht Jahren einen großen Theil des Landes ergriffen hat und der Kaiser in Peking auf seinem Throne wankt, ist vor einigen Monaten der zweite Krieg mit England ausgebrochen. Das blutige Schauspiel wurde eröffnet mit Mord und Brand, ein beträchtlicher Theil der Stadt Kanton und die europäischen Factoreien sind ein Raub der Flammen geworden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß einmal zwischen den westlichen Barbaren und den Söhnen des Mittelreichs wieder ein Krieg ausbrach. Denn jene sind unwillkommene Gäste, die man nur mit Widerwillen im Lande sieht. Die Verträge, kraft deren sie sich in den Hafenstädten aufhalten dürfen, sind erzwungen worden; aber die chinesische Regierung hat die Bestimmungen nicht gehalten oder nicht genau erfüllt, und auch die Fremden haben sich manche Uebergriffe zu Schulden kommen lassen. Die Verhältnisse waren dermaßen gespannt, daß eine scheinbar geringe Veranlassung hinreichte, um einen offenen Bruch herbeizuführen. Auch die Nordamerikaner sind in die chinesischen Wirren verwickelt und die ganze abendländische Ci-

vilisation macht gemeinschaftliche Sache gegen die chinesische Regierung. So sieht sich diese von zwei Seiten her bedrängt. Im Innern hat sie den Aufstand der Taiping, an den Küsten muß sie versuchen, ob sie sich der fremden Barbaren erwehren kann. Das Letztere ist durchaus unwahrscheinlich; die europäischen Dampfer und Kanonen werden auch diesmal dem Sohne des Himmels Gesetze verschreiben, und sein Reich wird definitiv dem auswärtigen Verkehr eröffnet werden. Denn darauf ist es doch zuletzt abgesehen, und wir dürfen nicht annehmen, daß man die gegenwärtigen, in vieler Beziehung günstigen Umstände unbenutzt lassen werde, um einen großen Zweck zu erreichen. (Der Ausgang ist bekannt; China unterlag.)

Wie aber auch die Resultate ausfallen mögen, die urthümliche chinesische Civilisation wird sich unangetastet zu erhalten wissen und durch gesteigerten Verkehr mit Europäern nichts von ihrer Eigenthümlichkeit einbüßen. Die Chinesen kleben nicht an der Scholle, in ihrem großen ungemein dicht bevölkerten Lande findet ununterbrochen eine großartige Bewegung hin und her Statt, und alljährlich wandern viele Tausende von Männern außer Landes. Was der indische Archipelagus an rationellem Ackerbau, an schwunghaftem Betrieb der Gewerbe, an Bergbau und ausgedehntem Handel (hier von den Europäern abgesehen) besitzt, verdankt er den Chinesen. Man hat sie nicht ohne Grund als ein sehr verständiges Colonialvolk bezeichnet, aber ihre Ansiedlungs-Verhältnisse sind eigenthümlicher Art und mit jenen der europäischen Auswanderer in Amerika nicht zu vergleichen. Der Chinese kommt in geschlossenen Gruppen in das Land, in welchem er sich niederläßt, aber er erscheint ohne Weiber, denen streng verboten ist, das Mittelreich zu verlassen. Für eine Uebertretung dieser Verfügung werden die Angehörigen einer solchen Frau zur Verantwortung gezogen, und diese haben somit ein lebhaftes Interesse daran, daß die kaiserlichen Gebote beachtet werden.

Der Chinese hat eine große Anhänglichkeit an seine Heimath, und in der Fremde verläßt ihn niemals der Gedanke, ins Vaterland zurückzukehren, nachdem er sich bereichert habe. Ueberall im Auslande hält er sich zu seinen Landsleuten, wohnt in eigenen Stadtvierteln, den sogenannten chinesischen Campongs. Er nimmt sich sein Weib im Auslande, aber die Mischlinge, welche er erzeugte, läßt er in der Fremde zurück. Der Chinese bildet überall im Osten der Halbinsel von Malakka den dritten Stand, er ist der eigentliche Arbeiter, und gewinnt durch Klugheit, Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit einen nicht geringen Einfluß. Aber er bleibt in Californien und in Siam, auf Djava oder in Australien durch und durch Chinese.

Eine Wanderung durch Kanton.

Wir wissen nicht, wie viel von Kanton in China während der letzten beiden Jahre niedergebrannt worden ist. Die Volksmenge dieser großen südlichen Handelsstadt beträgt zum mindesten eine Million Seelen, zumeist Eingeborne der südlichen Provinzen, die in China selbst für roher, gewaltthätiger und überhaupt weniger moralisch gelten, als jene an der Ostküste und im Binnenlande. Gewiß ist, daß in Kanton der Haß gegen die Fremden stets in unangenehmer Weise hervortrat. Der Platz ist durch seinen Handel von großem Belang, er ist ein Stapelort für mehrere reiche und ungemein fruchtbare Provinzen und zugleich ein Emporium für den Weltverkehr.

Die Schiffe, welche nach Kanton bestimmt sind, pflegen entweder bei Macao oder vor Victoria auf der Insel Hongkong Anker zu werfen und von dort den Strom hinauf nach Whampoa zu fahren. Sie steuern auf dieser Fahrt in den sogenannten Fluß von Kanton, den Schukiang oder Tiger hinein, durch den Lantoa-Kanal, ein Fahrwasser, das sie nach der Insel Lintin führt; dieser gegenüber liegt am westlichen Ufer Kansingmun, wo die Schleichhändler, welche Opium führen, vor

Piraten wehren könne, vor welchen sie nicht einmal in der Nähe der Stadt sicher ist. Auch die kleinen, eiförmig gestalteten Tanka-Boote, welche gewöhnlich von Frauen gerudert und gesteuert werden, haben eine Cajüte für Passagiere, während die Eigenthümer-Familie im übrigen Theile wohnt. Hunderttausende von Chinesen haben keine Behausung auf festem Boden, sie leben von der Wiege bis zum Grabe auf Booten, welche die sogenannte schwimmende Stadt bilden. Man geht wohl zu weit, wenn man die Zahl dieser kantonischen Wasser-Chinesen auf eine halbe Million schätzt, beträchtlich ist sie aber auf jeden Fall. Diese Schiffe schwimmen zum Theil lose und besorgen den Verkehr auf dem Strom und nach der Stadt, oder sie sind an Pfählen befestigt, an denen sie liegen bleiben, und bilden ein ungeheueres Labyrinth von Straßen und engen Gassen, deren Schiffshäuser zum Theil durch Brücken verbunden sind, welche von einem Dache zum andern führen. Diese Wasserstadt hat ihr Leben für sich, sie bildet eine eigene Gemeinde. Alles in ihr ist Regsamkeit und der Lärm ungeheuer; überall ist Handel und Wandel und die Zahl der sogenannten Blumenschiffe sehr beträchtlich. Diese Gasthäuser, Theehäuser, Opiumsäle und Tempel der Venus sind recht eigentlich charakteristisch für die schwimmende Stadt, und man erkennt sie leicht an ihrem grünen Anstrich. Der Fremde thut wohl, ihren Lockungen zu widerstehen. Einst war ein junger Engländer unvorsichtig genug, seiner Neugier zu fröhnen, und wagte sich in eines jener Boote, von denen man nicht sagen kann, daß sie verdächtig seien, denn Jedermann weiß, welches Gewerbe die Insassen treiben. Er aber ging in die Falle. Nachdem die Damen ihn ausgeplündert, der Kleider beraubt und mit Bambusröhren windelweich geschlagen, ließen sie ihn an's Ufer schaffen. Dort fand man ihn mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen, in welchen man ein widerwärtig beschmutztes Bambusrohr befestigt hatte, mit einer kleinen, in ähnlicher Weise unsauber

gemachten englischen Flagge. In die eigentlichen Speisewirthschaften darf aber ein Europäer sich wohl wagen, wenn er zuverlässige chinesische Begleiter hat.

Dieses ganze Wasserleben macht auf den Fremden Anfangs einen wunderbaren und bewältigenden Eindruck. Der Däne Steen Bille, welcher mit der Fregatte Galathea den Kanton-Fluß besuchte, äußert: „Man muß es gesehen haben, um sich einen Begriff davon zu machen, und wenn man es gesehen hat, begreift man es doch nicht. Ohne es zu merken, aber pfeilschnell gleitet man in dem Strome dahin; man glaubt still zu liegen und sieht bunte, abwechselnde Bilder vorbei eilen, eines wird rasch durch das andere abgelöst, aber man hat nicht Zeit, eines recht aufzufassen. Myriaden von Booten, Kriegs- und Handels-Dschunken, Prahme, Häuser auf dem Wasser und Schiffe auf dem Lande, Brücken, Pfähle, schwimmende Gasthäuser, Läden, Pagoden und Magazine! Namentlich am südlichen Ufer gewahrt man wunderliche Doppelschöpfungen, die oben Haus, unten Schiff sind; sie haben nach dem Flusse zu eine breite Treppe, auf welcher es von kleinen nackten Kindern wimmelt, jedes hält einen Fächer in der Hand, und in der offenen Thür zeigen sich des Hauses weibliche Schönheiten und geben durch ihre Geberden deutlich genug zu verstehen, daß hier nicht etwa die Tugend wohnt. Die kleine Nußschale von Boot, welche nur einen einzigen Menschen tragen kann und in welcher der arme Chinese Früchte und Lebensmittel nach dem andern Ufer hinüberführt, wird pfeilschnell gekreuzt von dem schlanken, vielruderigen Opium-Schmuggler, und von dem langen, schmalen Wettläufer-Gig der Europäer; den Fluß hinab treiben Thee- und Salzschiffe, große schwarzbraune Gehäuse, und neben ihnen zierliche Mandarinen-Boote. Und das alles wird belebt von einer unzähligen Volksmasse beiderlei Geschlechts und jedes Alters; die Luft wird erfüllt von Geschrei; man ruft Waaren aus und schlägt auf die Tamtams oder auf die Gongs.

Der Chinese lärmt noch viel mehr als der Grieche oder Provençale. Aber alle diese Bilder erquicken doch den Geist nicht mit erfreulichen Ahnungen von dem, was man erwarten darf, denn sie sind häßlich. Es fehlt an allem Farbenwechsel, Alles ist schmutzig grau, wie rohes Holz, das lange der Luft ausgesetzt war, und das Wasser trübe und gelbgrau, Grau in Grau, mit hölzernen Bauwerken überlastet. Alles zeugt von geschäftiger materieller Thätigkeit, nichts von erhabenen Gedanken, um geistige Genüsse zu schaffen. Kein Denkmal der Größe aus der Vorzeit, kein äußeres Zeichen von Wohlstand der Gegenwart."

Die Chinesen hatten schon während des ersten Krieges mit England den Versuch gemacht, den Kantonfluß oberhalb Whampoa's zu sperren. Aber die starken Bäume und Balken, welche mit Ankern und Ketten an beiden Ufern befestigt worden waren und quer über den Fluß lagen, hielten die englischen Dampfer eben so wenig ab, wie die beiden Batterien. Die Nemesis näherte sich ihnen rücklings, feuerte Congrevische Raketen unter die schwimmenden Batterien der Chinesen, warf, ohne sich um das Kanoniren der Feinde zu kümmern, eine eiserne Kette um die Bäume, dampfte mit der Ebbe wieder hinunter, riß die Balken mit sich fort und bahnte so dem ganzen Geschwader den Weg. Seitdem haben die Chinesen an der Stromenge neue Batterien angelegt, aber sie sind und bleiben schlechte Artilleristen. Am nördlichen Ufer der Einfahrt, welche zu den europäischen Factoreien vor Kanton führt, liegen zwei kleine Felsen-Eilande, welche in der letzten Zeit vielfach genannt worden sind, nämlich French Fully und Dutch Fully. Sie sind von den Chinesen, nach chinesischen Begriffen, stark befestigt worden. Ihre Namen haben sie davon, daß die holländische und die französische Factorei in früheren Zeiten sie einmal in Besitz genommen hatten. Als sie aber dort Mauern aufführten und Kanonen hinbrachten, kamen die Chinesen und nahmen die Eilande wieder in Besitz.

Die europäischen Factoreien sind nun ein Raub der Flammen geworden. Sie lagen an der südwestlichen Vorstadt von Kanton, auf einem Raume, der zwischen dem Strome und einer hohen Scheidemauer, welche die Tartarenstadt begrenzt, eine Breite von nur etwa dreihundert Schritten und im Ganzen nicht mehr als zehntausend Quadrat-Ellen Flächeninhalt hat. Auf diesem kleinen Fleck Erde durften die Fremden sich anbauen, und nach dem Friedensschlusse von Nanking wurden diese Niederlassungen unter den unmittelbaren Schutz des englischen Consuls gestellt. Hart am Ufer lag der auf drei Seiten mit einer Mauer umzogene sogenannte amerikanische Garten mit einigen Bäumen und Gesträuchen; er war der einzige Raum, auf welchem die Europäer spazieren gehen durften. Die Factoreien der Dänen, Schweden und Franzosen wurden schon einmal während eines Aufruhrs im Jahre 1842 vom Kantoner Pöbel niedergebrannt, auch jene der Engländer und Amerikaner waren zerstört worden. Nach dem Friedensschlusse hatten die verschiedenen Nationen schöne Häuser aufgeführt, welche sie von nun an gesichert glaubten; aber die neuesten Vorgänge zeigen, wie irrig eine solche Ansicht war. Alle Berichte stimmen darin überein, daß der Aufenthalt der Europäer in jenen Factoreien ein im höchsten Grade ungemüthlicher gewesen sei. Von Morgens früh bis Nachmittags vier Uhr waren sie in ihren Comptoiren beschäftigt. Nachdem die Tagesarbeit vollbracht war, konnten sie im amerikanischen Garten lustwandeln gehen, einen Tag wie alle Tage; anderswohin durften sie sich, dem Friedensvertrage zum Trotz, nicht begeben; sie konnten weder reiten noch fahren; Frauen duldeten die Chinesen vor 1842 in den Factoreien nicht, und auch nachher kamen nur einige wenige dorthin. Der einzige Zufluchtsort war der Fluß, auf welchem sie umher ruderten, um die frische Abendluft zu genießen. Jede Factorei hatte mehrere zierliche, schnellfahrende Ruderbote; hinter der Mauer, welche die Factoreien von der Stadt abschließt, läuft Hog Lane,

eine schmale, unsaubere Straße, in der sich eine Menge von Schenken und Waarenläden befinden. Dorthin führten aus den verschiedenen Gebäuden der Europäer Hinterpforten; denn hier sowohl wie in den benachbarten Gassen, welche als alte und neue Chinastraße und Bath- und Physic-Straße bezeichnet werden, durften die Europäer verkehren, während sie von der eigentlichen Stadt ausgeschlossen blieben. Dort machten auch die Fremden ihre Einkäufe von allen den chinesischen Raritäten, von welchen die vielen Läden förmlich strotzen.

Der Handelsmann in den beiden Chinastraßen erkennt den Neuling auf den ersten Blick. Er ruft ihn an, ladet ihn ein, seine Siebensachen näher anzusehen, zeigt ihm die Elfenbein-Schnitzereien, Schachbretter mit seltsamen Figuren, Papiermesser, Körbe, Kämme und eine Menge anderer Sachen, die alle wunderbar fein und hübsch gearbeitet sind. Er verkauft Fächer, Ofenschirme, Fenstervorhänge, die mit Wasserfarben bemalt sind und Götter-Figuren aus dem chinesischen Olymp darstellen; er schlägt einen Regenschirm auf, der sehr hübsch ist und doch nach unserem Gelde gerechnet nur zehn oder fünfzehn Silbergroschen kostet; er hat geflochtene Matten aus Nanking, die gleichfalls ungemein billig sind und unsere Fensterläden ersetzen; sie halten die Hitze vortrefflich ab. Bei einem andern Kaufmanne sind Spielwaaren feil, Insecten-Sammlungen, Thonfiguren, Käfiche, Pfeifen, Geräthe zum Fischfang und Alles, was zu einem Feuerwerk nöthig ist. Daneben steht eine Auswahl von Hausgeräth aller Art, unter welchem sich insbesondere Stühle auszeichnen, die zugleich leicht, einfach, zierlich, fest und dabei ungemein bequem sind. Nicht leicht hat ein Fremder versäumt, in der alten Chinastraße die Gemälde-Fabriken zu besuchen, namentlich die des Malers Yomqua oder, wie er auch genannt wird, Lamkoy. Er ist gegenwärtig der berühmteste Maler im Reiche der Mitte. Man hat uns so viel über unsere deutschen, über die belgischen und französischen Maler erzählt, daß es gestattet sein wird, die

Leser mit einem chinesischen „Künstler“ bekannt zu machen und sie in die Maler-Werkstatt zu führen, welche man bei uns nicht mehr Malstube nennt, sondern „Atelier“, als welches, weil ausländisch, von den Handhabern des Farbenbrettes (Palette) und Pinsels weit vornehmer erachtet wird.

Lamkei ist ein Mann des Fortschrittes. Als er noch Jüngling war, fielen ihm europäische Gemälde und Kupferstiche in die Hände. Er begab sich nach Macao, wo der englische Maler Chinnery sich aufhielt, lernte bei diesem Künstler zeichnen und wurde mit der abendländischen Malerei bekannt. Sein Beispiel fand manche Nachahmer; angehende chinesische „Künstler“ gingen in Menge nach Macao, aber keiner von ihnen brachte es so weit wie Lamkei, der übrigens seine Kunst in ganz chinesischer Weise betreibt, nämlich fabrikmäßig. Der Maler von Ruf hält eine Anzahl von Arbeitern, von denen jeder in irgend einem Gegenstande eine große Fertigkeit erworben hat; er ist, wie wir sagen würden, ein Mann der Specialität. Lamkei hat seine [illegible] in der [illegible] Chinastraße und hält im [illegible] einen Laden; sein „Atelier“ befindet sich aber in Hog Lane. Ueber der Thür hängt ein Schild mit der Firma. Ein Haus in diesen Straßen hat gewöhnlich zwei Stockwerke, im [illegible] wohnt die Familie, wenn sie nicht etwa auf dem Lande sich befindet; im unteren Geschoß sind Arbeitszimmer und Läden. Lamkei hat aber auch die obere Etage für den Geschäftsbetrieb eingerichtet; der eine Künstler malt Schiffe, ein anderer nur Landschaften, ein dritter nur Vögel, ein vierter lediglich Bilder von [illegible]. Der Chinese macht viel Lärm und hat ihn gern; deshalb arbeiten die Maler nicht etwa in [illegible]. Lamkei's Nachbar zur Rechten hält einen [illegible], einer zur Linken ein Magazin von Bambus[illegible] [illegible], der alle jene chinesischen [illegible], welche dem Europäer Behaglichkeit verschaffen, [illegible]. Doch wir treten in's

Haus. In dem einen Zimmer finden wir, in großen Haufen aufgeschichtet, Gemälde auf sogenanntem Reißpapier; an den Wänden hängen Oelbilder; in einem Nebengemache findet man geschnittene Steine, Holzschnitzereien und andere Kunstgegenstände; sodann zierlich bemalte und fein lackirte Kästchen, Bürsten, Pinsel, Papier und Farben. Das „Reißpapier" kommt aus Nanking und wird aus dem Mark einer Sumpfpflanze bereitet, Oischynomena paludosa, welche die Chinesen Tong tsao nennen; auch soll, wie es heißt, eine Malvenart bei der Verfertigung benutzt werden.

In einem Zimmer des obern Stockwerks sitzen acht oder zehn Maler an Tischen, mit zurückgeschlagenen Rockärmeln; den Zopf haben sie turbanartig um den Kopf gewunden, damit er sie nicht belästige oder Farben verwische. Das Licht ist gut vertheilt, das Zimmer ganz einfach; an den Wänden hangen Bilder, die eben fertig geworden sind, der Käufer mag nach seinem Belieben auswählen; er findet auch sowohl in Oel wie mit Wasserfarben Copieen europäischer Bilder. Die Originale tauscht der Chinese von fremden Kaufleuten ein und giebt in Zahlung dafür chinesische Bilder. Die Maler in Kanton copiren in wunderbarer Treue, und der lebhafte Glanz, welchen sie den Farben zu geben wissen, ist unübertrefflich. Jeder sitzt auf einem kleinen Schemel, arbeitet mit größter Sauberkeit und hat eine nicht geringe mechanische Fertigkeit. Das Reißpapier bestreicht er mit Alaun, und wiederholt diesen Ueberzug im Laufe der Arbeit sechs oder acht Mal, damit die Farben nicht durchschlagen und recht fest werden. Alles wird laut den Recepten vorgenommen, deren die chinesischen Bücher über Malerei eine große Menge enthalten. In denselben Büchern findet der Maler Zeichnungen und Farbenskizzen, die als normal gelten für die Darstellungen von Menschen, Thieren, Bäumen, Gesträuchen, Felsen und Gebäuden. Wer eine Landschaft malen will, copirt einen Berg aus dem Musterbuche, sucht sich beliebige Bäume,

Menschen und Thiere dazu aus, und liefert ein Bild, welches von dem anderer Maler sehr verschieden sein kann, aber es enthält doch nur eine andere Zusammenstellung derselben Elemente, und daher rührt, wenn man so sagen kann, die Familien-Aehnlichkeit aller chinesischen Malereien; man findet sie auch bei denen, welche Lamkois Bilder-Fabrik liefert. Ohnehin lassen sich die Bilder auf Reißpapier, das durchsichtig ist, mit leichter Mühe durchpausen. In Bezug auf die Erfindung ist der chinesische Maler arm, er hat ohnehin ein begränztes Feld, auf welchem er sich bewegen kann, aber um so größere Sorgfalt verwendet er auf die Farbengebung; schon bei der Mischung geht er mit fast kleinlicher Genauigkeit zu Werke; Gummi benutzt er nicht, sondern eine Art von Leim, der immer warm neben ihm steht. In Bezug auf das Colorit ist er an keine Vorschrift gebunden; hier copirt er nicht, sondern darf seinem eigenen Geschmack und Belieben folgen. Uebrigens hat der Chinese eine merkwürdige Naturanlage zum Nachahmen; sein schräg gestelltes Auge faßt wunderbar schnell sowohl die Gesammtheit wie die Einzelheiten von Gegenständen auf, und schon ein flüchtiger Blick genügt, ihm dieselben einzuprägen. Dazu kommt eine von früher Jugend an stets in Uebung erhaltene, sehr geschickte Hand, welche alle Formen wiedergeben kann. Es liegt kaum Uebertreibung in den Worten, welche einst ein chinesischer Maler sagte: „Ich würde selbst den Wind malen, wenn ich ihn nur sehen könnte.“ Die Pinsel der Maler sind denen ähnlich, mit welchen der Chinese schreibt, nur unvergleichlich feiner, und an Farbe grau, blau oder schwarz, und die letzteren gelten für die besten, sie sind aber sehr selten. Man weiß in Kanton nicht, von welchem Thiere dieses Haar kommt, der Sage nach wäre es von den Schnurrhaaren der Ratte. Sehr gute und feine Pinsel werden ungemein theuer bezahlt.

Doch wir wollen die Malerwerkstatt verlassen und weiter gehen. Aus der alten Chinagasse gelangen wir in Physic Street, wo der Fremde noch Zutritt findet. Sie ist eine ungemein belebte Straße; der Hausirer drängt sich neben dem Manne hin, welcher Eßwaaren verkauft; der Ausrufer strengt seine Kehle an, und ziemlich Jedermann hat etwas auszurufen; der Lastträger kündigt sich mit einem Lä Lä an, und man muß ihm ausweichen; hinterher kommt der Tragsessel, in welchem ganz gemächlich ein Reicher sitzt; man muß abermals zur Seite treten, bleibt dann aber stehen, um die neueste Nummer der Kantoner Zeitung zu kaufen, die man sich gelegentlich von einem Dolmetscher übersetzen läßt. Man steckt sie ein und bleibt vor einer Delicatessen-Handlung stehen. Dort sieht man sauber hergerichtete eßbare Vogelnester; auf einem andern Tische liegt die gelbliche Ginsengwurzel, die in der Mitte dicker ist als an beiden Enden; sie wächst in Pennsylvanien und wird von den Nordamerikanern nach Kanton gebracht; sie ist billiger als die echte mongolische Pflanze, deren Verkauf ein Monopol des Kaisers ist. Dieser echte Ginseng wird mit Gold aufgewogen und ist selten. In einem andern Laden wird polirter Marmor verkauft; dicht daneben wohnt ein Antiquitätenhändler, der viel Zuspruch findet, weil der Chinese ein Curiositätenkrämer ist und eine wahre Leidenschaft für Alterthümliches und Sonderbares hat; er liebt das Rococco und stellt alten Bronzen, Vasen, Münzen, Gemälden und Lackwaaren nach, die er für schweres Geld sammelt. Der chinesische Liebhaber gleicht in dieser Beziehung dem europäischen auf ein Haar: eine alte Statuette, ein Porcellan-Gefäß, das nachweislich ein paar Hundert Jahre alt ist, macht ihn überglücklich, und seine Verzweiflung erreicht den höchsten Grad, wenn er findet, daß er sich ein unechtes Stück hat aufschwatzen lassen. In China giebt es, gerade wie in Italien, Fabriken, in welchen Alterthümer täuschend ähnlich nachgemacht werden. In den Sammlungen

findet man eine Menge von Schalen, Bechern und Dreifüßen von Bronze und Silber, schön ciselirt; die Bilder stellen den Fong joang oder chinesischen Phönix vor, oder den geflügelten Drachen und andere mythologische Gestalten. Sehr geschätzt werden Becher aus Rhinoceroshorn und alte Metallspiegel, alte Compasse und Kalender. Der Compaß ist den Chinesen seit 2698 vor Christi Geburt bekannt; ihrer Meinung zufolge richtet sich die Magnetnadel nach Süden, und sie nennen dieselbe den Wagen, welcher nach Süden fährt, Sche nan schal.

In der südlichen Vorstadt, nicht weit vom Strome, liegt der Strafplatz, auf welchem die Verbrecher hingerichtet werden. Dort ist schon Blut in Strömen geflossen. Vormals wurden die Verurtheilten geblendet und gefoltert; man riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe, ließ sie durch den Henker in einhundert Stücke zerhacken oder zwischen zwei Brettern zersägen. Jetzt thut man die Sache einfacher ab und haut dem Verbrecher den Hals ab oder strangulirt ihn an einem Pfahle. Leichtere Vergehen werden mit Schlägen auf die Fußsohlen bestraft, oder man legt dem armen Sünder einen Halsblock um, der ihm auch Nachts nicht abgenommen wird. Ein solches Strafwerkzeug hat ein Gewicht von etwa zwei Centnern; auf der einen Seite steht eine Inschrift, aus welcher man ersieht, weßhalb die Strafe verhängt wurde. Ein europäischer Reisender erzählt, er habe einst einen Mann gesehen, der den Halsblock trug; seine Familie verließ ihn nicht, die Frau steckte ihm Speise in den Mund, seine fünf noch unerwachsenen Kinder stemmten ihre Arme unter den Block, damit der Vater leichter an ihm trage. Reiche Leute werden nur selten zum Halsblock verurtheilt; der Kaiser, in seiner väterlichen Milde, verbannt sie gewöhnlich nach der Mongolei und sichert sich den Nießbrauch ihres Vermögens. Uebrigens hat Kanton auch Wohlthätigkeits-Anstalten, zum Beispiel eine große Betler-Herberge, [illegible]elhaus und ein Spital für Aussätzige.

Zu den ambulanten Personen gehören die Barbiere, deren es mindestens zehntausend giebt; sie sind wichtige Männer im Staate, denn ihnen ist die Pflege des Zopfes anvertraut, und der Zopf ist seit zweihundert Jahren das Symbol der Chinesen. Bis 1644 war diese edle Zier des Hauptes ihnen fremd; der erste Mandschu-Kaiser befahl die Nachahmung eines tatarischen Brauches; daran wolle er die Unterwürfigen und Gehorsamen erkennen. Seitdem sind die Miao-tse die einzigen Chinesen, welche das Haupt nicht scheeren. Befreundet mit dem Barbier ist der Marktschreier, der Arzt, der unter freiem Himmel curirt und seine wunderthätigen Medicinen anpreist, durch deren Anwendung alle Krankheiten geheilt werden. Stets hat er einen aufmerksamen Kreis von Zuhörern, welchen er seine Siebensachen zeigt. Die Hauptrolle spielt ein Tiger-Skelett, das an einer hohen Stange baumelt; er zeigt einen Balsam aus Tigermark vor, dessen Heilkräfte er mit ungemeiner Zungenfertigkeit anpreist; derselbe heilt alle Wunden und verleiht den Muskeln des Menschen wahre Tigerstärke, wie das Beispiel zweier Haushähne unwiderruflich darthut. Jedem derselben war scheinbar eine Klaue abgeschnitten und durch einen Entenfuß ersetzt worden, mit dem die Thiere ganz herrlich laufen konnten. Wodurch war ein so erstaunliches Wunder bewirkt worden? Lediglich durch den Tigermark-Balsam. Ein anderer „Doctor" zeigt einen gelehrten Vogel, der allen abgerichteten Hunden etwas aufzurathen giebt. Der Doctor nimmt ein Spiel Karten und reicht dasselbe einem Zuschauer hin; dieser zieht ein Blatt, besieht es und steckt es wieder ins ganze Spiel. Dann kommt der Vogel aus seinem Käfich, sucht eben jenes Blatt richtig heraus und erhält zur Belohnung ein paar Hirsekörner. Der Vogel versteht seine Sache so gut wie die Schwarzkünstler Bosco aus Turin oder Fritz in Mainz oder „Professor" Oeser in Meißen. Auch weiße Mäuse geben ihre Kunststücke zum Besten; die eine klettert an einem Rad hinauf,

[illegible] sich umdreht, eine andere tanzt wie ein Bär, und nachdem der Zuschauer sich daran satt gesehen, ergötzen ihn Wachtel-kämpfe oder Heimchen, die einander im Kampfe tödten.

Der Chinese ist ein durch und durch betriebsamer Mensch, nicht bloß in [illegible] Schmuckgegenständen, sondern hauptsächlich auch in nützlichen Dingen. Er [illegible] den Fremden Manches [illegible] die Glasbereitung, welche er erst im Laufe [illegible] Jahrhunderts sich aneignete, und doch besitzt Kanton gegenwärtig mehr als einhundert Glasmacher, die freilich eine nur mittelmäßige und leicht zerbrechliche Waare liefern, weil [illegible] Weise der Chinese noch keine Kühlöfen angelegt hat. Dagegen [illegible] er wunderschöne Sachen von emaillirtem Kupfer, und ist in dieser Beziehung unseren [illegible] Arbeitern weit voraus, sowohl im Schmelz wie in der Biegsamkeit. [illegible] Kupfer liefert er so billig wie Porzellan-Gefäße. Diese und die chinesischen Lackarbeiten sind in aller Welt so bekannt und geschätzt, daß man weiter kein Wort darüber zu verlieren braucht. Dasselbe gilt von den Seidenwaaren, die auf sehr einfachen Webstühlen verfertigt werden; in schlichten Stoffen liefert der Chinese vortreffliche Sachen, in faconnirten kann er aber, gegenüber den Jacquardstühlen, keinen Mitbewerb aushalten. Der Arbeiter ist täglich vierzehn bis sechszehn Stunden beschäftigt und bekommt einen Tagelohn von nur etwa zwei Silbergroschen nach unserem Gelde; der Rohstoff ist billig, man macht daher den Stoff [illegible] und kann ihn doch wohlfeil liefern. Es [illegible], daß wir mit dem chinesischen Verfahren der [illegible] noch nicht genau bekannt sind, namentlich nicht mit der [illegible] Art des Ent-[illegible]. Die in neuerer Zeit auch bei uns in Deutschland bekannt gewordenen chinesischen Gewebe [illegible] mit [illegible] gemacht von [illegible]. Diese so genannten [illegible] [illegible] die Engländer [illegible] Cloth nennen,

haben eine eigenthümliche Frische und werden in allen Qualitäten geliefert.

Wir schließen unsere Wanderungen durch Kanton mit einem Gang ins Theater, wo ein beliebtes Sing song aufgeführt wird. Den Saal finden wir mit Blumengewinden verziert, die einen angenehmen Geruch verbreiten. Die Darstellung bringt eine Art von komischer Oper, in der aber viel gesprochen wird. Ein Mann, der vor zwanzig Jahren Haus und Frau verlassen mußte, um Kriegsdienste zu thun, kommt heim. Als er fortzog, war er jung und hatte erst Flaum am Kinn; jetzt tritt er als bärtiger Soldat auf. Er will seine Frau überraschen, sich überzeugen, ob sie ihm ein liebevolles Andenken bewahrt habe und treu geblieben sei. Er geht vor der Thür auf und ab und wartet, bis jene zum Vorschein kommt. Sie erscheint und hält, ohne den Krieger zu bemerken, ein Selbstgespräch, in welchem sie über die ewige Einsamkeit klagt. Er redet sie höflich an und stellt sich als einen Waffengefährten ihres Mannes dar, von welchem er Nachrichten zu bringen habe. Sie ist unzufrieden mit einem Gatten, der binnen zwanzig Jahren auch nicht ein einziges Mal einen Brief geschickt habe; sie glaubt sich vergessen. Der Krieger vertheidigt den Kameraden, aber die Frau will nichts hören. Da offenbart er, wer er sei, doch sie will ihn noch nicht erkennen und eilt ins Haus zurück; er muß vor der Thür bleiben. Sie verlangt dann, er solle eine Schärpe vorzeigen, welche sie ihm einst als ein Liebespfand mit auf den Weg gegeben. Er zieht dieselbe aus dem Busen hervor und reicht sie ihr durch die halbgeöffnete Thür hinein; doch wird auch dieser Beweis nicht für genügend erachtet. Mein Mann, sagt sie, war jung und du bist alt. — Ach! ruft er aus, mir ergeht es wie dieser Schärpe, die auch einst neu und glänzend war; jetzt ist sie abgeblaßt und zerknittert. Aber hat denn nicht auch an dir die Zeit das Ihrige gethan? Diese Worte sind für die Frau überraschend; sie geht an einen mit Wasser gefüllten

[illegible], die ihr als Spiegel dienen soll, und blickt hinein. Nun
[illegible] sie sich, daß auch ihre Züge gealtert sind. In diesem
[illegible] der alten Koketterie liegt ein rührender Zug; sie hat
[illegible] Jahre lang nicht an ihr eigenes Gesicht gedacht, son-
dern [illegible] ihr Leben vertrauert; nun sieht sie zum ersten
Male, daß auch für sie die Jahre nicht spurlos vorüber gegangen
sind. Sie [illegible] nicht länger, daß der Mann vor ihr stehe,
[illegible] der Alte vom Monde [illegible] mit seidenem
[illegible] haben, öffnet die Thür und wirft
sich dem [illegible] Herrn und Gebieter zu Füßen. Der aber ist
[illegible] geworden und mag von ihr nichts wissen.
Sie [illegible] in Verzweiflung und erklärt, sie wolle sich ins
[illegible] stürzen, weil ihr auf Erden doch keine Freude mehr
[illegible]. Das rührt den Krieger sehr, er wird weich, schließt die
Frau in seine Arme und die Versöhnung ist vollständig, zu
[illegible] Zufriedenheit. Aber das Stück ist noch nicht zu
Ende, und der Frau wie den Zuschauern stehen noch einige
Ueberraschungen bevor. Der Kriegsheld erzählt seine Erlebnisse
und Abenteuer, welchen die glückliche Gattin mit gespannter
Aufmerksamkeit lauscht. Im Kampfe muß man tapfer sein, der
Mann hat sich ausgezeichnet, ist ein Held und General gewor-
den, hat ein ganzes Reich erobert und ist am Ende — Kaiser
geworden. Die Frau sieht in der That, daß er unter seinem
weiten Rocke, Makwa, wunderschöne Kleider trägt. Sie ist
außer sich über die feinen Stoffe, welche sie nicht genug bewun-
dern kann. Das ist meine kaiserliche Tracht, sagt er, und da
du Kaiserin bist, wirst du noch schönere Kleider tragen. Damit
war das Stück zu Ende.

Zwei Glaubensboten im fernen Asien.

Eine ungeheuere Bewegung geht durch die ganze östliche Welt. Jenen weit abgelegenen äußersten Orient, der ein Eigenthum des Menschenschlages mit weizengelber Hautfarbe ist, stellt der Europäer sich gewöhnlich starr und unbeweglich vor, aber mit Unrecht. Auch dieser Osten hat eine reiche, ungemein mannigfaltige Geschichte, ein buntes Völkerleben, gewaltige Kriegshelden, weise Gesetzgeber, einen schwunghaften Handelsverkehr, eine blühende Gewerbsamkeit aufzuweisen. Japan imponirt durch seine einsame Majestät, China ist ein uraltes Kulturreich, und Thibet das heilige Land für einige hundert Millionen Buddha-Verehrer, die Mongolei das Vaterland Dschingischans und Timur's.

Diese östliche Welt ist bis auf die neueste Zeit uns Europäern nur theilweise und mangelhaft bekannt gewesen. Für das Alterthum war sie mit einem dichten Nebelschleier überzogen; im Mittelalter drangen nur einzelne kühne Reisende in jene sagenhaften Reiche des asiatischen Priesters Johannes und des großen Chans von Kathay. Erst den Missionären der Christen war es vorbehalten in das innere China's zu gelangen; europäische Gesandtschaften konnten die Hauptstädte besuchen und Kunde über die wunderbare, ganz eigenartige Bildung und Gesittung geben, welche sie in einem Reiche fanden, dessen Be-

wohnerzahl jene unsres eigenen Erdtheils um ein volles Drittel übersteigt.

Das alte Dunkel verschwindet, von allen Seiten fallen abendländische Lichtstrahlen in das Land, von wo uns die Sonne kommt. Dieser ferne Orient ist gerade gegenwärtig in allen seinen Tiefen aufgewühlt, und fieberhaft durchzittert bis zu jenen Steilklippen, wo das große Weltmeer an die japanische Eilandflur brandet. Der Kaiser welcher zu Jeddo thront, hat die Pforten seines so lange verschlossenen Reiches dem zudringlichen Ausländer eröffnen müssen, welcher ihm Dampfkessel und Eisenschienen, elektrische Telegraphen und congrevische Raketen sammt Paixhanskanonen brachte. Der große Chan in Peking, Sohn des Himmels und Beherrscher des Reiches der Blume der Mitte, fühlt die Säulen seines Prachtpalastes wanken. Die „Teufel welche aus dem Meere stiegen," die rothhaarigen Ausländer, hatten ihn gezwungen fünf Seehäfen dem allgemeinen Weltverkehr zu eröffnen. Aber von jenem Tage an war auch seine Macht untergraben; der chinesische Unterthan glaubt nicht mehr an die Allmacht seines Herrschers. In einem Zeitraum von nur zwölfhundert Jahren hat das himmlische Reich in fünfzehn gewaltigen Revolutionen nicht weniger als fünfzehnmal seinen Herrscherstamm gewechselt. Nun ist der Geist der Rebellion wieder einmal in die Chinesen gefahren, und der Tag vielleicht nicht fern, an welchem die Mandschudynastie zurückweichen muß hinter jene große Mauer, welche sich nie als ein sicheres Bollwerk China's gegen die streitbaren Mongolen bewährt hat.

Das Opium und die europäischen Waarenballen sind für China gefährliche Hebel zum Umsturz geworden; noch gefährlicher für das Mandarinenthum und den Mandschukaiser wurden neue Ideen und schlechte Verwaltung. Die Rebellion zerrüttet nun schon seit Jahren China; sie ist mehr oder weniger zugleich eine religiöse und sociale, eine staatliche und volks-

thümliche. Die Anhänger des Tien te haben mit dem Heidenthum gebrochen, indem sie die Einheit des göttlichen Wesens verkünden, die Pagoden niederreißen und die Bonzen erschlagen. Man hat directe christliche Einflüsse als wirksam bei diesem Umsturz angenommen; ich glaube mit Unrecht. Die Zahl der Christen in China ist schwach, diese „Bekenner des Himmelsherrn," leben zerstreut umher, sind schüchtern und ohne allen Einfluß. Was die Aufständischen an alt- und neutestamentarischen Verbrämungen in ihren Proklamationen haben, scheint chinesischen Schriften entlehnt zu sein, in welche bekanntlich allerlei Biblisches übergegangen ist. Das Voranstellen der Einheit des göttlichen Wesens kann auch durch den Einfluß der Mohammedaner bewirkt worden sein; denn in den Schaaren des Tien te spielen Muselmänner eine hervorragende Rolle.

Noch verhalten sich die dem chinesischen Kaiser unterworfenen Völker außerhalb der großen Mauer still und ruhig. Aber sie tragen ihr Joch mit Widerwillen. Von Turkestan bis zum japanischen Meere, vom Altai bis zum Himalaya haßt man die Chinesen ingrimmig. Sie sind dem schlichten, treuherzigen Mongolen, dem kräftigen, streitbaren Thibetaner, dem stolzen Bekenner des Islam in der kleinen Bucharei in gleichem Maße unlieb. Die chinesische Oberhoheit stützt sich bei ihnen lediglich auf Zwang und Gewalt. Sobald der Thron in Peking zusammenstürzte, würden die Völker Hochasiens sich in Waffen erheben um ihre Selbstständigkeit zu erringen.

Ich schicke diese Betrachtungen voraus um dem Leser zu zeigen, daß auch die Völker Hochasiens ihre große politische Bedeutung haben; doch soll hier weiter kein Gewicht darauf gelegt werden; es kommt nur darauf an, sie in ihrem eigenthümlichen Leben und Treiben zu beobachten, in ihrer uns so durchaus fremdartig erscheinenden Weise, in ihren merkwürdigen Sitten und Anschauungen. Wir haben zwei gute Führer. Die französischen Lazaristen Huc und Gabet durchzogen in unseren

[illegible] vom Nordost nach Südwest auf einer [illegible] Längengraden und fünfzehn Breitengraden [illegible] China nach Lhassa, der [illegible] auf [illegible] auf einem Wege [illegible]

[illegible]

lichkeit an ihre Kirche durchdrungen. Was thun diese „Barbaren", was thun die höher gebildeten Thibetaner den beiden europäischen Mönchen gegenüber, die eingestandenermaßen mit dem Wunsche und zu dem Zwecke erscheinen, die Altäre Buddhas zu stürzen? Vertreibt man sie, wie in Europa die Christen einander vertreiben? Stört man sie im Verkündigen ihrer Lehre, jagt man die Versammlungen, welche sie veranstalten, mit Bayonetten auseinander, quält, ängstigt, verfolgt man sie, oder verbrennt man sie gar im Auto da fe, wie das alles die verschiedenen christlichen Parteien in dem angeblich nicht barbarischen Europa vom Ural bis zur Meerenge von Cadiz tausendmal und abertausendmal gethan haben?

Nichts von alle dem; die buddhistischen Mongolen und Thibetaner haben das gerade Gegentheil beobachtet. Die christlichen Lamas werden überall mit liebevoller Güte und rührender Gastfreundschaft behandelt; auch der ärmste Hirt theilt mit ihnen in der Jurte oder dem Zelte seinen Vorrath an Lebensmitteln. Wenn sie einem beliebigen Mongolen sagen, daß sie fern hergekommen seien, um ihm eine wahre Religion, statt eines falschen Glaubens zu bringen, so jagt der Mongole sie nicht aus dem Zelte, er thut ihnen kein Leid, wie das bei Christen üblich ist, die von der im Evangelium gepredigten Liebe gegen den Nächsten so vielfach nichts wissen, und den Fanatismus an deren Stelle setzen; der Mongole hört die christlichen Mönche, die seinen Glauben gering achten, ruhig an, reicht ihnen Thee, Butter und Mehl und sagt ihnen, daß Gott alle Menschen erschaffen habe und daß sie allesammt Brüder seien. Man begegnet diesen Lazaristen mit Wohlwollen und Aufmerksamkeit auch in den Lamaklöstern; man läßt sie ihre Lehren erörtern, ist ihnen behülflich bei Erlernung des Landessprachen, giebt ihnen Bücher und gedruckte Wegweiser, damit sie auf der Weiterreise nicht irre gehen. Noch mehr, der Premierminister des Papstes zu Lhassa räumt ihnen eins seiner Häuser

ein, bewirthet sie einige Monate lang, giebt ihnen seinen Neffen als Lehrer der thibetanischen Sprache, erlaubt mit Freuden, daß sie eine katholische Kapelle mit allem Kirchenschmuck einrichten, daß sie in derselben beten und lehren; er fordert sie sogar auf ihren Glauben zu verkünden. Der thibetanische Regent sagte den christlichen Missionären: „Ich würde es für ein großes Unrecht halten, euch in den Weg zu treten. Denn habt ihr recht, so ist es für Andere Pflicht, sich zur Wahrheit zu bekennen; haben wir recht, so werdet ihr als redliche Männer die Lehre Buddhas annehmen müssen. In Glaubenssachen ist Zwang üben verwerflich und frevelhaft; die Wahrheit bedarf des Zwanges nimmermehr." —

Die französischen Mönche sind Ehrenmänner; sie erzählen Alles, was sie erlebten, wahrhaft, ehrlich, aufrichtig, sie sind Christen von der rechtschaffenen Art, ohne alle Süßelei. Daß sie es unterlassen, der mongolisch-thibetanischen Hochherzigkeit gegenüber Vergleiche anzustellen und den Geist des Fanatismus und der Ausschließlichkeit mancher Abendländer hervorzuheben, mögen wir ihnen nicht verargen. Kein einziges Mal hat man sie irgendwie ihres Glaubens wegen behelligt, ist gegen sie vielmehr stets und überall mild, liebreich, zuvorkommend gewesen, in einer Weise, für welche den Europäern der Maßstab, weil der Begriff, abgeht. Es ist von den „Barbaren" doch mitunter allerlei Nachahmenswerthes zu lernen! Freilich nicht von den Chinesen, diesen schlauen, abgeriebenen und abgetriebenen Leuten, die von keinem andern Volke der Welt an Schachergeist und Verschmitztheit übertroffen werden, nicht einmal von Yankee's oder Armeniern. Und doch ist der Armenier, was Handel und Wandel anbelangt, ein neunmal durchgesiebter Jude, und der Yankee ein neun und neunzigmal durchgesiebter Armenier.

Gleich im Beginn der Reise, welche die Missionäre zu Anfang des Jahres 1844 antraten, wohnten die beiden christ-

lichen Sendboten dem Feste der Mondsbrode bei. Sie waren von einem alten Mongolen in sein Zelt eingeladen worden. Jenes Fest bezieht sich auf den uralten Gestirncultus, welcher der Buddhaverehrung Platz gemacht hat. Für die Chinesen hat es eine nationale Bedeutung. Denn als 1368 eine Verschwörung im ganzen Reiche ausbrach, um das Joch der Nachkommen Dschingischans abzuwerfen, wurde am Tage dieses Festes das Zeichen zu einem Gemetzel gegeben, welches man eine mongolische Vesper nennen könnte. Man pflegt an jenem Morgen seinen Bekannten einige kleine Kuchen zu schicken, gleichsam Visitenkarten; im Jahre 1638 steckte in jedem solcher Kuchen ein kleiner Papierzettel, zum Zeichen, daß man über die Mongolen herfallen solle. Das geschah; alle in China zerstreuten Mongolen wurden ermordet. Den Nachkommen dieser letzteren ist aber das Andenken an jenen blutigen Tag fast abhanden gekommen. Der Gastfreund der Missionäre kannte freilich das Ereigniß und bemerkte, daß die Zeit kommen werde, da man von den Chinesen Rechenschaft verlangen wolle. Dann sprach er weiter zu den christlichen Mönchen: „Heilige Männer, für uns ist heute Festtag dadurch, daß ihr meine schlichte Wohnung beehrt.“ Und dann wurde ein homerisches Gastmahl veranstaltet. Der Sohn des Zeltbesitzers brachte einen mächtigen Hammel, zerlegte ihn und schnitt den saftigen Schwanz der Länge nach durch; dieses acht Pfund schwere Prachtstück wurde den beiden Gästen als Ehrengericht aufgetischt, dazu trank man Thee; dann trat ein Spielmann auf, nahm eine Cither mit drei Saiten von einem an der Zeltstange befestigten Bockshorn und machte Musik. Er war ein Toolholos oder Barde, ein fahrender Sänger, deren es viele giebt. Sie wandern von einem Zelte zum andern, sind überall willkommen und ziehen wohlbegabt von dannen, um anderwärts in der Steppe, im „Lande der Gräser,“ volksthümliche Lieder zu singen, durch welche mongolische Heroen verherr=

licht werden. Jener Toolholos stimmte auch ein Lied an von dem gewaltigen Timur, dem Weltstürmer Tamerlan, vor welchem Morgenland und Abendland erbebte. Noch lebt die Erinnerung an ihn. Der Barde sang:

„Als der göttliche Timur unter unseren Zelten wohnte, da war das Volk der Mongolen furchtbar und kriegerisch; wenn er sich rührte, dann erzitterte die Erde; sein Blick machte die zehntausend Völker erstarren, welche die Sonne bescheint. O göttlicher Timur, wird deine große Seele bald wieder geboren werden? Komm zurück, kehre wieder; wir erwarten dich, Timur!"

„Wir leben auf unseren weiten Steppen sanft wie Lämmer und ruhig; aber in unserm Herzen, das voll Feuer ist, kocht es. Das Andenken an Timur's ruhmreiche Zeit verfolgt uns ohne Unterlaß. Wo ist der Held, der uns zu Kriegern machte und sich an unsere Spitzen stellt? O göttlicher Timur rc."

„Der junge Mongole hat einen starken Arm; er kann den wilden Hengst bändigen; er erkennt schon von fern im Grase die Spur des verirrten Kameels. Aber ach, ihm fehlt die Kraft, den Bogen seiner Ahnen zu spannen, sein Auge erspähet nicht die Listen des Feindes. O göttlicher Timur rc."

Der letzte Vers dieses Bardenliedes lautet folgendermaßen:

„Wir haben wohlriechendes Holz vor den Füßen des göttlichen Timur verbrannt, mit der Stirn am Boden haben wir ihm das grüne Blatt des Thee's und die Milch unserer Heerden geopfert. Nun sind wir bereit, die Mongolen stehen aufrecht o Timur! Und du, Lama, mache, daß Glück auf unsere Pfeile und Lanzen herabsteige! O göttlicher Timur, wird deine große Seele bald wieder geboren werden? Komm, kehre zurück, wir harren dein, o Timur!" —

Mehr als einmal begegnete den Reisenden ein lebendiger Gott, ein vermittelst der Seelenwanderung Fleisch gewordener

Buddha. Einst trafen sie mit einem solchen aus dem Königreich Kartschin zusammen, der nach „dem ewigen Heiligthum,“ nämlich nach der Stadt Lhassa, eine Wallfahrt unternahm. Er war ein Jüngling von achtzehn Jahren, angenehmen Umgangsformen und fern von allem Hochmuth. Man hatte ihn zum Schaberon, das heißt für einen lebenden Buddha, erklärt, als er erst sechzig Monat alt war, und er sollte nun in einem Kloster des buddhistischen Rom seine theologischen Studien vollenden. Ein Bruder des Königs von Kartschin und mehrere hohe Geistliche geleiteten ihn. Er besuchte die Missionäre, ließ sich viel über Europa erzählen, fand Alles, was ihm über die europäische Religion mitgetheilt wurde, recht hübsch, lehnte aber die Zumuthung der beiden abendländischen Lama's ab, selber dem Glauben seiner Väter den Rücken zu kehren. Sie waren dreist genug, den jungen Gott auch nach seinen früheren Seelenwanderungen zu fragen, erhielten indessen keine befriedigende Antwort.

In der mongolischen Steppe ist die Zahl der Klöster unzählig; mindestens jeder fünfte Mensch ist ein Geistlicher und damit für immer zur Ehelosigkeit verdammt. Wahrscheinlich hat nie zuvor ein Christ Gelegenheit gehabt, das Klosterleben der Buddhisten so gründlich kennen zu lernen, wie Huc und Gabet. Oft verweilten sie monatelang unter dem gastlichen Dache buddhistischer Priester, deren Ansichten und Lebensweise sie auf eine sehr anschauliche Weise darstellen. In Kuku Hote oder der blauen Stadt, einer keineswegs großen Ortschaft, fanden sie in fünf großen Klöstern mehr als zehntausend Lama's; außerdem waren noch fünfzehn kleinere Klöster vorhanden; im Ganzen hatte diese eine Stadt an zwanzigtausend Mönche. In dem Kloster der fünf Thürme lebt ein Hobilgan, das heißt ein Oberlama, der sich mit der Ursubstanz des Gottes Buddha identificirt und schon manche Seelenwanderungen durchgemacht hat.

Jenes Kloster war einmal Schauplatz eines blutigen Ereignisses. Kaiser Kang Hi hatte einen Kriegszug gegen das mongolische Volk der Oelöten unternommen und war nach Kuku Hote gekommen. Dort residirte in dem eben genannten Kloster der fünf Thürme ein lebendiger Gott; er war Oberhaupt der Lamahierarchie und führte den Titel Guison Tamba. — Der Kaiser macht ihm einen Besuch und nahet sich mit Ehrfurcht dem Sitze, auf welchem der geistliche Herr thront. In ungöttlichem Uebermuth würdigt der Guison Tamba den Beherrscher des Reiches der Blume der Mitte kaum eines Blickes, erhebt sich nicht, thut, als ob er den Monarchen nicht sehe. Darüber ist ein Kian Kiun, das heißt ein militärischer Obermandarin, äußerst empört: er rächt den Schimpf, welcher seinem Kaiser von dem mit untergeschlagenen Beinen dasitzenden Geistlichen angethan wird, indem er denselben niedersäbelt. Der Gott rollt in den Staub hinab. Aber nun entsteht Aufruhr in allen Klöstern, die tausend und abertausend Mönche erheben sich und bestürmen in wildem Tumulte den Kaiser, welcher dem feurigen Obermandarin seine rasche That verweist. Der Soldat entgegnet: „War der Guison Tamba kein lebendiger Gott, weshalb ist er denn vor seinem und meinem Kaiser, dem Beherrscher der Welt, nicht aufgestanden und ihm achtungsvoll begegnet? Und war er ein lebendiger Gott, weshalb hat er dann nicht gewußt, daß ich ihn niederhauen würde?" — Aber bei dieser Logik beruhigten sich die Lama's nicht; fast alle Begleiter Kang Hi's wurden in diesem Aufstand erschlagen, und der Kaiser selbst konnte sich nur mit genauer Noth in der Verkleidung eines gemeinen Soldaten retten. Jener übermüthige Guison Tamba ist aber bald nachher vermittelst der Seelenwanderung wieder lebendig geworden im Lande der Kalkas Mongolen, unweit der russisch-sibirischen Grenze. Dort kann man ihn sehen in der großen Klosterstadt Kuren, wo die Lama's zum Andenken an jene Mordthat in Kuku Hote

noch einen schwarzen Rand am Kragen ihres Rockes tragen. Der chinesische Kaiser hat indessen befohlen, daß der Guison Tamba, wenn er aus seiner irdischen Hülle scheidet, seine Wiedergeburt und Seelenwanderung nicht in der Mongolei, sondern im fernen Thibet zu bewerkstelligen habe, was denn auch allemal geschieht. Der Monarch will nicht, daß ein so einflußreicher Priester ein Mongole von Geburt sei; die Staatsklugheit verlangt, ihn im Auslande wieder lebendig werden zu lassen.

Ueberhaupt verstand es die feine Politik des Pekinger Hofes, die vielen mongolischen Stammfürsten, obwohl sie über ein so ausgedehntes Steppenland vertheilt sind, und oft einige hundert Meilen von China entfernt ihre Zelte aufschlagen, in strenger Abhängigkeit zu erhalten. Er verlangt, daß sie an jedem Neujahrstage in seinem Palast zu Peking erscheinen und die große Cour mitmachen; nur solche, die im fernen Westen des Reiches wohnen, haben insoweit eine Begünstigung erlangt, daß sie nur an jedem zweiten oder dritten Neujahrstage sich einzufinden brauchen. In Folge dieses Zwanges erhält dann die gelbe Sandwüste oder die grüne Steppe zeitweilig einen poetischen Anstrich, wird Zeuge einer Romantik, die an unsere Ritterzeiten erinnert.

Unsere Reisenden hatten in den Einöden der Ordos, unfern der sogenannten Hundert Brunnen ihr Zelt aufgeschlagen und genossen ihr einfaches Mahl. Da sahen sie, wie aus einer von zwei steilen Bergen gebildeten Schlucht eine Karawane hervor kam, schwer beladene Kameele in langer Reihe, und zu beiden Seiten reichgekleidete Reiter. Vier derselben, Mandarinen vom blauen Knopf, sprengten heran. Der eine sprach: „Meine Herren Lama's, Friede sei mit euch! wohin lenkt ihr eure Schritte?“ — „Wir sind Männer aus dem fernen Westlande und ziehen auch gen Westen. Mongolische Brüder, ihr kommt in großer Anzahl durch die Wüste, euer

Zug ist glänzend; wohin wollt ihr?" — „Wir sind aus dem Reiche Alechan; unser König zieht gen Peking, um sich niederzuwerfen vor dem, welcher unter dem Himmel thront."

Nach diesen Worten erhoben sich die vier Reiter ein wenig in ihren Sätteln, grüßten und vereinigten sich wieder mit der Karawane, die inzwischen näher kam. Der König war unterwegs, um dem Kaiser seinen Glückwunsch zum Neujahre darzubringen. Voran zog eine Vorhut; dann kam ein von zwei Maulthieren getragener Sessel mit goldenen Stangen, bunten Fransen und mit Drachen, Vögeln und Blumen bemalt. In demselben saß der mongolische Fürst mit übereinander geschlagenen Beinen. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren und mit gutmüthigem Gesichtsausdruck. Die beiden Missionare riefen ihm zu: „König der Alechan, möge Frieden und Glück deine Schritte begleiten." — Der König antwortete mit freundlicher Handbewegung: „Männer des Gebets, [illegible] und möge stets Frieden weilen!"

Ein alter, weißbärtiger Lama auf einem Prachtrosse leitete das vorderste Maulthier des königlichen Palankins am Zaume; er war Anführer der Karawane. Es ist hergebracht, daß man dieses Amt einem der geachtetsten Geistlichen anvertraut; die Mongolen meinen, jeder Unfall werde von ihnen fern bleiben, so lange ein Vertreter der Gottheit an ihrer Spitze ziehe.

Der Palankin war von einer berittenen Ehrenwache umgeben; die mongolischen Cavaliere tummelten munter ihre feurigen Gäule. Gleich hinter dem König schritt ein prächtiges weißes Kamel einher, von einem Jüngling an seidenem Bande geleitet und unbeladen; es war zum Geschenk für den Kaiser bestimmt; die beiden fetten und straffen Höcker hatte man mit seidenen Fähnchen geschmückt. Zuletzt kamen die Lastthiere und Troßknechte.

Gegen Abend saßen Huc und Gabet an einem Wüstenbrunnen und tranken Thee; die Karawane war längst weiter

gezogen, da kamen abermals drei Mongolen angesprengt, einer vom rothen, die beiden andern vom blauen Knopfe, und fragten, welchen Weg der König der Aleschan genommen habe. Nachdem sie Auskunft erhalten, beschlossen sie, nicht weiter zu reiten, sondern die Nacht über im Zelte der abendländischen Lama's zu bleiben. Diese drei Männer waren Taitsi oder hohe Beamte des Königs, jener vom rothen Knopf ein Minister; sie hatten einen befreundeten Fürsten der Ordos besucht und sich ein wenig verspätet. Alle drei waren offene, gutmüthige Männer von feiner Sitte, und wenn sie viel fragten über die Länder gen Abend, so erzählten sie hingegen auch viel von den Ländern gen Sonnenaufgang. Der Mandarin vom rothen Knopf berichtete Folgendes über die große Cour am Kaiserhofe:

„Alle Fürsten der Welt müssen zum Neujahrsfest in Peking erscheinen. Vor dem alten Buddha, nämlich dem Kaiser, dürfen nur die Fürsten sich niederwerfen; wir Uebrigen haben diese Ehre nicht und erscheinen lediglich als Gefolge unserer Könige.“ — Die unter chinesischer Oberherrlichkeit stehenden Monarchen stellen sich in Peking vor, um den Beweis zu liefern, daß sie gehorsam und unterwürfig seien; dann auch, um dem Kaiser, dessen Vasallen sie sind, Geschenke zu überbringen, die jedoch im eigentlichen Sinne des Wortes ein Tribut sind, und in Kameelen und schönen Pferden bestehen, in Fleisch von Rehen, Hirschen und Bären, das während der kalten Winterszeit auch aus entlegenen Theilen der Mongolei nach Peking gebracht werden kann; ferner Fasanen, Fische, eßbare Schwämme, gewürzige Pflanzen und Pelzwerk. Eine ganz eigenthümliche Abgabe muß von einem der Banner in Tschakar erlegt werden. Die Mongolen werden bekanntlich in Fahnen oder Banner eingetheilt, deren jedes seine eigene Farbe hat und nach derselben benannt wird. Jene Tschakarfahne hat alljährlich eine große Menge Fasaneneier an den Hof zu liefern, die bei

der Bereitung der Pomade für das kaiserliche Frauenzimmer verwandt werden und dem Haar der Schönen im Palast einen ganz besondern Glanz verleihen.

Zur Neujahrscour erscheinen in Peking manchmal nahebei zweihundert mongolische Fürsten. Jedem wird eine eigene Palastherberge angewiesen, und zwar allen in demselben Stadtviertel, das unter Aufsicht eines Großwürdenträgers der Krone steht. Die Fürsten haben mit dem Kaiser nicht etwa eine Unterredung; er hält sie fern; sie sind nur da, um den steifen Pomp einer asiatischen Feierlichkeit zu erhöhen. So will es „der Beherrscher der vier Weltmeere und der zehntausend Völker auf Erden.“ Ihm liegt die Pflicht ob, am ersten Tage des ersten Mondes den Tempel seiner Ahnen und Vorfahren zu besuchen. Vor dem Eingang stellen die Fürsten sich auf, zu beiden Seiten drei Reihen bildend, alle in prächtiger Staatstracht von Seide. Sie harren des Kaisers, der zu anberaumter Zeit mit pomphaftem Gefolge aus seiner „Gelben Stadt“, das heißt seinem Palast hervorkommt. Zu jener Stunde sind die Gassen von Peking schweigsam und menschenleer; denn es ist bei Todesstrafe geboten, alle Thüren verschlossen zu halten und still im Hause zu bleiben. Sobald der Monarch die erste Stufe der langen sanftansteigenden Treppe berührt, auf welcher die Fürsten seiner warten, rufen die Herolde: „Werft euch alle nieder, hier ist der Erde Gebieter!“ Die zweihundert Könige antworten: „Zehntausendmal Glück und Heil!“ und werfen sich zur Erde, so daß ihr Gesicht den Staub berührt. Es ist verboten den Kaiser anzuschauen. Der Sohn des Himmels durchschreitet die Reihen und wirft sich seinerseits zu Boden, sobald er die Stätte im Tempel erreicht hat, wo die Namenstafeln seiner Vorfahren sich befinden. Die zweihundert Fürsten bleiben inzwischen liegen bis der Kaiser seine Andacht verrichtet hat und wieder durch ihre Reihen zurück geschritten ist. Darin besteht die ganze Feierlichkeit, und

um ihr beizuwohnen, müssen manche Fürsten eine Reise von zwei= bis dreihundert deutschen Meilen machen!

Der Kaiser läßt ihnen allen eine freilich keineswegs erhebliche Jahressumme verabfolgen, die sie bei ihrer Anwesenheit in Peking ausgezahlt erhalten. Davon bleibt allemal viel an den Fingern der Finanzmandarinen kleben; ja der Kaiser selbst hat sich kein Gewissen daraus gemacht, Falschmünzerei zu treiben und die gutmüthigen Mongolen zu betrügen, denn er gab ihnen statt der Silberbarren nur versilberte Kupferstangen. Das war zu jener Zeit, da der Krieg mit den Engländern den chinesischen Staatsschatz trocken gelegt hatte. Die Mongolen durften natürlich „den alten Buddha," den „Sohn des Himmels," nicht der Falschmünzerei beschuldigen, sondern nur annehmen, daß von Seiten der Mandarinen ein unfreiwilliger Irrthum stattgefunden habe.

Es bleibt auffallend, daß bei einem so gutmüthigen und milden Volke wie den Mongolen, einzelne Gebräuche sich erhalten, die einen grellen Gegensatz zu dem ganzen übrigen Sein und Wesen dieser Nomaden bilden. Manchmal kommt es nämlich vor, daß man die Könige in wahrhaft barbarischer Weise begräbt. Man bauet ein Grabgebäude, das mit Standbildern ausgeschmückt wird; diese stellen Menschen, Löwen, Tiger, Elephanten und verschiedene Gegenstände aus der buddhistischen Fabellehre dar. In dieses Haus bringt man die Leiche, welche in einem ausgemauerten Tiefgewölbe neben Gold, Silber, Edelsteinen, Prachtgewändern, Waffen und anderen Dingen beigesetzt wird, die der verstorbene König etwa in einem andern Leben ungern vermissen würde. Dann sucht man eine Anzahl Kinder aus, Knaben und Mädchen so schön sie nur zu finden sind, und läßt sie so lange Quecksilber verschlucken, bis sie daran ersticken. Dadurch, sagen die Mongolen, behalten sie ihre frische blühende Gesichtsfarbe. Man stellt sie aufrecht um die Leiche des Königs herum, damit sie im Nothfall ihm alle

Dienste verrichten, die er im Jenseits verlangt. Sie halten Tabakspfeife, Schnupftabaksfläschchen, Fächer und dergleichen in den Händen. Und damit die verstorbene Majestät nicht in ihrer Grabesruhe gestört, der Schatz nicht geraubt werde, hat man am Eingange eine Höllenmaschine eigener Art angebracht, die eine große Menge von Pfeilen zugleich abschießen und den Eindringling im Augenblicke todt niederstrecken würde.

Im Uebrigen sind die Begräbnisse ohne grausame Zuthat und in den einzelnen Landestheilen verschieden. Einige Völker begraben die Todten, andere tragen die Leichen auf einen Berg, oder werfen sie in eine wilde Schlucht oder in die platte Steppe, zur Beute für wilde Thiere und Raubvögel, in ähnlicher Weise, wie es bei den Parsi's der Fall ist. Reiche Familien verbrennen ihre Todten in einem Begräbnißofen unter Anleitung von Priestern, welche die Knochen zu Staub zerreiben, diesen mit Weizenmehl vermischen und Kuchen daraus backen; diese werden pyramidenförmig in einem zum Grabmal bestimmten Thürmchen beigesetzt. Dergleichen Grabthürme sind in der Mongolei in großer Menge vorhanden, namentlich auf Bergen und in der Nähe der Klösterstädte.

Es ist ein eigenthümliches Leben und Treiben in diesen letzteren, ganz verschieden von dem Mönchs- und Klosterwesen der Christen, obwohl der buddhistische Cultus im Uebrigen mit dem römisch-katholischen so genau und bis in viele kleine Einzelnheiten übereinstimmt, daß die beiden katholischen Missionäre mehrere Seiten anfüllen, um alle diese Aehnlichkeiten aufzuzählen. Die Buddhisten haben nicht vereinzelt liegende Klöster sondern Klosterortschaften, in denen alles dem geistlichen Stande angehört, wo bis zu zwanzigtausend und noch mehr Geistliche zusammenleben und alle möglichen Hantierungen treiben. Wir wollen dem Leser ein eigenthümliches Bild vorführen. In der südlichen Mongolei, etwas südöstlich vom Kuku Noor, dem blauen See, liegt die Klosterstadt Kunbum. Unter den

dreihundert Millionen Bekennern Buddhas steht sie im Rufe hoher Heiligkeit; dort wollten die beiden Missionäre überwintern. In Begleitung eines Lama, den sie zum Sprachlehrer angenommen, verlassen sie die geräuschvolle Handelsstadt Tang Keu Eül und machen sich auf den Weg. Als sie noch etwa eine halbe Stunde Weges von Kunbum entfernt sind, beginnt es zu dunkeln; aber vier Bekannte ihres Sprachmeisters sind ihnen entgegengekommen, Männer in geistlicher Tracht, mit rother Schärpe und gelber Bischofsmütze. Sie nahen sich den Fremden mit gemessenem Gang, ihre Worte sind ernst, würdig und werden mit leiser Stimme gesprochen. Als der Wagen, welcher das Gepäck der Fremdlinge aus dem fernen Abendlande trägt, bei den ersten Häusern der Klosterstadt anlangt, muß er halten, und die vier Lamas beeilen sich alle Glocken am Halse der Pferde mit Stroh auszustopfen. Denn die heilige Ruhe darf nicht gestört werden; der Zug geht langsam und unter tiefem Schweigen durch die öden Gassen dieser Lamagemeinde. — Der Mond war schon untergegangen, aber beim hellen Schein der Gestirne konnten die Reisenden deutlich erkennen, wie die Häuser der Lamas am Bergabhange zerstreut lagen, und wie die Dome der riesigen Tempel sich gleich Geisterphantomen vom blauen Himmel abhoben. Ueber der ganzen Stadt lag tiefe Ruhe, ein feierliches majestätisches Schweigen, das nur einigemale durch fernherschallendes Hundegebell unterbrochen wurde oder durch den dumpfen melancholischen Ton der Seemuschel, auf welcher ein Wächter bläst, um die Stunde zu melden. Endlich erreichten die Missionäre das Haus, in welchem sie übernachten sollten. Die vier Lamas bereiteten ihnen Thee, trugen Butter, Schöpsenfleisch und Brod auf, und überließen danach die Fremden der Ruhe. Am andern Morgen erschien ihr Sprachlehrer und brachte ein Frühmahl. Dann öffnete er einen Schrank, nahm eine große lackirte Schüssel, brei-

tete Rosapapier darüber und ordnete vier saftige Birnen symmetrisch. Das Ganze bedeckte er mit einer Khata.

Was ist eine Khata? Eine Glücksschärpe, ein seidenes Tuch von länglich viereckiger Gestalt, das in der Mongolei, insbesondere aber bei den Thibetanern eine große Rolle spielt. Sie ist dünn, wie Gaze gewoben und weiß oder bläulich, dreimal so lang als breit und an jedem Ende ausgefranzt. Auch der Allerärmste kann der Khata nicht entbehren. Wenn ich einen Höflichkeitsbesuch mache, wenn ich jemand um etwas bitte, oder ihm für etwas danke, wenn ich einem Freunde nach längerer Zeit wieder begegne, — immer muß ich damit anfangen, daß ich die Khata in beide Hände nehme und sie überreiche, bevor ich ein Wort rede. Schreibe ich einen Brief, dann muß ich eine kleine Khata mit einschlagen. So will es die Höflichkeit, und man legt einen ganz unglaublichen Werth auf diese Khata. Das werthvollste Geschenk und die schönsten Worte sind gar nichts ohne diese Glücksschärpen, von denen jährlich viele Millionen verkauft und verschenkt werden.

Mit der Schüssel, den Birnen und der Khata begeben sich nun die beiden Christen auf die Straße, um den Mitbewohnern des Hauses, welches sie zu beziehen gedenken, einen Antrittsbesuch zu machen. Unterwegs begegnen sie vielen Geistlichen, aber keiner wirft einen neugierigen Blick auf sie. Endlich langen sie vor der Thüre an, treten ein und befinden sich in einem Hofraum. Der Hausbesitzer ist eben damit beschäftigt, Roßdünger in der Sonne zu trocknen, um Brennstoff zu bereiten, denn Holz und Kohlen sind in der Mongolei sehr selten. Sobald er die Fremden erblickt, legt er seine geistliche Schärpe um, geleitet jene in ein Zimmer, reicht ihnen Thee und weist sofort eine sehr bequeme und gemächliche Wohnung an. Sie fühlen sich tief bewegt und preisen diese buddhistischen Lamas, welche andersgläubige Fremdlinge „so hochherzig, gastfrei und brüderlich aufnehmen,“ und den geraden Gegensatz zu

den vertrockneten, habgierigen und krämerhaften Chinesen bilden, die dem Reisenden keinen Tropfen Wasser ohne Bezahlung geben. Als die Missionäre ihre Gemächer beziehen, lassen ihre neuen Hausgenossen es sich nicht nehmen, ihnen ihr Gepäck zu tragen, die Zimmer zu kehren, den Ofen zu heizen und den Stall in Ordnung zu bringen.

Der Hausbesitzer war ein alter Lama, hatte sein Vermögen in guten Werken verzettelt, aber sein zufriedenes Gemüth bewahrt. Zur Miethe wohnten bei ihm ein alter geiziger Chinese, der Koffer voll Silberstangen besaß und sich in Lumpen kleidete; ein Knabe, der bei ihm das Beten lernen sollte, und ein stotternder Candidat der Arzneiwissenschaft. Kunbum zählt etwa viertausend Geistliche; es hat eine entzückend schöne Lage am Abhange eines hohen Berges, über einer bewaldeten Thalschlucht; an den Abhängen sind die Wohnungen der Lamas umher zerstreut, kleine und große, alle von einer Mauer umzogen und sauber geweißt. Dazwischen erheben sich goldfunkelnde Tempel; von den Dächern der Oberpriester flattern Fähnchen; auf allen Wänden liest man in großen thibetanischen Schriftzügen, schwarz oder roth gemalt, fromme Sprüche; man findet sie auch auf Thüren, auf Steinen, auf Papierstreifen, auf Wimpeln an hohen Stangen. In den Straßen sieht man nur Lamas mit rothen Röcken und gelben Mützen; sie schreiten ernst und würdig einher, sprechen wenig und niemals laut, halten sich meist in ihren Zellen auf, oder wandeln zur Erholung in den Buschgängen in der Nähe dieser heiligen Stadt, in welcher fast an jedem Tage Pilger aus weiter Ferne anlangen. Zur Zeit des Blumenfestes aber drängen sie sich zu Tausenden herbei.

Dieses Blumenfest der mongolischen Lamas in der Klostergemeinde Kunbum ist einzig in seiner Art Die „Blumen" sind nicht etwa Kinder der Flora, sondern Bilder, welche geistliche oder weltliche Gegenstände darstellen, auch die verschiedenen

asiatischen Völker in Physiognomie, Trachten, Landschaften, Schmuck rc., — alles in Figuren aus frischer Butter. Drei Monate lang sind die Künstler, nach Anweisung eines Rathes der Künste damit beschäftigt, die Figuren herzurichten. Skizzen und Pläne für die verschiedenen Gruppen und Figuren liegen bereit. Aus den Händen der Bildner gehen die Sachen in jene der Maler über. Am dritten Tage des großen Festes werden diese „Blumen" in freier Luft vor den verschiedenen Tempeln ausgestellt. Alles ist nicht durch Oel, sondern eben auch durch Butter beleuchtet; die Kunstwerke strahlen in wunderbarem Glanz. Auf Gerüsten stehen große metallene Kelche, aus welchen lichte Helle herausbricht. Die beiden Missionäre konnten sich vor Erstaunen über das seltsame Schauspiel kaum fassen. Wir hätten, sagen sie, kaum für möglich gehalten, daß in der mongolischen Wüste unter zum Theil halbwilden Völkern so ausgezeichnete Künstler vorhanden seien. Die Butterfiguren waren zum Theil von kolossaler Größe. Sie stellten Begebenheiten aus der Geschichte des Buddhismus dar; der Ausdruck der Physiognomien war wunderbar treu, die Gruppirung der Figuren natürlich und voll Leben, die Tracht zwanglos und anmuthig, auf den ersten Blick ließ sich erkennen, welche Zeugstoffe der Maler hatte darstellen wollen, und geradezu bewundernswürdig erschien die Nachbildung des Pelzwerks. Dem Antlitze Buddhas hatten die mongolischen Künstler die Physiognomie der kaukasischen Race gegeben. Die Verzierungen, welche als Rahmen die großen Basreliefs umgaben, stellten Thiere und Blumen vor, gleichfalls in Butter und in Form und Färbung fein und prächtig. Auf den Wegen zwischen den verschiedenen Tempeln waren kleinere „Blumen" aufgestellt; Jagden, Begebenheiten aus dem Nomadenleben, Ansichten von Klöstern und dergleichen mehr. Vor dem Haupttempel stand ein Theater von Butter, mit Decorationen von Butter, mit Personen von Butter; letztere etwa einen Fuß hoch. Sie

stellten eine Versammlung von Lamas dar, die sich zum Gebet in den Tempel begeben. Auch Gruppen von Teufeln fehlten nicht. Plötzlich entstand eine große Bewegung in den Menschenmassen; das Schmettern der Trompeten und der dumpfe Ton der Seemuschel verkündeten das Herannahen des buddhistischen Erzbischofes, der als Oberlama höchster Würdenträger der Klostergemeinde, zugleich lebendiger Buddha ist und auch den Krummstab und violetten Mantel trägt. Er beschauete alle die Butterherrlichkeiten mit ernster Würde. Als er in sein Klosterhaus zurückgekehrt war, überließ alles sich der tollsten Lustigkeit; sämmtliche Blumen wurden unter wildem Lärm zerschlagen, und die ungeheuren Massen von Butter am andern Morgen in die Schlucht getragen, ein Leckermahl für die zahlreichen Raben.

Einen Tumult ganz anderer Art erlebten die beiden Reisenden unweit von Kunbum, in der Handelsstadt Tan Keu Eül, wo Menschen aus allen Theilen der Mongolei und der angrenzenden Länder zusammenströmen, und ein buntes Durcheinander von Mongolen, Chinesen, Ostthibetanern oder Sifan, Hug Mao Eül oder Langhaarigen, Kolo, Tataren vom blauen See und Muselmännern aus Turkestan bilden. Keiner traut dem andern, alle gehen bewaffnet, stets bereit auf der Gasse mit dem ersten besten Gegner einen blutigen Streit auszufechten. In diesem Völkergewirr spielen die Hug Mao Eül eine Hauptrolle. Alljährlich kommen sie in großen Karawanenzügen aus ihrer Heimath an den Abhängen des Bayankharatgebirges nach der Stadt, um gegen Landesprodukte allerlei Waaren einzutauschen. Inzwischen weidet ihr Vieh in der Umgegend. Eben damals als die Missionäre in Tang Keu Eül sich befanden, trieben Koloräuber, welche die Wüste unsicher machen, die Verwegenheit bis zu einem so hohen Grade von Unverschämtheit, daß sie den „Langhaarigen," denn so werden jene wilden Söhne des Gebirges genannt, einige tausend Ochsen stahlen. Die

öffentlichen Weiden jener Stadt sind den chinesischen Behörden unterworfen, welche dort polizeiliche Aufsicht halten sollen. Das war versäumt worden. Deßhalb stürmten die Langhaarigen in aufgeregten Rotten mit dem Säbel in der Faust zu den Mandarinen und schrieen um Rache und Gerechtigkeit. Sogleich mußten zweihundert chinesische Soldaten ausrücken, während die Beraubten selber zu Pferde stiegen, um das weggetriebene Vieh wieder zu holen. Allein die Räuber hatten einen weiten Vorsprung gewonnen, und den feigen Chinesen lag nichts daran, handgemein zu werden. Sie schlugen an einem Bach ihre Zelte auf, verzehrten die mitgenommenen Lebensmittel wohlgemuth, und kehrten dann heim mit dem Bericht, daß in der Steppe von Räubern keine Spur zu entdecken sei. Einmal freilich habe man geglaubt sie erwischen zu können, aber die Hexerei habe alles verdorben. Denn man glaubt in jenen Gegenden alles Ernstes, daß die Räuber Hexenmeister seien und sich unsichtbar machen können, wenn sie einige Hammelknochen nach hinten über die Schulter werfen oder über die Handfläche den Hauch ihres Mundes blasen. Die Langhaarigen sind ein unbändiges Geschlecht: auf den ersten Blick erkennt man sie für das, was sie in der That sind, Söhne der Wildniß. Sie tragen zottige Röcke aus Schaffell, das meist den Boden streift, und wenn aufgeschürzt nur bis an die Kniee reicht. Dann sieht der Hug Mao Eül einem aufgeblasenen Schlauch ähnlich. Seine weiten Lederstiefel reichen nur bis an die Wade hinauf, die Beine bleiben unbekleidet, das schwarze fettige Haar fällt in langen Zotteln über Schultern und Gesicht hinab, der rechte Arm bleibt immer nackt. Im Gürtel steckt quer vor dem Leibe ein langer Säbel in einer manchmal mit sehr werthvollen Edelsteinen verzierten Scheide. Diese Langhaarigen züchten die schönsten Pferde in der Mongolei, sind mannhaft, kurz angebunden, von wildem Unabhängigkeitssinn, und derb und kräftig im Ausdruck ihrer Rede. Sie

geben in Tang Keu Eül den Ton an, machen die Mode, und da alles ihnen nachäfft und eben so tapfer und unbändig erscheinen will, so hat die ohnehin sehr unsaubere, mit Dieben und Gaunern überfüllte Stadt das Ansehen eines Räubernestes.

In dieser Stadt schlossen sich Huc und Gabet der großen Gesandschaftskarawane an, welche von Peking nach Lhassa zurückkehrte; die vier Monate dauernde Reise war mit unendlichen Beschwerden verbunden. Sie ging von Anfang bis zu Ende nur durch Steppenwüsten und über beschneiete Alpengebirge, mitten im Winter, bei entsetzlicher Kälte. Nicht ohne lebendige Theilnahme und innige Rührung liest man die Schilderung der Mühseligkeiten, welche diese eifrigen Lamas aus dem fernen Abendlande zu erdulden hatten. Nachdem sie in der Mitte Novembers die fetten Weiden am blauen See, Kuku Noor, verlassen, gewinnt das Land weit und breit ein ödes, düsteres Ansehen; der dürre und steinige Boden ist überall mit Salz geschwängert. Auf diesen Ebenen der Mongolen von Tsaidam erhebt sich das Gebirge Burhan Bota; jäh und steil fällt es ab und ist nur unter äußerster Anstrengung zu erklimmen. Die Reisenden geben folgende Darstellung: „Bald wollte oder konnte kein Pferd seinen Reiter mehr tragen; wir alle mußten absteigen und gingen mit kleinen Schritten vorwärts. Alle Gesichter wurden bleich, wir verspürten Uebelkeit, die Beine wollten uns kaum noch weiter bringen. Man legt sich an die Erde, steht wieder auf, macht einige Schritte und legt sich abermals hin. So macht man die Reise über das Burhan Bota. Großer Gott, was ist das für ein Elend! Man fühlt, daß alle Kräfte schwinden; es wirbelt einem im Kopf, alle Glieder sind wie ausgerenkt, das Unwohlsein gleicht der Seekrankheit. Und doch muß man sich zusammen nehmen, vorwärts gehen, unablässig auf die armen Thiere schlagen, die bei jedem Schritte niedersinken und nicht wieder aufstehen wollen. Man

mußte eilen, um den Gipfel zu erreichen; denn es ist eine Eigenthümlichkeit des Burhan Beta, daß an seiner Nord- und Ostseite die Abhänge mit kohlensaurem Gase gleichsam überzogen sind, während auf der andern Seite die Luft rein ist. Man spürt bei unruhigem Wetter kaum etwas von den bösen Dünsten, aber bei stillem heiterm Himmel sind sie sehr gefährlich. Das Gas ist schwerer als die atmosphärische Luft, verdichtet sich über der Oberfläche des Bodens und bleibt dort wie ein Schleier hängen, bis der Wind es in Bewegung setzt, auseinander treibt und dadurch unschädlich macht."

Doch diese Beschwerden und Gefahren waren noch gering im Vergleich zu jenen, die bald nachfolgten. Die große Karawane mußte sich in eine Menge kleiner Trupps auflösen, weil die Weiden für das Vieh immer dürftiger wurden. Die Reisenden hatten auf dem Bayan-Kharat-Gebirge die höchsten, für Menschen passirbaren Gegenden Hochasiens erreicht. Und dort stürmte volle vierzehn Tage lang bei heiterm Wetter ein schneidenden Nordwind. Die Kälte war so entsetzlich, daß alle Wanderer unablässig in Furcht schwebten, zu erfrieren. An jedem Morgen genossen die beiden Missionäre etwas Thee mit Gerstenmehl und dann bis zum Abend nichts mehr. Um unterwegs einen Imbiß zu haben, kneteten sie Kugeln aus Mehl und Thee; diese wickelten sie in ein heißes Tuch und legten sie auf die bloße Brust. Sie waren mit einem großen Schafpelz, mit einem Rocke von Lammfell, einer kurzen Jacke aus Fuchspelz und einem dicken wollenen Wamms bekleidet; nichts desto weniger gefroren ihnen diese Mehlkugeln auf dem bloßen Leibe, denn wenn sie dieselben hervorzogen, hatten sie Eiskitt in der Hand, den sie hinabwürgen mußten, um nicht zu verschmachten. Die Pferde und Maulthiere waren in Filzdecken genäht; den Kopf hatte man ihnen dicht mit Kameelwolle umwickelt. Viele Menschen erlagen; manche mußten unterwegs noch lebend zurückgelassen werden.

„Eines Tages waren unsere Thiere so erschöpft, daß wir hinter unserm Karawanentrupp zurückblieben. Da sahen wir einen Reisenden etwas abseit auf einem Steine am Wege sitzen. Der Kopf hing ihm auf die Brust hinab, die Arme waren fest an die Seite gedrückt; er saß da wie eine Bildsäule. Auf unsern Zuruf gab er keine Antwort. Als wir näher traten, erkannten wir in ihm einen jungen mongolischen Lama, der uns oft in unseren Zelten besucht hatte. Sein Antlitz sah aus als wäre es von Wachs, seine offenen Augen waren wie gläsern, an Nase und Mund hingen Eiszapfen. Wir hielten ihn für todt. Doch er bewegte die Augen, die uns mit einem entsetzlichen Ausdruck von Stupidität anglotzten. Der Unglückliche war erfroren, seine Gefährten hatten ihn zurückgelassen. Wir aber nahmen ihn auf und setzten ihn wohleingehüllt auf ein Maulthier. Gegen Abend suchten wir seine Gefährten auf, die dankbar vor uns niederknieten. Aber als wir wieder in unser Zelt kamen, war der Lama todt. Damals sind mehr als vierzig Reisende noch lebendig, aber schon erfroren in der Bergwüste zurückgelassen worden. So lange einige Hoffnung dämmerte, nahm man sie mit, wenn sie aber nicht mehr essen und sprechen, nicht mehr auf dem Kameel oder zu Pferde sitzen konnten, ließ man sie am Wege zurück. Verloren waren sie doch einmal! Ein herzzerreißender Anblick! Als letzten Beweis der Theilnahme stellten wir ein mit Gerstenmehl gefülltes Näpfchen neben den Erfrierenden; dann zog man weiter. Geier und gierige Raben lauerten schon auf die sichere Beute.“ —

Und in dieser eisigen Wüstenei und bei solcher Kälte laueren der Karawane Räuber auf! Es sind Ost-Thibetaner, Kolo; sie haben ihre Schlupfwinkel in den Quellgegenden des Hoang ho, in schwer zugängigen Bergklüften, wo sie durch wilde Bergströme und tiefe Schluchten gegen Feinde gesichert sind, und von wo aus sie in die Wüste ziehen, um den Reisen-

den aufzulauern. Sie verehren Buddha sehr andächtig, noch andächtiger jedoch eine besondere Gottheit, nämlich jene des Raubes, die ihre besonderen Lamas und ihren eigenen Cultus hat. Die Mongolen behaupten, der Kolo esse das Herz seiner Feinde, weil er glaube, daß dadurch sein eigenes Herz noch muthiger werde.

Nicht blos die Steppe hat ihre Romantik, auch der thibetanischen Bergeinöde bleibt sie nicht fremd. Als die Reisenden durch ein beschneietes Thal zogen, kamen ihnen siebenundzwanzig Reiter entgegen; sie trugen Luntenflinten, und im Gürtel zwei mächtige Säbel; das lange Haar hing in Flechten herab; über den Kopf war ein Stück Wolfsfell gezogen. Die Zahl der Reisenden betrug nur achtzehn. Lassen wir die letzteren selbst erzählen.

„Beide Theile stiegen ab. Ein muthiger Thibetaner, Anführer unserer kleinen Karawane, trat vor, um mit dem Räuberhauptmann zu reden, den er an zwei hinter dem Sattel flatternden rothen Fähnchen erkannte. Nach einem lebhaften Zwiegespräch fragte der Kolo, auf Herrn Gabet zeigend, der krank und deshalb auf dem Kameele sitzen geblieben war: „Wer ist der Mann, welcher nicht abstieg?“ —

„Ein Oberlama aus dem Westen, und die Macht seines Gebetes ist unendlich.“ Der Kolo legte seine gefalteten Hände an die Stirne und blickte Herrn Gabet an, welcher in seinem armseligen Zustande aussah wie ein Götzenbild. Dann flüsterte er dem thibetanischen Kaufmann einige Worte zu, gab seinen Gefährten ein Zeichen, und gleich darauf sprengten alle fort. Der Thibetaner äußerte: „Wir wollen nicht weiter gehen, sondern hier lagern; die Kolo sind Räuber, doch ihr Herz ist großmüthig. Sie werden uns nicht angreifen, wenn sie sehen, daß wir uns in ihre Gewalt begeben; auch glaube ich, daß sie die Macht der Lamas aus dem Westen fürchten.“

Nach einer Weile kam der Räuberhauptmann wieder und fragte den Thibetaner, wie er es nur wagen möge, gerade hier seine Zelte aufzuschlagen. Jener entgegnete, die Karawane zähle nur achtzehn Mann gegen siebenundzwanzig, und von jenen seien viele erkrankt, sonst würden sie sich wehren, wenn es sein müsse. „Ich habe schon bewiesen, daß ich mich vor den Kolo nicht fürchte.“ — „Du hättest dich mit den Kolo gemessen? Wann, wo und wie, das sage mir!“ — „Vor fünf Jahren, als die Kolo der von Lhassa nach Peking ziehenden Gesandtschaft auflauerten. Hier ist noch ein Andenken.“ Dabei zeigte der Thiebetaner ein Wundenmal am rechten Arm. Der Räuber lachte und wollte den Namen wissen. Der Kaufmann entgegnete: „Ich heiße Rala Tschembe; kennst du diesen Namen?“ — „Ja, alle Kolo kennen ihn.“ — Und der Räuber stieg vom Pferde, zog einen Säbel aus dem Gürtel und überreichte ihn dem Thibetaner. „Da, nimm den Säbel, er ist mein allerbester, wir haben mit einander gekämpft; wenn wir fortan uns begegnen, wollen wir Brüder sein.“

Der Thibetaner nahm den Säbel und gab als Gegengeschenk einen werthvollen Bogen mit Pfeilen, den er in Peking gekauft hatte. Nun kamen auch die übrigen Kolo und tranken mit uns armen Reisenden Thee. Wir athmeten frei auf, denn alle diese Räuber benahmen sich äußerst liebenswürdig. Sie sagten uns, daß sie geschworene Feinde des Kaisers von China seien.“

Diese Gefahr war also überstanden, aber die Beschwerlichkeiten wollten immer noch nicht enden. Die Reisenden mußten über das gewaltige Gebirge Tant La, in welchem immer eine Kette amphitheatralisch über die andern emporsteigt. Sechs Tage mußten sie hinanklimmen, bevor die Hochebene erreicht wurde, auf welcher sie zwölf Tage im Schnee wanderten, und dann unter eben so großer Anstrengung vier Tage lang hinabstiegen an dem zugleich langen, schroffen und jähen Ab=

hang, der einer Riesentreppe gleicht, auf welcher jede einzelne Stufe ein Gebirge ist.

Endlich gelangten sie wieder zu einem menschlichen Wohnort, dem ersten Platze in Thibet, Na Ptesch u, von wo Lhassa, das Ziel ihrer Reise, nur noch etwa sechszehn Tagreisen entfernt ist. Am fünfzehnten Tage erreichten sie Pampu, das von den Pilgern als Vorhalle des ewigen Heiligthums betrachtet wird, denn es liegt nahe bei Lhassa und ist von diesem nur durch einen allerdings steilen Berg getrennt. Sie waren länger als drei Monate in der Wüste und Wildniß gewesen; nun jauchzten sie auf vor Freude, als sie sich von milder Luft angeweht fühlten und Häuser, Pflüge, bestellte Aecker und Bäume erblickten. Am 29. Januar 1846 früh um ein Uhr brachen sie auf, um den hohen Berg zu ersteigen, waren um zehn Uhr auf der Höhe angelangt, und als sie gegen Sonnenuntergang in ein breites Thal abbogen, lag ihnen zur Rechten Lhassa, die Hauptstadt der buddhistischen Welt, mit ihren hohen weißen Häusern und Thürmen, mit den goldschimmernden Tempeldächern und dem Buddha La, auf welchem der Tempelthron des Dalaï (richtiger Tale) Lama steht, der als Papst und menschgewordener Gott von dreihundert Millionen Asiaten verehrt wird. Nach achtzehn Monaten waren sie am Ziel ihrer weiten Wanderung.

In Lhassa eröffnete sich den beiden europäischen Mönchen eine neue großartige Welt. Sie staunten den asiatischen Vatican an, diesen Palast, zu welchem jährlich hunderttausende von Andächtigen pilgern. Unweit vom nördlichen Ende der Stadt erhebt sich inmitten des weiten Thales ein kegelförmiger Felshügel, gleich einer Insel aus einem See. Er heißt Gottesberg, Buddha La. Auf diesem gewaltigen, von der Natur errichteten Sockel haben die Verehrer des Dalaï Lama einen prachtvollen Palast errichtet; in ihm residirt die fleischgewordene Gottheit der Buddhisten. Das Ganze besteht aus einer Masse

verschiedener Paläste, über welchen das gewaltige, vier Geschoß emporragende Mittelgebäude mit vergoldetem Tempeldom und vergoldeten Säulenhallen sich stolz erhebt. Von diesem hohen Heiligthum übersieht der buddhistische Papst weit und breit das Land; an hohen Festtagen überschauet sein Auge die unzählbare Schaar der Andächtigen, welche heranzogen, um vor ihm sich in frommer Demuth niederzuwerfen. Die übrigen um und neben dem Tempelpalast des göttlichen Oberpriesters gruppirten Paläste werden von Lamas aller Klassen bewohnt; sie sind allzeit des Papstes gewärtig, um seinen Willen zu vollstrecken. Zwei herrliche Baumgänge laufen von der Stadt bis an den Fuß des Buddha La. Dort begegnet man zu allen Tageszeiten fremden Pilgern, die ihren Rosenkranz beten; Lamas vom Hofe, prächtig gekleidet, sprengen auf muthigen Rossen einher; stets herrscht um den heiligen Berg große Lebhaftigkeit, aber jedermann tritt mit würdigem Ernst und schweigsam auf. Dagegen ist die Stadt selbst unruhig; in wirrem Gedräng schreiet alles durch einander, kauft und verkauft. Handel und Andacht ziehen unablässig Fremde herbei, und bei diesem ewigen Kommen und Gehen ist Lhassa ein Sammelplatz für Leute aus allen asiatischen Völkern geworden. Der Thibetaner selbst gehört dem großen mongolischen Menschenstamm an; er ist von starkem Körperbau, ebenso gewandt und beweglich wie der Chinese, aber weit kräftiger, gymnastischen Uebungen und dem Tanze leidenschaftlich ergeben, singt gern und schreitet leicht einher. Dabei ist er von offenem Charakter, hochherzig, tapfer und ohne Todesfurcht; er ist so fromm wie der Mongole, aber weniger leichtgläubig, liebt Pracht und Luxus, läßt sein Haupthaar lang wachsen und kleidet sich mit Geschmack.

Aber in Bezug auf die Frauen herrscht ein Gebrauch, der sonst auf Erden nicht wieder vorkommt. Die Thibetanerin nämlich muß allemal, sobald sie ihre Wohnung verläßt und sich öffentlich zeigt, ihr Gesicht mit einem klebrigen Ruß schwärzen,

um recht häßlich zu erscheinen. Und recht häßlich sehen die Frauen allerdings aus, wenn sie die schmutzige Masse kreuz und quer im Gesicht herum gestrichen haben. Die Sage will wissen, daß vor Jahrhunderten beim schönen Geschlecht Putzsucht und Ueppigkeit in höchst bedenklicher Weise überhand nahmen, und selbst die fromme Priesterschaft durch Weiberverlockung auf schlüpfrige Irrwege gerieth. Da griff der Remokban, welcher an der Spitze der weltlichen Regierungsgeschäfte stand und ein sittenstrenger Mann war, nachdrücklich ein und brachte wieder Zucht unter Geistliche und Weiber. Er verordnete, daß keine Frau sich ferner öffentlich blicken lassen dürfe, ohne das Antlitz in der eben geschilderten Weise angeschwärzt zu haben. Widerspenstige hatten nicht bloß den Zorn Buddha's im Himmel, sondern auch Züchtigung von Seiten der löblichen Sittenpolizei auf Erden zu gewärtigen. Auffallend bleibt, daß das zarte Geschlecht sich ohne weiteres fügte; die Geschichtsbücher erzählen sogar, die Damen hätten sich nun dermaßen verdunkelt, daß den Männern bange vor ihnen geworden sei, wie vor schwarzen — Teufelinnen. Gegenwärtig ist man in Tibet darüber einig, eine Frau sei um so schöner zu halten, je widerwärtiger sie Nase, Stirn, Wangen und Kinn beschmiert. Da jedoch, wie man weiß, auch dann und wann eine Frau zu Widersetzlichkeiten geneigt ist, so darf es nicht befremden, daß in den Städten einzelne Damen sich über die hergebrachten Sitten hinwegsetzen und nicht schwärzen, sondern mit natürlichem weißgelbem Antlitz auf die Gasse sich hinauswagen. Freilich geht dabei ein Theil ihres guten Rufes verloren, und sie müssen schnell das Antlitz verhüllen, sobald ein sittenstrenger Polizeidiener nah kommt.

Tibet ist ein durchaus theokratisch regierter Staat. Alle Gewalt liegt in den Händen der Geistlichen, die hierarchisch gegliedert ist, und in dem fleischgewordenen, lebendigen Gott, dem Dalai Lama, der an der Spitze hat. In seinem Namen

wird das Land verwaltet, aber er ist so hochheilig, daß man irdische Sorgen ihm nicht auferlegen darf. Diese sind einem Majordomus anheim gegeben, der den Titel Romekhan führt; vier Minister, Kalons, verwalten neben ihm die Staatsgeschäfte. Nun begab es sich in unseren Tagen, daß dreimal hintereinander in kurzem Zwischenraum der lebendige Gott, der Tale Lama, seine irdische Hülle verließ, und allemal im Jünglingsalter vom Tode hinweggerafft wurde. Man munkelte sich anfangs leise zu, und sprach bald öffentlich aus, dreimal sei der Gott auf grauenvolle Art ermordet worden, und kein anderer als der Romekhan habe die Frevelthat verübt. Der eine Tale Lama sei erwürgt, der andere von der Decke seines Schlafgemachs erschlagen, der dritte vergiftet worden. Aber die Gewalt des Missethäters war so groß, daß Niemand gegen ihn aufzutreten wagte. Er hatte die aus fünfzehntausend Mönchen bestehende Klostergemeinde Sera, die nicht über eine halbe Stunde von Lhassa entfernt liegt, unter seinen besondern Schutz genommen, sie mit Gunstbezeugungen und Privilegien überhäuft, die wichtigsten Staatsämter Geistlichen aus Sera übertragen. Alle diese Mönche waren ihm blindlings ergeben, hatten ihn für einen Heiligen ersten Ranges erklärt und ein Inhaltsverzeichniß aller seiner „zehntausend" Vollkommenheiten entworfen.

Nachdem drei lebendige Götter so rasch gestorben waren, schritt man zu einer neuen Wahl. Das Collegium der Hutuktu (Cardinäle) bezeichnete demnach abermals ein Kind, in dessen Körper die Seele des lebendigen Buddha übergewandert sei. Der Romekhan bewies auch dem neuen Tale Lama anscheinend große Ehrfurcht. Um aber zu verhindern, daß nicht abermals ein Mord begangen werde, wandten die vier Kalons, das heißt die Minister, sich insgeheim an den Oberherrn von Thibet, den Kaiser von China, der ohnehin sich ausdrücklich für den Beschützer des Tale Lama erklärt hat. Unverweilt schickte er einen außerordentlichen Bevollmächtigten, der sogleich in aller

Stille den Nomekhan gefangen nahm, dessen vertraute Anhänger auf die Folter brachte und ihnen lange feine Bambusnadeln unter die Nägel schlagen ließ, um sie williger zum Geständniß zu machen. Sie gaben rückhaltlose Aussagen, und der Nomekhan selbst gestand ein, er habe allerdings dreimal sich des Mordes schuldig gemacht; dem einen lebendigen Gott verhalf er dadurch zur Seelenwanderung, daß er ihn erwürgte, den zweiten hatte er erstickt, den dritten vergiftet. Das Protokoll darüber wurde nach Peking geschickt.

Drei Monate später war die Hauptstadt von Thibet in einer fürchterlichen Aufregung. Am Palaste des Nomekhan und in den Hauptstraßen sah man eines Morgens ein großes mit thibetanischen, mongolischen und chinesischen Schriftzeichen bedrucktes Papier. Es war ein gelbes kaiserliches Edict mit einem Rande von geflügelten Drachen. In demselben legte der Kaiser die vom Nomekhan verübten Verbrechen dar und that männiglich kund, daß er diesen bösen Mann zur Strafe in einen fernen Winkel der Mandschurei verbanne. Darüber geriethen die Mönche von Sera in wilde Wuth, stürmten bewaffnet nach Lhassa und wollten alle Chinesen niedermetzeln. Die thibetanischen Minister leisteten Widerstand, und die Mönche mußten in ihr Kloster zurückflüchten. Seitdem ist Ruhe in Thibet gewesen; der 1844 erwählte buddhistische Papst ist nicht ermordet worden.

In dieser heiligen Stadt verweilten die Missionäre zwei Monate lang unangefochten. Insbesondere der weltliche Regent und das Oberhaupt der in Lhassa lebenden Mohammedaner bewiesen ihnen treue Freundschaft und unendliche Güte. Auch der Bevollmächtigte des Kaisers von China verfuhr gegen die offen mit ihren subversiven Bestrebungen hervortretenden Fremdlinge mit einer Rücksicht und einer feinen Höflichkeit, mit einem so hohen Grade von Humanität, daß die Jahrbücher europäischer Behörden gar kein Beispiel daneben zu setzen haben. Er

sagte: Wohl wisse er, daß die Religion des Himmelsherrn, nämlich die christliche, hochheilig sei, und er achte sie sehr. Doch wäre es vom Gesetz verboten, sie im Reiche auszubreiten. „Ich bin vom Kaiser hierhergeschickt worden, um den lebendigen Buddha zu beschützen; es ist also meine Pflicht, alles zu entfernen, was ihm Nachtheil bringen könnte. Verkündiger der Religion des Himmelsherrn, Leute, die im übrigen ganz vortreffliche Absichten haben mögen, verbreiten eine Lehre, die im Grunde darauf abzielt, das Ansehen des Tale Lama zu untergraben und seine Macht zu stürzen. Ihr eingestandener Zweck geht darauf hin, ihre Religion an die Stelle des Buddhismus zu setzen und alle Bewohner von Thibet für ihre Lehre zu gewinnen. Was soll aus dem Tale Lama werden, wenn er keine Verehrer mehr fände? Die Einführung der fremden Lehre zielt darauf ab, das Heiligthum des Buddha La, folglich die lamaïsche Hierarchie und die thibetanische Regierung zu stürzen. Darf ich euch in Lhassa dulden? Beantwortet die Frage selbst.“

Man sieht, daß der chinesische Staatsmann in derselben Weise argumentirte, wie es in Europa hergebracht ist; er stellte sich auf durchaus conservativen Boden. Die Missionäre wies er aus, aber er sorgte doch zugleich auf das Beste für ihre Bequemlichkeit, ließ sie auf Staatskosten reisen und trefflich verpflegen, stellte sie unter den Schutz einer militairischen Bedeckung und eines hohen Mandarinen, und gewährte ihnen Beweise ehrenvollen Vertrauens, indem er nicht seinen Soldaten, sondern denselben Fremdlingen, welche er über die Grenze trieb, seine Geldschätze in Verwahrung gab.

Wir können den Missionären, die sich als durch und durch ehrenwerthe Männer bewährten, auf ihrer abenteuerlichen Wanderung nicht weiter folgen, und wollen nur noch sagen, daß sie glücklich China erreichten.

Das Erwachen der Südsee*).

[illegible] einen Blick auf die Weltkarte. Sie sehen, wie [illegible] westlichen Gestade und den östlichen Küsten [illegible] des malayischen Archipelagus und des [illegible] ein ungeheueres Wasserbecken sich aus- [illegible] Oberfläche von mehr als drei Millionen Ge- [illegible] bedeckt also reichlich den dritten Theil un- [illegible] Diesen Großen Ocean erblickte, zuerst von [illegible], der Spanier Vasco Nuñez de Balboa im [illegible] des Jahres 1513 von einem Hügel der Darienland- [illegible] Vor ihm lag der Raum, welchen die Seefahrer als [illegible]es Weltmeer oder als Südsee benannten. Sechs Jahre später wurde von Ferdinand Magellan, dem ersten Erdumsegler, diese Fläche in der Richtung nach Nordwesten bis zu den Philippinen beschifft, und eine neue Fahrbahn, eine bis dahin unbekannte Weltstraße, war gefunden.

Seitdem sind nahe an viertehalb Jahrhunderte verflossen. Aber bis auf unser Menschenalter hinab hat diese herrliche Südsee gleichsam todt dagelegen. Die Aufmerksamkeit der Seefah-

*) Ein Vortrag, welchen ich im März 1858, [illegible] der Entdeckung des Goldes am Fraserstrom, zu Brünn in Mähren gehalten habe, um, so viel an mir lag, einen gemeinnützigen Zweck zu fördern.

renden Völker Europa's war vorzugsweise den atlantischen Regionen, der östlichen Seite Amerika's, zugewandt; dort lag die Achse, um welche die Colonialinteressen sich einige Jahrhunderte gedreht haben, und Spanien bot Alles auf, um seine Nebenbuhler im Handel von den pacifischen Gestaden abzuhalten. Kühne Holländer wagten sich von den sundischen Inseln aus nach Südosten und entdeckten Küstenstriche von Neuholland; englische Freibeuter plünderten spanische Handelsstädte, die mexikanische Silbergalleone fuhr alljährlich einmal, aber stets auf demselben Striche in ewigem Einerlei, von Acapulco nach Manila auf Luzon und von dort zurück. Aber der Entdeckungsgeist war in den Spaniern erloschen, nachdem sie im Lande Montezuma's und im Reiche der Inkas Gold und Silber in reichlichster Fülle gefunden hatten. Doch verbreiteten ihre Schiffer Sagen von einem großen, noch unbekannten Australlande, das unendlichen Ueberfluß an Perlen und edlen Metallen habe; dadurch reizten sie ihre batavischen Feinde zu kühnen Seefahrten an. Im Uebrigen blieb von Magellan bis auf Cook die pacifische Oberfläche zum großen Theil noch mit Nacht bedeckt. Zwar die Gestadeländer waren zumeist bekannt; aber die meisten Inseln und Eilandfluren, mit welchen die Südsee gleichsam übersäet ist, sind erst seit Cook aus langem Dunkel hervorgetreten, und für den großen Weltverkehr hat dieser Meeresraum seine rechte Bedeutung erst in unseren Tagen gewonnen. Er ist durch die oceanische Allgegenwart der germanischen Seefahrer, denen das atlantische Meer zu enge geworden war, aus seinem tiefen Schlafe erweckt, und damit ist die Weltgeschichte und die Entwickelung des Menschengeschlechtes in eine neue Phase getreten.

Sie wissen, daß während unseres Vierteljahrhunderts der große Weltverkehr eine völlige Umwandlung erlitten hat und neue Factoren, von denen man früher auch nicht eine Ahnung gehabt, einen in seinen weiteren Folgen noch unberechenbaren Einfluß gewonnen haben. Und dieser durchgreifende Umschwung

[illegible] daß man nur mit Mühe alle Verhältnisse, [illegible] in ihrem ganzen Zusammenhange übersieht [illegible]. Der Austausch an Gedanken wie an Waaren [illegible] kosmopolitisch geworden; die Entfer- [illegible] umfassen heute unsern ganzen Planeten. [illegible] Zeit von nur anderthalbhundert Ma- [illegible] wichtigsten Maschinen, Erfindungen und [illegible]. Die Anwendung der Dampfkraft auf [illegible]. Die Benutzung des elektrischen Tele- [illegible], die [illegible] die neue Süd- [illegible], die wich- [illegible] Entdeckungen, die Verall- [illegible] Eisenbahnen, die Vervollkommnung der großen [illegible] Kriegswaffen, die Auffindung der unerschöpflichen [illegible] zwei Regionen an der Südsee, und endlich der [illegible] gesteigerte Verbrauch von [illegible]; — das [illegible] Tage, die wir erleben. [illegible] Jahrhunderts hat der [illegible] der nordamerikanische [illegible] die ganze [illegible] des westlichen Continentes [illegible]. So ist er [illegible] das [illegible] der [illegible] ge- [illegible] [illegible]

rikanische Westküste aus ihrem langen Schlafe zu frischer Lebendigkeit aufgestachelt und das Gold hat dem australischen Continent eine Wichtigkeit verliehen, welche dieser halbfertige, nur am Rande besiedelungsfähige Erdtheil durch Wolle, Pferde, Kupfer und Talg niemals erlangt haben würde. Die Monopole der großen Handelsgesellschaften sind gefallen, und das alte Colonialwesen brach zusammen, als die Pflanzländer Amerika's zu unabhängigen Staaten wurden. In allen Erdtheilen macht sich das Streben geltend, dem Verkehr die Fesseln abzustreifen und eine ungehemmte Entwickelung anzubahnen. In einer solchen Zeit wenden sich die Menschen mit einer Art von Inbrunst den Gewerben und Künsten des Friedens zu; die Naturstudien haben in bewundernswürdiger Weise an Tiefe wie an Ausdehnung, die technischen Wissenschaften an Aufschwung gewonnen, und viele unter den besten Köpfen richten ihre geistige Thätigkeit mehr auf praktische Ziele, als auf das Abgezogene. Dem philosophischen Jahrhundert ist das realistische gefolgt. Man ehrt den Gedanken, aber man würdigt auch das Sachliche und Greifbare.

Das Meer ist Band zum Verkehr; das nasse Element auf dem Erdboden erleichtert die Wanderung für den Menschen und seine Waarenballen. Die Dampfschifffahrt ist eine Fortsetzung der Eisenbahn; sie scheuet keine Meeresgegend, und auch der Segelschiffer unserer Tage kennt keine Furcht mehr; für ihn haben die arktischen wie die antarktischen Wogen ihre Schrecken verloren. Er steuert wohlgemuth um Cap Horn oder durch die schmalen Eingänge der gefährlichen Barrièreriffe, welche ein Wurm als Schutzmauern gegen die oceanischen Wogen aufwirft, in ruhiges Wasser.

Der Handel hat in unseren Tagen vermittelst der neuen Bahnen, welche ihm eröffnet worden sind, einen größern Umfang gewonnen, als je zuvor, er ist recht eigentlich Weltverkehr. Jedes Gewerbs= und Handelsvolk sendet seine Waaren über

[illegible] Der Neuseeländer kleidet sich in Stoffe von austra- [illegible], die in Europa gesponnen und verwebt wurde, und [illegible] den Weg um den Erdball gemacht, wieder in [illegible] [illegible] ist ein [illegible] unsere [illegible] geworden. [illegible]

und sieht sich dadurch, sammt der Südsee, aus vereinsamter Ferne in die Mitte des Weltverkehrs gerückt. So wurde sie gleichsam elektrisirt; sie kann ihre ungeheuere Productenfülle leichter abgeben. Das pacifische Gestadeland Asiens ist nun nicht mehr einseitig gestellt, sondern ein Nebenstück, eine Ergänzung zum pacifischen Gestadelande des westlichen Continents, und die Verbindung zwischen beiden wird vermittelt durch die Südsee.

Dieses Becken, als ein jetzt in hohem Grade actives Wasser, erscheint gleichsam als ein asiatisch-amerikanischer Golf, oder ein Mittelmeer, ein mediterraneischer Ocean, und alle in demselben zerstreuten Inselfluren empfinden commercielle Pulsschläge. Ueberall in der Südsee hat das Dampfschiff seine Eroberungen gemacht; es fährt vom Nutkasunde bis zum südlichen Chile, von San Francisco nach den Sandwich-Inseln, bald auch nach Schanghai und Japan; von Panama nach Sydney, von Ningpo bis Singapore, und berührt viele wichtige Häfen. Diese Fahrten und Linien sollen demnächst allesammt in einander greifen. Und die Natur hat im nördlichen wie im südlichen Theile des Stillen Weltmeeres zwei, ich möchte sagen Brückenpfeiler oder Halteplätze geschaffen, da wie dort paradiesische Eilande; die Gruppe von Otaheiti und jene von Hawaii. Beide werden als fertig gegebene Mittelpunkte des Verkehrs immer wichtiger werden; nicht minder Australien, das gewissermaßen einen Abschluß der hinterindischen Eilandsfluren bildet. Dazu kommt Neuseeland, dessen große Zukunft schon unser Georg Forster wahrschauete, als er mit Cook die Südsee befuhr. Er schrieb 1787: „Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein, als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich in Neuseeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die

Königin der südlichen Welt.“ Zwei Jahre später erhielt das benachbarte Australien seine ersten Ansiedler und Neuseeland hat sein Parlament.

Der friedliche Verkehr, die freundschaftliche Berührung und Ausgleichung der Interessen, welche derselbe im Gefolge hat, entwickelte sich auch in der Südsee aus kleinen Anfängen und schritt langsam fort, bis dann die Goldentdeckungen elektrisch wirkten. Nach jenen Entdeckern, welche nicht nach Handelsvortheilen oder edlen Metallen trachteten, sondern ein höheres Ziel verfolgten, indem sie noch unerforschte Räume zu erkunden und einen großen Theil des Erdballs gleichsam zu enthüllen strebten, — nach ihnen, den Bahnbrechern, kamen der wagende Kaufmann, der unverzagte Walfischjäger und der glaubenseifrige Sendbote. Der Handelsmann legt vor dem Bewohner der Eilande Waaren aus, deren Zierlichkeit oder Verwendbarkeit im täglichen Leben die Aufmerksamkeit und den Wunsch nach Besitz bei den Wilden erregt; die Frauen nehmen Nadeln, Scheeren und bunte Stoffe, die Kinder Spielzeug, die Männer sind begierig nach Axt, Messer und Säge, leider auch nach Waffen und starken Getränken, welche man ihnen niemals hätte zuführen sollen. Solch ein Austausch, welchen anfangs der Zufall hervorgerufen, nimmt bald eine regelmäßige Gestalt an. Indem er Bedürfnisse kennen lehrt und sie zugleich befriedigt, bindet er den Wilden an den Europäer. Oftmals muß auch der Missionär vermöge des Handels festen Fuß zu gewinnen suchen, und sich durch ihn den Weg zum Gemüthe jener Menschen bahnen, welchen er eine neue milde Lehre bringt. Auf jenen Eilanden der Südsee, die der braune Menschenschlag bewohnt, fand der allmächtige Thaler Eingang und wurde Werthmesser im Verkehr. Auf den Navigatoren hat er die feingewebten Matten verdrängt, welche auf dieser Samoagruppe das Tausch- und Zahlmittel der Insulaner bildeten; und selbst auf den Fidschi-Inseln zahlt das dunkelhäutige Volk seinen Häuptlingen die

Abgaben nicht mehr allein in Haifischzähnen, sondern auch in europäischen Zeugen und Eisenwaaren.

Der Schiffer ist ein unstäter Wanderer auf dem Ocean; sobald er sein Geschäft beendet hat, lichtet er die Anker und segelt weiter; doch der Sendbote bleibt. Ihm war der Güteraustausch nur Nebenzweck. Er möchte den Heiden statt der Götzen einen Gott und einen Erlöser geben, und statt der Anthropophagie die Liebe zum Nächsten. Nicht selten fällt er als ein Opfer seines eifrigen Strebens und Priester und Häuptlinge weiden sich beim Festmahl an seinem Herzen und seiner Leber. Aber bald tritt ein anderer unerschrockener Mann, welchen der grauenvolle Tod seines Vorgängers nicht schreckt, in die Lücke. Lediglich mit seinem Glauben bewaffnet, geht er den bluttriefenden Kannibalen muthig entgegen und erringt am Ende wohl auch einigen Erfolg.

Und welch ein Feld gesegneter Wirksamkeit liegt vor dem Missionär in jenem weiten Ocean! Die Häuptlinge auf den Fidschi-Inseln lieben es, oftmals neue Häuser für sich bauen zu lassen. Die Arbeit wird von Sklaven verrichtet, welche allemal nach beendetem Werk lebendig begraben werden. Nach dem Hinscheiden eines schwarzen Königs erschlägt man eine Anzahl seiner Sklaven, um sie bei der Leichenfeier zu verzehren. Jeder Häuptling bedient sich der Sklaven als Unterlage und Roller, wenn er sein Boot vom Strand in's Meer gleiten läßt. Das Schicksal ganzer Menschenklassen ist von der Geburt an in gräßlicher Weise unverbrüchlich besiegelt. Klein oder erwachsen, sie sind nur vorhanden, um bei öffentlichen Festlichkeiten geröstet und verzehrt zu werden. Durch keinerlei Schranke wird die Willkür der Priester und Häuptlinge eingeengt. Einst hatten Bewohner eines Dorfes dem Häuptlinge Fleisch vorgesetzt, das ihm nicht mundete. Zur Strafe mußten sie Alle Bimsstein verschlingen, und sie thaten es, ohne zu murren. Ein Missionär war Augenzeuge und konnte doch die Barbarei nicht abwenden. Alle be-

führten Leute auf denselben Fidschi-Inseln werden, ohne Unterschied des Geschlechts, lebendig begraben; aber der ersten oder obersten Frau des Königs bleibt nach dem Ableben ihres Gemahls das Vorrecht, sich von ebenbürtiger Hand erwürgen zu lassen. An allen diesen entsetzlichen Bräuchen hängen insbesondere die Priester mit zähester Starrheit, und bis heute haben sie sich durchaus ablehnend gegen alle Missionäre verhalten, während die Häuptlinge einige Geneigtheit blicken ließen, sich vom Kannibalismus abzuwenden. Sie sagten: „Unseretwegen mögen die Menschen am Leben bleiben; wir wollen sie nicht schlachten, wenn ihr uns Ochsen schafft." Und die Sendboten haben Zuchtstiere und Kühe eingeführt.

Die Zeit wird lehren, ob bei den Fidschi-Bewohnern der Kampf der Gesittung gegen die Barbarei so rasch zu einigen Ergebnissen führt, wie auf den Tonga-Inseln und den Navigatoren, der Cooksgruppe und dem Tubuai-Archipel, auf den Hawaii-Inseln und den Eilanden des gefährlichen Archipels. Dort überall gewann das Christenthum an Boden und auf den Neuen Hebriden fängt es an, einige Wurzeln zu schlagen. Aber nirgends hat die Versittigung einen so raschen und erfreulichen Fortgang genommen, als auf Neuseeland, bei den Maori. Noch vor einem Vierteljahrhundert waren gerade sie unter den Kannibalen der Südsee die wildesten und streitbarsten; sie hatten die Blutrache, eine wahrhaft corsische Vendetta; sie rösteten die im Krieg Erschlagenen, und Menschenfleisch war das leckerste Gericht. Die im Rauch getrockneten Köpfe der Feinde bildeten eine gesuchte Handelswaare und galten für den besten Schmuck der Wohnungen. Von fünf neugebornen Mädchen wurden allemal wenigstens vier gleich nach der Geburt erwürgt, und bei den Müttern war das natürliche Gefühl in solchem Grad erstickt, daß sie selber Hand an die Kinder legten, welche sie unter ihrem Herzen getragen.

Die Geschichte liefert, wenn die Missionäre Recht haben, kein zweites Beispiel von einer so raschen und durchgreifenden Einwirkung auf einen Menschenstamm wie jenes auf Neuseeland. Binnen fünfzehn Jahren sind diese Inselbewohner, bis auf wenige tausende, vom Heidenthume abgezogen worden; der Kannibalismus ist verschwunden und der Kindsmord gehört nur noch der Sage aus einer trüben Zeit an. Der Maori, ein anstelliger und mannigfach begabter Mensch, ist Vollbürger eines Staates geworden, gleich dem friedlich neben ihm wohnenden weißen Ansiedler, mit welchem er dieselben Rechte ausübt; er liest das Evangelium und den Robinson Crusoe in seiner Sprache; Söhne wilder Kriegshäuptlinge sind friedliche Geistliche und predigen; andere haben sich mit Vorliebe dem Straßenbau oder Handwerken zugewandt, und neuseeländische Matrosen stehen an Tüchtigkeit nicht einmal hinter jenen unserer Nordseegestade zurück. Auch auf den Gesellschafts-Inseln, für deren Perle Otaheiti gilt, werden die Stufen der Morais oder Opferstätten längst nicht mehr von Menschenblut geröthet, und auf der Hawaiigruppe, wo Cook erschlagen wurde, führen im Namen eines getauften Königs nordamerikanische Missionäre eine parlamentarische Regierung über ein friedliches Volk.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in manchen Beziehungen der weiße Mensch auf den Südsee-Inseln wohlthätig gewirkt hat. Aber die Schattenseite fehlt nicht. Entlaufene Matrosen haben auf manchen Eilanden Laster und Krankheiten der schlimmsten Art eingebürgert, die Häuptlinge zu Kriegen aufgestachelt und der Barbarei nur noch Vorschub geleistet. Rohe Schiffsführer erlauben sich Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen und entsittlichen sie völlig durch Branntwein. Die Missionäre machen dem Menschenopfer, dem Götzendienste und dem Kannibalismus ein Ende; aber auf mehr als einer Eilandgruppe hat sich in Folge eines allerdings wohlgemeinten Zwanges eine Heuchelei in's Leben geschlichen, mit welcher die wahre

Sittlichkeit sich nicht verträgt. Dazu kommt, daß die Sendboten der verschiedenen Bekenntnisse ihren leidigen und unfruchtbaren Zwiespalt auch in die Südsee übertragen haben, und durch gegenseitige Befehdung die Gemüther der kaum dem Heidenthum Entrissenen in schwerer Weise beirren. Nicht selten haben braune Katholiken und braune Protestanten derselben Insel einander mit den Waffen befehdet um des Glaubens willen. Die Schuld liegt, wie gewöhnlich bei dergleichen Fällen, auf beiden Seiten, aber die christliche Liebe hat dabei niemals gewonnen.

Noch ein anderes Moment tritt in den Vordergrund. Die Berührung mit den Europäern wird für alle Eingebornen Australiens und Polynesiens geradezu verhängnißvoll. Sie sind alle, mehr oder weniger, bei sehr verschiedener Anlage, Art und Begabung, im Vergleich zum Weißen, ein passiver Menschenschlag. Der Weiße tritt überall als Gebieter auf, wohin er kommt, und aus hundert Gründen und Ursachen fällt ihm die Herrschaft von selbst zu. Der braune oder schwarze Mensch mag anfangs noch so heftigen Widerstand leisten, am Ende fügt er sich doch und gehorcht dem höher civilisirten Menschen, der dann seine ethnische und geschichtliche Ueberlegenheit im Guten wie im Schlimmen geltend macht.

Freilich kann erst die Zukunft lehren, ob dieser Anflug von Civilisation dauernde und nachhaltige Ergebnisse bringt. Die Missionäre sind, wie gewöhnlich, in ihren Hoffnungen sehr sanguinisch und zuversichtlich, während andere Beobachter darüber klagen, daß selbst bei den Sandwich-Insulanern die Hinneigung zum alten Heidenthum wieder auftauche. Auf Neuseeland erfolgen alljährlich Rückschläge in die alte Barbarei, und das alte wilde Wesen tritt gerade am schärfsten bei solchen Häuptlingen hervor, die man für die eifrigsten Bekehrten gehalten und deren Christenthum und deren kirchlichen Eifer man als so erbaulich und der Nachahmung würdig laut gepriesen hatte.

Sie befehden einander und drohen gegenseitig, „Fleischerläden zu eröffnen und der Feinde (Menschen=) Fleisch öffentlich zu verkaufen.“ Ein Arzt, der seit sechs Jahren in der Colonie Neu=Plymouth lebte, entwirft von den Maoris kein so günstiges Bild wie die Missionäre; er sagt im Jahre 1858: „Sie verachten uns und unsere Gesetze. Mit ihrer ganzen vielgerühmten Civilisation ist es nichts; was man davon sagt, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsere Kleidung, unsern Pflug und manches Andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotzdem und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsere Missionäre haben nun seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und viel von ihren Erfolgen gerühmt; sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind, als zu jener Zeit, da sie noch Heiden waren.“

In der Südsee wirkt der Contact zwischen dem weißen und dem dunkelgefärbten Menschen, sei er braun oder schwarz, nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald= und Prairie=Indianern Nordamerika's. In Australien und Tasmanien verschwindet der Eingeborene; auch auf Neu=Seeland, das kaum noch hunderttausend Maoris zählt, nimmt die Volkszahl rasch ab; auf der Hawaiigruppe ist sie seit Cook's Tagen um vier Fünftel zusammengeschwunden, auf Otaheiti zeigt sich Aehnliches und auf den übrigen Inseln läßt die gleiche Erscheinung sich beobachten. In Polynesien hat der Andrang der Weißen kaum erst begonnen, und doch tritt es schon klar zu Tage, daß alle diese Polynesier rettungslos dem Untergange geweiht sind. Das Verhängniß will seine Erfüllung haben und läßt sich nicht abwenden; alle Bemühungen, dem Verlauf der Dinge Stillstand zu gebieten, werden vergeblich sein.

Diese Polynesier mit ihrer halben oder völligen Barbarei sind durch die Europäer und Nordamerikaner aus dem Gleich=

gewicht geworfen worden. Das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Ein schlimmerer Feind als die Blattern sind die starken Getränke, und die Bemühungen der Missionäre, diese Gifte von ihnen fern zu halten, können immer nur bis zu einem gewissen Grade von Erfolg sein. Aus dem Zusammenleben der verschiedenen Racen entsteht eine Mischung, welche mit allen Mängeln der Halbschlächtigkeit behaftet ist. Die Natur hat dergleichen Blendlinge überall nur ungern und vervielfältigt sie aus ihnen selbst heraus erst mit Widerwillen, bis sie ihnen endlich, meist schon in der vierten Generation, die Zeugungs- und Säugungsfähigkeit entzieht. Mischlinge, welche fortbestehen wollen, müssen sich stets Zuschuß an Blut aus den reinen, nicht hybriden Schlägen holen. Aber in der Südsee nehmen die Dinge einen solchen Verlauf, daß diese Blendlinge vor den weißen Menschen verschwinden werden; er zersetzt und vernichtet auch sie. Das braune Menschenelement also, der Mischling wie der Urtypus, ist im Abzuge, und wenn noch nicht unser Jahrhundert, so doch sicher eines der nächsten wird den Tag sehen, an welchem der letzte ureingeborene Polynesier verschwindet. Gleich den braunen Menschen werden auch die schwarzen Stämme untergehen, vielleicht in weniger friedlicher Weise. Aber verenden werden sie alle an der ihnen zugebrachten europäischen Civilisation.

Die Zukunft der Südsee ist dem weißen Menschen und seinem Verkehr gesichert. Er beherrscht ihr östliches Gestade von der Behringsstraße bis zum Feuerlande; er hat die wichtigsten Inseln und Haselungen, welche über diesen weiten Ocean zerstreut sind, staatlich oder kaufmännisch, mittelbar oder unmittelbar von sich abhängig gemacht. Die

Sandwichinseln und die Boningruppe werden den Nordamerikanern zufallen; Frankreich hat sich die Gesellschaftsinseln, die Markesas und Baladea = Neucaledonien zugeeignet; England gebietet über Australien und Neuseeland. Im indischen Archipelagus haben Holländer, Engländer, Portugiesen und Spanier festen Fuß gewonnen; an der Eröffnung China's arbeiten die großen seefahrenden Völker gemeinschaftlich. Japan hat sich dritthalbhundert Jahre lang gegen die Europäer, welche ihm Bürgerkrieg in's Land brachten, abgeschlossen; jetzt, wo es von den Wellenschlägen des Weltverkehrs mannigfach berührt wird, läßt es die alten Ueberlieferungen fallen, wenn auch noch mit Zurückhaltung und kluger Vorsicht. Die im Mittelalter so berühmten Kaiserreiche Kathay und Zipango, über welche Marco Polo seinen staunenden Zeitgenossen so viel Wunderbares und doch Wahres erzählte, und die Columbus auf westlichem Seewege aufgefunden zu haben glaubte, sind zu Domänen des weißen Kaufmannes und Schiffers geworden. Wir holen ihre Erzeugnisse, ohne dieselben mit erheblichen Mengen unserer Manufacturwaaren bezahlen zu können, denn jener Orient steht mit seiner eigenartigen Gewerbsamkeit auf einer hohen Stufe und läßt sich an Fabrikaten genügen, die er sich selber liefert. Liverpool allein erhält jährlich im Durchschnitt für fünf Millionen Pfund Sterling Thee aus China. England wirft den Bewohnern des Blumenreiches das verderbliche Opium in's Land und deckt damit einen Theil der Bilanz, aber der bei weitem größere Rest der Deckung besteht in Silber, das der ganze Orient in ungeheurer Menge verschlingt, um nur einen geringen Theil wieder herauszugeben. So wirkt unser Handelsverkehr nach den Gestaden des großen Oceans in verhängnißvoller Weise auf den gegenseitigen Stand des Werthes der beiden edelen Metalle, und jener ferne Orient, gemeinschaftlich mit Indien, Siam und Cochinchina, wird am Ende die Frage entscheiden, ob Silber oder Gold der Hauptwerthmesser,

wenigstens im europäisch-amerikanisch-australischen Geschäftsverkehr werden solle. Ich erinnere Sie daran, daß der Orient seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts für etwa 3500 Millionen Thaler an Silber aus Europa gezogen hat.

Die Länder an der Südsee gehören zu den gold- und silberreichsten der Erde. Ein großer Theil der Gestade ist mit Lagern edler oder werthvoller Metalle gleichsam eingesäumt. Chile und Südaustralien besitzen ergiebige Kupfergruben, deren Erz in Wales verschmolzen wird; Peru, Bolivia und Mexiko mit Sonora sind classischer Boden für das Silber: wer hätte nicht von den Minen der Real del Monte und von Potosi gehört? Californien und Australien haben binnen neun Jahren für mehr als tausend Millionen Thaler Gold in den Verkehr geworfen. Sie Alle wissen, in welcher tief eingreifenden Weise der unverhoffte Fund auf das gesammte Güterleben eingewirkt, welche Antriebe zur Entwickelung aller stofflichen Belange er gegeben hat und noch ununterbrochen giebt, und wie der Einfluß dieses Goldes bis auf die letzte Hütte auch in unserm Erdtheile wirkt.

Das wahre Dorado, welches man so lange auf der atlantischen Seite Amerika's vergeblich gesucht, und das zu so manchen abenteuerlichen Fahrten den Anlaß gegeben, wurde beinahe gleichzeitig in zwei Gestadeländern der Südsee durch Zufall gefunden, in verschiedenen Gebieten, welche den beiden größten Handelsvölkern der Welt gehören. Sie erinnern sich, welch ungeheure Aufregung sich der Gemüther bemächtigte, als alle Nachrichten aus dem großen Ocean die Bestätigung brachten, daß Californiens und Australiens Goldgruben nicht nur in hohem Grade ergiebig seien, sondern auch auf lange Zeit hinaus nicht erschöpft werden können.

Nun begann die neue wunderbare Völkerwanderung. Im Sommer 1848 gelangte die Kunde von dem Goldfunde in Californien nach den Vereinigten Staaten. Vom De-

cember jenes Jahres bis zum April des nächsten, also binnen fünf Monaten, gingen allein aus den östlichen Häfen 309 Schiffe mit etwa 20,000 Goldsuchern nach Californien in See, und nie zuvor war das stürmische Meer am Cap Horn so befahren gewesen. Der Andrang dauerte fort, und zu Ende des Jahres 1852 war das westliche Dorado schon von mehr als dreimalhunderttausend Eingewanderten bevölkert. Zuerst hatten sich Mexikaner aus dem benachbarten Sonora eingefunden; fast gleichzeitig mit ihnen kamen Ackerbauer und Pelzjäger aus Oregon und dem Gebiete der Hudsonsbaygesellschaft; schon nach wenigen Monaten schaufelten auch Kanacka's, Eingeborene von den Sandwichinseln, rüstig in den Diggings und Placeres. Und dann brach, wie ich eben sagte, zu Anfang 1849 der gewaltige Strom von Osten gen Westen nach Californien herein. Aber nicht allein auf dem Seewege; denn goldlüsterne Abenteurer bedeckten mit ihren langen Wagenreihen die weiten Wiesenfluren im Westen des Mississippi, überstiegen die Pässe der Felsengebirge, das große Binnenbecken, in welchem die Mormonen sich häuslich eingerichtet haben, die schneebedeckten Seealpen, und stiegen dann hinab in das grüne Thal des San Sacramento. Andere kamen über die Landenge von Panama, welche damals noch nicht mit Schienen belegt war, oder wählten den Weg durch Nicaragua, der seit jener Zeit seine große Bedeutung gewonnen hat. Auch viele Tausende von Anwohnern der Südsee waren bestrebt, sich Antheil an der reichen Beute zu sichern; an Bergbau gewöhnte Arbeiter aus Chile und Peru eilten in Menge herbei, und nachdem schon Australien aus den Reihen der dorthin deportirten Verbrecher manchen Abschaum nach Californien geworfen, schwammen auch plumpe Dschonken und raschsegelnde Clipper aus den Häfen von Fo kien zweitausend Meilen weit gen Osten, um in der Bucht von San Francisco Chinesen zu landen. Sie hatten das Blumenreich der Mitte verlassen, um neben den rothborstigen Barbaren

[illegible]

[illegible] fünf Erdtheile fanden sich
[illegible] Tausende, aus Afrika,
[illegible] Hoffnung, wenigstens
[illegible]

[illegible] Menschenstämme
[illegible] kaum in einem andern
[illegible] und seinem Entstehen
[illegible] Kanaken oder Singa=
[illegible] manchem Rad und
[illegible] Alles wunderbar schnell
[illegible] Staatsgesellschaft
[illegible] aus recht=
[illegible] seinerseits
[illegible] politische
[illegible] sach=
[illegible] an, und
[illegible] waren,
[illegible] den gro=
[illegible]

[illegible] nebst Ore=
[illegible] mächtiges an=
[illegible] wird,
[illegible] hat Cali=
[illegible] Millio=
[illegible] die=
[illegible] sich nicht
[illegible] dieses nicht
[illegible] ergiebige
[illegible] Meer=
[illegible] Dieses Sonora
[illegible] Nord=
[illegible] von den

Mexikanern erworben, mit der unverkennbaren Absicht, bei günstiger Gelegenheit das ganze Land ihrem Staatenbunde einzuverleiben. Dann wird auch dort nachdrucksvolle Betriebsamkeit und feste Ordnung an die Stelle jener heillosen Zerrüttungen und Bürgerkriege treten, durch welche das ganze ehemals spanische Amerika sich erschöpft und zu Grunde gerichtet hat.

Californien ist nicht blos eine Goldgrube geblieben, sondern, wie ich schon andeutete, auch ein Agriculturland geworden. Der Boden dieses „pacifischen Italiens," wie Oberst Fremont es genannt hat, zeigt vielfach ausgiebige Fruchtbarkeit, während andere Gegenden vortreffliches Weideland darbieten. Im Laufe eines einzigen Jahres wurden mehr als 150,000 Häupter Hornvieh und 60,000 Schafe vom Mississippi nach dem Stillen Weltmeer getrieben. Das Klima ist mild; Berg und Thal wechseln in reicher Mannigfaltigkeit ab und fahrbare Ströme durchziehen das Land. Der Tag wird kommen, an welchem Californien zwölf bis zwanzig Millionen Menschen ernährt, und Oregon mit Washington halb so viele. In diesen Regionen sind alle Grundbedingungen zu einem gedeihlichen, nachhaltigen Aufschwunge gegeben. Sie besitzen, von edelen Metallen und der prächtigen Weltlage ganz abgesehen, Holz und Kohlen, Wasserkraft und schiffbare Gefliesse, üppigen Boden und einen kräftigen, unternehmenden Menschenstamm, der alle diese Vortheile, vorab die herrlichen Seehäfen, nicht ungenützt läßt. Bevor ein Jahr vergeht, wird über die Richtung der Riesenbahn entschieden sein, welche die atlantischen Gestade mit Californien und Oregon verbinden soll. Aber diese Schienen sollen nicht lediglich entfernt liegende Theile ein und desselben Staatenbundes, und Hafenplätze an zwei Oceanen sammt dem zwischenliegenden Lande, mit einander verknüpfen, oder Ansiedler in noch unbewohnte Gegenden ziehen; man will noch mehr und Größeres erreichen und ist sich dessen wohl bewußt.

[illegible] große Weltbahn ist auch bestimmt, den Handel [illegible] von Indien, des malayischen Archipelagus, China [illegible] und der Südsee, in nordamerikanische [illegible] lenken. Der Yankee weiß, daß seit [illegible] und Oregon sein Gebiet recht [illegible] der Mitte auf Erden bildet und [illegible] irgend ein anderes. Er möchte [illegible] zum größten Theil an [illegible]

[illegible]

einem Kanal durch Nicaragua entworfen, zu dessen Director der gegenwärtige Beherrscher der Franzosen ausersehen war. Aber das Project fiel, weil dieser Wasserweg im besten Falle nur für kleinere Seeschiffe hätte fahrbar werden können. Der Verkehr unserer Tage verlangt Tiefe für Seeschiffe von dreitausend Tonnen Trächtigkeit. Gerade jetzt stellen die Nordamerikaner Forschungen an, ob ein Lieblingsplan unseres Alexander von Humboldt auf unbesiegbare Schwierigkeiten stoßen werde, nämlich ein Kanal vermittelst des Atrato und Truando, dessen Kosten im Voraus auf mehr als zweihundert Millionen Thaler veranschlagt worden sind. In Anbetracht der unbestreitbaren Vortheile, welche eine solche Verbindungsstraße gewähren müßte, wäre jene Summe nicht zu hoch, aber die Möglichkeit der Ausführung, auch der technischen, müßte zuvor bündig erwiesen sein.

Inzwischen hat man Schienen über die Landenge von Panama gelegt; man baut gegenwärtig an den Eisenbahnen durch Honduras und über den Isthmus am Tehuantepec, auch ist der Transit durch Nicaragua wieder hergestellt worden. Alle diese Verkehrswege stehen thatsächlich unter nordamerikanischer Controle. Bei den langwierigen diplomatischen Streitigkeiten um den Clayton-Bulwer-, den Crampton-Webster- und Dallas-Clarendon-Vertrag, bei den Flibustierunternehmungen gegen Nicaragua, bei den Einmischungen in die heillosen Wirren der zerrütteten Staaten Centralamerika's, — bei alle diesem handelt es sich in erster Linie stets um die Controle der Verbindungswege nach der Südsee, um den Handel von und nach Indien, den sundischen und malayischen Inseln, China und Australien. Nordamerika möchte überall den Vorsprung gewinnen. Es hat schon Dampfer in der Fahrt zwischen Panama und Sydney gehabt und bewiesen, daß der Weg aus England nach Australien auf dieser Strecke mindestens eben so rasch zurückgelegt werden kann, als über Suez. Schon mehr

als einmal hat auch australisches Gold den Weg nach London über Panama und Aspinwall genommen. Daß zwischen San Francisco und Honolulu eine Dampferlinie im Entstehen ist, welche nach China verlängert werden soll, wurde schon bemerkt. Mit *maritimer Spürkraft*, welche ein germanisches Erbtheil ist, haben die Yankee's schon im Voraus den Peelshafen auf der Boningruppe belegt und damit gewissermaßen eine Seewarte gewonnen, von welcher aus sie die Küsten China's und Japans überwachen. Und eben jetzt sind sie im indischen Archipelagus thätig, um mit einigen malaiischen Fürsten, wo möglich auf Sumatra, Verträge über die Einräumung von Häfen zu schließen. Sie wollen, gleich Europa's seefahrenden Völkern vor ihnen, in den indischen Gewässern festen Fuß gewinnen.

Der Wettkampf zwischen Bruder Jonathan und John Bull wird mit friedlichen Waffen geführt, aber er ist kolossal. Es handelt sich um die commerzielle Weltbeherrschung. Die Engländer sind nicht minder scharfsichtig als ihre Nebenbuhler und wissen wohl, was auf dem Spiele steht. Sie möchten das ganze Land von Canada bis zum Nutkasunde besiedeln, und auch ihrerseits einen Schienenweg quer durch den ganzen amerikanischen Continent legen. Jetzt eben lassen sie durch Capitain Palliser die Region am Saskatschewan erforschen, um dort eine Kette von Niederlassungen zu gründen. An ihrem pacifischen Gestade besitzen sie Häfen, welche an Trefflichkeit jenen des Pugetsundes nicht nachstehen, und zu Endpunkten einer Verkehrslinie bestimmt sind, die zu Montreal am St. Lorenzstrom und zu Halifax in Neuschottland beginnt. So viel scheint außer Zweifel, daß die nächsten Jahrzehnte eine *atlantisch-pacifische Weltbahn* durch Nordamerika vollendet sehen, eine Straße, welche in den Verkehrsverhältnissen eine so durchgreifende Umgestaltung hervorrufen wird, wie keine andere es vermöchte, außer etwa ein Darienkanal.

Schon im Anfang unserer Betrachtungen habe ich darauf hingewiesen, welche Wichtigkeit auch Rußland, die große europäisch-asiatische Continentalmacht, der Südsee beilegt. Und mit vollem Rechte. Das in vieler Beziehung werthvolle und zukunftreiche Sibirien besaß im Osten keine bequeme Eingangs- und Zugangspforte, keinen Wasserweg zum Ocean. Ein solcher ist durch den Amur gewonnen worden. Während der letztverflossenen fünf Jahre sind manche moskowitische Niederlassungen an diesem einst mandschurisch-chinesischen, nun aber russischen Flusse gegründet worden; sein mindestens sieben Monate im Jahre schiffbares Wasser trägt schon Dampfer, die Mündung wird durch Festungswerke geschützt; auf dem Stromwege sind unternehmende Yankee's bis Nertschinsk vorgedrungen und haben in den Grubenrevieren Sibiriens Läden eröffnet. Der Besitz des Amur wird im Fortgange der Zeit jenen der ganzen Mandschurei und eines Theils von Nordchina nach sich ziehen, und der Czaar, dessen Thron an der Newa steht, wird auch eine pacifische Macht bilden. Ihm muß mit Nothwendigkeit ein Antheil der Controle über Japan und China zufallen, und russische Stimmen haben uns jüngst versichert, daß die Weltbahn von Moskau durch Sibirien bis zur Amurmündung, eine große östliche Schlagader des Verkehrs, vollendet sein werde, bevor unser Jahrhundert in den Schooß der Zeiten hinabgerollt sei. Rußland besitzt in seinem Sibirien das dritte große Dorado im Uralgebirge, und mit uralischem Golde soll die Eisenstraße gebaut werden.

Also Rußlands kluges und wohlberechnetes Trachten geht dahin, von den Vortheilen, welche der Verkehr mit den Ländern der Südsee gewährt, nicht ausgeschlossen zu bleiben. Schon vor länger als einem Vierteljahrhundert tastete es im Ocean umher und versuchte, sich auf der Hawaiigruppe festzusetzen. Der Plan mißlang, aber noch zur Zeit der spanischen Herrschaft gründeten die Russen in Californien, nördlich von

[illegible]

[illegible] sämmtliche Lande [illegible]

[illegible] Anfängen. Die [illegible]

dem die atlantisch=pacifische Verkehrsader ihr Pulsschläge begonnen hat. Dann wird von jenem Platz aus der Handel nicht nur zwischen Amerika, Ostasien und den Inseln und Hafelungen der Südsee und der sundischen Gewässer vermittelt, sondern auch Europa wird diesen Weg und diese Stadt für Bezug und Versendung in nicht geringem Umfange benutzen.

Eine solche Stellung Californiens und seiner Capitale kann nicht lediglich von kaufmännischem Belange sein, sondern muß auch in staatlicher und sittlicher Hinsicht tief eingreifend und umgestaltend wirken. Von dort und von Oregon aus empfängt die ganze Südsee germanischen, angelsächsischen Sauerteig, der eine mächtige Gährung hervorruft, und was im Organismus der indianisch=creolischen Mischlingsvölker etwa noch lebensfähig sein mag, aufweckt und befruchtet, aber mit seiner gewaltigen, zersetzenden und ätzenden Kraft Alles beseitigt, was nicht Kern genug hat, einer solchen Einwirkung zu widerstehen. Die Geschichte unserer Tage lehrt, in welcher Weise eine solche Auflösung rasch von statten geht. Ich erinnere Sie daran, wie das abgestandene spanische Wesen in Texas und Californien sogleich unterlag, als es in Berührung mit angelsächsischen Elementen kam, und wie in Centralamerika ein kühner und zäher Mann, Wilhelm Walker der Flibustier, mit sechsundfünfzig Gefährten nach Nicaragua kam und sich zum Herrn des Landes aufwarf. Ich weise Sie hin auf die geradezu heillosen Zustände von Mexiko, Peru und Bolivia, wo überall die Lebenskraft im Weichen und keine Rettung mehr zu hoffen ist.

Das sind die verhängnißvollen Folgen der Blutmischung zwischen verschiedenen Menschenracen, wenn und wo ihnen die innere Anziehungskraft, Affinität, abgeht. Man hat das europäische Blut nicht rein gehalten und damit die sittliche Energie verloren. Das sind ferner die Nachwehen des verderblichen spanischen Colonialsystems, welche für die Creolen geradezu vernichtend wirken.

Gestatten Sie mir, dieses Colonialsystem einer südeuropäischen, romanischen Regierung in kurzen Umrissen zu kennzeichnen, und demselben das Verfahren eines nordeuropäischen Staates, eines germanischen Volkes gegenüberzustellen. Sie werden sehen, weshalb das ehemals spanische Amerika zu Grunde geht, das germanische aber sich einer großen Gegenwart erfreut und einer noch glänzendern Zukunft entgegensieht.

Spaniens Colonialherrschaft stellte sich nicht auf den Pflug, sondern auf das Schwert, nicht auf Freiheit, sondern auf Zwang. Die Spanier suchten Gold und immer wieder Gold; das Mutterland war zu menschenarm, um eine hinlängliche Menge von Einwanderern in die ausgedehnten überseeischen Besitzungen zu senden. So blieb die weiße Bevölkerung überall in der Minderzahl und vermischte ihr Blut mit jenem der Indianer und der Neger. Was etwa die Reinheit der Hautfarbe bewahrt hatte, ist allezeit von Madrid aus mit Mißtrauen behandelt worden. Der Creole büßte das alte spanische Mark ein, und ist ohne Ausdauer und sittliche Spannkraft. Den Colonien fehlte ein kerniges, kräftiges, bürgerliches Element völlig, und zwischen den verschiedenen neben einander liegenden Schichten der Bevölkerung herrschte seit Jahrhunderten Racenfeindschaft und Entfremdung.

Die spanische Colonialpolitik suchte in den Pflanzländern den Anwuchs der Bevölkerung künstlich zu hindern; den Gesetzen zufolge hatte jeder Fremde sein Leben verwirkt, wenn er ohne ausdrückliche Erlaubniß, die doch nur in seltenen Fällen ertheilt wurde, den Boden einer spanischen Colonie betrat. In diesen stand Alles auf Monopol und Ausbeutung zu Gunsten des Mutterlandes.

In einem durchaus neuen Lande ohne geschichtlich gegebene Verhältnisse, wo Alles erst geschaffen werden muß, ist kein Fortschritt denkbar ohne freie, völlig ungehemmte Entwickelung aller Kräfte. Das hat man aber in Madrid nie begriffen, und

Spaniens Herrschaft, so goldgierig sie war, ist eisern geblieben vom blutigen Anbeginn bis zum nicht minder blutigen Ausgange. Den Colonien ist niemals eine andere Berechtigung zugestanden worden, als jene: unbedingt zu gehorchen und sich ohne Einsprache ausbeuten zu lassen. Ihnen wurde keinerlei Art von freier Beweglichkeit gestattet; ein Creole, der Anlauf zu rüstiger Thätigkeit nahm, galt für verdächtig, und der Vicekönig übte dieselbe unbedingte Gewalt, wie sein Herr in Castilien. Aber dieser war mißtrauisch; seine hohen Beamten wurden häufig gewechselt, damit nicht etwa ihre Interessen mit jenen der Amerikaner sich verflechten konnten. Jeder spanische Beamte sollte ein Fremdling im Lande sein und bleiben, er war lediglich zur Ueberwachung und für Altspanien dort, und nie hat man am Manzanares sich zu dem gesunden Gedanken erhoben, daß es gemeinsame Vortheile zwischen Mutterland und Colonien geben könne. Die einträglichen Aemter in Amerika wurden zu Madrid an den Meistbietenden verkauft. Buenos Ayres hatte in noch nicht dreihundert Jahren 170 Vicekönige und von diesen waren nur vier in Amerika geboren, von 610 Generalcapitänen in den verschiedenen Colonien waren nur vierzehn keine Altspanier. Und so ging das Verhältniß durch alle Amtsstufen bis zum einfachen Schreiber hinab; der Creole blieb systematisch ausgeschlossen. Die spanische Politik wollte auch keine Annäherung zwischen den verschiedenen Colonien aufkommen lassen. Jede einzelne blieb von der andern unabhängig und alle bildeten unter sich Gegensätze. Ein argwöhnisches Ueberwachungssystem hemmte jede Thätigkeit; der Geschäftsgang war unglaublich weitläufig und schleppend; vielen Classen von Beamten war ausdrücklich verboten, in Amerika Grundeigenthum zu erwerben oder dort zu heirathen. Allmälig war das Beamtenheer ins Ungeheure angewachsen, aber je mehr Räder in die träge, verwickelte und künstliche Maschine einsetzte, um so schlechter ging sie.

Den spanischen Amerikanern hatte man die Hände gebunden, viele Ackerbauzweige und Handwerke waren ihnen verboten und der Verkehr war lahm gelegt. Wer Handel mit einem Ausländer trieb, unterlag gesetzlich der Todesstrafe. Als zu Anfang unsers Jahrhunderts Alexander von Humboldt sich in Mexiko befand, traf aus Madrid der Befehl ein, die im Land angepflanzten Reben zu vertilgen; denn die Kaufleute in Cadiz hatten Beschwerden darüber erhoben, daß Mexiko seit einigen Jahren weniger spanische Weine kaufe als früher. Als Regel, die nur einige wenige Ausnahmen erlitt, stand fest: in keiner Colonie solle Hanf, Flachs, Safran oder Oel gebaut werden; alle Eisengeräthe mußten aus Spanien bezogen werden. Die Steuern waren drückend, die Rechtspflege abscheulich; als man in Lima die Kerker öffnete, fand man viele Gefangene, die nie eines Vergehens auch nur angeklagt waren. Kein Creole durfte Schiffseigenthümer sein oder Rhederei treiben; es war verboten, Waaren an ihn zu consigniren, und nur spanisches Capital durfte angelegt werden. Noch mehr, das System wollte überhaupt nicht spanische Schiffe durchgängig von den Colonien ausschließen und verbot ihnen das Einlaufen. Selbst schiffbrüchige Fahrzeuge, welche eine Zuflucht suchten, wurden mit Beschlag belegt, und die Mannschaften verhaftet. Weshalb kamen sie auch in die Südsee? Die Ordonnanz von 1692 besagt, daß fremde Schiffe als Feinde behandelt werden müssen, selbst wenn der Staat, unter dessen Flagge sie fahren, mit Spanien im Bunde stand. Als vor sechszig Jahren ein englischer Walfischfahrer um Cap Horn gesegelt und dort von einem spanischen Fahrzeuge gesehen worden war, erhielten die Behörden aller Häfen von Chile bis Californien Befehl, ihn jedenfalls zurückzuweisen, wo möglich ihn aber aufzubringen. Die Erzeugnisse des Gewerbfleißes anderer Nationen waren vom spanischen Amerika entweder ganz ausgeschlossen, oder durften nur aus spanischen Häfen, in spanischen Fahrzeugen und von

spanischen Kaufleuten eingeführt werden. Dann waren die verschiedenen Zollabgaben höher, als der Werth der Waare. Begreiflicherweise rief ein so widersinniges System einen ausgedehnten Schleichhandel hervor, und mit der Contrebande kamen auch verbotene Ideen ins Land.

Diese verbotenen Ideen wirkten auf eine leicht erregbare, aber auch von geistiger Entwickelung planmäßig zurückgehaltene Bevölkerung sehr rasch. Das Schulwesen war in hohem Grade vernachlässigt; Bitten um höhere Lehranstalten, welche die Creolen aus eigenen Mitteln gründen und erhalten wollten, wies man zurück; was einmal vorhanden war, sollte für immer ausreichen. Häufig wurden Verbote gegen die Anlage von Elementarschulen erlassen. Ein spanischer Minister hatte amtlich erklärt, Lesen und Schreiben sei reichlich genug für einen Amerikaner; König Karl der Vierte sprach aus: ihm erscheine es ungeeignet, daß in den Colonien der Unterricht allgemein werde. Wer mit den geistlichen Lehranstalten, den einzigen, welche vorhanden waren, nicht ausreichen zu können glaubte, mochte nach Altspanien kommen, falls er dazu Erlaubniß erhielt.

So wird begreiflich, daß unter den Creolen die Erstarrung allgemein wurde und der Unternehmungsgeist völlig abhanden kam. In ganz Californien gab es auch nach der spanischen Zeit nur drei kleine Küstenfahrer, und vor zwölf Jahren besaß Mexiko auf seiner Küstenstrecke an der Südsee nur 23 kleine Handelsschiffe, deren gesammte Trächtigkeit kaum dem Tonnengehalte von vier Dreimastern gleich kam, dergleichen unsere Häfen an der Weser und Elbe in Menge besitzen.

Die spanischen Colonien an der Südsee trugen in Folge aller angedeuteten Verhältnisse das Gepräge geistiger und materieller Verkommenheit, sie hegten aber tiefen Ingrimm gegen ein Mutterland, welches sie so stiefmütterlich behandelte. Und als dann die Wogen der Revolution nach und nach immer stärker aus Nordamerika und Europa auch an die

Gestade des mexikanischen Golfes und der Südsee brandeten, warfen die Creolen ein Joch ab, das ihnen nun unerträglich schien. Spaniens Herrschaft fiel, unbedauert und unbetrauert; aber den nun in selbstständige Gemeinwesen umgewandelten Colonien ist aus der Befreiung kein Segen erwachsen. Sie waren unabhängig geworden und konnten sich doch in die staatliche Freiheit nicht finden. Der Mangel eines tüchtigen und aufgeklärten Mittelstandes trat nicht minder empfindlich zu Tage, wie die gegenseitige Abneigung zwischen den verschiedenen Hautfarben der Bevölkerung, welche nun alle gleiche Berechtigung erhielten. Man nahm die republikanische Staatsform an, ohne Grundlagen und Menschen zu besitzen, durch welche man sie ersprießlich hätte machen können. Und so hat denn das Schwanken zwischen Anarchie und Dictatur seit fast einem halben Jahrhundert kein Ende genommen, und alle diese Republiken, vielleicht mit Ausnahme von Chile und der Argentina, wo das weiße Element am meisten vorschlägt, sind über kurz oder lang dem Untergange geweiht.

Ganz anders in den germanischen Colonien, in welchen die Ansiedler von vorne herein jener freien Beweglichkeit theilhaftig waren, ohne welche ein neues Land der Verkümmerung preisgegeben bleibt. Unter Obhut der Krone waren die Gemeinden selbstständig, sie übten die Verwaltung durch selbstgewählte Beamten aus, sie gaben sich alle rein örtlichen Gesetze durch ihre eigenen Vertreter; denn an der Themse hatte der Grundsatz Geltung, daß die Ansiedler ihre Angelegenheiten zweckmäßig und am besten selbst besorgen können. In Betreff des Handelsverkehrs machte sich freilich auch von England aus der Geist des alten Colonialsystems lange geltend; aber niederdrückend konnte er gegenüber der staatlichen und kirchlichen Freiheit nicht wirken. Deshalb zeigte sich überall reges Leben und gesundes Emporwachsen; und gegen die Einwanderung wurden die Colonien nicht etwa abgesperrt, sondern

man öffnete ihre Pforten für Alle, welche auf der andern Seite des Weltmeeres eine neue Heimath suchen wollten.

Die Ergebnisse liegen zu Tage. Die nordamerikanische Union hat sich zu einer Großmacht emporgeschwungen und wirkt bestimmend auf die Weltverhältnisse. Der Pflug des Yankee hat ganz andere Eroberungen gemacht als das Schwert des Conquistadoren. Das ganze spanische Amerika hatte dreihundert Jahre nach der Entdeckung kaum fünfzehn Millionen Bewohner, von denen noch nicht der sechste Theil eine weiße Haut trug. Die Vereinigten Staaten Nordamerika's zählen heute an fünfundzwanzig Millionen weißer Menschen, zumeist germanischer Abstammung.

Wir sehen, daß auf der andern Seite der Südsee ein ähnlicher weltgeschichtlicher Proceß begonnen hat; aber er nimmt in den Tagen der Dampfschifffahrt und unter der Begünstigung unserer Verkehrsverhältnisse einen raschern Gang, als während des vorigen Jahrhunderts in Amerika möglich war. Dort liegt Australien, vor dreißig Jahren noch ein großes Zuchthaus und jetzt eine blühende Colonie mit mehr als einer Million Bewohner. Vor siebenzig Jahren landeten die ersten Engländer, um sich dauernd niederzulassen, und noch leben alte Männer, welche mit ihren Augen die dürftigen Hütten aus Baumrinde gesehen haben, unter denen die Verbrecher und ihre Hüter Obdach fanden. Den ehrlichen Mann ergriff ein Schauder, wenn er an Botanybay auch nur dachte, an diesen Aufenthaltsort von deportirten Bösewichtern. Von dort kam lediglich Kunde über Schafweiden, Wüsteneien, Kängeruhs, Mord und Todtschlag, schwarze Wilde und noch schlimmere weiße Verbrecher, welche das Mutterland zu den fernen Antipoden verbannt hatte, um sich auf immer unverbesserlicher Menschen zu entledigen. Heute liefert dieses ehemalige Zuchthaus alljährlich für mehr als achtzig Millionen Thaler Gold; 1840 führte es

etwa zehn Millionen Pfund Wolle aus, jetzt an 50 Millionen. England hat in den Jahren 1840 bis 1854 von dort nicht weniger als 427 Millionen Pfund Wolle bezogen und dafür eine ungeheure Menge seiner Fabrikerzeugnisse zurückgegeben; allein im Jahre 1856 für mehr als 100 Millionen Thaler.

Weshalb haben die Spanier aus diesem Lande nichts gemacht? Sie kannten Australien seit Anfang des 17. Jahrhunderts, und Torres hat schon 1606 die nach ihm benannte Straße entdeckt. Im Süden dieser engen und durch Korallenriffe gefährlichen Durchfahrt liegt die Terra australis incognita, auf der wir jetzt Kerne und Ansätze zu einem zweiten angelsächsisch-pacifischen Weltreiche erblicken. Spanien versank unter schwachen und bigotten Königen in einen tiefen Schlaf; es verlor die Gewürzinseln an die Holländer, deren nächstes Bestreben lange Zeit darauf gerichtet sein mußte, ihre Herrschaft in dem reichen, an Handelserzeugnissen so ergiebigen Archipelagus von Hinterindien auszudehnen und zu sichern. Für sie hatte das große Australland keine Anziehungskraft mehr, seitdem sie durch Dirk Hartog und den trefflichen Seefahrer Abel Jansen Tasman nur öde Küsten desselben kennen gelernt. Sie fanden dort weder Muskatnüsse, noch Edelsteine oder Gold. Auch Englands Aufmerksamkeit wurde erst durch Cook auf jene Gegenden gelenkt, und daß man sie überhaupt nur als Verbrechercolonie zu benutzen gedachte, war eine Folge der Unabhängigkeit der dreizehn nordamerikanischen Provinzen, nach welchen man von 1619 bis 1774 Missethäter deportirt hatte. Seitdem besaßen die Colonien auf der westlichen Erdhalbe für England nicht mehr die frühere Wichtigkeit, und der Schwerpunkt seiner Colonialpolitik wurde nach Indien und Australien verrückt. Wir sehen die Folgen, welche jener Tag gehabt hat, an dem im Bostoner Hafen eine Ladung Thee ins Wasser geschüttet wurde. Bald nachher war das schönste Juwel aus Englands Krone herausgebrochen, aber sie entschä-

digte sich dafür durch andere Kleinode im Osten, und unter diesen ist Australien nicht das mindest werthvolle.

Betrachten wir den Gang seiner Entwickelung. Die größte geistige Persönlichkeit unsers Jahrhunderts, einer der gewaltigsten Menschen, welche die Welt je gesehen, unser Alexander von Humboldt, war ein achtzehnjähriger Jüngling, als die ersten mit Verbrechern belasteten Schiffe nach Botanybay unter Segel gingen. Das war im Mai 1787. Sie hatten 600 männliche und 250 weibliche Verbrecher am Bord, die von dritthalbhundert Soldaten bewacht wurden; mit diesen kamen vierzig Frauen. Im Januar 1788 landeten sie in der Botanybay und bauten Hütten an dem nahegelegenen Port Jackson. Damit waren die Anfänge der australischen Besiedelungen gegeben. Für freie Auswanderer hatte ein ohnehin in weiter Entfernung liegendes Land und eine solche Gesellschaft keine Anziehungskraft; was sie in der Fremde suchten, konnten sie in Amerika näher und mindestens eben so gut haben. Deshalb blieb die Ansiedelung in Neu-Südwales über ein Menschenalter in kümmerlichen Verhältnissen. In der ersten Zeit lieferte sie nicht Lebensmittel genug für die Colonisten, welche mehr als ein Mal Hungersnoth litten und mit Brot, Salzfleisch und Gemüsen aus England versorgt werden mußten. Von gesunden gesellschaftlichen Verhältnissen konnte da keine Rede sein, wo lange Zeit das Verhältniß der Frauen zu den Männern sich wie Eins zu Sechs verhielt und ehrenhafte, unbescholtene Menschen zu den Ausnahmen gehörten. Bald nahmen Trunksucht und Völlerei in einer wahrhaft grauenerregenden Weise überhand und der verderbliche Rum war allgemeines Tausch- und Zahlmittel. In den Jahren 1800 bis 1806 bestand die Einwohnerschaft von Neu-Südwales aus zwei Classen; die eine verkaufte Rum und die andere trank ihn. Selbst der Polizeimeister von Sydney hielt einen Rumladen und die Offiziere der königlichen Bewachungstruppen hatten sich einige Zeit das

Monopol des Rumverkaufs anzueignen gewußt. Und als der Gouverneur Bligh diesen Handel beschränken wollte, brachen sie in Meuterei aus, warfen ihn in den Kerker, setzten Beamte ab und ein, und waren Gebieter der Colonie. Dort fand man keinen einzigen rechtschaffenen Rechtsgelehrten; ein wegen Meineides aus England deportirter Advocat bekleidete das Richteramt und sprach einmal in trunkenem Zustande ein Todesurtheil aus.

Unter solchen Verhältnissen gehörte ein gedeihlicher Aufschwung zu den unmöglichen Dingen, und nach Ablauf eines halben Jahrhunderts war die Bevölkerung erst auf die Ziffer von 129,000 Seelen gestiegen. Von 1788 bis 1840 hatte das Mutterland 54,583 Verbrecher nach Australien deportirt, von denen nur 7500 weiblichen Geschlechts waren. Rechnet man die in der Colonie geborenen Kinder hinzu, so ergiebt sich leicht, wie gering die Anzahl der freien Einwanderer gewesen ist. Aber seitdem vor fünfzehn Jahren die Deportation von Missethätern aufhörte, drängten sich achtbare Leute in Menge herbei und die Umwandelung zum Bessern ging rasch von statten. Ackerbau und Viehzucht gewannen in gleichem Maße an Aufschwung und der Handel gedieh in erfreulicher Weise schon bevor das Gold entdeckt war. Die ganze Tüchtigkeit des englischen Volkscharakters bewährte sich wiederum in Australien und hat auch dort die störenden und unreinen Elemente rasch zu überwältigen oder unschädlich zu machen gewußt. In einem Lande, wo deportirte Diebe mit leichter Mühe sich zu wohlhabenden Grundbesitzern emporarbeiten konnten, war es zugleich klug und vortheilhaft, das Eigenthum zu achten, und sowohl in Neu-Südwales wie in Tasmanien (dem ehemaligen Vandiemensland) kommen Verbrechen nicht häufiger vor als in unseren alten europäischen Staaten. Freilich sind manche Unverbesserliche der Zuchtruthe entflohen und „in den Busch gegangen," aber auch die Zeit dieser Buschrangers gehört nun schon zum großen Theil der Vergangenheit an. Der üble Ruf der austra-

lischen Colonien ist geschwunden, seitdem nahe an neunmalhunderttausend Menschen in ihnen leben, welche nicht durch gerichtlichen Zwang kamen, sondern freiwillig eine neue Heimath gesucht haben. Nur allein nach Westaustralien werden von England aus noch Deportirte geschickt, weil die Ansiedler am Schwanenflusse ausdrücklich einen solchen Zuwachs an Arbeitskräften verlangten. Freilich bleiben die Tausende von Convicts und sogenannten Emancipisten ein sehr unwillkommener Bestandtheil der Gesellschaft, von der sie begreiflicher Weise mit vollkommen berechtigter Zurückhaltung behandelt werden, obschon manche von ihnen Hunderttausende, andere sogar Millionen Thaler erwarben und in der Colonie keines Vergehens sich schuldig gemacht haben.

Australien ist vorzugsweise in seinen Gestaderegionen anbaufähig und auch da nur theilweise. An herrlichen Häfen hat es Ueberfluß, aber wir kennen dort auch nicht einen einzigen schiffbaren Strom in unserem Sinne, denn selbst der Murray kann nur während einiger Monate befahren werden. Der Charakter der australischen Gefließe ist der Art, daß sie auf eine kurze Zeit rasch zu gewaltiger Höhe anschwellen und weit und breit das Land an beiden Ufern nicht etwa fruchtbar bewässern, sondern, manchmal bis zu sechzig Fuß Höhe anschwellend, wie der Hawkesbury, dasselbe verheerend überfluthen; bald nachher schwinden sie dann wieder zusammen. Ein großer Theil des Bettes liegt ganz trocken, oder schmale Wasserläufe verbinden eine Reihe von Teichen, deren Tiefe selten beträchtlich ist. Wir kennen in Australien kein Gebirge, das bis zur Schneehöhe reicht, und die dortigen Alpen führen diesen Namen sehr mit Unrecht. Die verschiedenen Entdeckungsreisen haben dargethan, daß in einzelnen Theilen des Innern allerdings einige Strecken auch für den Ackerbau geeignet sind, daß aber der bei weitem größte Theil dieses Inselcontinentes aus unfruchtbaren, steinigen Wüsteneien besteht. Die Stromläufe sind

unfertig geblieben, Dammerde und in manchen Gegenden sogar Sand mangelt, nur am östlichen und südlichen Rande liegen Strecken, welche den Anbau reichlich lohnen. Die Colonie Victoria läßt in dieser Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig. Nichts hindert, daß die Gestadeländer einen Zustand hoher Blüthe erreichen.

Die Engländer haben ihre heimischen Staatseinrichtungen mit in das Land der Gegenfüßler hinübergenommen; diese erfreuen sich nun längst der Selbstverwaltung und einer parlamentarischen Regierung, gleich dem Mutterlande, das ihnen gegenüber die frühere Politik der Einschränkung, welche einst wohl räthlich erschien, völlig aufgegeben hat. Jede der vier Provinzen des australischen Festlandes: Neu-Südwales, Victoria, Südaustralien und Westaustralien, nicht minder die Insel Tasmanien, wählt ihr Parlament mit zwei Häusern, dem gesetzgebenden Rath und der gesetzgebenden Versammlung. Sie besteuern sich selbst, und können ihren eigenen Zolltarif feststellen. Nur darf kein australisches Gesetz den britischen Reichsgesetzen zuwider lauten, und die Krone hat ein Einspruchsrecht, ein Veto. So sind sie, gleich den nicht minder freien Ansiedlern auf Neu-Seeland, ihres eigenen Glückes Schmiede.

Die Colonien in einem durchaus neuen Lande sind niemals ein genauer Abdruck des Mutterlandes; die Natur verschmäht eine unbedingte Reproduction. Boden, Klima, Lage, Volksbestandtheile, Mischungen und Verkehrsverhältnisse tragen wesentlich zu einer Umgestaltung bei, aus welcher sich im Fortgange der Zeit ein neuer Volkscharakter herausarbeitet. Wir sehen es beim Nordamerikaner und nicht minder schon jetzt bei den Australiern. Die Colonien gehen stets darauf hinaus, ihre besonderen Interessen um so stärker geltend zu machen, je kräftiger sie sich entwickelt haben. Es liegt in der Beschaffenheit der Dinge, daß sie dahin trachten, aus mehr oder weniger abhängigen Provinzen selbstständige Reiche zu werden.

In Sydney und Melbourne, in Adelaide und Hobarttown ist seit einigen Jahren eine Partei, welche sich als die nationale bezeichnet, eifrig beflissen, die Vereinigung der verschiedenen Colonien zu einem Föderativstaate in nordamerikanischer Weise anzubahnen, und die Vereinigten Staaten von Australien in's Leben zu rufen. In der gesetzgebenden Versammlung zu Sydney, in welcher während des verflossenen Sommers ein solcher Plan ausführlich erörtert wurde, erkannte man allgemein die Nothwendigkeit und die Vortheile einer solchen Verbindung an. Bevollmächtigte der verschiedenen Provinzen sollen zusammentreten, um eine Bundesverfassung zu entwerfen, welche demnächst den einzelnen Gesetzgebungen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt wird. Man sagt ganz offen und gewiß auch sehr richtig, daß die Erreichung des Zieles lediglich eine Frage der Zeit sei. Wenn aber diese Union in's Leben treten und die Vereinigten Staaten von Australien als eine vollendete Thatsache dastehen sollen, dann muß die Trennung vom Mutterlande bei der einen oder andern Gelegenheit ganz von selbst erfolgen. Das nordamerikanische Beispiel wirkt über die Südsee hinüber, und die allmälig locker werdenden Bande zwischen Australien und England werden reißen. Aber doch nur in politischer Beziehung, nimmermehr in Rücksicht auf die Verkehrsverhältnisse. Gleich den Nordamerikanern werden auch die Australier sich ununterbrochen neuen Zuwachs an Menschen, Kräften und Cultur aus unserm alten Europa holen müssen, an welches sie mit tausend Fäden geknüpft sind. Gerade das Gold, welches binnen wenigen Jahren sechsmalhunderttausend Menschen nach Australien gelockt hat, wird die Verbindungen und den Austausch nur um so mannigfaltiger machen. Australien muß ein Wiederhall von England bleiben, auch wenn es längst sich zur zweiten großen Macht in der Südsee emporgearbeitet haben wird. Der angelsächsische, der germanische Typus bleibt und wird allezeit vorschlagen, ähnlich wie in Nordame-

rika, trotz der Hunderttausende von Irländern und einer Buntschäckigkeit der Volksbestandtheile, welche hier nicht weniger mannigfaltig ist, als in Californien. Die Asiaten und die Malayen werden sich einzuordnen und zu fügen haben, sie sind vermöge ihrer ganzen Anlage nicht dazu angethan, das Leben dort zu beherrschen oder nur wesentlich zu bestimmen, wo sie mit Menschen germanischer Abkunft in Gemeinschaft und in ein und demselben Staatsverbande sich befinden. Von diesem bleibt der Ureingeborene Australiens ausgeschlossen; ihm steht kein anderes Loos in Aussicht, als völlig zu verschwinden. Ihm ist dasselbe Schicksal beschieden wie vielen Pflanzen- und Thierformen seines Landes. Seitdem Europäer dasselbe betraten, hat ein Proceß begonnen, der in hohem Grade merkwürdig erscheint, denn unzählige Flecke asiatischer Vegetation, ganz abgesehen von unseren Getreidearten, verbreiten sich, manchmal im Umfange von vielen tausend Morgen, von der Nord- und Ostküste und seit einigen Jahren auch von Süden her, selbst bis über den Wendekreis hinaus, und fressen die uraustralische Vegetation gleichsam auf, welche vor ihnen verschwindet, wie die Beutelthiere vor den zugebrachten europäischen Thierformen. So auch der schwarze Australier; er kann so wenig auf dem Boden leben, welchen der Europäer dauernd betritt, wie das australische Unkraut da, wo Pflug und Hacke wühlen. Der afrikanische Neger hat überall in den tropischen und subtropischen Himmelsstrichen die Fähigkeit zur Ausdauer, gleich dem Chinesen, aber dem Australier mangelt sie in seiner eigenen Heimath. Er steht auf einer der tiefsten Stufen des menschlichen Organismus, ihm mangelt alle Begabung, sich an- und einzuarten, er füllt keine Lücke aus, und Niemand wird ihn vermissen, wenn er aufgehört hat zu sein.

Werfen wir noch einmal einen Gesammtblick über die weite Südsee. Wir finden, daß sie vorzugsweise germanische Antriebe und Einflüsse empfängt. Mit dem Vor-

walten dieses Elementes ist die Vorherrschaft, die Hegemonie, die Initiative der germanischen Völker im Weltverkehr für alle Zeiten gesichert, und damit auch das Vorherrschen der englischen Sprache, die selber ein Gemisch verschiedener Idiome ist, gleichwie die Menschen, welche sie reden, zwar angelsächsischen und scandinavischen Typus, aber mit einiger keltischen und romanischen Zuthat haben. Wer die See beherrscht und den Weltverkehr bestimmt, bringt allemal auch seine Sprache zu allgemeiner Geltung. So waltete im Mittelalter, als der Verkehr vorzugsweise auf die mediterraneisch-levantinische Domaine beschränkt war, im Süden das Italienische, im Norden aber durch die Hansa das Deutsche vor. Seit Engländer und Nordamerikaner in erster Reihe stehen, hat das Englische ganz von selbst die weiteste Verbreitung gewonnen. Die oceanische Allgegenwart der Germanen wird dauernd sein. Auf den Meeren und im Ebbe- und Fluthbereich der Ströme schwimmen gegenwärtig etwa 150,000 große und kleine Handelsschiffe mit einer Trächtigkeit von fünfzehn bis sechszehn Millionen Tonnen; davon kamen im Jahre 1855 weit über drei Viertheile auf die germanischen Völker, nämlich 13 Millionen, oder, genauer ausgedrückt, 12,904,686 Tonnen, 90,081 Fahrzeuge. England und Nordamerika stehen in erster Reihe und halten einander die Waage; als dritte seefahrende Macht steht Deutschland da.

Frankreichs Bemühungen, in der Südsee eine hervorragende Stellung einzunehmen, müssen schon deshalb vergeblich sein, weil den Franzosen die Begabung zum Colonisiren mangelt. Sie haben drei Inselgruppen lediglich zu politischen Zwecken sich angeeignet. Auch ihr Handel mit China war stets ohne Belang; nachhaltigen Einfluß kann aber nur ein schwungreicher Verkehr geben. Portugal hat seine Seegeltung längst verloren, besitzt im indischen Archipelagus nur noch einen Theil

[illegible] Spanien wußte [illegible] ausgiebig zu benutzen; die [illegible] halten die Molukken [illegible]

[illegible] geschwungenen [illegible] Eilandfluren, kann [illegible] anheimzufallen, es [illegible] thätigen Völker [illegible] und gewährt [illegible] Germanen und Roma- [illegible] Europa's sich ihren [illegible] haben auf dem Seewege [illegible] in ihrer Bega- [illegible] Auswanderung [illegible] geringfügig ge- [illegible] Gebiete ange- [illegible] nördliche und mitt- [illegible] und mit ihm [illegible] zugleich den [illegible] Aber dieser [illegible] und die [illegible] eine ver- [illegible]

[illegible] Frage entscheiden. [illegible]

[illegible]

Verstandes eben so sehr überlegen sind, wie sie an Muth und Tapferkeit hinter ihnen zurückstehen. Diese Söhne des Mandarinenlandes haben sich auch Australien und Californien zum Schauplatz ihrer Industrie auserkoren. Tausende kehren in die Heimath bereichert zurück und andere Tausende erscheinen an ihrer Statt. Viele aber lassen sich dauernd nieder. Zu San Francisco halten sie am 4. Juli, dem Tage der Unabhängigkeitserklärung, festliche Umzüge, sie tragen eine mit dem Nationalsinnbild, dem Drachen, geschmückte Fahne voran, welche die Inschrift trägt: „Wir sind Amerikaner und republikanische Bürger dieses Landes!" Sie haben die Geheimbünde und ihre alten heimischen Fehden auch in die fernen Regionen übertragen. Man sieht sie nicht gern, weil sie ein gar zu fremdartiges Element in nicht unbeträchtlicher Masse bilden, aber sie sind zäh und bleiben. Ob die tägliche Berührung mit Europäern eine Umwandlung in diesem wunderbar eigenartigen Volke bewirken wird, ob und wie sie neuen Sauerteig in das von einem Mandschu beherrschte Kaiserreich tragen werden und ob dieser weit um sich greift, läßt sich heute noch nicht entscheiden. Aber so viel ist gewiß: China und Japan sind in die Geschichte hineingedrängt worden, Europa und Nordamerika haben ihnen eine historische Rolle aufgezwungen.

Der ehemals spanischen Colonien an der Südsee habe ich schon erwähnt. Nur allein Chile ist lebensfähig; dieser Staat hat am willigsten den Fremden Eingang und Zulaß gewährt, und hauptsächlich durch deren Betriebsamkeit gelangt er zur Blüthe. Seine Handelsbewegung beläuft sich jährlich auf etwa 35 bis 40 Millionen Thaler, und er wird seine Bedeutung noch steigern, wenn er einst als das südlichste Passageland zwischen beiden Oceanen da steht. In Chile sattelt die große Cordillere bis auf einige tausend Fuß ein, und erlaubt den Bau eines Schienenweges von der Mündung des patagonischen Rio Negro zu den pacifischen Küsten.

Wie wird einst der Contact so verschiedener Völker und Racen wirken, welche gegenseitigen Einfluß auf einander üben, nachdem der lebhafte Verkehr sich einige Jahrhunderte hindurch fortgesetzt hat! Diese Südseeländer bringen die Erzeugnisse aller Himmelsstriche in den Welthandel, und liefern auch die wichtigsten tropischen Stapelwaaren. Sie geben Zucker und Kaffee ab, Indigo und Cacao, Guano und Fieberrinde, Thee und Baumwolle, Tabak und Gewürze, Gold, Silber und Kupfer, Zinn und Blei, Sandelholz und Cocosöl, Wolle und Häute, Perlen und Holothurien, Pfeilwurz und Reis, Flachs und Pelzwerk, Walfischthran und Holz, und auch an den schwarzen Diamanten, den Kohlen, haben sie keinen Mangel. Ein stets anwachsender Verkehr ist ihnen gesichert. Und für die Culturentwickelung bleibt es von großer Bedeutung, daß sie nirgends der Sclavenarbeit bedürfen und somit von der Negerplage befreit bleiben werden.

Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts lag die ganze Südsee in starrem Schlafe; jetzt ist sie erwacht und pulsirt mit frischem, gesundem, vollem Schlage. Sie ist in die Geschichte eingetreten, und mit Riesenschritten. Sie wird nach jeder Richtung hin von Schiffen aller Völker befahren; sie hat viele Stapelplätze für den Welthandel und steht mitten im großen Verkehr. Wo das Kängeruh weidete, brennt Gas, wo der Indianer seinem Feinde die Schädelhaut nahm, steht ein Universitätsgebäude, und den Platz des bluttriefenden Morai hat die Schule oder Kirche eingenommen. Aus Verbrecherhöhlen sind Staaten geworden; in der Wildniß haben Capitalen von 70 bis 100,000 Einwohnern sich erhoben, wie Melbourne, Sydney und San Francisco; Panama gewinnt neuen Aufschwung; überall ist man thätig mit Pflug und Axt, mit Dampf, Hammer und Säge. Europa setzt sich bei den Antipoden fort, aber in einer neuen Entwickelungsphase. Es hat ihnen seine Dampfmaschinen und seine Dampfschiffe, seine

Telegraphen und Eisenbahnen, seine Schauspiele und Pferderennen, seine wissenschaftlichen Vereine und Schulen, seine Künste und Zeitungen, seine Literaturen, Kirchen und politischen Einrichtungen gegeben, nebst einer Weltsprache.

Ich bin zu Ende. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Verhältnisse dieser pacifischen Welt, bedenken wir, wie gewaltig und rasch die Umwandlungen in derselben gleichsam unter unseren Augen von Statten gehen, dann können wir uns des Staunens nicht erwehren. Das Ganze erscheint wie ein Wunder aus tausend und eine Nacht.

Licht und Gesittung kam uns Europäern aus dem Osten; von unserm Erdtheil aus, vorzugsweise durch germanische Völker, sind sie über den atlantischen Ocean getragen worden. „Denn nach Westen zieht die Weltgeschichte.“ Diese Cultur befruchtet Amerika, ist tief ins Innere jenes Continentes eingedrungen, und hat dort auf Jahrtausende zu arbeiten. An den tüchtigen, freien und seemächtigen Germanen der alten wie der neuen Welt findet sie strebsame und unermüdliche Träger, welche die salzige Woge als einen Leiter für die Verbreitung der Gesittung und des Verkehrs benutzen. Das Banner derselben haben sie an den westlichen Gestaden Amerika's aufgepflanzt, und lassen es zugleich auch im Osten Asiens und in der Südsee flattern, wo sie auf vielen Eilanden lebensfähige Keime pflanzen. Die pacifischen Inseln und Gestadeländer erhalten frische Säfte und Kräfte zugleich aus Europa und Amerika, deren Völker in diesen schönen Regionen einander begegnen und gemeinschaftlich an einer neuen Phase geschichtlicher Entwickelung arbeiten, die freilich jetzt erst im Anbeginn ist. Aber so viel sehen wir schon heute, daß dort eine große und gewaltige Zukunft liegt. Gewiß paßt ein Ausspruch unsres Dichters auf die Südsee:

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Die afrikanische Republik Liberia

und die Farbigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Auch bei uns in Deutschland hat man neuerdings wieder die Fortschritte gerühmt, welche angeblich die schwarze Republik Liberia an der Guineaküste mache. Man sieht in ihr den Keim, aus welchem ein stattlicher Baum emporwachsen werde; man behauptet, daß von diesem Anfangspunkte die Negervölker aus sich selber heraus civilisirt werden können.

Es ist uns unmöglich dieser Ansicht beizutreten. Sie scheint uns aus einem völligen Verkennen der Eigenthümlichkeiten der Negerrace hervorzugehen, wir halten sie für unhistorisch; sie verstößt auch gegen die Gesetze der Menschenkunde und ist unpsychologisch. Gewiß verdient es alle Anerkennung, daß das Wohlwollen der Menschenfreunde die christliche Gesittung auch zu dem Samen Hams bringen möchte, welcher noch heute wie vor sechstausend Jahren körperlich und geistig von derselben Begabung ist, und seinen Fetisch anbetet. Es fragt sich nur, ob die Experimente, welche man seither in dieser Hinsicht anzustellen für gut fand, irgendwie gelungen sind, ob sie für die weitere Zukunft auf Gedeihen Anspruch machen können, oder ob die aufgewandten Bemühungen und Kosten nicht vergeblich sein werden.

Das letztere will uns leider am wahrscheinlichsten bedünken. Man wird fehl greifen, so lange man, aller Ethnognosie zuwider, den Neger für ein eben so entwickelungsfähiges Wesen betrachtet als den weißen Menschen, und demgemäß erwartet, man werde ihn religiös, staatlich, gesellschaftlich und intellectuell auf eine Culturstufe heben können, welche jener der weißen Europäer, oder selbst der ostasiatischen Mongolen, z. B. der Japaner und Chinesen, entspreche oder auch nur sich annähere. Die Culturvölker kaukasischen Stammes haben seit Jahrhunderten mit dem Neger in und außer Afrika die mannigfaltigsten Berührungen gehabt, man hat ihn getauft und unterrichtet, er hat in der Sklaverei und in der Freiheit gelebt, die Missionäre verschiedener Bekenntnisse haben sich bemüht ihn zu sittigen; aber es stellte sich immer und allemal auf der westlichen wie auf der östlichen Halbkugel heraus, daß die Ergebnisse auch der eifrigsten und nachhaltigsten Bemühungen nur sehr dürftig ausfielen; sobald man den Neger, gleichviel wo, wieder sich selbst überließ, erfolgte ein Rückschlag zur Barbarei. Man muß endlich begreifen, daß die angeborenen, auch psychisch anerzeugten, geradezu immanenten Eigenthümlichkeiten einer Menschenrace sich nicht willkürlich beseitigen, sondern höchstens künstlich und durch Zwang zurückdrängen lassen, und daß sie ihre natürliche Berechtigung stets dadurch geltend machen, indem sie wieder hervortreten, sobald der auferlegte Zwang schwindet. Man kann sie einigermaßen modificiren, aber nie völlig oder auch nur in erheblichem Maße entfernen; das usquo recurret, gilt auch von der specifischen Begabung und Anlage des Negers.

Allerdings lassen sich einzelne Individuen namhaft machen, welche durch sorgfältige Erziehung und guten Unterricht eine scheinbar eben so hohe Stufe der geistigen Ausbildung erreichten wie ein Europäer. Aber wenn man näher zusieht, wird man bald finden, wo die Grenzlinie sich befindet, über welche der Neger von ächtem Schrot und Korn nicht hinaus kann. Der

Neger ist nie in höherm Sinne erfinderisch, noch ist er es von Anbeginn der Tage je gewesen, seine ganze Naturanlage macht ihn eminent zu einem passiven Wesen, er sieht sich auch unter den günstigsten Verhältnissen darauf angewiesen, ein Proletarier in der Cultur zu bleiben. Auch hat er nie eine Geschichte gehabt; das schwarze Afrika ist unhistorisch, es hat stets nur vegetirt. In Westindien trat allerdings der Neger und der Mulatte in die Geschichte ein; seine Helden sind Toussaint Louverture, Dessalines, Soulouque! Auf Haiti ist er frei, d. h. kein Weißer bevormundet ihn; es giebt keinen schönern Fleck der Erde als jenes prächtige Eiland, das sein Eigen geworden ist; alles was die europäische Cultur bietet, liegt zu beliebiger Auswahl vor ihm. Aber ganz Hispaniola ist dem Verfall preisgegeben und verwildert, wie seine schwarzen Bewohner, die sich wieder dem Fetischdienst zuwenden und die nächtlichen Orgien des Vaudoux feiern. Es zeigt sich auch dort abermals, daß es dem Neger geht wie einer Pflanze, welche nicht gedeihen kann, sobald ihr die Spitze genommen wird. Wo er sich in seiner Weise und seinen Eigenthümlichkeiten gemäß auszubilden vermag, wird er es allemal mehr oder weniger in afrikanisch-barbarischer Weise thun. Sein Naturell schlägt durch, der ihm aufgezwungene Firniß von Civilisation fällt ab, seine zoologische und anthropologische Eigenthümlichkeit bringt sich wieder zu ihrem Rechte. Einzelne, wie bemerkt, erscheinen gewissermaßen als Ausnahme von der Regel. Da trat auf unseren Bühnen ein „schwarzer Roscius“ auf, Namens Ira Aldridge, den man als Muster für die geistige Entwickelungsfähigkeit der Neger aufstellt. Der Schreiber dieser Zeilen kennt Herrn Aldridge, hat sich vielfach mit ihm auch über die schwarze Frage unterhalten, und ihn als Menschen beobachtet. Seit dreißig Jahren agirt er auf der Bühne, in länger als einem Viertel-jahrhundert hat er es dahin gebracht, daß er 8, sage acht englische Rollen gelernt, eingeübt und gespielt hat, dazu noch

eine Rolle in einem Lustspiele, den Mingo, in Bickerstaffes Vorlegeschloß! Nun ist Aldridge ein Fulahmischling, gehört also einem Stamme an, welcher unter den schwarzen Afrikanern, neben den Mandingos, für den begabtesten gilt, und von seinem achten Lebensmonate bis zum reifen Mannesalter verweilte er in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er hat eine ganz europäische Schulbildung genossen. Rollen, in denen er eine wilde, grimmige Leidenschaft durchbrechen lassen kann, wie der Othello, gelingen ihm theilweise; aber schon für einen Shylock fehlt ihm alles innere Verständniß. Ich will den Mann nicht verkleinern, er leistet das mögliche, aber die Sphäre seines geistigen Vermögens ist eben eine solche, über welche auch der in seiner Weise höchstbegabte Neger nicht hinaus kann.

Man wird von Seite unserer Philanthropen wohl thun, das Dogma von der unbedingten Perfectibilität des gesammten Menschengeschlechts fallen zu lassen. Sobald es eine menschenfreundliche Speculation bleibt, mag allerdings nichts dagegen einzuwenden sein; aber der Wissenschaft gegenüber hält es nicht Stich, eben so wenig da, wo man es auf das praktische Leben anwandte, es hat vielmehr nicht selten böse Folgen gehabt, und ganz entsetzliche Nachtheile verursacht. Man braucht nur auf Westindien hinzuweisen, wo die Emancipation den Negern nichts nützt, die Weißen zu Grunde richtet und der Verwilderung und Verarmung Vorschub leistete. Es ist nicht unsere Absicht, gegenwärtig auf diese Fragen ausführlicher einzugehen, wir mußten aber das oben Gesagte vorausschicken, um den Standpunkt anzudeuten, den wir durch unsere Studien und Beobachtungen gewonnen haben. Er ist, wie man sieht, ein ganz anderer, als jener der Philanthropen und Missionsfreunde, welche beide so viele mißlungene Experimente zu beklagen haben, sich aber immer noch nicht abschrecken lassen, neue Versuche zu wagen, die allemal den Verlust von Geld und Leben im Gefolge haben, ohne erhebliche Resultate zu bringen. Von zehn

Mischlingen, [illegible]
[illegible]

Die Mischlinge [illegible] Weißen und Negern, der Mulatte [illegible]
[illegible]
[illegible] bereits
[illegible]
[illegible] Gesichts-
[illegible]
[illegible] Schwarzen oder Weißen, und
[illegible]
[illegible] Mulattinnen
[illegible] als wenn Kreuzung
[illegible] Diese
[illegible] ohne Grund
[illegible] Generationen
[illegible] zum Schwarzen
oder Weißen [illegible]. In keinem Falle wäre [illegible]
[illegible] eigentliche Mischlings-
[illegible]
Mischlingen ist [illegible] Erscheinung wahrgenommen
werden, [illegible] Typen,
[illegible]; es
[illegible]

nicht zu Kräften kommen lassen wolle, sie gewissermaßen in Abrede stelle und verläugne. Bis zum Quinteron hinab vermag ein geübtes Auge die Beimischung von Negerblut an einem Individuum auf den ersten Blick zu erkennen. Bemerkenswerth bleibt, daß alle diese Mischlinge von Mulatten bis zum Quinteron fast durchaus vom gelben Fieber ebensowohl verschont bleiben, wie der Neger selbst. Langjährige Beobachtungen in den Vereinigten Staaten lassen darüber keinen Zweifel.

Die Geschichte lehrt, daß die weißen und schwarzen Menschen nie und nirgends in gesellschaftlicher Gleichberechtigung mit und nebeneinander gelebt haben, wo auch der Gang der Dinge sie zusammengebracht habe; sie stoßen einander polarisch ab, und am schärfsten tritt dieser Gegensatz zwischen den germanischen Völkern und den Negern in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den englischen Colonien zu Tage. Je mehr Mischlinge, um so corrupter wird die Gesellschaft, und man sieht was aus den Creolen der romanischen Völker geworden ist, weil sie sich nicht das reine Blut zu erhalten wußten. Der Mulatte, das Kind von Weiß und Schwarz, von Licht und Schatten, ist beiden Urtypen widerwärtig, denen er doch sein Dasein verdankt, und diese instinctmäßige Abneigung erwidert er seinerseits mit ingrimmigem Hasse gegen Neger und Europäer. Die Vorgänge auf Haiti, die Metzeleien der Schwarzen gegen die Gelben, die Feindschaft zwischen Soulouque's Kaisergebiet und der Mulattenrepublik Dominica, versteht man nur dann richtig, wenn man diesen instinctiven Gegensatz kennt und in Anschlag bringt. Der Neger kann, wenn er muß, wohl ertragen, daß der Weiße sein Herr und Gebieter sei, aber nie wird er willig sein, dem Mulatten Einfluß auf sich zu gestatten oder gar ihn über sich regieren zu lassen. Wie und in welcher Weise beide Elemente von einander sich ausscheiden, sobald sie sich selber überlassen sind, dafür giebt abermals Sanct Domingo den Beweis.

Ich komme auf Liberia zurück. Die Colonie ist vor etwa vierzig Jahren gegründet worden, und hat ununterbrochen frischen Zuzug aus Nordamerika erhalten, wo die Colonisationsgesellschaften sich bemühen, möglichst viele freie Neger und Farbige nach der afrikanischen Urheimath hinüber zu schaffen. Was in der „Republik" an der Guineaküste an Gesittung, an Civilisation vorhanden ist, und das ist sehr wenig, erscheint dort als eine exotische Pflanze von amerikanischem Ursprung. Von einem Gewinn, den die Civilisation an eingebornen Afrikanern gemacht hätte, läßt sich auch heute, nach einem Versuche von beinahe einem halben Jahrhundert, noch nichts verspüren. Die Ansiedelung würde binnen wenigen Jahren verfallen, wenn einmal Zugang und Unterstützung aus Amerika ausbliebe. Gewiß giebt es unter den Colonisten auch respectable Leute, aber ihr wohlthätiger Einfluß auf die Gesellschaft, auf die große Mehrheit der schwarzen Republikaner, ist jedenfalls nur ein sehr begrenzter und beschränkter. Unsere Negrophilen täuschen sich völlig, wenn sie annehmen, daß die Schwarzen in Liberia sich auf eigenen Füßen zu erhalten vermöchten. Heute, nach so langer Zeit, treiben sie noch nicht so viel Ackerbau und Viehzucht, um sich selber alle nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, sie ziehen es vor, Fleisch und dergleichen sich aus Amerika schicken zu lassen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil besteht aus Mulatten; der vielbesprochene Gouverneur Roberts trägt nur ein Viertel Negerblut in sich, und man hat sehr unrecht, aus den Schriftstücken, welche dieser ehrgeizige Mischling vielfach veröffentlicht, nun auch zu folgern, daß Neger die sehr gewandt abgefaßten Actenstücke geschrieben hätten. Die angesehensten und rührigsten Liberianer sind Mischlinge; deshalb zeigt sich auch schon jetzt in dieser Mustercolonie an der Guineaküste ein ähnlicher Gegensatz wie auf Haiti, nur tritt er unter den dortigen Verhältnissen und Bedingungen, bei dem Einflusse, welche die zahlenden und mit Unterstützungen freigebigen Colonisationsgesellschaften üben,

nicht so schroff nach außen hervor. Aber er ist vorhanden, und wir werden weiter unten sehen, wie tief er bereits Liberia zerklüftet. Die Philanthropen sagen von solchen bedenklichen Symptomen nichts, wie sie denn auch, sicherlich manchmal ohne Wissen und Willen, sehr viele Unwahrheiten und Uebertreibungen in günstigem Sinne in die Welt schicken. Oft aber kann man nachweisen, daß sie mit Vorsatz nachtheilige Dinge verschweigen; und ferner ist es klar, daß die Mulatten Liberias geflissentlich Unwahrheiten behaupten, die der weniger Kundige dann für Wahrheit nimmt, und aus welchen natürlich nur falsche Folgerungen und Schlüsse gezogen werden können.

Ich finde in dem zu Baltimore erscheinenden „Maryland Colonisations-Journal" vom October 1852, Bd. VI. Nr. 17, den Bericht über eine zu Neu-York von Freunden Liberia's abgehaltene Versammlung, in welcher ein methodistischer Missionar, der Bruder des Präsidenten Roberts, und gleich diesem ein Mischling, sich ausführlich über die Verhältnisse der Ansiedelung verbreitet, leider nicht mit jenem Grade von Wahrheitsliebe, welcher auch besonders dem Geistlichen geziemt. Man hat auf seine Behauptungen hin gerade in Deutschland manches Irrige verbreitet; ich gehe deshalb näher darauf ein. Roberts schilderte die Bewohner von Liberia als ruhig, fleißig und ordnungsliebend, sie seien Gewerbs- und Handelsleute, Handwerker, Schneider, Schiffsbauern ꝛc. (von Ackerbauern redet er nicht); Handwerker bezögen 2 bis 2½ Dollars Tagelohn, die Eingebornen aber für ihre Arbeiten etwa einen halben Dollar. Der Preis des Grund und Bodens betrage von ½ bis 5 Dollars für den Acker; man fange an Baumwolle in beträchtlicher Menge zu bauen, ein Mann habe 2500 Pfund Zucker geerntet und im Jahr vorher 3000 Pfund. Einzelne Einwanderer besäßen eine Habe von 5 bis 10,000 Dollars. Reis koste der Scheffel einen Dollar, Orangen seien in solcher Menge vorhanden, daß man sich nur die Mühe zu geben

brauche, sie abzuflücken; an Weintrauben und werthvollen Hölzern sei Ueberfluß. Das Klima sei sehr gut, so gut und angenehm wie in Neu=York. Jede einzelne Ansiedelung habe eine Schule, einige hätten deren zwei oder drei, und sie würden alle trefflich geleitet und gut besucht. Das Klima in Liberia gefalle ihm, Roberts, besser, als das in seiner Heimath zu Petersburg in Virginien. Die Ansiedler seien im allgemeinen sehr zufrieden; man habe einmal eine Person gefragt, ob sie nicht nach Amerika zurückkehren wolle, sie habe aber entgegnet: das werde sie nicht thun und wenn auch der Präsident für sie ein Dampfschiff ausrüsten wolle.

Diese Angaben sind mehr oder weniger Schönfärberei. Der methodistische Missionar hebt nur die Ausnahmen hervor, und sagt kein Wort von dem, was in Liberia die Regel bildet. Ueber bedenkliche Dinge schlüpft er hinweg, und was er über das Klima sagt, ist geradezu erlogen, wie wir weiter unten sehen. In derselben Versammlung wurde ihm ein gedruckter Bericht mitgetheilt, den eine menschenfreundliche weiße Frau, die als Missionärin nach Liberia geschickt worden war, in der zu Cincinnati erscheinenden „Christian Preß" veröffentlichte. Sie hatte gehört, daß 1851 von Liberia aus Sklaven verschickt worden seien; sie meldet, daß viele emancipirte Sklaven dem bösen Klima erlegen seien und nicht minder durch Mangel an Nahrungsmitteln beeinträchtigt wurden. Eine presbyterianische Frau, die seit drei Jahren in Liberia lebt, bekräftigt folgende Thatsachen: 1) daß die Colonisten Sklaven halten, und der Präsident deren 30 bis 40 besitze; 2) daß man Sklaven von den Eingebornen für den Werth von 1 bis 5 Dollars per Kopf kaufen könne; 3) daß die Sklaven grausam behandelt würden; das Prügelwerkzeug bestehe in einer Menge von Lederssträngen, welche an den Enden harte Knoten haben; damit wird den Sklaven der nackte Rücken gepeitscht, oftmals so stark, bis das Fleisch in langen Streifen bloßliegt; 4) die Sklaven würden

sehr grausam behandelt; in der Kirche sind ihnen nicht einmal ordentliche Sitze verstattet, sie müssen sich auf den platten Boden setzen; 5) von 165 Einwanderern starben binnen sechs Wochen nach der Ankunft nicht weniger als 105.

Roberts erklärte alle diese Angaben kurzweg für falsch. Sklaven halte man nicht, schon die Verfassung verbiete dergleichen, sagte er. Das ist ganz richtig, wenn man sich an den Namen hält; in der Sache selbst werden aber die dienenden Eingebornen von den Colonisten allerdings wie Sklaven behandelt, und sie befinden sich in einer kläglichen Lage. Roberts, der Missionär, sagte wissentlich Unwahrheiten; in Betreff der 165 Einwanderer gestand derselbe Mann, der Liberia's Klima eben noch als so angenehm und gesund gepriesen hatte, dann doch zu, nur vierzig von ihnen seien in der angegebenen Zeit vom Klima hinweggerafft worden; wie viele demselben später erlagen, das verschwieg er*).

---

*) Es ist mir unbegreiflich, wie man auf die lügenhaften Behauptungen dieses Roberts in Deutschland nur den geringsten Werth legen mochte, da doch Zeugnisse unverdächtiger Beobachter vorhanden sind, in deren Wahrhaftigkeit Niemand einen Zweifel setzen kann. Als ich das Obige schrieb, hatte ich das Werk von Forbes über Dahomey noch nicht gelesen; dasselbe ist mir erst im Sommer 1858 zu Gesicht gekommen. Dieser englische Seeoffizier stellt Betrachtungen über den Sklavenhandel an und macht Vorschläge zur Abschaffung desselben. Er hat Jahrelang an der Westküste von Afrika gekreuzt, um Negerschiffe aufzubringen, und kennt alle Häfen jener Gegend. In Liberia, sagt er, herrsche allerdings Sklaverei, und man thue am besten, auf jede Gefahr hin, selbst auf jene der Vernichtung dieser angeblichen Republik, dort den Dingen eine andere Wendung zu geben. Er erklärt die schöngefärbten Berichte, durch welche man Europa irre führt, für unwahr und die Liberianer für jeder Theilnahme unwürdig. Hier sind seine eigenen Worte: — „In Liberia there is as much, if not more, domestic slavery, — that is the buying and selling of Gods image — as in the States of America. It is difficult, to

In derselben Nummer des genannten Journals finde ich einen Bericht über die Missionsthätigkeit der Presbyterianer an der westafrikanischen Küste vom Januar 1833 bis 1850. Von 29 Missionären und weiblichen Sendboten waren 12 in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft gestorben; alle übrigen mußten spätestens nach Verlauf einiger Jahre wegen völlig zerrütteter Gesundheit und weil sie am Rande des Grabes standen, zurückkehren. Das von Roberts äußerst günstig geschilderte Klima raffte so viele hinweg, sie erlagen entweder dem „afrikanischen Fieber" oder der „afrikanischen Dyssenterie"; oder auch sie „starben," „gingen ein zur ewigen Ruhe," „vollendeten ihre irdische Laufbahn," oder „kamen gebrochen zurück," alle, alle, so daß die Presbyterianer mehrmals Jahre lang auch nicht einen einzigen weißen Missionar an jener „pestilentialischen Küste" haben konnten. Es ist allemal anzunehmen, daß von 1000 Missionären 990 dem Klima erliegen oder mit völlig zerrütteter Gesundheit aus Afrika scheiden.

---

see the necessity or the justice of the negro, who escapes from slavery on one side, crossing the Atlantic to enslave his sable prototype on the other. Yet such is the case; and so long as it lasts, notwith standing the attractive reports that emanate from this new republic, it cannot be held as an example of future good, but, if possible, should be remodelled, even at the expense of internal revolution, or even total annihilation. I doubt if any benevolent christians in this country are aware, that the model republic is, in reality, a new name and form for slavery in enslaved Africa, and until the system be altered, totally undeserving of the high support and liberal charity it receives from the benevolence of Englishmen." Deutlicher und stärker kann man sich nicht aussprechen. Siehe: Dahomey and the Dahomans, being the journals of two Missions to the king of Dahomey and residence at his capital in the years 1849 and 1850. By Frederick E. Forbes, London 1851. Band 1, S. 148.

Diese nutzlose Menschenvergeudung läßt sich nicht verantworten; man bemüht sich daher seit einiger Zeit Schwarze oder Mulatten für das Missionsamt auszubilden. Von einem derselben liegt mir ein Bericht aus Monrovia, der Hauptstadt der „Republik“ vor; er ist vom 20. Junius 1854, und offenbar von einem wahrheitsliebenden Manne geschrieben, durch dessen Angaben die täuschenden Behauptungen des erwähnten Roberts in ihr richtiges Licht gestellt werden. Zunächst klagt der farbige Missionar, daß er schwer am Klimafieber zu leiden gehabt und mindestens zwanzig Pfund Fleisch verloren habe. Doch preise er sich glücklich, vom Fieber nicht so arg mitgenommen zu sein, wie fast allen geschehen sei, die ins Land kamen. „Das Fieber hat manche Aehnlichkeit mit jenen in den westlichen Staaten der Union, wirkt aber anders. Einige bekommen Fieberfrost erst nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Lande, andere vertreiben es durch mehrstündiges Transpiriren; etwa drei Procent der Ankömmlinge bleiben überhaupt von Krankheiten verschont. Manche gewöhnen sich bald an die afrikanische Kost, nämlich: Reis, Palmöl, Cassave, Pisang, dazu gesalzene Fische, gesalzenes Schweinefleisch, gesalzenes Ochsenfleisch, welches die Colonisations-Gesellschaft liefert.“ So träg also sind die Liberianer, daß sie noch nicht einmal Fleisch für den eigenen Bedarf erzeugen, und Gemüse eben so wenig, sondern sich von Nordamerika aus füttern lassen. Der farbige Missionar sagt: „Das ist aber nicht die Schuld der Colonisationsgesellschaft, sondern der Leute hier, die höchstens Gemüse für den eigenen Bedarf bauen und die Viehzucht den Eingebornen überlassen, und doch könnten sie Vieh in jeder beliebigen Menge züchten; jetzt leiden sie Mangel daran.“ Er kommt dann wieder auf die nachtheiligen Folgen des afrikanischen Fiebers, das unter den mannigfaltigsten Formen auftritt; manche Eingewanderte sind erst nach zwei, ja nach sechs Jahren acclimatisirt. Fremdes Schiffsvolk bleibt vom Fieber verschont, wenn es nur die Vor-

sich nicht versäumen, bei Nacht am Bord zu schlafen, und so die Einflüsse des Landwindes vermeiden. „Wer aber am Lande schläft und sich wieder nach Amerika einschifft, bevor er sich acclimatisirt hat, kann neun gegen eins wetten, daß er während der Ueberfahrt das Fieber bekommen und demselben erliegen wird.“

Der farbige Geistliche entwirft eine Skizze der gesellschaftlichen Verhältnisse in Liberia, wie sie ihm nach einer nur sechsmonatlichen Anwesenheit erschienen. „Die Gesellschaft zerfällt in drei Classen, nämlich die intelligente, respectable, begüterte und verfeinerte; die arme respectable arbeitende Classe, mit welcher in Folge der Umstände eine niedere Classe zusammenhängt, und zuletzt in die eingeborne Bevölkerung, welche aus verschiedenen Stämmen, z. B. Kongos, Ebos, Bies, Bessah, Goulah und anderen besteht. Die erste Classe kam meist arm, aber intelligent und respectabel ins Land, trieb Handel mit den Eingebornen und den Auswärtigen und wurde verhältnißmäßig wohlhabend. Sie ist sehr conservativ und hält zäh an ihren alten Rechten und ihren „alten Landmarken.“ Und vielleicht ist es ersprießlich für die junge Republick, daß dem so ist. Sie haben die Gewalt, alle unter ihnen stehenden Classen zu controliren; deßhalb fanden ehrgeizige Pläne und unbedachte Maßregeln keinen Boden; sie hätten Despotismus und Anarchie hervorrufen und das Land unter eine mächtige Fremdherrschaft bringen können. Die Freiheit hat in ihnen den Wunsch rege gemacht, den Geist auszubilden, und sie haben es in weiterm Umfang gethan, als unter dem Druck in Amerika der Fall gewesen sein würde. Aus dieser Classe wird die Regierung gewählt, sie hat alle einflußreichen Aemter inne, und sich einige Mühe gegeben, für dergleichen Stellungen geeignet zu sein. Sie fand keine Opposition, bis einige nördliche Eindringlinge hier eine Heimath suchten. Die neue Partei nennt sich die Anti-Administrationisten, und sie besteht aus einer Classe von

verschiedenen Leuten mit „verschiedenen Maaßregeln"; sie besitzen Talent und sind zum Theil wohlhabend. Ob sie aber umsichtige und zuverlässige Staatslenker sein werden, das wird sich erst noch ausweisen müssen. Ich meinerseits mische mich nicht in die Politik, aber die erstgenannte Classe scheint mir mehr Verbesserungs- und Fortschrittsgeist zu haben, als die andere. (Er will andeuten, daß sie Mulatten seien.) Daß diese andere zurückgeblieben, liegt vielleicht daran, weil sie sich unterdrückt fühlten und entmuthigt wurden (— von wem? —) und daß sie bis in die neueste Zeit hinein keinen Leiter und Führer hatten. Aber eine radicale Reform in allen Verwaltungszweigen, in Bezug auf Anlage von Straßen nach dem Innern, Hafen- und Stromarbeiten und überhaupt auf innere Verbesserungen ist so augenfällig und für das Wohlergehen des Gemeinwesens so dringend nothwendig, daß das Volk eine neue Verwaltung zu wählen entschlossen ist, wenn die bisherige ihrer Aufgabe sich nicht gewachsen zeigt." Man sieht, Logik ist nicht die starke Seite des farbigen Missionars.

Der farbige Geistliche äußert sich, wie man ferner sieht, recht vorsichtig, aber man kann zwischen den Zeilen lesen und erkennt, daß die Dinge folgendermaßen stehen: die Mulatten haben die Gewalt an sich gerissen, die Aemter sind in ihren Händen, sie haben aber eine nachlässige Verwaltung geführt, und nun hat sich eine Negeropposition gegen sie erhoben, an deren Spitze eingewanderte Schwarze aus Neu-England stehen. Der Geistliche hütet sich diesen verhängnißvollen Gegensatz der Farbe hervorzuheben; es läßt sich aber nicht verkennen, wie die Sachen eigentlich liegen. Die „Ladies" der ersten Classe in Liberia vergleicht er den Frauen der Mittelclasse in Amerika; ihr Englisch freilich sei nicht ganz correct und enthalte „ungenaue Phrasen, welche gewissen Classen in den südlichen Staaten eigenthümlich sind," d. h. sie reden das Nigger-Yankee-Englisch der Sklaven auf den südlichen Plantagen. Dadurch

geschehe indessen ihrer Anmuth kein Eintrag. „Die erste Classe bekennt sich durchgängig zur Religion.“ Und nun folgt ein classischer Vergleich, wie ihn nur ein Farbiger anstellen kann. „Diese Ansiedler gleichen darin — nämlich daß sie sich zu einer Religion bekennen — und in ihrer Moral, so weit einer darüber urtheilen kann, der nicht hinter der Scene steht, den ersten Ansiedlern von Neu-England, während dagegen die Behandlung, welche sie den Eingebornen angedeihen lassen und ihr Geiz und ihre Habsucht im Geschäftsverkehr allerdings mit Religion und Moral sich nicht vereinigen lassen.“ In Bezug auf geistige Bildung, Künste und Wissenschaften könne man, wird hinzugefügt, die erste Classe der Liberianer auch nicht gerade mit den puritanischen Pilgervätern zusammenstellen. Das glaubt man gern; aber wo bleibt nun überhaupt der Vergleich?

Es ist ganz richtig, daß die Neger und Farbigen, welche aus Amerika nach der Guineaküste hinübergeschafft werden, dort eine exotische Pflanze sind, wenn sie aber sich darüber beklagen, „daß sie ohne Capital seien und im Lande eigentlich nichts anzufangen wüßten,“ so darf man ihnen wohl verhalten, wie arm die Puritaner an die unfruchtbaren Küsten von Massachusetts kamen und wie sie durch Arbeit sich zum Wohlstand emporarbeiteten. Die Neger und Mulatten in Liberia leben in einem Lande, das wunderbar üppig ist, aber sie sind eben, und das liegt freilich in ihrer Natur, ohne Arbeitsdrang: sie sind träge von Hause aus, die Arbeit ist ihnen kein physisches Bedürfniß, sie betrachten dieselbe als eine Last, auch da wo sie frei sind, und es ist thöricht, gerade die Hauptursache zu verkennen, weshalb aus Negern und Mulatten nichts wird. Freilich werden sie in ihren bequemen Vorurtheilen durch weiße Philanthropen bestärkt; aber ohne frische Arbeitsthätigkeit haben Individuen, Völker und Racen nie eine höhere Gesittungsstufe erreicht. Daran vermag alle Declamation nichts zu ändern.

Die sogenannte mittlere Classe in Liberia muß etwas arbeiten um zu leben; sie zieht aber den Höker- und Kleinhandel, das Hausiren und Speculiren der soliden Arbeit vor. Wo der Acker Landes nicht viel über einen Gulden rheinisch kostet, wo die Orangen den Menschen in den Mund wachsen, wo der Boden keinen Dünger verlangt, da sollte man billig Früchte gewinnen. Was aber Liberia zur Ausfuhr bringt, ist auch heute noch gar nicht der Rede werth. Viele aus der Mittelclasse beschönigen ihr absolutes Nichtsthun damit, daß sie einmal das Klimafieber gehabt haben. Sie haben sich eine 6 bis 12 Fuß hohe Holzbarracke zusammengezimmert, und darin wohnen sie; andere bauten eine Schlammhütte, die keine 10 Dollars werth ist, und hausen darin ihr Leben lang; etwas Reis, Palmöl und Cassave ist hinreichend für die Bedürfnisse dieser Leute. Einige arbeiten für Taglohn, und diese haben dann wohl einen kleinen Garten, einiges Federvieh, etliche Schweine und behaarte Schafe. Aber unter beiden Classen findet man auch schon Individuen, welche der farbige Geistliche mit den berüchtigten Neu-Yorker Loafers vergleicht, also faullenzende Taugenichtse der schlimmsten Art. Trotz alledem bezeichnet er diese zweite Classe als „eine moralische, religiöse und friedliche Gemeinschaft!" Die Eingebornen nennt er eine interessante Classe, diese werde aber von den beiden andern Classen gar nicht als zu ihnen gehörend betrachtet. „Sie sind kein Bestandtheil des common people, sondern von jenen durch einen Kastenunterschied getrennt, der so groß ist wie jener, welcher in den Vereinigten Staaten die Farbigen von den Weißen scheidet. In manchen Fällen bildet die Kaste zwischen dem Afriko-Amerikaner und dem eingebornen Afrikaner eine so weite Kluft, wie sie nur zwischen einem Brahminen und einem Menschen niedrigster Kaste in Indien gedacht werden kann. Darin liegt ein großes Hinderniß, die Eingebornen zu civilisirten Menschen und zu Christen zu machen." Die eingebornen

[illegible] Lohn und kleiden sich [illegible] sie sitzen am [illegible], und thun [illegible] „Wenn ich sie aber [illegible] (farbigen) [illegible] und [illegible] hin [illegible] der [illegible] Die Eingeborenen [illegible] sie sind für [illegible] Beispiel, [illegible] alles aufhalten, [illegible] Die meisten arbeiten [illegible] und Reis begnügen.

„[illegible] völlig nackt [illegible], wenn es [illegible] und Sachsen [illegible], die sich [illegible]

Dieses [illegible] Zustände [illegible]

wir sie nicht für unrecht, sondern für ein nothwendiges Uebel!"

Das mag hinreichen, um die von den Philanthropen vielgepriesenen Zustände von Liberia, und die Neger und Mulatten, welche sich dort als Culturaristokraten gebärden, zu charakterisiren. Man wird sich wohl allmälig allerwärts davon überzeugen müssen, daß die Anlage dieser afrikanischen Colonien ein handgreiflicher Fehler war. Wir unsrerseits behaupten mit aller Zuversicht, daß aus ihnen allen nichts wird. Wo der Neger Halbsklaven findet, die für ihn arbeiten, spielt er den Herrn und wird ein Faullenzer nichtsnutzigster Art, wie in Liberia. Vielleicht wären die Experimente weniger ungünstig ausgefallen, wenn man die Ansiedelungen etwa am Amazonenstrom unternahm. Der nackten Wirklichkeit und den blanken Thatsachen gegenüber sollte man endlich aufhören mit salbungsvollen Redensarten sich selber zu täuschen, und obendrein das gutmüthige aber weniger unterrichtete Volk (Publicum) irre zu führen.

Die Sklaven und die freien Farbigen bilden in den Vereinigten Staaten ein wahres Kreuz, seitdem die hirnverbrannten Abolitionisten, die Beecher-Stowe-Onkel-Tom-Fanatiker, ihren gefährlichen Unfug in einem größern Umfange treiben und sich zu einer politischen Partei bilden, die in ihrem blinden Eifer keine Rücksicht kennt. Will nicht etwa Frau Stowe auch einmal einen Negerroman schreiben, der in Liberia spielt, die Nigger-Aristokratie in jenem dunkeln Erdreiche schildert und die Bedrückungen der wundgepeitschten Eingebornen darstellt? Der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor einer Reihe von Jahren die falsche Philanthropie und das grundverderbliche, geradezu frevelhafte Treiben der Negromanen und Abolitionisten streng verurtheilt. Dafür hat er manche Angriffe erfahren; aber ruhige und besonnene Schriftsteller, die Land und Leute kennen lernten, sprachen sich in ähnlichem Sinne aus. So der Graf

v. Görtz, und William Chambers in den „Things in Amerika," London und Edinburgh 1854, im letzten Capitel, wo er die Resultate seiner Beobachtungen zusammenfaßt. Chambers ist ein talentvoller, scharfsichtiger und bedächtiger Schotte, und vor allen Dingen ein ruhiger Beobachter und vorurtheilsfreier Beurtheiler, der entschieden jene Engländer tadelt, welche Nordamerika nach englischem Maaßstab und Vorurtheil messen. Seine Ansichten über die Sklavenfrage und die Abolitionisten verdienen mitgetheilt zu werden; unsrer Meinung zufolge sind sie zumeist vollkommen gesund.

Im Jahre 1850 lebten in den Vereinigten Saaten 3,204,345 Sklaven und 433,643 Farbige, die dem Namen nach frei sind, aber gesellschaftlich eine sehr niedrige Stufe einnehmen. Das Vorhandensein einer so zahlreichen Menge, welche an Farbe und Blut fremdartig ist, erscheint als ein großer und gefährlicher Uebelstand, der wohl ins Auge zu fassen ist, wenn man über die Zukunft der Republik eine unparteiische Ansicht sich bilden will. Zur Zeit der Revolution befanden sich in den einzelnen Staaten verhältnißmäßig wenige Sklaven, die während der Colonieverwaltung aus Afrika eingeführt waren. Washington und mit ihm manche andere hofften, daß mit der Zeit die Sklaverei ganz aufhören werde. Bekanntlich hat aber das Gegentheil stattgefunden. Viele Jahre lang ist wegen der Sklaverei zwischen den nördlichen und südlichen Staaten äußerst heftig gestritten worden, und mehr als einmal wurde der Kampf so erbittert, daß man von Zerstückelung der Union sprach. Für einen Ausländer ist es schwer, zu beurtheilen, wie viel davon ernsthaft gemeint, und wie viel lediglich ein Ausbruch von Verdruß ist. In Folge der Nebraskabill entstand im Norden abermals eine starke Aufregung, und glaubt man einem Theil der Presse, so hat endlich „die Sklaverei triumphirt und die Freiheit ist geknechtet." Aber bei allen Demonstrationen, mit welchen der Norden zu Gunsten der Freiheit keineswegs spar=

sam ist, sieht man nirgends, daß derselbe Anstalten trifft, um in den Sitten und Gebräuchen, durch welche die Personen afrikanischer Abstammung zu einer socialen Unterordnung herabgedrückt werden, seinerseits irgend welche Aenderung oder Milderung eintreten zu lassen. In allen Staaten, gleichviel ob sie Sklaven halten oder nicht, scheint es für eine ausgemachte Sache zu gelten, daß die Farbigen von Natur eine untergeordnete Race bilden und unter keinerlei Bedingung als den Weißen gleichgestellt erachtet werden können. Von commerciellen Rücksichten abgesehen, liegt diese Ansicht der Sklaverei in Amerika zu Grunde, und so würde denn die Frage mehr vom Standpunkte der Physiologie als der Politik und der Menschenfreundlichkeit zu untersuchen sein.

In Richmond in Virginien hatte ich eine Besprechung über die Sklaverei mit einem virginischen Herrn; er behauptete die Inferiorität der Neger und fügte hinzu, daß sie sich im Stande der Sklaverei weit glücklicher befänden, als wenn man sie frei ließe; deshalb sei auch Kauf und Verkauf von Negern ganz in der Ordnung. Alle Leute, mit denen ich in der Union über Racenunterschiede mich unterhielt, waren der Ansicht, daß der Neger in vielen Beziehungen ein untergeordnetes Wesen und sein Dasein in Amerika als eine Anomalie zu betrachten sei. Es mangle ihm an geistiger Energie und Voraussicht, er hänge an Flitter und Schnurrpfeifereien, habe bei der Arbeit keine Ausdauer, seine Neigungen seien vorwaltend thierischer Art. Auch wurde hinzugefügt, daß er, sich selbst überlassen, nicht mit dem irländischen Einwanderer, geschweige denn mit dem Angloamerikaner die Concurrenz bestehen könne. In der Sklaverei vermehre er sich in demselben Verhältniß wie der weiße Mensch, aber wenn er frei sei und dann sich den socialen Lastern weit mehr ausgesetzt sehe, bleibe seine Vermehrung um ein Drittel hinter jener der Weißen zurück. Manches von alledem war mir neu; ich fand mich aber nicht wenig über=

reicht, daß die Leute in den nördlichen Staaten, wo ich ein gutes Wort für die Unglücklichen einlegte, zwar von der Sklaverei nichts wissen wollten, aber vom Charakter der Neger eine keineswegs günstigere Meinung hegten, als ich im Süden gefunden hatte. In ganz Massachusetts, in den übrigen Staaten Neu-Englands, sodann in New-York, Pennsylvanien ꝛc. sind die Schwarzen von den Weißen streng abgeschieden. In allen Städten fand ich weiße und schwarze Schulen, weiße und schwarze Kirchen. Kein dunkelgefärbtes Kind darf eine weiße Schule besuchen. Das seiner Frömmigkeit und Philanthropie wegen hochgerühmte Boston hat die Einrichtung getroffen, daß alle farbigen Kinder ein und dieselbe Schule besuchen müssen, die für viele sehr entfernt liegt; sie wurde 1812 errichtet. In New-York sind neun Freischulen ausschließlich für farbige Kinder bestimmt; diese haben auch ein besonderes Waisenhaus; Providence in Rhode Island hat drei farbige Schulen; in Philadelphia sind ähnliche Verhältnisse. Man sagte mir, kein weißes Kind werde neben einem farbigen sitzen wollen; man bemerkte weiter, daß die farbigen Kinder, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht haben, nicht im Verhältniß zu den Weißen Fortschritte machen, ihr Geist sei unfähig über eine gewisse Grenze hinaus sich zu entwickeln. Was auch die Ursache sein möge, so viel wurde mir klar, daß schon in früher Jugend ein Widerstreben und eine Abneigung vorhanden ist, mit Leuten von Negerabkunft etwas gemein haben, und daß sie mit den Jahren zunimmt. Daraus entsteht dann ein eigenthümliches sociales Phänomen: wir sehen nämlich zwei Nationen, eine weiße und eine farbige, die innerhalb desselben politischen Kreises aufwachsen und doch nie gleichheitlich neben einander leben. In Europa, wo ein Neger nur gelegentlich als Curiosität auftaucht, kann man sich gar keine Vorstellung von der Abneigung machen, welche in den Vereinigten Staaten gegen farbige Personen obwaltet; mir will es [illegible]n, als ob sie sich bis zu einer vollendeten Monomanie

gesteigert habe. Eheliche Verbindung mit einer noch so schwach gefärbten Person, würde unvermeidlich den Verlust der Kaste nach sich ziehen, und für die gesellschaftliche Stellung und die Familienbande dieselben nachtheiligen Folgen haben, wie im System der Brahminen. In Neu-Orleans ereignete sich vor kurzem ein Vorfall, der bezeichnend ist. Es handelte sich vor Gericht um die Frage über reines Blut. Der Kläger, Georg Pandelly, ein in der guten Gesellschaft lebender Mann, hatte Herrn Victor Wiltz wegen Verläumdung belangt, denn Wiltz hatte behauptet, in Pandelly's Adern rolle ein Tröpfchen afrikanischen Blutes, sintemal eine seiner Urgroßmütter eine Mulattin „von afrikanischer Combination“ gewesen sei. Als der Anwalt des Klägers diesen Fall vor Gericht vortrug, war er über die Ungeheuerlichkeit einer solchen Beschuldigung dermaßen erregt, daß er in Thränen ausbrach! Er führte Zeugen vor, welche den Beweis lieferten, daß jene Ur-Ur-Großmutter nicht etwa eine Mulattin von afrikanischer, sondern von indianischer Abstammung gewesen sei. Dadurch wurde der verhängnißvollen Sache eine durchaus zufriedenstellende Wendung gegeben; die Geschworenen erklärten den Beklagten für schuldig, verurtheilten ihn jedoch nicht zu Schadenersatz. Pandelly hatte nun die Reinheit seines Blutes gerettet.

Chambers bemerkt weiter, und zwar ganz richtig, daß alle Bemühungen, den Süden zur Freigebung seiner Sklaven zu vermögen, vollkommen unnütz sind, so lange die Gesellschaft im Norden in dem Neger und dem Farbigen nicht einen mit dem Weißen vollkommen gleichberechtigten Menschen erblickt und ihn als solchen in allen Lebensverhältnissen behandelt. Dem Neger ist gerade auch in den freien Saaten durch unbeugsame und sorgfältig genährte Ansichten (der Schotte sagt Vorurtheile) all und jede Hoffnung abgeschnitten, sich je aus seiner erniedrigten Stellung erheben zu können; er ist von seiner Geburt an zu einer Art von Infamie verdammt. Man duldet ihn nicht ein-

nicht im Eisenbahnwagen neben dem Weißen, nicht in Schule und Kirche, nicht im Gasthause, gleichviel, welche Kleidung er trägt, und wie gebildet er auch sei; mit einem Worte, er wird überall vom Anfange seines Lebens bis zum Tode als Paria behandelt. Was kann da aus ihm werden? Das Wunder ist nur, daß diese Leute sich noch so gut aufführen, wie es der Fall ist, und daß sie Kleidung und Manieren civilisirter Leute annehmen. Ich muß sagen, daß die Amerikaner durch die Art und Weise, wie sie die farbigen Leute behandeln, sich ein schweres Vergehen zu Schulden kommen lassen, und ich kann nicht ohne Verwunderung daran denken, daß die so frommen und polirten Neu-Engländer [illegible] der Heuchelei anzuklagen sind. Sie [illegible] den Anderen; sie vergießen sie Thränen über die Leiden unglücklicher Helden und Heldinnen von dunkler Hautfarbe, in wohltönendsten Reden eifern sie gegen die grausame Sünde, welche es sich erlaubt, menschliche Wesen wie das Vieh zu behandeln; sie kennen kein Maaß in den Anklagen gegen die verworfenen, selbstsüchtigen, hartherzigen Pflanzer im Süden; sie geberden sich wie rasend und wie wahnsinnig, wenn flüchtige Sklaven verhaftet und ihrem Besitzer zurückerstattet werden. Diese selben Leute sind täglich von freigelassenen Sklaven oder deren Nachkommen, die oft eine gute Erziehung erhalten haben, umgeben, und doch schaudern sie vor ihnen zurück, als ob eine Berührung mit diesen Leuten sie verunreinige und besudele. Der bloße Gedanke, einen farbigen Menschen in ihr Haus zu laden und mit ihm an ein und demselben Tische zu essen, ist für sie so schrecklich wie der Tod.

So lange das Alles nicht hier und dort anders wird, [illegible] die schwarzen Bevölkerungen sich in einer falschen Lage, und [illegible] nur das [illegible], welche sie in der übrigen gemacht haben. Wenn diese Abolitionisten die Ueberzeugung haben, daß die [illegible] Menschen sind, so mögen sie der Welt einen Beweis [illegible] Aufrichtigkeit dadurch geben, daß sie alle gesellschaft-

lichen Uebereinkommnisse und gesetzlichen Verfügungen beseitigen, durch welche gegenwärtig in den freien Staaten die farbigen Leute vom Vollbürgerrechte ausgeschlossen sind, während man zugleich es nicht einmal angemessen erachtet, ihnen auch nur die gewöhnlichsten Höflichkeiten zu erzeigen. Ich wiederhole: So lange das nicht geschieht, ist das wilde Geschrei um Aufhebung der Sklaverei nur ein Hohn und Fallstrick. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge bleibt den Sklavenbesitzern auch noch die Ausrede, daß eine Emancipation — abgesehen davon, daß sie ohne praktischen Nutzen wäre — geradezu als eine Handlung der Grausamkeit gegen die Sklaven sich herausstellen würde; denn die Erziehung, welche die freien Farbigen erhalten, läßt sie ihre gesellschaftliche Herabwürdigung nur um so schmerzlicher empfinden, während das bei dem Sklaven nicht der Fall ist. Die Hauptfrage, um welche es sich hier handelt, ist die: was soll man mit den Sklaven anfangen, wenn sie freigegeben werden? Sollen sie als eine zahlreiche fremde Nation innerhalb des Gemeinwesens heranwachsen, gefährlich durch ihre Menge und doppelt gefährlich durch das Bewußtsein, daß ihnen Unrecht geschieht und durch die Leidenschaften, welche sie einmal zu Handlungen der Rache anstacheln kann?

Diese Frage ist wahrlich inhaltschwer genug, aber noch eine andere ist es nicht minder. Sollen sich die Sklaven in geometrischer Progression vermehren, soll ihre Zahl 1875 schon sechs, und Anno 1900 schon zwölf Millionen betragen, und so fort in alle Zukunft? Gewiß haben die Amerikaner nicht klug gehandelt, daß sie die Sklaverei auch im Westen sich ausdehnen ließen. Geht das so fort, dann werden die freien Staaten nur noch einen kleinen Fleck in dem großen Lande bilden. Hier handelt es sich um eine Sache, bei welcher die ganze civilisirte Welt betheiligt ist. Alle denkenden Menschen in Europa sehen mit athemloser Verwunderung dem Anwachsen der angelsächsischen Race zu, die nach vielleicht nicht gar langer

[illegible]

seien. Nach dem, was wir oben aus Liberia mitgetheilt haben, sieht man, daß jene Ansiedelung schwerlich jemals etwas Erhebliches wird leisten können. Man muß die Hoffnungen auf das allergeringste Minimum herabstimmen, denn die Guineaküste erscheint nicht einmal für Neger und Mulatten zur Ansiedelung geeignet, die wiederum nicht die Leute sind, welche Intelligenz und Arbeitsdrang genug hätten, um irgend etwas Gedeihliches zu schaffen, am allerwenigsten, wenn man sie sich selber überläßt und des Zwanges oder Gängelbandes der Weißen überhebt. Daran können die Wünsche der Frommen und der Philanthropen nun und nimmermehr etwas ändern, sie vermögen das nicht zu beseitigen, was von Natur aus immanent ist.

In Onkel Toms Urheimath.

Das schwarze Afrika zieht abermals aller Welt Blicke auf sich. Seit Jahrtausenden wissen wir Europäer von diesem ungegliederten Erdtheil, und doch ist uns auch heute noch so vieles von seinem Innern unbekannt geblieben! Zum Mittelmeer, welches die Nordküste dieses wunderreichen Continents bespült, fließt nur ein großer Strom, der altehrwürdige Nil, und auch er hat bis auf den heutigen Tag sein Haupt für uns verhüllt. Noch ist kein Forscher bis zu seinen Quellen vorgedrungen. Diese Wasserstraße liegt ohnehin am Ostrande. Die Mündungen des Niger kennen wir erst seit etwa zwanzig Jahren; den obern Lauf seit etwas längerer Zeit, über den mittlern hat uns Heinrich Barth Kunde gegeben, vor Livingstones Reise flatterte auf den Zambesi-Strömen Südost-Afrikas nie eine europäische Flagge. Afrika ist uns immer erst zur Hälfte genauer bekannt.

Aber nach und nach verschwindet das Dunkel; ein kühner Reisender nach dem andern trägt die Lichtfackel hinein und macht Eroberungen für die Wissenschaft und für den Handel. Unser Landsmann Heinrich Barth kehrte aus dem innern Sudan zurück, in welchem er beinahe sechs Jahre lang unter unglaublichen Mühseligkeiten und Beschwerden verweilte. Ihm ist ein für afrikanische Reisende seltenes Glück zu Theil geworden: —

es war ihm, gleich Livingstone, vergönnt, seine Heimat wieder zu sehen. Aber auch nur ihnen; Barth's Gefährten, Richardson und Overweg erlagen dem mörderischen Klima. Und wie lang ist die Reihe der Märtyrer vor ihm! Einer nach dem andern wagt sich muthig in die Wüste, auf die großen Ströme, in das Land der Schwarzen, und dann werden sie fast alle hinweggerafft durch die Waffen der Bewohner oder durch das Fieber. Seither war beinahe jede neue Nachricht aus dem innern Afrika zugleich eine Trauerbotschaft.

Wir sagten, daß Afrika ein ungegliederter Erdtheil sei. Man werfe einen Blick auf die Landkarte. Die Küste, ohne tiefe Meeresbuchten, bildet den schärfsten Gegensatz zu der mannigfaltigen Gestaltung Europas, das überall tief eingezackt ist. „Meer, Band zum Verkehr", sagt ein altes Wort; aber es ist nur dort wahr, wo der Ocean nicht auf viele Hunderte von Meilen ein Festland von dem übrigen trennt und wo tüchtige Seefahrer wohnen. Im Süden, Westen und Osten hat Afrika keine Nachbarn; seine schwarzen Bewohner zeigen fast nirgends Seefähigkeit und Seetüchtigkeit und haben sich nicht in das freie Weltmeer hinausgewagt; der Neger war nie ein oceanischer Schiffer, er kroch immer nur an der Küste hin und auch dann nicht auf weite Entfernungen. Er blieb in der Vereinzelung und deßhalb ein Barbar. Nur der Nordrand und das Nilthal bis zum abessinischen Hochlande hinauf sind mit fremden Völkern in steter Berührung gewesen; sie waren Kulturländer schon im Alterthum, und damals in weit höherm Grade als jetzt. Das Mittelmeer und der arabische Meerbusen, zwei große Verkehrs- und Handelsbahnen, machten jene Regionen zugänglich.

Vor der afrikanischen Küste liegen keine Haselungen und Eilandsfluren, auf welchen ein reges Kulturleben sich hätte entwickeln können, selbst wenn die Bewohner für ein solches geartet wären; der Continent streckt keine weiten Glieder aus, er ist

wie ein unbeholfener Rumpf. Eine große Insel liegt in seiner Nähe, Madagaskar, aber weitab und ohne Verkehr mit dem Festlande, gleich der kanarischen Gruppe und jener des grünen Vorgebirges. Was an Verbindung vorhanden war und ist, wurde dort überall von jeher durch Araber oder Europäer vermittelt.

Auch im Innern ist Afrika zumeist ungegliedert. Im Norden und Süden trennen breite Wüstengürtel das Gestadeland von den mittleren Regionen, und zu allen Zeiten war der Verkehr mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Das „Schiff der Wüste" kam erst vor zweitausend Jahren aus Asien nach Afrika; den Elephanten hat der Afrikaner wohl da und dort gezähmt, er hat es aber nicht verstanden, dieses Thier so nützlich zu machen wie der Hindu. Wüsten, Wälder und Ströme trennten ihn von seinen Nachbarn. Auch liegt Afrika zum größten Theil unter der heißen Zone; das Land bringt ziemlich dieselben Erzeugnisse zu beiden Seiten des Erdgleichers hervor; man fühlt kaum das Bedürfniß eines gegenseitigen großen Austausches im Innern, jeder Stamm besaß, was er nöthig hatte. Erst der Verkehr mit den Arabern und Europäern hat in dieser Beziehung Aenderungen hervorgerufen; aber sie waren unheilvoll. Was einige Aehnlichkeit mit Gesittung bei den Schwarzen im Innern hat, ist vorzugsweise durch die Mohammedaner in's Land gekommen.

Wir wollen hier die Streitfrage nicht erörtern, ob der Neger einer höhern intellectuellen Entwickelung fähig und im Stande sei, zu der geistigen Höhe sich emporzuschwingen, welche der weiße Menschenschlag, die sogenannte kaukasische Race, erreicht hat. Wer alle in Betracht kommenden Umstände ruhig und ohne Vorurtheil erwägt, wird sich schwerlich zu der Ansicht bekennen, daß die Neger als Gesammtmasse betrachtet, sich jemals zu der Stufe hinaufarbeiten können, auf welcher der weiße oder der weizengelbe (mongolische) Stamm stehen. Von

Anbeginn bis auf den heutigen Tag finden wir sie wesentlich barbarisch; so treten sie bereits auf den ältesten ägyptischen Denkmälern in die Erscheinung; so sind sie überall geblieben, gleichviel, in welche Umgebung man sie gebracht hat. Sie führen ein vorzugsweise animalisches Leben; ihr Nachahmungstrieb ist ungemein stark, aber eigenartig in ihnen ist ein Element der Barbarei, das allemal vorschlägt und wiederkehrt, sobald man sie sich selbst überläßt. Menschen bleiben die Neger darum doch, aber diese Menschen finden wir stets untergeordnet und ohne Ausnahme in passiven Verhältnissen, sobald und wo immer sie mit Leuten anderer Art in Berührung kommen. Selbst der nordamerikanische Indianer erkennt den Neger nicht als seines Gleichen an, sondern benützt ihn als Sklaven, in derselben Weise wie der Aegypter, der Maure, der Araber, der Europäer. Und in den Negerländern selbst steht weit über die Hälfte aller Menschen in Verhältnissen der Sklaverei.

Der Sklavenhandel, welchen europäische Völker vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage herab getrieben haben, ist grauenvoll und abscheulich. Aber das Loos der Neger in den amerikanischen Ländern war zu allen Zeiten ein goldenes gegenüber ihrem Schicksal in der afrikanischen Heimath. Die Europäer haben diesen Handel nicht etwa geschaffen oder hervorgerufen, er war vielmehr seit Anbeginn der Geschichte in jenem Erdtheil vorhanden. Nur gewann er größere Ausdehnung, als an den Küsten die Frage nach „schwarzer Waare" stärker wurde. Die Negerkönige fanden es seitdem statthaft, die Kriegsgefangenen nicht, nach altafrikanischem Brauch, zu schlachten, sondern zu verkaufen. Seitdem der Sklavenhandel in Guinea darniederliegt, hat das Morden wieder lustigen Fortgang. Bis vor etwa zehn Jahren wurden Kriegsgefangene aus dem östlichen Sudan auch nach Guinea verhandelt und dort nach Brasilien oder Cuba verkauft. Aber das südamerikanische

Kaiserreich darf, auf Englands Geheiß, keine Neger aus Afrika mehr importiren; deßhalb kommen jetzt keine Gefangenen aus Bornu oder Baghirmi oder Kano nach der Westküste. Die Raubzüge der Könige oder Sultane dauern aber nichtsdestoweniger immer fort. Und was ist nun das Schicksal der Gefangenen? Hören wir darüber unsern Landsmann Vogel.

Er schloß sich im März 1854 einem Raubzug an, welchen der Scheich von Kuka im Sultanat Bornu gegen das Volk von Musgo unternahm. Das Heer bestand aus etwa 20,000 Reitern und 15,000 Kameel- und Ochsentreibern. Die Musgos, einer so starken Uebermacht nicht gewachsen, hatten sich mit ihren Heeren hinter den Tuberi-See und in Moräste geflüchtet, wiewohl vergebens. Denn die feindlichen Reiter drangen hindurch und brachten als Beute etwa fünfzehnhundert Sklaven heim, lauter Weiber und Kinder unter zwölf Jahren; „denn die Männer wurden sämmtlich niedergemacht und jene, welche man etwa ins Lager schleppte, auf eine noch grausamere Art ermordert." Vom See Tuberi zog das Heer zum Flusse Schari, verwüstete unterwegs das Land weit und breit und steckte die Ortschaften in Brand. In wenig Stunden wurden dritthalbtausend Sklaven geraubt. Sechsunddreißig Gefangenen wurde mit schlechten Messern das linke Bein am Knie und der rechte Arm am Ellenbogen aufgeschnitten; so ließ man sie verbluten. Die übrigen Gefangenen blieben nackt im Wasser liegen; die Nächte waren kalt, es brachen Krankheiten aus, und von den viertausend Sklaven, welche auf jenem Raubzug erbeutet wurden, kamen nicht ganz fünfhundert in Kuka an.

Man schont in Afrika jetzt das Menschenleben weit weniger als früher, weil es nur einen geringern Geldwerth hat als damals, wo es noch lohnte, den Gefangenen an die Guineaküste zu schicken und zu verkaufen. Wir sind natürlich himmelweit entfernt, diesen Negerhandel über See zu loben, aber wir wollen darauf aufmerksam machen, daß die Sache zwei Seiten

hatte. In den Colonien ist der Sklave weit weniger schlimm daran als jeder beliebige Neger in Afrika. Man behandelt ihn gut, sobald er seine Trägheit besiegt; man schont ihn aus Eigennutz, denn er hat einen Geldwerth von eintausend bis zwölfhundert Thalern, und diese gehen verloren, sobald er stirbt. Alle von Reisenden in Afrika angetroffenen Neger, die einst in amerikanischer Sklaverei gewesen und dann zurückgekehrt waren, priesen die glücklichen Tage, welche sie zum Beispiel in Brasilien verlebt, und sehnten sich dorthin zurück. Und wer Land und Leute in Afrika kennt, findet einen solchen Wunsch sehr begreiflich.

Der Leser möge uns an die Guineaküste folgen. An der Hand zuverlässiger Gewährsmänner geleiten wir ihn an die Gold- und Sklavenküste, nördlich vom fünften Breitengrade, in jene Region, welche im Westen der Fluß Assini, im Osten der untere Lauf des Niger, im Norden das Konggebirge begrenzt. Er befindet sich dort recht eigentlich auf klassischem Negerboden, in den Königreichen Aschanti, Dahomey und Yarriba, und im Lande Benin.

Der Neger hat sich nirgends aus eigenem Antriebe zu einer Gesittungsstufe emporgearbeitet, durch die er aus der Barbarei herausgetreten wäre. Er hat aus eigenem Antriebe keine Buchstaben- oder Hieroglyphenschrift erfunden, er hat keine Götter, keine Heroen, kein Epos und keine Stammsagen; er besaß nie ein gegliedertes Staatswesen, er kennt weder Ritterlichkeit noch Bürgerthum, er hat nie eine Hierarchie oder einen eigentlichen Priesterstand gehabt; ihm fehlen Kunst und Architektur. Seine Städte bestehen in einer Masse wirr durcheinander liegender Hütten; sie sind von Lehmsteinmauern oder Dornenhecken umgeben, und selbst die rohe Pracht in den sogenannten Königspalästen ist der Fremde entlehnt; afrikanisch ist auch an ihnen nur das Abstoßende, Ekelhafte und Barbarische. Die Neger haben keine Geschichte.

Diese Bemerkungen gelten insbesondere auch von der obenerwähnten Region, die theils von oligarchischen Häuptlingen, theils von Königen beherrscht wird; die einen wie die anderen üben eine despotische Gewalt in einer so grauenhaften Weise, wie sie außer Afrika nirgends wieder vorkommt. Der Neger ist nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, aber er hat weder eigentliche Religion noch Grundsätze; er führt nicht ein intellectuelles, sondern wie schon bemerkt, ein mehr animalisches Leben, er überläßt sich seinem Instinkt und fröhnt seiner angeborenen Trägheit. Die verschiedenen Reisenden führen eine Menge einzelner Züge an, welche es außer Zweifel stellen, daß der Neger sich manchmal guten Wallungen hingiebt und dann auch umgänglich ist. Die Berichte der Missionäre freilich preisen die Neger als „gute, liebe Menschen,“ und bedauern nur, daß sie in blindem Heidenthum verstockt seien. Aber den Berichten der Missionäre darf man nur sehr bedingten Glauben beimessen. Diese Leute sind ganz gewiß voll glühenden Eifers für ihre Sache, aber sie haben nur selten ein so unbefangenes Urtheil, wie der vortreffliche und gelehrte Dr. Graul, Director der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig. Dieser machte Missionsreisen in Palästina und Indien, wo er lange verweilte. Was er, im vierten Bande seiner trefflichen Reise nach Ostindien, über die Missionsberichte aus dem Lande der Tamulen sagt, paßt auch vollständig auf jene, die von Zeit zu Zeit aus Afrika mitgetheilt werden. Die Missionäre täuschen sich oft selber, und dadurch auch die Missionsgesellschaften. Jene haben in Ostindien wie in Afrika seit hundert Jahren nur äußerst geringfügige Resultate erzielt, und man könnte fast behaupten, in den Negerländern seien mehr Missionäre gestorben, als Schwarze bekehrt worden. Mit Wasser getauft hat man allerdings einige Tausende, aber sobald man auf das Wesen des Christenthums eingeht, verhält der Neger in Afrika sich sehr

spröde, während er in Nordamerika schon vermöge seines Nachahmungstriebes ganz so kirchlich ist, wie die Weißen.

Wir sagten das hier, um kund zu geben, weßhalb wir auf die Missionsberichte keine besondere Bedeutung legen können, sondern uns mehr an die von unbefangenen Beobachtern mitgetheilten Thatsachen halten. Während jene den Charakter des Negers oft in rosenfarbenes Licht stellen, sagt der Schotte Duncan, der in den Jahren 1845 und 1846 von der Sklavenküste in's Innere reiste, man werde selten irren, wenn man den ersten besten Neger für einen Spitzbuben halte. Er äußert ferner, es fehle dem Neger in seiner eigenen Familie an Mitgefühl und Dankbarkeit. Daß Väter ihre Kinder freiwillig verkaufen, kommt alljährlich tausend- und abertausendmal vor.

Norris besuchte 1774 den Hof des Königs von Dahomey, er stimmt mit Duncan, 1846, und Forbes und Beeroft, die vor zehn Jahren in der Residenz desselben Monarchen verweilten, in seinen Schilderungen durchaus überein. Im Reiche Dahomey haben die Eltern gar kein Eigenthumsrecht auf ihre Kinder, denn diese gehören alle dem Könige. Schon in früher Jugend werden sie den Müttern weggenommen und in weit entlegene Dörfer vertheilt. Dort bleiben sie, bis der König sie sich zueignet, und es ist nur geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals von ihren Eltern wieder erkannt werden. Der König will nicht, daß Verwandtschaften und Verbindungen statt finden, die seiner unumschränkten Macht nachtheilig werden könnten. Es giebt kaum väterliche Zärtlichkeit und kindliche Liebe. „Anstatt das natürliche Gefühl für ihre Kinder zu unterhalten, bemühen sich die Mütter vielmehr, dasselbe zu unterdrücken, weil sie wissen, daß dasselbe gekränkt wird, sobald nur ihre Kinder so alt sind, daß man sie von ihnen nehmen kann."

Duncan hatte einen Diener, einen freien Mann, aus Sierra Leone mit nach Abome, der Hauptstadt von Dahomey,

genommen. Um einige Gemüse einkaufen zu lassen, schickte er ihn auf den Markt mit einem Manne, der die Waaren tragen sollte, „denn diese schwarzen Herren, befreite Sklaven, sind zu stolz, sich mit dergleichen zu belästigen." Auf dem Markte erkannte er seine alte Mutter wieder. Sie erschien am nächsten Tage, um ihren Sohn zu sprechen. Duncan fragte, warum der Diener sie ihm nicht vorstelle; er gestand, er habe sich geschämt, weil sie alt und schlecht gekleidet sei. Der Sohn war vor ungefähr zwanzig Jahren im Lande Annagu auf einem Raubzuge gefangen genommen, vom Volke des Königs von Badagry nach der Küste geschafft und auf ein brasilianisches Sklavenschiff gebracht worden. Von dort war er nach Sierra Leone zurückgekehrt; seinen Geburtsort kannte er nicht. Vor etwa sechs Jahren führte der König von Dahomey Krieg mit den Annagus und machte viele Gefangene, unter welchen auch die Mutter und mehrere Verwandte jenes Dieners sich befanden. Sie wurde auf eines der königlichen Landhäuser gebracht, wo sie Sklavendienste versah und gut behandelt wurde. Sie war nach Abome gekommen und traf dort zufällig ihren Sohn. Der schottische Reisende erzählt: „Dieses seltsame Wiederfinden erregte meine lebhafte Theilnahme, während es von den Betheiligten selber nur wie ein ganz gewöhnliches Ereigniß betrachtet zu werden schien. So traurig steht es in diesen Sklavenländern mit den edleren Gefühlen der Menschennatur. Ich fragte meinen Diener, ob er wünsche, daß seine Mutter ihre Freiheit und Erlaubniß erhalte, mit ihm nach Whydah, seinem damaligen Wohnorte zu gehen, und er schien mir im ersten Augenblick für dieses Anerbieten dankbar zu sein. Als aber seine Mutter nach einigen Tagen wiederkam und ich mich erbot, ihr und ihrer Tochter beim König die Freiheit auszuwirken, begann er zu zögern und berechnete die Kosten, welche ihm dann erwachsen würden. Sie konnten höchstens einen halben Penny betragen, aber auch dieses Opfer war zu groß für ihn. Er

sagte: seine Verwandten schienen sich in ihrer jetzigen Lage ganz wohl zu befinden und thäten daher am Besten, dort zu bleiben, wo sie wären!“

Viele Reisende meinen, es gebe gar keine Mittel, aus einem Neger in Guinea einen wahrhaft rechtschaffenen Menschen zu machen. So lange namentlich der Küstenbewohner durch Diebstahl oder irgend eine andere Weise sich ernähren kann, wird er nimmermehr zur Arbeit zu bewegen sein. Freiwillig arbeitet der Neger nichts, was über das Allernothwendigste hinausgeht. Faulheit aber ist die Mutter der Barbarei. Selbst in der Colonie Liberia, von welcher mit Unrecht so viel Rühmens gemacht wird, die aber keineswegs gedeiht, wird nichts gearbeitet. Die aus Amerika dorthin gebrachten freien Neger und Mulatten haben es bequem gefunden, Sklaverei einzuführen. Sie vermeiden freilich den Namen, aber die Sache ist vorhanden.

Ueberall wälzt der Neger die Arbeit auf die Frauen. Je mehr er deren besitzt, um so mehr Arbeiterinnen hat er. Die Vielweiberei ist allgemein; das Weib ist eine Waare, welche der Mann kauft. Doch hat er selten mehr als zwanzig, nur die Könige machen eine Ausnahme. Daß in Europa sogar Fürsten sich mit einer Gattin begnügen, erscheint den Negerkönigen unglaublich oder lächerlich. Der König von Yarriba sagte zu Clapperton, er habe so viele Frauen, daß sie die Grenzen seines Landes umschließen würden, wenn sie einander die Hände reichten. Der König von Aschanti darf 3333 Frauen heirathen, und diese wählt er sich nach Gutdünken aus den Mädchen oder Wittwen des ganzen Landes. Alljährlich wird eine Aushebung mannbarer Mädchen veranstaltet; man bringt sie nach der Hauptstadt Kumassi und stellt sie dort dem Könige vor. Dieser rangirt aus seinen bisherigen Frauen eine beliebige Anzahl aus und wählt dafür neue. Der König von Dahomey ist an keine Zahl gebunden, denn ihm gehören von Rechtswegen alle



Frauen und Mädchen im Lande; es ist lediglich eine Gnade, wenn er anderen Männern ein Weib oder mehrere Frauen gestattet. Das Verfahren ist afrikanisch genug. Wer eine Frau begehrt, wendet sich bittweise an die schwarze Majestät, dem er zugleich all sein Hab und Gut zur Verfügung stellt; dabei liegt er zu des Königs Füßen. Zum Zeichen des Wohlwollens speit dieser ihn an, und je reichlicher das geschieht, um so größer ist die Huld. Manchmal scherzt Seine Majestät. Es ist zum Beispiel vorgekommen, daß er einem Heirathslustigen seine eigene Mutter oder Großmutter zur Frau gab. Wir erzählen das dem deutschen Missionar Halleur nach und setzen in diesen Bericht kein Mißtrauen.

Die Frauen arbeiten, der Mann liegt dem süßen Nichtsthun ob. Das neugeborene Kind wird abgethan, wenn es schwächlich ist; bei Zwillingen gleichen Geschlechts wird das schwächste, bei solchen verschiedenen Geschlechts, das Mädchen getödtet. Die Art und Weise, den Kindern das Lebenslicht auszublasen, ist wieder eigenthümlich; man bläst dem Neugeborenen feingestoßenen Pfeffer in die Nase; daran erstickt es. Der Mann kann seine Frauen und Kinder nach Belieben verkaufen, und Duncan hebt ausdrücklich hervor, daß man in den Familien selten eine Spur von Aehnlichkeit oder verwandtschaftliche Zuneigung entdecken könne. „Es ist wirklich eine Wohlthat für jene unglücklichen Geschöpfe, daß ihnen von der Natur jene edleren und wärmeren Gefühle versagt sind, die in der Brust ihrer weißen Mitmenschen wohnen. Man kann entschieden behaupten, daß sich die meisten Afrikaner für einen guten Preis um Vieles leichter von ihren Kindern trennen, als ein Europäer von einem Lieblingshunde. Mit Erstaunen habe ich oftmals beobachtet, wie schnell die neu eingefangenen Sklaven ihre Lage und ihre Leiden vergessen. Sobald ihnen eine Mahlzeit vorgesetzt wird, scheint all ihr Kummer verschwunden zu sein." — Beiläufig sei hier bemerkt, daß die Negerin ihr Kind

nicht in den Armen trägt, sondern auf dem Rücken oder auf den Hüften. Es sitzt in einem halbmondförmigen Polster oder Sattel, das fest um den Leib über die Hüften geschnürt wird, während der Oberkörper des Kindes mit einem Streifen Baumwollenzeug an den Körper der Mutter gebunden wird; die letztere trägt ungehindert durch ihr Kind schwere Lasten auf dem Kopfe.

Ein Neger, welcher mit einem andern in Streit geräth, giebt seinem Gegner nicht etwa einen Schlag oder eine Ohrfeige, sondern er rennt mit gesenktem Kopfe gegen ihn ein, ungefähr so, wie Ziegen und Schafe einander zu Leibe gehen. Das junge Volk trägt bis zur Mannbarkeit keine anderen Kleider, als jene „Schattentracht des heißen Sonnenstrahls," welche Mutter Natur ihm verlieh. In den Wohnungen liegen die Insassen durcheinander, „wie Ferkel auf dem Boden."

Aber auf gewisse Förmlichkeiten hält der Neger; er hat Amtszeichen, Amtswürde, man kann sogar sagen, daß er seine Art von Ordenszeichen habe, nur trägt er sie nicht im Knopfloche. Die Männer scheeren sich, je nach Amt und Würde, einen Theil des Kopfhaares ab, denn jedes Amt wird durch eine bestimmte Art das Haar zu tragen bezeichnet. Des Königs Stuhlträger scheert die rechte Seite des Hauptes kahl, der Waffenträger die linke, des Königs Bettmacher die rechte Vorderseite und die linke Hinterseite; der Großwürdenträger, welcher den König wäscht, hat die rechte Hinterseite und die linke Vorderseite geschoren. Außer diesen Großkreuzen und Kommandeuren giebt es noch andere hohe Rangstufen, z. B. jene des Schlüsselträgers; er scheert das Haar hinten ganz ab, von einem Ohr bis zum andern. Einer der wichtigsten Männer im Staate mit ausgezeichnetem Rang ist der Scharfrichter; er muß sich den ganzen vordern Theil des Kopfhaars abrasiren. Was von Haar stehen bleibt, wird bei allen diesen Beamten in kleine Zöpfe zusammengedreht. Ein freier Mann, wenn der Ausdruck

Dieses Privilegium hat auch seine praktische Seite, denn solch ein Stuhlbesitzer kann von einem Nichtstuhlbesitzer alles verlangen, und der letztere muß, bei Todesstrafe, jenem willfahren. Die Rangfolge wird streng nach der Höhe des Stuhles abgemessen.

Wir wenden uns von Dingen, die man theilweise für lächerlich halten kann, zu afrikanischen Erscheinungen, welche das Gepräge des Schauderhaften tragen und den Menschenfreund mit tiefer Betrübniß erfüllen.

Das ganze Land ist eine große Sklavenhöhle; Sklaverei ist die Regel, Nichtsklaverei die Ausnahme. Der Beherrscher des Landes verfügt unbedingt über Gut und Leben aller Einwohner, sie sind sein eigen, er schaltet willkührlich. Das Weib ist Sklavin des Mannes, der zudem noch männliche Sklaven in Menge hält. Der Sklave ist ja Werthmesser, die Waare, nach der man andere Waaren berechnet oder abschätzt, und Jedermann ist mehr oder weniger Sklave. Das Haupt der Familie verfügt nicht nur ganz nach Belieben über seine eigenen Weiber und Kinder, sondern zugleich über seine Seitenverwandten; auch sie sind sein Eigenthum, und er mag sie verkaufen, verpfänden, weggeben, ganz wie es ihm gut dünkt. Wer auf dem „Familienstuhl" sitzt, hat die Gewalt. Er soll eigentlich Beschützer aller seiner Angehörigen sein, und manchmal rebelliren sie gegen ihn, setzten ihn wohl gar ab; aber sein Recht, jene zu verkaufen, bleibt unbestritten. Demnach ist jeder Bewohner der Goldküste eine Waare, ein verkäuflicher Artikel, denn auch das Familienhaupt kann vom Könige verhandelt werden. Für einen freien Mann gilt jeder, der nie einem Andern gedient, welcher seiner Verwandtschaft nicht angehört. Je mehr Sklaven der Neger besitzt, für um so reicher gilt er; und es ist schon deßhalb erklärlich, daß er möglichst viele Sklaven zu erwerben sucht; Fleisch und Blut sind in jenem schwarzen Lande so gut wie Geld; man kann sich damit alles verschaffen. Ja

der Sklave hat noch Untersklaven, die ihm gehorchen und mittelbar auch Sklaven des Sklavenbesitzers sind. Unter den verschiedenen Stämmen wüthet ein Krieg aller gegen alle; einer gehorcht dem andern nur aus Zwang. Jedes Volk ist Feind seiner Nachbarn und Niemand kann friedliche Zustände auch nur für den nächsten Tag verbürgen.

Schon allein das sogenannte Panyarren kann zeigen, wie roh und wild die Zustände sind. Ein Mann, A., der zum Beispiel in Cape Coast Castle wohnt, hat an B. in Accra eine Forderung, die, gleichviel weßhalb, nicht befriedigt wird. Nun legt A. sich auf die Lauer; er erfährt, daß ein beiden Theilen wildfremder, aber aus Accra gebürtiger Mann, C., nach Cape Coast Castle gekommen ist, um dort seinen eigenen Geschäften nachzugehen. Sogleich nimmt A. diesen Mann fest, und giebt ihn nicht eher los, als bis B. seine Schuld bezahlt hat. Die Verwandten des mit Beschlagbelegten panyarrten C. halten sich nämlich an die Familie B. und zwingen diese, dem A. gerecht zu werden. Diese eigenthümliche Art der Wiedervergeltung geht sehr stark im Schwang, und ist Landessitte. Man sieht auf den ersten Blick, zu welchen Uebelständen und zahllosen Verwickelungen ein solches Panyarren führen muß; manchmal werden so viele Familien hineingezogen, daß man gar nicht mehr weiß, wie die Dinge zu entwirren sind.

Die häusliche Sklaverei ist nicht streng; Sklav und Herr stehen ganz auf derselben Stufe der Barbarei, und in ihrem Bildungsgrade ist kein Unterschied. Leute ein und desselben Stammes pflegen einander mit Wohlwollen zu behandeln. Anders gestaltet sich das Verhältniß, sobald Herr und Sklave verschiedenen Völkern angehören. Afrikanische Könige verkaufen zwar auch ihre eigenen Unterthanen; sobald aber diese nicht mehr ausreichen, muß das Nachbarland aushelfen. Die Sklavenjagden, welche der ägyptische Satrap Mohamed Ali in dem Lande der Schwarzen am obern Nil veranstaltete, sind

bekannt und oftmals geschildert worden. Der König von Dahomey geht, wenn er Bedarf an Sklaven hat, und das ist alljährlich der Fall, in folgender Art zu Werke:

Unter irgend einem Vorwande, woran es niemals mangelt, beginnt er Krieg und zieht in's Feld. Seine Kundschafter erspähen, wo und wie ein Angriff Erfolg verspricht. Es soll irgend eine Stadt überrumpelt werden; der Feind rückt bei Nacht und Nebel heran und stürmt vor Tagesanbruch. Die Wohnorte sind gewöhnlich von sechs bis acht Ellen hohen Verschanzungen umgeben, die aus dornigem Reisig bestehen; aber für die weiblichen Krieger von Dahomey bilden sie kein Hinderniß. Der Ort wird genommen und das Morden und Einfangen beginnt unter den Einwohnern, die im Schlafe liegen und vielleicht erst durch das wilde Geheul des Feindes oder das Prasseln der Flammen erweckt werden. Wer Widerstand leistet, wird abgeschlachtet, man schneidet ihm den Kopf ab und zieht die Schädelhaut herunter. Sklaven und Skalpe werden dem König eingehändigt, der dafür den Ueberbringern Kaurimuscheln zahlt, welche bekanntlich in jenem Theile Afrika's statt der Münze dienen. Eine dieser Muscheln darf der Soldat, welcher Beute abgeliefert hat, am Schaft seiner Flinte befestigen. Das ist die Kriegsmedaille der Neger von Dahomey. Der Krieger weiß auf seinem Gewehre eine dicke Lage geronnenen Schädelblutes zu befestigen, und in diese Kruste drückt er die Kaurimuschel hinein; jene wird hart und trocken. Der Schaft an mancher Flinte ist ganz mit Kauri's bedeckt, obwohl für jeden Schädel nur eine einzige ertheilt ward. Diese Auszeichnungen erregen die Eifersucht Derer, welche noch kein Ordenszeichen aufzuweisen haben, und die Folge ist, daß bei jedem Angriff nur noch unbarmherziger gemordet wird. — Besonders die weiblichen Soldaten sind nach dergleichen Auszeichnungen noch weit lüsterner, als die männlichen Krieger. Die Letzteren spielen im Reiche Dahomey

bei weitem nicht die hervorragende Rolle, wie achttausend Amazonen; sie bilden die Leibwache des Königs und den wichtigsten Bestandtheil seiner Streitmacht. Alle Reisenden, welche seit achtzig Jahren das Hoflager des Barbaren-Monarchen besucht haben, stimmen darin überein, daß diese weiblichen Soldaten sich durch Muth, Gewandtheit in Führung der Waffen und leider auch durch wilde Grausamkeit vor den Männern auszeichnen. In der Schlacht machen allemal sie den ersten Angriff, und wenn es gilt einen Platz zu erstürmen, sind sie stets voran. Auch bei den Paraden und Prunkfesten, welche der König häufig veranstaltet, nehmen sie eine hervorragende Stellung ein. Als er eine große Feierlichkeit angeordnet hatte, um dem Reisenden Duncan einen hohen Begriff von seiner Macht zu geben, durfte die weibliche Garde nicht fehlen. Sie zog aus verschiedenen Stadttheilen Abomes heran und stellte sich vor dem Palaste auf, Musik voran. Ausgehöhlte Baumklötze, die mit Ochsen- oder Schafhaut überzogen waren, dienten den Spielleuten als Trommeln; in das dumpfe Getöse schrillten die gellenden Töne der Pfeifen hinein. Nach einigen Schwenkungen lagerten sich die Amazonen und kauerten nieder. Als aber das Zeichen gegeben wurde, vor dem Könige zu erscheinen, sprangen sie alle auf und passirten die Musterung. Die weiblichen Offiziere traten vor den General hin, fielen auf die Kniee und bewarfen sich Kopf und Körper mit Staub. Darauf wurden jene Kriegerinnen, welche sich während des letzten Raubzuges ausgezeichnet hatten, vor der Front belobt und belohnt. Das ganze Regiment stimmte einen Gesang zu des Königs Preis an. Nach Beendigung desselben ist es jeder einzelnen Amazone erlaubt, aus Reih und Glied zu treten und dem König ihre Treue zu erklären. Zuletzt sinken alle auf die Kniee, setzen den Gewehrkolben auf den Boden, lehnen den Lauf an die Schulter, scharren Staub zusammen und überschütten sich damit. Die meisten haben den Kopf kahl

geschoren bis auf einen kokardenartigen Haarbüschel, Andere rasiren das Haar nur 2 Zoll breit von der Stirn nach dem Hinterkopfe zu. Nach beendigter Parade laufen alle fort.

Diese Kriegerinnen von Dahomey tragen einen blau und weißgestreiften Rock von Baumwollenzeug; er hat aber, damit die Arme frei bewegt werden können, keine Aermel. Kurze Beinkleider reichen bis unter die Kniee, und ein Gürtel dient statt der Patrontasche; er wird mit zwanzig Patronen gefüllt. Das Pulver befindet sich in einer ledernen Kapsel und wird ohne Pfropfen in den Lauf geschüttet; auch die Kugeln gleiten nur locker hinab, von einem sichern Schuß kann demnach keine Rede sein.

Als Duncan in Abome war, ließ der König an einem Tage sechstausend Kriegerinnen aufmarschiren. Unter ihnen befand sich als Staatsoffizier eine seiner angesehensten Frauen, welche über alle seine anderen Gemahlinnen den Oberbefehl hatte. Am nächsten Tage dauerten die Festlichkeiten noch fort, es erschienen noch siebenzehnhundert andere Amazonen, alle in vollständiger Marschordnung und mit Lebensmitteln versehen, so daß sie ohne Weiteres hätten in's Feld rücken können. Voran zog die Musikbande. Die Trommel wird auf dem Kopfe getragen, und der Trommelschläger geht hinter dem Träger. An der Trommel, welche diesem Regimente angehörte, hingen zwölf Menschenschädel. Die Proviantträgerinnen haben große Flaschenkürbisse auf dem Kopfe, die mit gekochten Speisen angefüllt sind. Chef jenes Regimentes war der oberste Scharfrichter; es führte sieben Standarten, deren Spitzen mit Menschenschädeln versehen waren.

„Nach diesem Aufzuge führte man mich auf einen großen unebenen Platz, wo einige Haufen von grünem, dornigem Strauchwerk lagen. Sie waren mit den gefährlichsten Stacheln gleichsam gespickt, standen in einer Reihe und nahmen eine Fläche von sechshundert Ellen ein; der enge Zwischenraum,

[illegible] war [illegible] hinreichend, daß man die [illegible] bestimmten Haufen [illegible] unterscheiden konnte. Sie waren ungefähr siebenzig [illegible]. Bei näherer Untersuchung [illegible] mit unbekleideten [illegible] Dornen und [illegible]. Hinter diesen Haufen waren [illegible] Eilen große Hürden [illegible] Fuß hohen [illegible] Schiff an ein= [illegible]

[illegible]

[illegible]

Menschenschädel aufgestellt sind. „Als wir dem Markte näher kamen, erblickte ich einen Menschen, der in aufrechter Stellung an einem Pfahle befestigt war und auf dem Kopfe einen Korb trug, den er mit beiden Händen zu halten schien. Etwas weiter sah ich zwei andere Männer schon in Verwesung; sie waren mit den Füßen an einer dicken Stange befestigt, welche horizontal auf zwei hohen Pfählen lag. Die Arme baumelten abwärts, und aus einiger Entfernung hätte man diese zusammengeschrumpften Leichen für große Schafe oder Ziegen halten können; sie befanden sich seit länger als zwei Monaten dort. Auf der andern Seite des Marktes hingen in gleicher Weise noch zwei andere menschliche Körper, die man jedoch verstümmelt hatte. Sie sollten unerlaubten Umgang mit einigen der vielen tausend Frauen des Königs gehabt haben; dafür waren sie mit Knütteln todtgeschlagen und dann verstümmelt worden."

Oft hält der König Sitzung vor dem Palaste unter einem großen Sonnenschirm. Wer vor ihm erscheint, muß sich der Länge nach zu Boden werfen, beide Seiten des Gesichts im Staube reiben und darauf den Boden küssen. Nachher muß der mit dem Anblick der Majestät Begnadete knieen, dabei sich völlig mit Staub überschütten und insbesondere die Arme bis an die Schulter mit Staub reiben. Die Soldaten, auch wenn sie unter den Waffen stehen, haben dieselben Förmlichkeiten zu beobachten. Der König trank mit Duncan die Gesundheit der Königin von England in Champagnerwein aus einem Menschenschädel! So oft er den Becher an den Mund setzt, wird sein Gesicht bedeckt; man hält ihm nämlich Tücher vor, denn kein Unterthan ist würdig, mit anzusehen, wie der König trinkt. Aber er muß ihm dabei Heil zurufen, die Musketen werden abgefeuert und die wilde Musik rauscht.

Der Residenzpalast hat vor dem Haupthofe zwei neunzig Ellen lange und fast ebenso breite Vorhöfe, der Haupthof ist auf drei Seiten von langen Hütten umschlossen, die vierte

Seite besteht in einer mit Schädeln verzierten Mauer aus Lehmsteinen. Der Palast selbst zerfällt in verschiedene Wohnungen, alle auf ebener Erde. Der Vorderseite entlang läuft ein niedriger Säulengang; vor der in der Mitte befindlichen Thüre liegt der schwarze König auf hochrothem, goldverbrämtem Teppich, gewöhnlich von einem reichverzierten Baldachin überschattet. Etwa fünfzehn Schritte entfernt von diesem Ruhelager, und zwar gerade gegenüber, sind, in gleichseitigem Dreieck und in Zwischenräumen von drei Fuß, menschliche Schädel aufgestellt. Bei Audienzen prangt auch eine große Kalebasse, in welcher mehrere Schädel ausgezeichneter feindlicher Krieger liegen; und auf einem niedrigen Schemel befindet sich ein silberner Schädel, welchen der König von einem Portugiesen hat verfertigen lassen. Auf sieben bunten, vor dem König aufgepflanzten Standarten gewahrt man ebenso viele Schädel von Kabesirs, das heißt höheren Gemeindebeamten. Noch nicht genug. Neben dem Monarchen stehen große Spazierstöcke; an dem obern Ende derselben ist ein Schädel befestigt und zwar so, daß der Stab hindurch geht und einen etwa sieben Zoll langen Griff bildet. Diese Stöcke sind beim Ceremoniell unumgänglich nöthig. Wenn der König Europäern Audienz giebt, dann pflegt er zu tanzen. Dabei tritt er auf den freien Platz hinaus, wo die Schädel stehen und beginnt einen Tanz, der in „elephantenartigen" Bewegungen der Hüften und Schultern besteht. Etwa eine Minute lag drehet er sich in dieser Weise, ergreift dann einen der Schädelstöcke und springt unter den drei am Boden liegenden Köpfen umher. Nach diesem Tanze zündet er eine Cigarre an, schlägt seine Arme übereinander, lehnt seine Brust an den Schädel des Stabes und nimmt eine Miene äußerster Gleichgültigkeit an.

Europäern wird bei solchen Gelegenheiten das Ehrenamt eines Scharfrichters angeboten, denn ohne Hinrichtungen geht es nicht ab. Der Scharfrichter war des Königs Premierminister.

Wir wollen die grausenhafte Barbarei, mit welcher die Exekution von vier Männern vorgenommen wurde, nicht näher schildern, müssen aber einen Umstand hervorheben, welcher bezeichnend für Land und Leute ist. Ein alter Neger stand bereit, um in einer kleinen Kalebasse von jedem Geköpften das Blut aufzufangen, und warm, wie es aus den Adern kam, floß es in seine Gurgel hinab!

Menschenfresser im eigentlichen Sinne kann man die Neger von Dahomey nicht nennen; aber sie tragen kein Bedenken, bei öffentlichen Feierlichkeiten einen zum Opfer auserkornen Menschen zu verzehren. Die Neger aus Bonny fressen alle Bewohner aus Audony, so vieler sie irgend habhaft werden können und umgekehrt. Die Menschenopfer hat der gegenwärtige König von Dahomey ein Wenig beschränkt, aber seine Vorfahren tränkten die Gräber ihrer Ahnen mit Menschenblut, und Forbes, der 1849 am Hoflager zu Abome sich aufhielt, bemerkt ausdrücklich, daß sie auch jetzt noch zu den orthodoxen Religionsgebräuchen gehören. Während seiner Anwesenheit wurden zehn Gefangene von Rang gebunden und durch die Stadt geführt; an verschiedenen Punkten mußten sie tanzen und wurden endlich vor den Augen des europäischen Gastes feierlich geschlachtet.

Gleich nach der Geburt werden an der Gold- und Sklavenküste manche Kinder dem König oder dem Fetisch geweiht. Sie sind unverletzlich, arbeiten niemals, thun was sie wollen, und Niemand darf ihnen bei Todesstrafe irgend etwas verweigern. Aber von Denen, welche dem Fetisch angehören, opfert man alljährlich einige, und die dem Könige Geweihten werden nach dessen Tode geschlachtet. In Bonny weihen sich junge Mädchen freiwillig und erhalten dadurch Gewalt über alles Eigenthum ihrer Landsleute. Aber alljährlich wird eins dieser Mädchen auf einen Sessel gebunden, in Sammet und Seide gekleidet und so in's Wasser geworfen,

damit Haifische oder Alligatoren es verschlingen. So wird der Gott des Wassers versöhnt oder günstig gestimmt; er läßt dann, glaubt man, viele Schiffe kommen und macht den Handel blühend. Angesehenen Männern werden bei der Leichenfeierlichkeit Sklaven und Frauen „zur Begleitung mitgegeben," das heißt, man opfert sie am Grabe. Wir haben schon gesagt, daß der Hauptreichthum des Negers in Sklaven besteht; er liebt auf Erden ein zahlloses Gefolge, und will ein solches auch in der andern Welt haben.

Und wenn ein König stirbt, dann wollen die Menschenopfer gar kein Ende nehmen. Als der Aschanti-König Ossai Kwamina seine grauenvolle Laufbahn beschlossen hatte, wurden zwölf Wochen hinter einander am Todestage die Leichenfeierlichkeiten wiederholt, und zwölf Mal zweihundert Menschen geopfert. Als während des Krieges, welchen die Engländer gegen die Aschanti's führten, des Königs Bruder starb, wurden nicht weniger als viertausend Menschen an seinem Grabe hingemordet.

Vor nun etwa zwölf Jahren starb die Königin Mutter von Aschanti. Der Deutsche Halleur, welcher sieben Jahre im Lande war, berichtet: „Sogleich wurden mehrere junge Mädchen getödtet, damit die Verstorbene Bedienung habe. Noch an demselben Tage mußten vierhundert andere ihr Leben lassen und sechs Wochen hindurch fielen jeden Morgen und jeden Abend zwei Unglückliche als Opfer der Frömmigkeit. Mit Recht trägt das Land den Namen Hakeldama, das heißt Blutfeld, denn der Boden wird überreichlich mit Menschenblut getränkt. Außer den offiziell dargebrachten Sklavenopfern fallen noch hundert andere unter den Streichen der schwärmerischen Verwandten. Diese stürmen im Land umher und tödten in frommem Eifer Jeden, der ihnen begegnet. Dann wagt Niemand das Haus zu verlassen. Ja, es kommt vor, daß sie sich gegenseitig tödten, wenn sie Niemand anders finden, an dem

sie ihre heilige Wuth auslassen können. Man bekommt das Morden nicht etwa satt, denn die Zahl der Diener muß vollzählig erhalten werden, und da in der andern Welt Einige in Ungnade fallen könnten, so werden fort und fort an jedem Morgen zwei Opfer geschlachtet, um die etwa verringerte Zahl wieder zu ergänzen. Außerdem kommt es oft vor, daß der lebende König seinen Vorfahren in der andern Welt Botschaften zu senden hat, und je nach der Wichtigkeit des Auftrages werden dann mehrere Boten geschickt. Man schneidet ihnen den Hals ab, nachdem sie die zu überbringende Kunde erfahren haben. In Kumassi, der Hauptstadt des Aschantireiches, ist ein Ort, der nie von Menschenblut trocken werden darf."

Alle die grauenvollen Barbareien entsprechen vollkommen den wilden und wüsten Ansichten, welche der Guinea-Neger in religiöser Beziehung hat. Ihm erscheint die ganze materielle Welt als eine beseelte Masse, die ihn mit tausend Augen überwacht und ihn unaufhörlich beunruhigt. Von diesem Standpunkte aus muß man das Fetischwesen betrachten. Dasselbe übt auf den Neger einen unbegrenzten Einfluß, steht aber noch tief unter der Götzendienerei asiatischer oder amerikanischer Völker; dasselbe erscheint durchaus roh, fast ohne alle spirituelle Zuthat. Es ist möglich, daß sie irgend eine Vorstellung von einem höchsten Wesen besitzen, man kann aber nicht sagen, daß sie ein solches verehren. Sie nehmen an, daß eine höhere Macht sich um die Menschen bekümmere, und zum Nutzen derselben, die Eigenschaften der Gottheit (falls es erlaubt ist, sich dieser Ausdrücke zu bedienen), auf eine Menge beseelter und unbeseelter Gegenstände übertragen habe, und daß diese höhere Macht den Menschen bei der Wahl des Gegenstandes lenke, welchen er verehren will. Dieser letztere wird nun Suman oder Fetisch, der Götze dessen, welcher ihn sich erkoren hat. Er ist ein Klotz, ein Stein, Baum, Fluß, See, eine Schlange, ein Alligator, ein Bündel Lumpen oder irgend ein anderer Gegenstand,

gleichviel welcher. Zu diesem Gotte nimmt der Neger unter allen Umständen seine Zuflucht, opfert ihm Palmwein und Rum, Oel und Getreide, Geflügel und Schafe, und bestreicht ihn mit Opferblut. Dabei bittet er den Fetisch, er möge ihm gnädig sein und seine Wünsche erfüllen. Die Verehrung wird lediglich und allein dem Baum, dem Klotz, der Schlange ꝛc. dargebracht; jeder Gedanke an ein höheres Wesen ist dabei ausgeschlossen. Der Fetisch giebt seinem Anbeter Inspirationen. Aber die Verehrung steht in gar keiner Beziehung zu dem Gegenstande, um welchen der Anbeter fleht. Er erbittet zum Beispiel Gesundheit für ein krankes Kind, oder den Tod für einen Feind. Was geschieht, damit der Fetisch ihn erhöre? Der Anbeter hängt Lumpen in einen Baum, oder steckt ein lebendiges Huhn auf einen Pfahl, welchen er in der Erde befestigt, oder legt geflochtene Weidenruthen vor sein Haus. Der Eingebung, welche er von seinem Fetisch erhält, folgt er.

Der Suman ist im Lande der Fanti-Neger, Fetisch des Individuums; Familien oder ganze Städte haben außerdem ihren Bussam, der zuweilen keinen Repräsentanten in der stofflichen Welt hat, wohl aber einen Sofu, einen Priester, welcher ihm dient. Im gewöhnlichen Verlauf des alltäglichen Lebens begnügt sich jeder mit seinem Suman, bei großem Mißgeschick nimmt man aber zum Sofu seine Zuflucht, weil man diesem mehr Einsicht und Einfluß zutraut. Damit seine Bemühungen nicht ohne Wirkung bleiben, händigt man ihm Opfergaben ein. Und bei allgemeinen Nöthen, zum Beispiel bei Dürre oder ansteckenden Krankheiten, wendet man sich durch Vermittelung der Priester an einem im Rufe stehenden Bussam. Die Sofu wissen die günstigen Gelegenheiten zu ihrem Vortheil zu benutzen, gehen geheimnißvoll und feierlich zu Werke und geben ihre Orakel in solcher Weise, daß sie einer doppelten Auslegung fähig sind. Hilft die Bitte nicht, so liegt die Schuld keineswegs an dem Bussam; es wird angedeutet, daß die Opfer-

gaben nicht reichlich genug ausgefallen seien. Dann wird der Eifer verdoppelt, und schwindet am Ende das Mißgeschick, so hat allein der Bussam die Ehre.

Der Neger begnügt sich aber selten mit einem Fetisch, sondern hat deren mehrere; er wechselt auch, wenn sie ihm nicht länger zusagen. Sehr häufig lassen Glieder einer Familie sich vom Sofu einen Fetischtrank eingeben. Dabei erklärt der Priester, sein Bussam habe ihm befohlen, daß kein Mitglied der Familie fortan gewisse Speisen genießen dürfe, und dieser Befehl ist bindend. So darf das eine Mitglied kein Huhn essen, das andere kein Ei, das dritte keine Milch genießen, und so weiter. An einen großen bösen Geist, einen Teufel, glauben sie nicht, wohl aber an eine Menge böser Genien, die umherschwärmen, um dem Menschen allerlei Leid zuzufügen. Sie bringen Krankheiten und anderes Mißgeschick ins Haus, und man giebt sich Mühe sie günstig zu stimmen. Die Unsterblichkeit der Seele ist für den heidnischen Neger ein viel zu abstrakter Begriff, er nimmt aber an, daß im Menschen ein Geist lebe, welcher den Tod überdauere. Dieser Geist bleibt in der Nähe der Stätte, wo der Körper begraben wurde; er weiß, was unter den Menschen vorgeht, und hat Einfluß auf ihr Geschick. Aus diesem Glauben erklärt sich die Verehrung des Geistes abgeschiedener Verwandten, zu deren Grabe man pilgert, um Opfer darzubringen. Ihre Vorstellungen von einem zukünftigen Leben sind wirr und voll von Widersprüchen; sie nehmen an, daß der Abgeschiedene in demselben irdischer Dinge bedürfe. Deshalb legen sie ihm Kleinodien in's Grab und opfern Sklaven.

Die Sofu oder Priester bilden eine weitverzweigte Genossenschaft, deren Mitglieder in Einverständniß handeln, um das Volk auszubeuten. Sie haben Boten, durch welche sie einander Nachrichten zukommen lassen, und der Neger, welchen sie auf schamlose Art betrügen, hält sie für beinahe allwissend. Denn es setzt ihn in Erstaunen, daß der Sofu, an welchen

er sich in irgend einer Angelegenheit wendet, schon von der Sache, die vorgetragen werden soll, unterrichtet ist. Zu Mankassim, im Fantilande, hat der große Nationalfetisch Brasso fünf Priester, die gleichsam eine höchste Instanz bilden. Sie verkündigen ihre Orakel in tiefem Waldesdunkel. Auch giebt es Fetischpriesterinnen, welche bei den Prozessionen und Tänzen eine Hauptrolle spielen. Sie rasen in frommer Begeisterung wie Mänaden, geberden sich wie toll, schreien entsetzlich, um den Schall der Fetischtrommeln zu übertäuben, und geben sich in ihrer Aufregung den abscheulichsten Ausschweifungen hin. Schon ihr äußerer Aufzug hat etwas zurückstoßendes. Eine Oberfetischpriesterin trägt eine aus Binsen geflochtene Kopfbedeckung, am Halse hängen Zauberamulette, das Ordenskleid besteht in einem dicken Rocke aus Grashalmen, der vermittelst eines Gürtels zugebunden wird. Vor der Stirn hat die schwarze Priesterin den Schädel einer Ziege oder eines Widders befestigt, und in jeder Hand trägt sie einen plumpen Stab. Mit beiden Stöcken schlägt sie den Takt zu ihrem Tanze, und ihr Körper ist weiß bemalt.

Ein Lieblingsfetisch ist die Schlange. In Abome werden dergleichen Kriechthiere in besondern Häusern gefüttert und aufbewahrt. Manchmal verlassen sie die Wohnung und entschlüpfen auf die Gassen. Wer einer solchen Schlange ansichtig wird, hebt sie auf; alle Vorübergehenden beweisen ihr Verehrung, werfen sich zu Boden, schütten Staub auf das Haupt und bitten, daß ihr Leib mit dem Thiere bestrichen werde. Der Schlangen-Kultus ist den Negern tief ins Wesen gewachsen. Wenn sie in Amerika schon längst die übrigen Fetische vergessen haben und für Christen gelten wollen, bleiben sie insgeheim doch der geliebten Schlange getreu. Es fehlt nicht viel, daß dieselbe auf Haiti wieder zur öffentlichen Verehrung gelangt. Kaiser Faustin Soulouque ist ihr eifrig zugethan; sein Thron enthält einen Kasten, in welchem eine aus Congo herüberge-

brachte Schlange aufbewahrt wird, und bei den Festlichkeiten, welche der Geheimbund des Vaudou (Wodu) bei Vollmond im Walde veranstaltet, spielt eine Fetischschlange die Hauptrolle.

Genug! Wir haben ein schaudervolles Gemälde abgerollt; aber es enthält keine Uebertreibungen. Gewiß herrscht nicht überall in den Negerländern eine so wüste Wirthschaft, aber trostlos genug sieht es überall in ihnen aus. Der Mohammedanismus hat dort, wohin er gedrungen ist, also ziemlich überall im Norden des zwölften Breitengrades, manche Aenderung bewirkt, aber die afrikanische Barbarei bleibt, wenn sie auch unter dem Einflusse des Islam andere Formen annimmt. Das Christenthum hat bis auf diesen Tag nur geringe und oberflächliche Einwirkung geübt, und ist ohnehin nirgends bis ins Innere der eigentlichen Negerländer eingedrungen. Man darf die Bewohner derselben niemals sich selber überlassen, wenn sie nicht flugs wieder in die ihnen so naturwüchsige Barbarei zurück versinken sollen. Sanguinischen Hoffnungen wird sich in Bezug auf die Sittigung Afrikas Niemand hingeben, der Land und Leute einigermaßen kennt.

Man vergleiche die Lage der Sklaven in Amerika mit jener der Neger in Afrika. Dort wie hier sind sie Hörige; aber in der neuen Welt hält man sie zum Christenthum und zur Arbeit an, sie stehen unter dem Zwange des Herrn, der sie nährt und kleidet, aber nicht mehr unter dem Zwange des Fetisches. Der Träge wird wohl mit Schlägen zur Arbeit angehalten, aber er wird nicht mehr geschlachtet oder gemartert. Man kann alle Sklaverei aus der Welt hinweg wünschen und wird doch zugeben müssen, daß Sklaverei in Amerika gegenüber dem Negerleben in Afrika sich verhält wie Licht und Schatten. Auf Ham's schwarzen Söhnen lastet von Anbeginn ein schweres Geschick. Von dem Tage an, da wir sie in die Geschichte eintreten sehen, sind sie Sklaven, kein anderer Stamm hat sie jemals als ebenbürtig gelten lassen wollen. Man muß das tief beklagen, aber

die Thatsache steht fest. Es giebt zwischen dem Neger und den übrigen großen Menschenstämmen eine tief in der Menschennatur wurzelnde Unverträglichkeit, die in allen Erdtheilen und in allen Jahrhunderten zu Tage tritt. Professor Burmeister in Halle, der den Neger in Brasilien gründlich studirte, hat das Warum trefflich erörtert. Der Philanthropie steht ohne Zweifel vollkommen das Recht zu, den Neger seines Schicksals wegen zu bemitleiden; wenn sie aber bis zum Fanatismus ausschweift und Lüge und Unsittlichkeit zu Bundesgenossen nimmt, dann hat sie allen Anspruch auf Nachsicht verwirkt. Da machte vor ein paar Jahren das Buch eines puritanischen Frauenzimmers aus Nordamerika großes Aufsehen und preßte empfindsamen Gemüthern Ströme von Thränen aus. Wie sehr betrügt Frau Beecher Stowe mit ihrem Onkel Tom die gutmüthigen und weichherzigen Seelen! Ihr Werk ist durch und durch unsittlich, und auf das Loos der Sklaven in den Vereinigten Staaten hat es einen unheilvollen Einfluß geübt. Vielleicht sind die Grausamkeiten, welche in Onkel Tom's Hütte berichtet werden, vereinzelt einmal da und dort vorgekommen; aber die blind fanatische Schriftstellerin hat daraus ein literarisches Monstrum zusammengeballt, und in eine verhängnißvolle Frage die giftigste Bitterkeit gebracht. Wenn sie sich einmal näher in Onkel Tom's Urheimath umgesehen hätte!

Dresden, Druck von C. Blochmann & Sohn.

